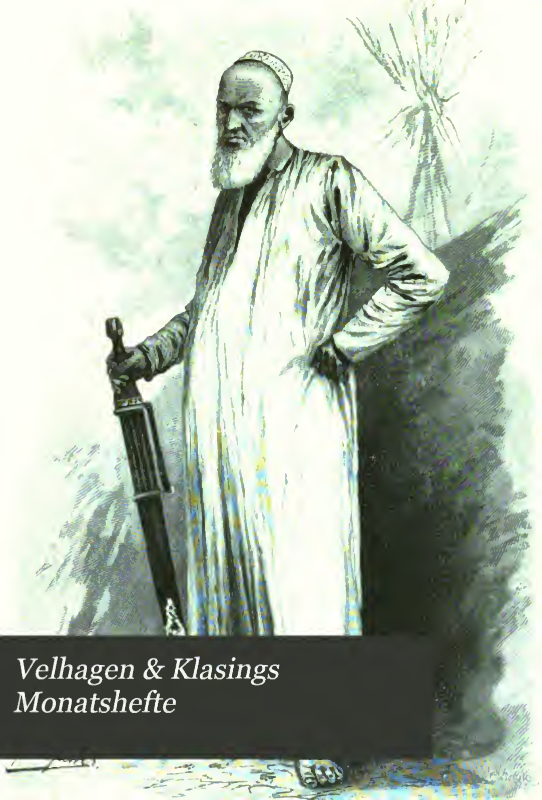
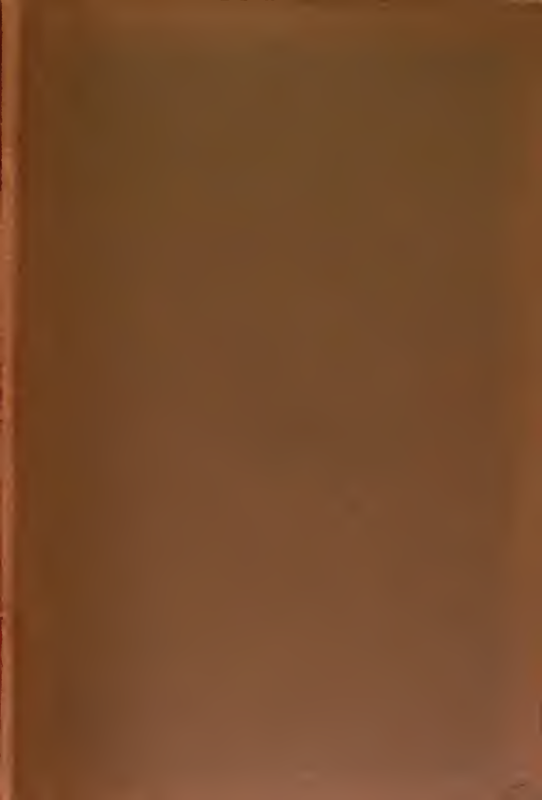

Velhagen & Klasings
Monatshefte


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

Jahrgang 1889/90.

II. Band.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
V4
v.4:2
pt.1

Inhaltsverzeichnis.

Jahrgang 1889/1890. — Zweiter Band.

Text.

Digitized by Google

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder, selbst. Abbildungen etc.





Früher erschien
und kann, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind,
durch die meisten Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris, Freiin von Spättgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 u. 6 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von F. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à M. 1.25.
Romanbeigaben: { „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände:		Romanbeigaben:	
I. Jahrg. Band 1 und 2	à 90 Pfg.	„Fremdes Blut"	à 50 Pfg.
II. Jahrg. Band 1 und 2		„Um jeden Preis" „Der Geiger von Thun"	
III. Jahrg. Band 1 und 2		„Der Sternburger Kreis" „Auf der Dobenau"	
IV. Jahrg. Band 1 und 2		„Die zweite Mutter" „Das Fritzche"	

Von dem IV. Jahrgange sind auch Einbanddecken für Viertelbände vorrätig: Band I, 1 für Sept.—Nov. 1889; Band I, 2 für Dec. 1889—Febr. 1890; Band II, 1 für März—Mai 1890; Band II, 2 für Juni—August 1890, jede zum Preise von 90 Pf.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. Band 1 und 2 à 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Thun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

IV. Jahrg. 1889/90. Band 1 und 2 à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" und „Das Fritzche" gegen Nachzahlung von à 1 Mk. für den Einband.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Velhagen & Klasing.

Digitized by Google



Glück. Nach dem Gem

Digitized by Google



.lde von Paul Meyerheim.

Lichtdruck von C. Hesse, Leipzig. Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte.
IV. Jahrgang 1889/90. Heft 7, März 1890.

Psyche.

Erzählung von Adolf Schmitthenner.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

Die Wäscherin und ihre Tochter haben zu Nacht gegessen. Es dunkelt. Bis die Mutter das Essen abgetragen, hat sich Lisette zum Theater fertig gemacht. Seit zwei Jahren tanzt sie im Ballett, und nächste Ostern soll sie konfirmiert werden.

Die Mutter zündet die Ampel an, holt den Abendsegen und beginnt zu lesen, denn sie will sich zu Bett legen. Sie kann nicht anders als laut lesen. Da kommt die Tochter an den Tisch und sagt:

„Mutter, laßt mich den Abendsegen beten! Ich hab' noch Zeit."

„Geh weg mit deinem Ballettkram von meinem Abendsegen," antwortet die Mutter. „Wenn du einen beten willst, bet' du deinen für dich; ich bet' meinen für mich." Und sie liest mit lauter Stimme weiter.

Die Tochter erwidert nichts, schlüpft in die Überschuhe, hüllt den groben Mantel um den Flitter und huscht zur Thüre hinaus.

In der Nacht wacht die Mutter auf. Die Ampel brennt wieder. Auf der Mutter Stuhl sitzt die Tochter und weint. Vor ihr liegt der Abendsegen aufgeschlagen. Der „Ballettkram" hängt halb am Leibe, halb liegt er auf dem Boden.

„Hast du Hunger?" fragt die Mutter; „im Ofen stehen noch Kartoffeln."

Die Tochter aber hört zu weinen auf, schaut die Mutter mit großen Augen an und spricht:

„O Mutter, — seid Ihr eine dumme Mutter!"

* * *

Der Tag graute noch nicht, als sich die Wäscherin von ihrem Lager erhob. Sie zog sich in der Finsternis an und murmelte dabei vor sich hin. Sie überlegte das Programm des heutigen Tages.

„Das walt', — Feuer machen, — Kaffee kochen, — Kaffee trinken, — zur Frau Oberrechnungsrat, — Kaffee trinken, — waschen, waschen, — zum Herrn Stadtpfarrer um elf Uhr, — dem Herrn Stadtpfarrer alles schön sagen, schön sagen ..."

Es trat eine Pause ein, während der sich die Frau vermutlich ihre Rede an den Herrn Stadtpfarrer überdachte. Hätte jemand scharf aufgehorcht, so hätte er sie leise und hastig flüstern hören, vielleicht auch ein paar abgerissene Worte aufgefangen, wie: „immer christlich und fromm, — es muß erbeten sein, — ein Paar warme Winterschuhe für mich."

Als sie am Bett ihrer Tochter vorüberging, um die Schlafkammer zu verlassen, blieb sie eine Weile stehen und schaute hinüber. Ihre Augen hatten sich an die Finsternis gewöhnt.

„Wie unordentlich sie drin liegt!" murrte sie und hob die heruntergefallene Decke auf, „ich glaube, die macht noch im Schlafe Ballettsprünge!"

Ob dieser ihrer letzten Bemerkung mußte sie selber laut auflachen, worüber sie den tiefen Seufzer ihrer erwachenden Tochter überhörte.

Draußen in der Wohnstube zündete die Frau Feuer im Ofen an; als es hell brannte, entfernte sie das herausnehmbare kreisrunde Stück in der eisernen Decke des Feuerraumes und hing den Wassertopf über die Flammen.

Hierauf erst zündete sie die Ampel an und rüstete das Frühstücksbrot.

Als ihre Augen auf das Andachtsbuch fielen, bemerkte sie zwar nicht, daß die groben Blätter, auf welchen der Lichtschein lag, von Thränen noch feucht waren, wohl aber, daß hinter dem Buche ein Geldsümmchen lag. Es waren vierzehn blanke Markstücke. Vergnügt teilte die Frau das Geld in vier un-

Digitized by Google

gleiche Häuschen. „Das ist zur Miete, — für Kohlen, — Kaffee und Zucker, Zucker, ein vornehmes Konfirmationsgesangbuch."

„Wieviel sie wohl für sich zurückbehalten hat?" murmelte sie jetzt und lächelte verschmitzt. Sie horchte in die Kammer hinüber und schlich dann an die Kommode, deren unterste Schublade ihrer Tochter eingeräumt war. Sie zog das Fach heraus und stellte dann die Ampel auf den Rand des Tisches, so daß der Schein in Lisettens Herrlichkeiten hineinfiel.

Sie bestanden zum großen Teil aus dem Handwerkszeug der Tänzerin. Ein langes Stück duftiger Gaze lag zusammengerollt, daneben geschichtete Trikotanzüge. Falsche Rosen, Perlenschnüre, Gold- und Silberflitter, ein Diadem und ein mit Sternen besäter Schleier füllten eine offene Schachtel. In einem Winkel lagen Lisettens Schulbücher, Hefte und ihre Tafel; obenauf die heilige Schrift, einträchtig neben einem Paar weißseidener Tanzschuhe. Alles war in der schönsten Ordnung.

„Weltliche Dinge," sagte die Alte und rümpfte die Nase. „Die Welt vergeht mit ihrer Lust." Und sie griff nach einem grünseidenen Beutelchen, dessen goldverbrämter Zipfel zwischen zwei weißen Gamaschen hervorsah.

Sie hielt das schimmernde Ding mit ihren eingeschnurrten, blaßroten Fingern zwischen sich und das Licht und zählte durch die grünen Maschen hindurch die Gold- und Silberstücke.

„Zweiundvierzig Mark," sagte sie, „vier Mark mehr als gestern."

„Wieviel Uhr ist's, Mutter?" rief in diesem Augenblicke Lisettens Stimme.

Die Wäscherin warf den Beutel erschrocken in die Lade, schob sie zu, stieß geräuschvoll einen Stuhl beiseite und sagte: „Halb fünf hat's geschlagen."

„Ich bin noch recht müde, Mutter, und möchte gerne noch ein wenig schlafen. Gut' Nacht!"

„Gut' Nacht!"

Nach einer Pause, während die Alte ihren Kaffee schlürfte, rief das Mädchen wieder:

„Mutter, seid Ihr noch da?"

„Ja. 's ist Schinderei genug, wenn ich um halb sechs anfang'."

„Mutter, warum darf ich den Abendsegen nicht mit Euch beten?"

„Weil ich von deinem Ballettkram nichts wissen will. Das ist gottloses Wesen. Ich bin noch auf keinem Tanzboden gewesen und in keinem Theater."

„Ist das Theater Sünde, Mutter?"

„Ja."

„Und das Ballett auch?"

„Ja, noch viel mehr."

„So will ich auf ersten Juli kündigen."

Die Mutter gab keine Antwort. Man hörte geraume Zeit hindurch nichts als das Klappern des Blechlöffels.

Erst als die Tasse ganz geleert war, kam eine Erwiderung.

„So? — Meinetwegen! Thu, was du willst! — Wie sollen wir aber dann die Miete bezahlen? und die Kohlen? und die vielen Kleider und Schuhe, die du brauchst, und die vielen Schulbücher?"

„Ich brauch' keine mehr."

„So? Und der Fortbildungsunterricht?"

„Da brauch' ich keine neuen Bücher?"

„Meinetwegen! Thu, was du willst! Ich will gern schaffen, bis mir das Blut unter den Nägeln vorspritzt. Aber so geht's in dieser Welt!" (Sie fing zu schluchzen an.) „Wenn ich dich bis Rom trag' und einmal unterwegs abstell', so ist's, als hätt' ich nichts gethan."

„Mutter!" rief die Tochter von neuem. Ein seltsamer Ton zitterte durch ihre Stimme.

„Was willst du schon wieder?"

„Mutter, seid Ihr meine rechte Mutter?"

„Was?"

„Habt Ihr wirklich selber mich geboren?"

„Freilich, Ding! Warum fragst du nur so dumm?"

„Ich weiß es nicht, warum."

Das Gespräch stockte eine Weile. Die sonst so sparsame Frau zog mit einer Haarnadel den Docht der Ampel heraus, so daß es eine große Flamme gab, und doch dämmerte es schon ziemlich draußen im Hofe.

„Stehst du schon auf?" hub die Wäscherin wieder an. „Bleib' doch noch liegen! Es ist noch früh."

Ihre Stimme klang freundlicher als bisher.

„Ich kann doch nimmer schlafen," erwiderte die Tochter kurz.

Begütigend sagte die Alte:

„Ich bring' dir auch heute ein Konfirmations-Gesangbuch mit; ein schönes Bild muß vorn drin sein; in einer Scheide muß

Digitized by Google

es stecken; grad' wie's die vornehmen Leute haben."

„Mutter, behaltet Euer Geld für Euch! Ich will schon selber für mich sorgen. Kauft Euch lieber die Schuh' in der Passage. Sie haben Euch ja doch so sehr in die Augen gestochen."

„Es wird auch für die Schuh' noch reichen," sagte die Wäscherin und stellte den Kaffeetopf in den Ofen. „Ich geh' um elf Uhr zum Herrn Stadtpfarrer und will ihm alles schön sagen."

„Zu welchem wollt Ihr gehen?"

Die Mutter nannte den Namen des Geistlichen, dessen Konfirmandenunterricht Lisette besuchte.

Da sprang die Tochter aus der Kammer heraus. Mit geballten Fäusten und sprühenden Augen stand sie vor ihrer Mutter. An den nackten Armen rieselten Wassertropfen herab.

„Ihr wollt bei ihm betteln!"

„Betteln? Gott bewahre! Ich hab' noch nie gebettelt. Aber auf eine Unterstützung hab' ich so gut Recht wie andere. Wenn deine reichen Kameradinnen —"

„Ich hab' keine Kameradinnen —"

„— zwei, vier, sechs Mark beisteuern, ein Bettel für sie, so soll ein so armer Tropf, wie du bist, froh sein, wenn er etwas kriegen kann."

„Ich bin kein armer Tropf. Ich will nichts und ich brauche nichts!" rief Lisette und stampfte auf den Boden.

„So? Aber ich bin ein armer Tropf und will was und brauch' was," schrie die Mutter zornig. Dann fuhr sie mit weinerlicher Stimme fort im Tone einer feststehenden Litanei:

„Seit fünfzehn Jahren hab' ich zwei zu füttern, ich elendige, verlassene Frau, und bring' mein Kind und mich redlich und ehrlich durch und hab' noch kein einziges Stück Seife veruntreut, und ich schaff' Tag und Nacht, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzt, und hab' doch nichts als Undank davon. Und wenn ich dich bis Rom trag' —"

„Mutter, hört auf," rief die Tochter, hielt sich die Ohren zu und sprang in die Kammer zurück.

„Hört auf! Hört auf!" schrie sie immer heftiger zur Thüre heraus. „Mutter, ich lauf' davon!" Aber nichts vermochte den Redestrom der Alten zu hemmen.

Lisette ließ sie endlich gewähren; sie kam, völlig angekleidet, zur Stube herein, löschte die Ampel aus, indem sie sagte: „Du brennst ja ein Loch in den Tag," holte sich den Kaffeetopf vom Ofen und die Tasse vom Brett und setzte sich an den Tisch. — „Wenn sie so dem Herrn Stadtpfarrer kommt, kriegt sie gewiß nichts," sagte sie vor sich hin.

Da stockte plötzlich der Redefluß der Alten. Sie kam eifrig an den Tisch heran.

„So? Ist es ein grober Mann?"

„Ihr werdet's ja selber sehen," rief Lisette unartig. „Geht nur hin, Mutter! Ich geh' auch hin. Und was Ihr geholt habt, das bring' ich wieder! Dann müßt Ihr Euch schämen! Dann sieht der Herr Stadtpfarrer, daß Ihr ihn angelogen habt!"

„Und dann werd' ich ihm sagen, daß du eine liederliche Balletttänzerin bist; dann wirst du mit Schimpf und Schand' aus dem Unterricht gejagt und kannst sehen, wer dich konfirmiert, du Luftspringerin du!"

Lisette war bleich geworden und sah sich mit einem hilfesuchenden Blick im Zimmer um.

„Du willst mir Angst machen, Mutter," sagte sie dann mit geheuchelter Ruhe.

„So wahr ich hier sitze, du wirst nicht konfirmiert, wenn es der Herr Stadtpfarrer erfährt," rief die Wäscherin, ihres Vorteiles froh.

„Ich kenne Mädchen, die sind viel schlechter als ich," sagte Lisette, und Thränen standen ihr in den Augen. „Ich würde mich in Ewigkeit schämen vor dem, was sie reden und thun. Und die sollen eingesegnet werden? Und ich nicht, weil ich Tänzerin bin?"

„Ganz gewiß nicht," versicherte die Mutter. „Der Teufel hat das Ballett erfunden. Das steht in der heiligen Schrift geschrieben."

„Das ist aber sicher nicht wahr!" rief die Tochter und sprang zu ihrer Schublade. „In welchem Buch der Bibel steht's denn?"

„Oder in einer Schrift, die gleich nach dem Worte Gottes kommt. Ich hab's von einem frommen Mann gehört."

„Aber, Mutter, wenn Ihr das wißt, warum duldet Ihr's denn, daß ich tanze?"

„Ich hab' dich nicht dazu gebracht," murrte die Alte.

„Nein, ich bin selber hingegangen, als Ihr den Fuß gebrochen hattet und nicht

waschen konntet. Fräulein Margret ist dran schuld, die jetzt in dem schönen Haus in der Königsstraße wohnt. Die hat mich mitgenommen."

„Gott soll sie dafür strafen," sagte die Wäscherin.

„Sie hat uns viel Gutes gethan, Mutter, Ihr solltet nicht so reden; Ihr solltet Gott bitten, daß er ihr verzeiht."

Die Alte brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Ihr werdet es also dem Herrn Stadtpfarrer nicht sagen, daß ich tanze?" fing Lisette wieder an.

„Und du wirst ihm nicht sagen, daß du dir zweiundvierzig Mark für deine Konfirmationskleider zusammengespart hast!"

Ein rascher Blick Lisettens streifte das Gesicht der Mutter, die sich zum Gehen rüstete. Dann sah das junge Mädchen nachdenklich vor sich nieder.

„Mutter, bleibt noch einen Augenblick. Ich hab' ja niemand, mit dem ich reden kann, als Euch."

„Was willst du denn noch?"

„Wenn nun aber der Herr Stadtpfarrer von uns betrogen wird und mich für ein braves Mädchen hält und mich am Konfirmationstage einsegnet, und ich geh' zum Tisch des Herrn, dann hab' ich ja den Segen gestohlen! — Ich hab' gestern zum letzten Male getanzt!"

„So? Auch recht! Und ich? — deine alte Mutter mit ihren mürben Knochen? Gleichvoll fünfzig Jahr bin ich alt und schaff' bei Tag und Nacht, bis mir —"

„Mutter!" schrie das Mädchen auf, „seid still, um Gotteswillen! Ich will ja Geld verdienen, Geld verdienen, Geld verdienen!"

Und sie stürzte in die Kammer, warf sich auf ihr Bett und weinte krampfhaft in die Kissen.

2. Kapitel.

Längst hatte die Mutter das Zimmer verlassen. Das Feuer im Ofen war erloschen und der Kaffee im Topfe kalt geworden. Lisette hatte zu schluchzen aufgehört, aber noch lag sie unbeweglich auf ihrem Bett, die Augen in das Kopfkissen gedrückt. Hätte man ihr ins Gesicht sehen können, so würde man zwischen den beiden ausdrucksvollen Brauen zwei tiefe Falten bemerkt haben. Nicht vom Schmerz rührten sie her, sondern vom Grübeln.

Lisette war klug genug, die Widersprüche in der Mutter Benehmen zu sehen. Sie traute derselben zu, daß sie um ihres Vorteiles willen lüge, und wäre es auch ihrem eignen Kinde gegenüber. Aber zwischen der Mutter herbem Urteil über das Ballettanzen und der Mutter Eigennutz konnte Lisette beim schärfsten Nachsinnen keinen Verbindungsweg finden. Im Gegenteil schien es im Vorteile der Alten zu liegen, der Tochter an ihrem Erwerbe Freude zu wecken; konnte doch der Haushalt den Nebenverdienst nicht mehr entbehren. Es war auch offenbar der Mutter Wunsch, daß Lisette beim Ballett bleibe. Jedem Entschlusse, auszutreten, wurde überlegtermaßen durch jenes Gejammer, welches auf das Mädchen einen so entsetzlichen körperlich-seelischen Zwang ausübte, vorgebeugt. Es mußte also jene Verdammung des Theaters und all dessen, was mit ihm zusammenhing, der Mutter ehrliche Meinung sein.

Nun hatte Lisette zwar erkannt, daß die Mutter in vielen Dingen höchst thöricht dachte. Sie hatte sich daran gewöhnt, vieles mit stummem Lächeln anzuhören. Aber warum gelang es ihr nicht, höhnisch die Achseln zu zucken, wenn die Mutter von der Sündhaftigkeit ihres Berufes sprach? Woher kam dann die geheime Angst, von der sie befangen war, es möchte ihr Seelsorger erfahren, daß sie Tänzerin sei?

Lisette grub den Kopf tiefer in die Kissen hinein. Sie versuchte es sich vorzustellen, daß sie in ihrer Tanzkleidung, in Trikot und im Gazeröckchen, Perlenschnüre in den offenen Haaren, unter den übrigen Mädchen im Konfirmandensaale säße. Sie mußte zuerst laut auflachen; dann aber kam es ihr wie eine heiße Kugel vom Herzen herauf und würgte in der Kehle und schoß glühend in die Augen hinein, daß sie die Zähne zusammenbiß, um nicht von neuem in Thränen auszubrechen. „Das beweist nichts," sagte sie sich darauf und schüttelte zornig den Kopf. „Es ist keine Sünde, daß wir im Hemde zu Bette gehen, und doch geht man nicht so zur Kirche." Sie prüfte sodann alle die Beobachtungen, die sie während der Jahre ihres Theaterdienstes hinter den Kulissen und im Verkehr mit ihren Kolleginnen gemacht. Sie hatte wohl schon von Tänzerinnen gehört, die reiche und vornehme Freunde hatten und in Glanz und Üppigkeit lebten; aber sie selber hatte dergleichen nie gesehen. Es war ein Hoftheater,

Digitized by Google

an dem sie angestellt war. Die Intendanz hielt mit Strenge auf Anstand. Lisette wußte, daß einige Mädchen unnachsichtlich entlassen worden waren, als ihr Privatleben verdächtig wurde. Aber gab es nicht bei jedem anderen Berufe so gut Leichtsinnige, wie in dem ihren? Auch das war ihr nicht entgangen, daß manche Männer den Mädchen ihres Standes mit einer gewissen zuversichtlichen Vertraulichkeit begegneten. Sie selbst hatte dies erfahren. Während der Unterrichtsstunden traten einmal einige junge Herren, von einem Beamten geführt, in das Lehrzimmer. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Fremde sich die innere Einrichtung des Theaters zeigen ließen. Die Tänzerinnen hatten die Weisung, in diesem Falle abzubrechen und sich an der oberen Wand des abschüssigen Zimmers aufzustellen. Einer der Herren starrte Lisette durch das Lorgnon an und sagte: „Auffallend schönes Mädchen das! Prachtvoller Wuchs!" Dann trat er auf sie zu und fragte: „Wo wohnst du, Kleine?" „Bei meiner Mutter," erwiderte sie, und der Beamte machte den unbescheidenen Herrn höflich, aber entschieden darauf aufmerksam, daß es den Fremden verboten sei, die Damen anzureden. Verdutzt zog der Jüngling ab, und als er draußen war, klatschten die Mädchen in die Hände. Das war das einzige, was ihr vorgekommen, und deshalb sollte sie nicht konfirmiert werden? Einige Male war sie auf dem Heimwege nach der Vorstellung angesprochen worden. Aber ohne zu hören und Antwort zu geben, war sie entschlüpft, und wenn sie erst rannte, kam ihr keiner nach! Freilich wäre es besser, wenn die Mutter sie abholen würde. Die meisten wurden von einem ihrer Angehörigen im Treppenhause erwartet. Lisette beschloß, ihre Mutter zu bitten, ihr diesen Dienst zu thun.

Das Mädchen war ruhig geworden. Sie wollte schon vom Bett aufspringen. Da fiel ihr eine Äußerung einer älteren Kollegin ein, der Reigenführerin Melanie. Als der Ballettmeister bei einer Übung gerufen hatte: „Verlieren Sie sich nicht so sehr, meine Damen! Nicht so sehr verlieren!" sagte Melanie mit einem komischen Seufzer: „Wir sind ja doch lauter verlorene Kinder!" — „Ich danke schön," erwiderte man ihr. Aber das vielbelesene Mädchen blieb in seiner Gedankenreihe und rief Lisetten zu: „Wo wollen Sie denn hin, Fräulein Lisa? Sie wollen sich wohl von einem Gotte finden lassen, schöne Bajadere?" — Verlorene Kinder! Dies Wort, im Gedächtnis wieder auferstanden, erregte einen neuen Sturm in Lisettens Brust. „Ich will kein verlorenes Kind sein!" rief sie und sprang vom Lager. Und während sie die Bücher aus ihrer Kommode herausnahm und in den Ranzen packte — das Tragen einer Büchermappe war vom Tanzmeister der Körperhaltung wegen verboten — faßte sie den Beschluß, unter jeder Bedingung Klarheit zu gewinnen.

„Du gehst zum Herrn Stadtpfarrer, Mutter," sagte sie zu sich. „Ich gehe auch hin. Er soll mir die Wahrheit sagen."

Unter der Thüre kehrte sie nochmals um, holte ihre Börse aus der Schublade, trank eine Tasse kalte Milch und schlug den Weg zur Schule ein.

3. Kapitel.

Lisette hatte einen Weg von einer starken Viertelstunde bis zu ihrem Schulhause zurückzulegen. Sie war von der Seitenstraße, in der sie wohnte, in die Hauptstraße, welche kerzengerade die ganze Stadt durchzog, eingebogen und eilte, ihren Gedanken nachhängend, auf dem breiten Bürgersteige dahin. Gymnasiasten, Studenten, Kaufleute gingen an ihr vorüber ihrem Ziele entgegen, und die Augen derselben verloren für einige Wimperschläge den geistlosen Ausdruck, mit dem wir bei einem gewohnten Geschäftsgange in die Welt zu blicken pflegen; sie leuchteten auf unter der Wirkung des magnetischen Reizes, den die Schönheit auf die Jugend ausübt. Aber auch manch alter Herr, ein greiser Professor, der zu seinem Kolleg eilte, oder ein hoher Beamter, den ein dringendes Geschäft in früher Stunde auf das Büreau rief, erfreute sich in der Stille seines Herzens an dem anmutigen Erlebnisse, einem lieblichen Kinde begegnet zu sein.

Lisette hatte von all dem keine Ahnung. Sie grübelte darüber nach, woher es wohl komme, daß sie ihrer Mutter gegenüber wehrlos sei, sobald diese ihren lamentablen Ton anstimme, und sie ärgerte sich, daß sie die Thatsache gelten lassen mußte, ohne einen vernünftigen Grund zu ihrer Erklärung finden zu können.

Eine bekannte Stimme riß sie aus ihren Gedanken:

„Aber, Fräulein Lisa, nehmen Sie mich doch mit!"

Lisette wartete. Ein großes, schlankes Mädchen, etwa drei Jahre älter als sie, gesellte sich ihr zu. Es war Melanie. Sie war im Begriffe, in das Putzgeschäft zu gehen, in welchem sie angestellt war.

„Nun, wie ist's abgelaufen?“ frug Lisette. „Haben Sie tüchtig Schelte bekommen?“

Melanie gab keine Antwort, sondern pfiff drei Töne, ziemlich laut, so daß einige Quintaner in kurzen Höschen umschauten; sie glaubten die musikalische Losung ihrer Klasse vernommen zu haben.

„Als es fertig war, hat mir der Alte, um mir die Thränen zu trocknen, etwas höchst Angenehmes gesagt. Er ist doch ein guter Kerl!“

„Was hat er Ihnen denn gesagt?“

„Er hat mir von Armbrüchen, Beinbrüchen, Schenkelbrüchen, Verrenkungen, Verstauchungen und derlei hübschen Dingen erzählt.“

„Ich bitte Sie!“

„Ich dachte zuerst,“ plauderte Melanie weiter, „er wolle mich aus dem Zustande flüssiger Wehmut in den des trockenen Entsetzens führen, um mich durch mancherlei Trübsal zu läutern. Aber er hatte anderes im Sinn.“

„Was denn?“

„Er wollte mich wirklich und wahrhaftig trösten.“

„Trösten?“

„Er wollte mir zeigen, wie wundervoll wir es haben.“

„Wir vom Ballett?“

„Natürlich!“

„Weil wir Arme und Beine brechen können?“ —

„Verrenken und verstauchen,“ ergänzte Melanie. „Aber hier müssen wir Abschied nehmen,“ unterbrach sie sich und blieb vor dem Portale eines stattlichen Schulhauses stehen.

„Noch nicht,“ sagte Lisette errötend. „Ich gehe in die Brückenstraße.“

„In die Armenschule?“ rief Melanie erstaunt.

„Wir sind arm, meine Mutter und ich. Dort kostet es am wenigsten Schulgeld.“

„Aber ich weiß doch, wieviel Sie verdienen, Lisa.“

„Ich trat auch hier ein,“ sagte Lisette und wies mit der Schulter zurück, „als ich mein erstes Geld erhielt. Aber meine Mutter hat es gemerkt. Sie ging zum Vormundschaftsgericht und hat es wieder rückgängig gemacht.“

Melanie pfiff statt der Antwort ihre drei Töne, so laut und zornig, daß der Quintaner Max Mayer zu seinem Zwillingsbruder, dem Quintaner Hermann Mayer, sagte: „Du, vor der Großen dort mit dem Schlapphut müssen wir uns in acht nehmen; die ist ein Spion des Direktors. Sie will sich in unser Vertrauen hineinpfeifen und unsere Geheimnisse aus uns herauslocken.“ Und die Gebrüder Mayer fingen hierauf an, mit auffallend lauter Stimme von den Vorgebirgen Afrikas sich zu unterhalten.

Während sie sich über ihre Kriegslist freuten, legte der Lockspitzel des Herrn Direktors die Hand auf Lisettens Ranzen und frug:

„Wie lange tragen Sie noch dieses schöne Möbel, Lisa?“

„Noch vierzehn Tage.“

„Und dann?“

„Ich muß Geld verdienen.“

„Aha!“ sagte Melanie und hob ihren Kopf mit eigentümlichem Lächeln. „Immer herein ins Vergnügen, meine Herrschaften!“

„Ich will das Kleidermachen lernen. Dann brauch ich nicht mehr zu tanzen?“

„Wie? Sie wollen austreten? Sie, des Alten erklärter Liebling?“

Lisette nickte.

„Das würde mir herzlich leid sein,“ sagte Melanie in aufrichtigem Tone. Dann fuhr sie in der früheren spöttischen Weise fort: „Wären Sie gestern statt meiner von Exzellenz ausgescholten worden, Sie würden sich solcher Gedanken schämen.“

„Wegen der Beinbrüche, Armbrüche, Verrenkungen und Verstauchungen?“

„Lesen Sie denn keine Zeitungen, Kind? Sie haben übrigens den Schenkelbruch vergessen, es soll dies auch ein sehr hübscher Bruch sein.“

Lisette nannte zwei Sonntagsblätter, die ihre Mutter hielt.

„Die les' ich nun allerdings nicht,“ sagte Melanie. „Aber wenn ich einmal an irgend einem schönen Bruch daniederliege, will ich mich belehren.“

„Reden Sie doch nicht so,“ rief Lisette ärgerlich, „und machen Sie endlich einmal Ernst.“

„Also, zur Sache! rufen sie im Reichstag. Kümmern Sie sich übrigens um den Reichstag, Fräulein Lisa?“

Lisette machte eine ungeduldige Bewegung.

„So haben Sie wohl auch noch nichts vom" — Melanie holte Atem — „vom Unfallversicherungsgesetz gehört?"

„Nein. Geht denn das uns etwas an?"

„Uns? Natürlich! Für uns ist es ja gemacht worden!"

„Wie? Uns zulieb? An uns hat man im Reichstag gedacht?"

„Nicht gerade an uns zwei, aber an unsern Stand. Meinen Sie denn, die Herren vom Reichstag interessieren sich nicht auch für das Ballett?"

„Und was haben wir denn von diesem Gesetz?"

„Wenn Sie Kleidermacherin werden wollen und gehen zu Fräulein Happel in die Kanonenstraße und brechen zwischen dem dritten und vierten Stock den Fuß, an der finsteren Stelle, wo jemand einmal von jemand eine Ohrfeige bekam, weil jemand schlechterdings etwas ins Gesicht haben wollte, wenn Sie dort einmal über einen Kübel gestolpert sind und den Fuß gebrochen haben, dann rufen die Leute: o! und ach! rennen herbei oder strecken die Köpfe aus den Glasthüren heraus und fragen: ‚Wer ist's?' Und wenn Sie dann rufen: ‚Ich bin's, Lisa Schmidt aus der Winterstraße,' dann wird das eine Drittel der Köpfe sich beruhigt wieder zurückziehen, das zweite Drittel über den Hausbesitzer schimpfen, und der Rest wird zusehen, wie zwei Schutzmänner Sie in die Droschke tragen. Das wird es etwa sein, was die christliche Nächstenliebe für Sie thun wird. Aber wenn Sie beim Ballett bleiben und verstauchen sich beim Tanzen den Fuß oder sind in den ‚Sternblumen' unvorsichtig beim Herabspringen und brechen den Arm, dann wird für Sie und Ihre Mutter gesorgt, bis Sie wieder gesund sind, und wenn Sie auch ein Krüppel bleiben zeitlebens. Sehen Sie, das ist das Unfallversicherungsgesetz."

„Und dies herrliche Gesetz hat der Reichstag für uns gemacht?" rief Lisette begeistert. „Sind wir soviel wert im Deutschen Reich?"

Die beiden Mädchen waren vor dem Schulhause angekommen und gingen vor der Hausthüre auf und ab, da die Stunde noch nicht geschlagen hatte.

Melanie lächelte über Lisettens Frage, dann rief sie mit affektiertem Tone: „Warum denn nicht? Nimmt man sich doch auch der Neger in Afrika so liebevoll an. Warum sollten wir weißen Sklavinnen es weniger gut haben als unsere schwarzen Kollegen?"

Lisette schaute ihrer Gefährtin ins Gesicht. Sie wollte in ihren Mienen lesen, ob sie spaße oder im Ernst rede. Es fiel ihr Melanies frühere Äußerung ein, die ihr heute morgen wieder so viel zu schaffen gemacht hatte: „Wir sind ja alle verlorene Kinder!"

In diesem Augenblick läutete die Schulglocke. Die beiden Mädchen verabschiedeten sich voneinander.

„Was haben Sie heute für Unterricht?" frug Melanie noch.

„Rechnen, Deutsch, Geographie, Religion!"

„Religion! Lesen Sie Hackländer, mein Schatz, das ist gescheiter. Was haben Sie übrigens für eine Religion? Kaplan oder Stadtvikar?"

„Sie sind häßlich!" rief Lisette unwillig und wandte sich zum Gehen.

Melanie ergriff sie am linken Handgelenk und flüsterte ihr ins Ohr: „Hoffentlich haben Sie dem Herrn Kaplan schon den Kopf verdreht. So geziemt es sich für unsern Stand." Und ihren Pfiff pfeifend ging sie die Straße zurück ihrem Geschäfte zu.

4. Kapitel.

Wäre Lisette nicht der Liebling ihres alten Lehrers gewesen, so würde sie heute gescholten worden sein; denn sonst durch ihre verständige Aufmerksamkeit ein Vorbild für die anderen, war sie diesmal zerstreut. Sie dachte mit Zittern an das, was sie aus dem Munde des Stadtpfarrers hören werde, und zwischenhinein in freudiger Aufregung an die Ehre, die ihrem Stande durch den deutschen Reichstag widerfahren sei. In der Erholungspause saß sie auf einer Bank im Schulhofe und aß ein Stück Brot. Zwei Mädchen, die Arm in Arm an ihr vorübergingen, redeten von den Gaben, die sie zur Anschaffung der Konfirmationskleider erhalten hatten. „Wieviel hat deine Mutter vom Herrn Stadtpfarrer bekommen?" — „Fünf Mark." — „Meine auch." — „So wird meine Mutter auch fünf Mark erhalten," dachte Lisette, zog ihre Börse und wickelte ein kleines Goldstückchen in einen Fetzen Papier.

In der letzten Stunde erteilte der Stadtvikar Religionsunterricht. Er katechisierte über das Wort: „Jesus nimmt die Sünder an," und beging den gewöhnlichen Fehler der

Digitized by Google

Anfänger, daß er die meiste Zeit und Kraft darauf verwandte, die Spannung des Gegensatzes anschaulich zu machen, und dann über die Lösung dieser Spannung rasch hinwegging. Anstatt den Kindern die Heilandsliebe des Erlösers recht lebendig hinzustellen, bemühte er sich, die Selbstgerechtigkeit und den Hochmut der Pharisäer den Zöllnern gegenüber recht drastisch vor die Augen zu führen. Er machte den Kindern klar, wie verrufen der Stand der Zöllner gewesen, und welch schlimme gesellschaftliche Folgen dies für den einzelnen gehabt habe. Er kam dann auf die Gegenwart zu sprechen und sagte den Kindern, daß es auch heute noch unglückliche Menschen gäbe, auf denen der Fluch ihrer Stellung laste.

Lisette wurde bald blaß, bald rot; es war ihr, als deute der Lehrer auf sie, als seien die Blicke aller Mitschülerinnen auf sie gerichtet. Sie warf einen flehentlichen Blick zur Thüre; aber es trat kein milder Jesus herein, die Hände schützend über sie auszubreiten.

Der Stadtvikar wies sodann, um ein Beispiel zu geben, auf das Los der Negersklaven hin und erschütterte damit von neuem Lisettens Gemüt. Sie dachte der Worte, die ihre kluge und belesene Freundin vorhin über die weißen Sklavinnen Europas gesprochen hatte.

„Welches ist die Pflicht der Christen solchen mißachteten und verrufenen Leuten gegenüber?" frug der junge Lehrer Lisette.

Diese erhob sich. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen. Was sie vorhin so stolz gemacht hatte, erschien ihr jetzt als ein entehrender Makel. Sie war eine zu pünktliche Schülerin, als daß sie leiser denn gewöhnlich gesprochen hätte; aber ihre Stimme zitterte.

„Es ist Pflicht des Reichstages, durch liebevolle Gesetze für diese elenden Leute zu sorgen," erwiderte sie.

Der Vikar war zuerst über diese sonderbare Antwort verblüfft. Bald aber eilte er erschrocken herbei. Er hatte die furchtbare Bewegung in dem Antlitz des Mädchens bemerkt.

„Was ist dir, Kind?" frug er.

„Nichts, nichts," wehrte Lisette ab.

Er ging betreten in die Mitte des Schulzimmers zurück. Lisette sah ihn mit großen, starren Augen unverwandt an. Von dem weiteren Unterricht vernahm sie nichts mehr.

Nach Beendigung der Schule schlug sie den Weg zu der Wohnung des Stadtpfarrers ein. Als sie an der Druckerei einer der größeren Zeitungen der Stadt vorüberkam, hielt sie stille und ging nach kurzem Besinnen durch den Thorweg. Links stand über einer Thüre auf einem Blechschilde: „Redaktion." Lisette klopfte trotz der Bemerkung: „Nicht anklopfen!" und öffnete nach einigem Warten schüchtern die Thüre. Sie sah sich in einem großen Zimmer, in dem etwa sechs Herren arbeiteten, ein jeder vor seinem Pulte. Der nächste hob das Haupt und frug nach Lisettens Begehr.

Das Mädchen bat um die Nummer der Zeitung, in welcher das Unfallversicherungsgesetz abgedruckt sei.

Der Herr gab einem Lehrlinge den Auftrag, das Blatt zu holen, legte die Feder nieder und frug Lisette nach Name und Wohnung.

„Was kostet es?" frug sie, als sie die Zeitung erhalten hatte.

„Nichts!" sagte der Herr lächelnd und schaute dem Mädchen wohlgefällig nach. Dann strich er den letzten Satz in dem Manuskripte, an welchem er schrieb, durch und sprach zu sich selbst: das war zu grob; ich will's ein bißchen höflicher machen.

Während so der Sonnenschein des schönen Kindergesichtes in die Arbeit des Rezensenten hineinfiel, stand Lisette klopfenden Herzens vor der Thüre zum Studierzimmer ihres Seelsorgers. Sie pochte mit leisem Finger. Auf den Ruf „Herein!" trat sie in das Gemach.

Mit einem Seufzer legte der Pfarrer die Feder aus der Hand, machte mit dem Fingernagel ein Zeichen unter den Vers der „Divina comedia," mit welchem er sich beschäftigt hatte, und stand von seinem Korbsessel auf. In geschäftsmäßigem Tone frug er nach des Mädchens Begehr. Mit der Unsicherheit, mit welcher auch im eignen Zimmer Kurzsichtige einem Menschen, den sie nicht zu erkennen vermögen, entgegentreten, ging er auf Lisette zu; aber als er noch einen Schritt von ihr entfernt war, hellte sich sein Gesicht auf: er erkannte eine seiner aufmerksamsten und verständigsten Konfirmandinnen.

Digitized by Google

„Was bringst du mir Gutes?" frug er freundlich und gab dem Mädchen die Hand. Der Name wollte im Augenblicke ihm nicht einfallen. Es war eine kleine Schwäche von ihm, daß er sich in solchen Fällen den Mangel seines Gedächtnisses nicht merken ließ und im Verlauf des Gespräches durch Schlüsse auf die richtige Spur zu kommen suchte.

„Ich möchte Sie fragen, ob das Tanzen eine Sünde ist."

„Hast du schon Tanzstunde, Kind?" erwiderte der Geistliche mit etwas unsicherer Stimme und schaute verwundert auf des Mädchens bescheidenes Kattunkleid. „Du hättest besser bis zum nächsten Winter gewartet! Du fühlst es selbst, daß die Zerstreuung der Tanzstunde dich von dem einen wegführt, das für dich in dieser Zeit der Vorbereitung das Wichtigste sein muß."

Der Geistliche wollte in diesem Tone weiterfahren, da unterbrach ihn Lisette:

„Ich habe keine Tanzstunde wie die anderen Mädchen," und stockend und leise fügte sie hinzu: „Ich tanze in meinem Beruf."

„O —," rief der Pfarrer, „du bist ja die — ja ich erinnere mich!"

Unter seinen Konfirmandinnen befand sich die Tochter eines Klowns, der in dem großen Cirkus angestellt war. Der Geistliche hatte bisher ein anderes seiner zweihundertundachtzig Kinder für die Trapezturnerin gehalten; aber er hatte sich offenbar getäuscht.

„Armes Kind," sagte er mitleidig, „du hast einen schweren Stand. Ich möchte dir wünschen, daß du auf andere Weise dein Brot verdientest. Wir wollen sehen! Schicke deinen Vater zu mir, ich will mit ihm sprechen."

Lisette wurde blutrot, Thränen traten ihr in die Augen. „Ich habe ja gar keinen Vater," hauchte sie.

Der Stadtpfarrer wurde gleichfalls rot und biß sich auf die Lippen.

In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre, und mit der Zuversichtlichkeit eines Menschen, der nicht erst um Einlaß zu fragen braucht, sondern sein Kommen einfach angekündigt hat, trat ein Diener ein und überbrachte die Einladung zu einer Sitzung, um sofort wieder zu verschwinden. Der Geistliche eilte ihm nach, um ihn noch etwas zu fragen. Auf der Stiege wurde er von Lisettens Mutter angeredet:

„Hochwürdiger Herr Stadtpfarrer, ich möchte Ihnen mein ganzes Herz ausschütten!"

„So? Kommen Sie mit herauf!" sagte der Pfarrer kleinlaut.

Lisette hatte der Mutter Stimme erkannt und war unwillkürlich ins Zimmer zurückgetreten.

Die Wäscherin blieb vor der Thüre stehen.

„Es ist jemand bei Ihnen, hochwürdiger Herr Stadtpfarrer! Ach, ich bin so schüchtern! Ich will lieber warten. Ganz allein möcht' ich mit Ihnen sein. Dann will ich Ihnen alles schön sagen, hochwürdiger Herr Stadtpfarrer!"

Dieser rief ins Zimmer hinein: „Du kannst gehen, Kind. Komm morgen wieder! Oder willst du lieber warten?" fügte er hinzu, als Lisette zögerte. „Dann kannst du ins Nebenzimmer gehen. Hier herein!"

Als Lisette verschwunden war, trat ihre Mutter in die Stube.

5. Kapitel.

Das Mädchen befand sich im Empfangszimmer des Pfarrhauses. Sie setzte sich betrübt in einen der eleganten Sessel. Als die Stimmen im Nebenzimmer lauter wurden, horchte sie auf.

Zuerst einige Male von der Stimme des Geistlichen unterbrochen, dann aber in ungehindertem Strome war der Mutter Rede zu vernehmen. Mehrmals rief sie Lisettens Namen, und immer in unzufriedenem, klagendem Tone.

Lisette preßte die Lippen zusammen und schaute finster vor sich hin.

Eine halbe Stunde mochte sie gesessen sein. Da hörte sie, wie ein Wagen vorfuhr, jemand die Treppe heraufstürmte, die Mutter plötzlich abbrach und erregte Stimmen laut wurden. Dann ward es im Zimmer still. Die Droschke rasselte davon.

Das vergessene Kind dachte, daß jeden Augenblick die Thüre sich öffnen und der Stadtpfarrer sie rufen werde. Sie hatte sich nochmals überlegt, was sie sagen wolle, und war ruhiger geworden. Als aber Minute um Minute verstrich, ohne daß man sie rief, fing es ihr an bang, unheimlich zu werden in dem großen Zimmer. Sie trat an die Thüre und lauschte. Sie fing an zu zittern in unerträglicher Ungeduld. Sie hörte in den verschiedenen Räumen der Wohnung Schritte kommen und gehen; Thüren öffneten

Digitized by Google

und schlossen sich; Stimmen wurden laut. Es ergriff sie die Angst, es möchte einer der Hausgenossen hereinkommen. Jetzt hörte sie auch in der Studierstube Schritte. Sie faßte sich ein Herz und klopfte an.

Es erhub sich ein Geräusch, wie wenn jemand auf die Füße spränge, und eine jugendliche Stimme rief: „Herein!"

Lisette öffnete und sah zu ihrem Schreck einen Soldaten vor sich stehen.

Der junge Krieger war nicht minder erschrocken. Er war von einer Übung nach Hause gekommen und hatte sich in des Vaters Stube begeben, weil man sich auf dem dortigen Sofa am besten ausstrecken konnte. Er hatte sich gerade aufs bequemste niedergelegt, als er durch Lisettens Klopfen aufgejagt wurde.

Die beiden jungen Leute sahen sich verlegen an. Endlich fand der Einjährige Worte.

„Sie sind in ein falsches Zimmer geraten; Sie wollten wohl zu meinem Vater? Mein Vater ist ausgegangen."

Lisette erwiderte nichts. Sie geriet in immer größere Verwirrung. Sie fühlte an einem prickelnden Gefühl oben am Rande der Stirn, daß sie rot wurde. Da fiel ihr ein, daß sie etwas sagen müsse, und sie nickte stumm mit dem Kopfe.

Der Soldat kam von neuem in Verlegenheit. Mit Erstaunen bemerkte er, daß das Mädchen von auffallender Schönheit war. Er sah ein, daß sie sich nicht in Ewigkeit so gegenüberstehen könnten, und daß die Lösung des Bannes von ihm ausgehen müsse.

„Kann ich meinem Vater etwas ausrichten? Oder wollen Sie wiederkommen?"

Lisette schüttelte heftig den Kopf. Dann zog sie ihr grünseidenes Beutelchen und legte eine in Seidenpapier gewickelte kleine Münze auf den Tisch.

„Ich besuche den Konfirmandenunterricht Ihres Vaters," sagte sie, „und möchte eine kleine Gabe steuern für arme Konfirmandinnen."

„Ich danke schön in meines Vaters Namen," sagte der Krieger. Während Lisette den Ranzen, den sie am Ofen niedergelegt hatte, über die Schultern hing, trat er vor, um ihr die Thüre zu öffnen, und begleitete sie bis an den Glasabschluß. Mit stummem Gruße schieden da die beiden von einander.

Dann ging der Einjährige in das Studierzimmer zurück und entfernte die Hülle von der Münze. Es kam ein kleines Goldstück zum Vorschein. Er legte es auf des Vaters Pult und schrieb auf einen Bogen weißen Papiers mit Buchstaben: „Fünf Mark." Dann warf er die Feder hin, schlug sich vor die Stirn und sagte: „Ich . . . ich . . . warum hab' ich nicht gefragt, wie sie heißt und wo sie wohnt!"

Hierauf barg er das Seidenpapier in seiner Brieftasche und ging dem Vater entgegen, der etwas verstimmt zur Thüre hereintrat.

Der Geistliche dachte mit Schmerz an die Enttäuschung des Kindes, das bei ihm Rat und Trost hatte holen wollen. Doch wäre seine Besorgnis unnötig gewesen. Lisette befand sich in der gehobensten Stimmung. Es wurde ihr so lustig zu Mute, daß sie unwillkürlich Melanies Pfiff versuchte und erschrocken auflachte, als er ihr über Erwarten gelang.

Als sie zu Hause angekommen, warf sie den Bücherranzen auf den Tisch, machte Feuer im Ofen an, hing einen Topf mit Kartoffeln über die Glut, zog ein gebratenes Kotelett aus der Tasche — sie hatte es im Vorbeigehen in einer Fleischwarenhandlung gekauft — und deckte für sich den Tisch. Die Mutter war erst auf den Abend zu erwarten.

Im Nu war Lisette mit allem fertig. Dann ging sie ins Nebenzimmer vor den Spiegel und betrachtete sich mit der größten Aufmerksamkeit. Nachdem sie sich die Haare aus der Stirne gestrichen und den Kragen zurechtgezupft hatte, ging sie an den Tisch und holte die gar gewordenen Kartoffeln herbei. Mit großer Inbrunst sprach sie das Tischgebet und fügte hinzu: „Ich danke dir auch, lieber Gott, daß du mir eine so große Ehre angethan hast." Hierauf aß sie mit großem Vergnügen zu Mittag. Das Knöchelein nagte sie aufs säuberlichste ab, und als es blink und blank vor ihr lag, sagte sie: „Wie schade, daß es damit vorbei ist!" Dann schob sie den Teller zurück, stützte den Kopf auf die Hände und fing an zu sinnieren.

„Der Stadtpfarrer?" — sagte sie zu sich und zuckte die Achsel. „Er hat sich geniert, mich nicht mehr zu kennen. Wie bin ich so froh, daß ich ihm nichts gesagt habe, auch meinen Namen nicht! Morgen wird er auch mein Gesicht vergessen haben, er sieht ja so schlecht. Was man nicht gut sieht, das kann man auch nicht gut behalten. Ob wohl der

Digitized by Google

andere mein Gesicht morgen auch vergessen hat? Der sieht gut. Der hat feurige Augen. Ob er wohl alles und alles und alles gesehen hat?"

Sie sprang wieder vor den Spiegel und betrachtete sich mit fast finsterer Gespanntheit. Dann kam sie aus der Kammer und ging mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab.

„Nein, man sieht mir's nicht an; kein Mensch! Er hat mir die Thüre geöffnet wie einer Dame und hat mich bis an die Treppe geleitet und eine Verbeugung gemacht. Und ich bin doch nur ein Schulmädchen! Er aber ist ein wirklicher Herr. Er sieht so klug aus und so gut. Ob er mir auch die Thüre geöffnet hätte, wenn er wüßte —? Wenn er mich sehen würde —, ich müßte mich zu Tode schämen!"

Lisette barg ihr glühendes Gesicht in den Händen und setzte sich an den Tisch. Sie grübelte wieder über das alte Thema.

„Weiße Sklavinnen sind wir, hat Melanie gesagt, und die ist doch die Klügste von allen und liest Tag und Nacht!"

Da fiel ihr das Unfallversicherungsgesetz ein, das sie ja schwarz auf weiß in ihrem Ranzen trug.

Für die Balletttänzerinnen hat es der deutsche Reichstag gemacht. Ob aus Achtung für diesen Stand? Oder aus geringschätzigem Mitleid? Das war die Frage. Das Zeitungsblatt mußte Auskunft darüber geben.

Sie holte es, schloß die Thüre von innen und zog den Schlüssel ab, damit die Mutter mit ihrem Schlüssel von außen öffnen könne, legte sich auf ihr Bett und vertiefte sich in die Paragraphen des Gesetzes.

„O, Melanie!" rief sie aus, als sie einige Zeilen gelesen hatte, las aber aufmerksam weiter und machte sich bei jedem Satze klar, was er für sie selber besage.

Auf diese Weise waren einige Stunden des Nachmittags vergangen. Die Sonne sank hinter das Dach des Nachbarhauses, und die Nacht schickte ihren ersten Boten. „Sei mir willkommen," sagte der Tag, „du gefällst mir! Willst du mein Diener werden, so sollst du der erste sein, der mir die Schleppe trägt." Und der König warf ihm ein Lichtgewand über das düstere Kleid und Goldglanz auf den schwarzen Fittich. Und wäre nicht das dunkle, schwermütige Auge gewesen, man hätte den Boten für einen Sohn des Lichtes gehalten. Diese Augen aber sprachen: „Dem Tag bin ich zu eigen, aber hinter mir kommt die Nacht."

Als der Engel der Frühdämmerung in Lisettens Kammer trat, lag das Mädchen entschlummert auf ihrem Bette. Das Zeitungsblatt war zur Seite auf den Boden gefallen, am Fußende die Decke.

„So hat er sich ausgestreckt, ehe ich ihn aufscheuchte," fiel ihr ein, und sie legte sich so bequem wie möglich hin, und einige Sekunden später war sie in tiefen, traumlosen Schlummer versunken.

6. Kapitel.

„Da liegt es, das faule Tier, so groß und lang es ist! Schäm' dich, du altes Ding! Schläft wie ein Wickelkind am hellen, lichten Tag. Marsch aus dem Bett!"

Lisette sprang vom Lager, strich sich die Haare glatt und brachte ihr Bett in Ordnung.

„Ich möcht's auch so gut haben wie du, unnütze Gret'! Die Kot'lette ißt sie und die Kartoffeln läßt sie stehen; und dann wird das Bett verrammelt, daß es eine Schand' ist, und unserm Herrgott sein Tag verschlafen! Freilich, nachtfertig bist du, du Nachtvogel!"

„Mutter, was ist Euch heut' quer gegangen, daß Ihr so bös seid?"

„Schämen soll sie sich, die Frau Oberrechnungsrätin! Wir kriegen Sauerkraut hingestellt und Kartoffelschnitz', und sie frißt Spargeln und Schinken! Und dein Stadtpfarrer ist auch nicht so fromm, wie er auf der Kanzel thut! Schämen soll er sich. Unser Heiland hatte nicht, wo er sein Haupt hinlege, und dein Stadtpfarrer hat ein Sofa und einen Schlafstuhl und eine Schlummerroll' dazu."

„Was hat er Euch denn gesagt?"

„Was er gesagt hat? Nichts hat er gesagt! Ich soll's kurz machen, hat er gesagt, und nicht so viel Sprüche anführen. Der hat auch die Bibel nur lieb, wenn er droben auf der Kanzel steht!"

„Wieviel habt Ihr denn bekommen?"

„Wieviel ich bekommen habe? Einen Bettel! Gar nichts, wenn ich ihn nicht am Ärmel gezupft hätt', als er in die Kutsche stieg. Unser Heiland ist nicht in der Chaise gefahren. Er soll sich schämen, die armen Leute so zu drücken!"

Lisette lachte boshaft. Sie schien eine cynische Bemerkung auf der Zunge zu haben.

„Zwei Mark hat er unterschlagen. Ich hab' so gut Recht auf fünf wie die anderen!"

Ein kindliches Lächeln verdrängte den häßlichen Zug, der noch von vorhin auf Lisettens Lippen lag. „So ist's recht," sagte sie leise. Dann frug sie:

„Da habt Ihr mir kein Gesangbuch kaufen können, Mutter?"

„Auch noch ein Gesangbuch? Meinst du denn, für drei Mark könnt' ich die ganze Stadt auskaufen? Ein Paar warme Schuh' habe ich mir gekauft und ein Haubenbändel!"

Lisettens Gesicht leuchtete auf.

„Da habt Ihr recht gehabt, Mutter! Ihr müßt schön geputzt sein, Mutter, an meinem Konfirmationstag! Aber was soll da ein einziges Band? Eine funkelnagelneue Haube solltet Ihr haben!"

„Brauchen könnt' ich eine," brummte die Wäscherin etwas besänftigt. „Aber woher nehmen und nicht stehlen?"

„Ich kauf' Euch eine, Mutter, so schön, als sie in Melanies Geschäft nur zu haben ist! Aber Ihr müßt mir auch einen Gefallen thun!"

„Was soll's?" frug die Mutter mißtrauisch.

„Alle Mädchen, die etwas auf sich halten, werden nach der Vorstellung abgeholt. Nur die gehen allein, denen es nicht darauf ankommt, angesprochen oder begleitet zu werden. Soll ich auch zu diesen gehören?"

„Was willst du denn von mir?"

„Mutter, thut mir den Gefallen und holt mich von jetzt an ab! Im Zimmer der Pförtnersfrau könnt Ihr auf mich warten. Fanget heut' damit an! Wenn Ihr mich ein wenig lieb habt, Mutter, so thut's!"

Die Wäscherin streckte abwehrend die Hände von sich und sagte:

„Nein, ich thu's nicht."

„Mutter," sagte das Mädchen, holte einen Schemel und schmiegte sich an das Knie der Alten, „Mutter, Ihr thut es doch, denn Ihr seid ja meine Mutter!"

„Thu' die Milch vom Feuer, sie läuft sonst über! Du kannst auch das Nachtessen richten; ich bin müd'."

Lisette sprang auf, trug die Milchkanne, den Kaffeetopf und eine Schüssel mit gewärmten Kartoffeln vom Ofen auf den Tisch, brachte zwei Teller und zwei große, gelbe, schwarzgeränderte Tassen aus der Küche, holte Brot, Salzfaß, Zuckerdose, Löffel und Bestecke aus der Schublade und setzte sich der Mutter gegenüber.

Diese sprach mit lauter Stimme das Tischgebet, schenkte sich ein, versüßte den Trank durch drei Stückchen Zucker und fing dann zu essen an, indem sie zwischenhinein von der postkartefarbenen Flüssigkeit schlürfte.

Lisette saß gegenüber, legte die gekreuzten Arme auf den Tisch und sah der Alten unverwandt ins Gesicht.

„Ihr habt mir noch keine Antwort gegeben, Mutter," hub sie endlich an.

Die Wäscherin schob ein großes Stück Kartoffel in den Mund und, den Bissen auf dem Zungenrücken wiegend, sagte sie: „Was hast du mich denn gefragt?"

„Ich habe Euch gebeten, mich von heut' an im Theater abzuholen."

Die Alte kaute zu Ende, dann schüttelte sie den Kopf, daß eine der grauen Strähnen über das linke Ohr herunterfiel.

„So will ich's halten bis an mein selig Ende."

„Wie?"

„Nach dem Nachtessen kommt der Abendsegen, und nach dem Abendsegen leg' ich mich ins Bett."

„Aber, Mutter, könnt Ihr ruhig einschlafen, während Ihr denken müßt, daß ich vielleicht ..."

„Was?"

„Daß mir einer nachläuft und mich durch die Straßen hetzt?"

„Meine Knochen sind abends müd'. Ich hab's nicht so gut wie du, daß ich am hellen Tag mich aufs Bett legen und schlafen kann."

„Ich will's Euch vergelten, Mutter; Ihr sollt meinen Lohn ganz haben bis auf ein paar Pfennig. Dann könnt Ihr immer Butter zu den Kartoffeln essen, süße Butter, und bei der Frau Thorschließerin sollt Ihr immer ein Gläschen Likör finden, ich will dafür sorgen."

Die Mutter antwortete nichts. Sie schälte sich eine neue Kartoffel. Als sie den ersten Bissen in den Mund steckte, kam er ihr gar trocken vor. Dann schüttelte sie ihre Tasse im Kreise, damit der Bodenrest des Kaffees die weiter oben hängenden Zuckerteilchen herunterhole. Als sie aber dann die süße Flüssigkeit ausschlürfte, kam sie ihr matt vor im Vergleich zu einem scharfen Likör. Die Lüsternheit des Gaumens und die träge Scheu

vor einer Veränderung des gewohnten Lebens kämpften in ihr einen harten Kampf.

Lisette sah ihr scharf ins Gesicht. In der Hoffnung, die Entscheidung herbeizuführen, stand sie auf, trug ihren Stuhl neben die Mutter und faßte deren beide Hände.

„Ich will fromm bleiben und brav auch als Balletttänzerin, und Ihr sollt mir dazu verhelfen!“

„Laß mich los, du thust mir weh!“ sagte da die Mutter. Der Kampf war aus. „Führe mich nicht in Versuchung,“ seufzte sie leise, dann stand sie auf und schob den Stuhl der Tochter zurück.

„Da bin ich, und dort bist du. Ich will mit deinem Ballettkram nichts zu schaffen haben. Geh' du deine Wege, ich geh' meine Wege.“

Lisette stand am Tisch. Ihre Hände ballten sich, aber die Arme zitterten. Mit weitgeöffneten Augen blickte sie zur Mutter hin, eine große Thräne rollte über die Wange. Die Mutter räumte ruhig den Tisch ab.

„In der Leichenpredigt soll mir's der Pfarrer nachsagen, wenn ich ein einziges Mal ins Theater gehe! Schlecht soll er mich machen, wenn ich ein einziges Mal den Fuß auf den Tanzboden gesetzt hab'!“

Lisette sah die Mutter finster an.

„Schweigt still, Mutter, oder ich sag' etwas!“

„Sag', was du willst; ich bleib' dabei: es ist lauter Teufelswerk.“

Lisette warf der Mutter einen funkelnden Blick zu, dann wandte sie sich ab und sagte leise:

„Ihr waret auf keinem Tanzboden und in keinem Theater, und doch —“

„Was?“

„... Und doch habt Ihr mich geboren!“

Die Mutter stieß einen dumpfen Schrei aus.

„Damit kommst du mir, du..., du... Mit deinem Vater kommst du mir, dem Farbenklecker, dem Lumpen, dem Spitzbuben! Er war auch so ein...“

„Mutter!“ schrie Lisette und sprang zornglühend vor die Alte hin, „wenn Ihr meinen Vater schimpft, so...“

Die Wäscherin erschrak, als sie in das zornentstellte Gesicht ihrer Tochter sah. Ihre Hände sanken schlaff herunter; sie ließ sich auf den Stuhl fallen und fing an:

„Ach Gott, — ach Gott, — wenn ich nur unter dem Boden läge! — Das ist der Dank! — Tag und Nacht schind' ich mich ab! — Ich kann nimmer, — ich zittere, — Schimpf und Schand' statt Kindesdank!...“

So ging es fort, obgleich das Mädchen auf den Knieen lag und weinend flehte: „Hört auf, ich werd' sonst toll, — hört auf, hört auf...“

Endlich sprang Lisette in die Kammer, schloß die Thüre zu und vergrub den Kopf in die Kissen ihres Lagers.

Die Alte war still geworden. Sie hatte die Ampel angezündet und saß strickend am Tisch. Auch in der Kammer war's eine Weile still; dann hörte man pfeifen und trällern. Nach einiger Zeit kam Lisette heraus, halb angekleidet, und vollendete in nervöser Unruhe ihre Toilette für das Theater. Länger als gewöhnlich suchte sie unter den Perlen und Blumen. In ihrem Gesichte lag etwas Verstocktes und Starres, seltsam belebt durch das eigentümliche Feuer, das aus den dunklen Augen strahlte.

Nur eine Mutter hätte ihr ansehen können, daß sie geweint habe. Die Wäscherin aber sah ihr nicht ins Antlitz.

Die Tänzerin schlüpfte in die Überschuhe, hüllte den Regenmantel um und ging mit kurzem „Gute Nacht!“ zur Thüre hinaus.

7. Kapitel.

Die Wäscherin pflegte regelmäßig zu erwachen, wenn Lisette vom Theater zurückkam. Mutter und Tochter wechselten ein paar Worte, während die letztere einen Bissen aß und sich auszog, und schliefen dann zusammen ein.

Auch heute wachte die Wäscherin zur gewohnten Zeit auf. Ein heller Lichtschimmer fiel durch die offene Kammerthür. Die Alte begann in der üblichen Weise:

„Im Ofen stehen die Kartoffeln, und in der Schublade ist noch ein halber Weck.“

Als sie keine Antwort bekam, richtete sie sich auf und schaute ins Zimmer hinaus. Das volle Mondlicht fiel zum Fenster herein. Lisette war nicht da. Die Wäscherin schaute nach dem Bette; es war leer.

Ohne sich etwas Besonderes zu denken, brummte sie vor sich hin, legte sich auf die Seite gegen die Wand und war bald wieder eingeschlafen.

Der Stundenschlag von der nahen Peterskirche weckte sie auf. Als die große Glocke langsam und wuchtig widerhallte, was die

beiden anderen verkündigt hatten, zählte sie die Schläge. Der elfte war der letzte. Sie setzte sich im Lager auf. Als es Mitternacht schlug, rief sie: „Lisette!" Aber es ward ihr keine Antwort; Zimmer und Bett waren leer.

Da fing sie an, vor sich hin zu zanken in abgerissenen Worten und kurzen Sätzen. Und während sie immer heftiger schalt, während ihre Ausdrücke immer gröber und wüster lauteten, wurde die Angst ihres Herzens immer größer. Sie lauschte zwischenhinein atemlos auf jedes Geränsch in der Nachbarschaft, und wenn sie erkannt hatte, daß es nichts sei, erfolgte ein neuer Ausbruch ihrer zornigen Angst. Mit ihren Schimpfreden wechselten in jammerndem Tone ausgestoßene Gebetssätze, die sie aus ihrem Andachtsbuche auswendig wußte. So saß sie da, vornübergebeugt, mit gerungenen Händen, während Stunde um Stunde verrann.

Der Mondschein war aus der Kammer geschlüpft, am Ofen vorübergeglitten und nahm von der Stubenthüre Abschied. Die Spitze der Klinke flimmerte noch golden. In einem Hühnerstalle der Nachbarschaft hatte der Hahn schon zweimal gekräht. Es mochte gegen vier Uhr sein, als die Mutter, von namenloser Angst geschüttelt, zu ihrem letzten Mittel griff. Sie fing an, über ihr Alter, ihre Gebrechlichkeit und Verlassenheit zu heulen und zu wimmern in jenem hohen und zitternden Tone, der von ihrer sonstigen tiefen und rauhen Stimme so seltsam abstach und sich wie ein Messer in Lisettens Ohr zu bohren pflegte. Als aber der gewohnte Wehschrei der Tochter ausblieb, verstummte die Frau und blieb fortab lautlos auf ihrem Lager sitzen. Die Hände waren auf der Decke gefaltet, und das Antlitz, in welchem die Lippen unaufhörlich zitterten, sank zur Brust nieder.

Der Mond war hinter die Dächer gesunken, der Morgen schaute grau und wenig verheißend zum Fenster herein, die Spatzen schrieen: „Schütt, schütt!" und verkündeten schlecht Wetter.

Die Wäscherin stand auf. Sie begann ihr Tagewerk wie an jedem anderen Morgen. Nur fehlte heute das Selbstgespräch. Sie hatte sich in der langen Nacht zu Ende gesprochen. Die Unterlippe hing noch länger herunter als gewöhnlich, das Auge blickte noch starrer als sonst. Es war ihr, wie wenn ihr statt des Herzens ein schwerer Klotz in der Brust liege, aus dem ein heißer, pochender Quell schlage und bis in den Hals hinauftreibe.

Das Feuer im Ofen war wieder ausgegangen, ohne daß sie es bemerkte. Es war bitter kalt. Die Zähne klapperten ihr; aber sie fühlte es nicht. Sie hatte die Stubenthüre aufgemacht und schaute den düsteren Gang hin, der zur Treppe führte. So stand sie lange. Da hörte sie von der Straße her das Rollen des ersten Milchwagens. Sie schrak zusammen, wie wenn sie geträumt hätte, ging in die Stube zurück, holte den Schlüssel, schloß die Thüre ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging den Gang vor und die Treppe hinunter, an zwei Glasthüren vorbei bis in den Hausflur. Auf dem letzten Absatze traf sie die Magd des pensionierten Hauptmannes, der im ersten Stocke wohnte.

„Sie gehen heute früh ans Geschäft, Frau Schmidt!"

„Ja."

Sie stand drunten vor der Hausthüre still und wandte sich halb zurück. Die Magd hatte ihr nachgesehen.

„Sie haben den Hausschlüssel vergessen, Frau Schmidt? Ich will Ihnen aufmachen und die andere Thür auch!"

Das Mädchen schloß auf und begleitete die Wäscherin über den Hof, um ihr mit dem gleichen Schlüssel die Thüre des Vorderhauses zu öffnen.

Die alte Frau bedankte sich.

„Nichts zu danken," sagte das Mädchen. „Ist Ihnen etwas, Frau Schmidt?"

Diese schüttelte den Kopf und eilte an einem finsteren Treppenwinkel vorüber in den eleganten Flur des stattlichen Vorderhauses. Die Hausthüre, welche auf die Straße führte, stand auf. — —

Kaum war die Wäscherin verschwunden, als der Polizeiwachtmeister Federlein langsamen Schrittes die Haupttreppe heruntersstieg. Auf der letzten Stufe stand er stille und kniff die Augen zusammen, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas Verdächtiges bemerkte. Nach einigen Sekunden ging er rasch um die Treppe herum gegen die hintere Hausthüre zu, wandte sich halb zurück und riß die Augen weit auf, wie er zu thun pflegte, wenn er eine Entdeckung gemacht hatte.

Unterdessen war Frau Schmidt in die Hauptstraße eingebogen und eilte dem großen

Digitized by Google

Platze zu, auf dem das Theater stand. Die Springbrunnen plätscherten, und von dem nahen Parke her erscholl der Gesang der ersten Frühlingsvögel. In den Blumenbeeten zwischen den Wasserbecken waren einige Gärtnerburschen beschäftigt. Arbeiter gingen über den Platz auf das Parkthor zu, um das Fabrikenviertel zu erreichen, das jenseits der Waldanlagen sich weithin erstreckte. Zwei alte Herren, denen der Arzt empfohlen hatte, vor dem Beginne ihrer Büreauarbeit einen Morgenspaziergang zu machen, gingen den gleichen Weg und sprachen gerade von den frischgrünen Laubbüscheln der Kastanienbäume, als die Wäscherin an ihnen vorüberhuschte und die Freitreppe des Theaters hinaufstieg. Sie ging auf das gewaltige Mittelthor los und griff hastig nach der Klinke. Doch es war nur eine schwere Eisenverzierung, was sie erfaßt hatte. Kalt, unbeweglich, starr war alles, was sie sah und was sie betrachtete.

Sie ging einige Schritte zurück, bis sie mitten zwischen den beiden dorischen Säulen stand, und sah rechts und links. Auf beiden Seiten sind noch Thüren. Sie ging auf die erste zu. Sie sah ein Schloß, eine Klinke. Das ist doch eine Thüre! Der Drücker gab nach, aber die Thüre blieb unbeweglich. Ebenso war es auf der anderen Seite.

Da ging sie die Treppe hinunter und über den glatten Kies bis an den Bord der großen Mittelfontäne. Dann wandte sie sich um und schaute das Gebäude an, das ihre Tochter verschlungen hatte. Alles groß, weit, prächtig, tot! Sie ging wieder vor bis an die Treppe, schritt an derselben hin, bog um die Ecke und suchte an der Längsseite des Gebäudes nach einem Eingange, bis ihr die Parkmauer, die an das Theater stieß, das Weitergehen unmöglich machte. An fünf oder sechs Thüren kam sie vorbei; alle waren geschlossen. An keiner fand sie eine Klingel. Sie ging nun denselben langen Weg zurück, an der Treppe vorüber und suchte auf der anderen Seite. Diese erstreckte sich dem langgedehnten Marstall des Residenzschlosses gegenüber, bestand in schmucklosem Mauerwerk und zeigte überhaupt gar keinen Eingang. Die Wäscherin war bis zu einem Verbindungsgebäude gelangt, das nicht mehr zum Theater zu gehören schien, und wankte wieder verzweifelnd an der öden Mauer hin. Da gingen zwei Arbeiter an ihr vorüber. Der eine trug eine Leiter, der andere einen Farbkübel. Es waren verwahrloste Gesellen, die sich von der gestrigen Nacht her in wüster Stimmung befanden. Der ältere rief der Frau etwas nach, was diese nicht verstand; aber der Ruf weckte den Gedanken in ihr: die gehen ins Theater. Sie blieb stehen, sah ihnen nach und bemerkte, wie sie in einem kleinen Pförtlein des Mittelgebäudes verschwanden. Voller Hoffnung schritt sie den gleichen Weg. Die Thüre war angelehnt; sie trat in einen weißgetünchten Gang, der nach einigen Schritten rechts bog und sich weit in die Länge erstreckte. In der Mitte des Ganges lungerten die beiden Gesellen, denen es offenbar schwer fiel, sich zur Arbeit anzuschicken.

„Bin ich hier im Theater?“ frug die Alte.

„Gewiß, schönes Fräulein,“ erwiderte der Schwarzbärtige, worauf der Blonde in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Die Frau ging nun den Gang vor, eine Treppe hinauf, an einem zweiten Gang vorbei, durch ein Pförtlein ohne Riegel und Schloß in einen weiten Raum, auf den viele geschlossene Thüren stießen, und dann eine Treppe hinunter. Nun kamen neue Gänge, neue Treppen. Sie ging wie im Rausch, ohne Besinnung, ohne Wahl, gangaus, gangein, treppauf, treppab. Immer schneller ging sie, wie wenn sie gehetzt würde; der Schall ihrer Schritte dröhnte ihr in den Ohren.

Da hielt sie inne. Sie hatte Stimmen gehört. Sie ging darauf zu, eine Treppe hinab, — und sah die beiden Gesellen wieder vor sich. Diese lehnten ihre Pinsel an die Wand.

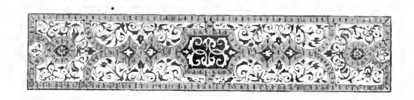
„Hat das schöne Fräulein gefunden, was es verloren hat?“ fragte der eine.

Die Frau schüttelte den Kopf. „Was haben Sie denn gesucht, wenn ich fragen darf?“ fuhr er in höhnischer Höflichkeit fort. Der andere mit den unreif verdorbenen Gesichtszügen schaute bewundernd zu seinem Kollegen empor.

„Meine Tochter,“ sagte die Alte mit tonloser Stimme. Es war das erste Wort, das sie sprach, seitdem sie in der Nacht verstummt war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Die Ligurierin.

(Abdruck verboten.)

Die Frauen von Torre di Galba
Sind hold wie die Blüten des Lichts;
Doch die reizende Marta Rosalba
Verdunkelt sie alle zu nichts.
Die Schönsten verzagen und bangen,
Vom Schauer des Neides versteint,
Denn es stirbt ihr vergängliches Prangen,
Wenn Marta Rosalba erscheint.

Sie facht mir den Brand in der Seele,
Die wonnige Göttergestalt;
Sie schnürt mir die pochende Kehle,
Wo immer vorüber sie wallt.
Ob früh an dem Ponte Fraeasso
Ihr flatterndes Röckchen erglänzt,
Ob spät sie am Brunnen des Tasso
Das Bild der Madonna bekränzt.

Und fiele ganz Torre di Galba
Mir zu als erloster Gewinn:
Für ein Lächeln von Marta Rosalba,
Wie gäb' ich's mit Freuden dahin!
Und spräch' sie beim Tanz in Varino:
„Ich weiß, was dich heimlich bedrückt —
Da, küß mir die Lippen, Beppino“ —
Ich würde vor Wonne verrückt!

Doch weh mir, sie wandelt gelassen —
Ihr Herz ist an Gluten so leer!
Nie werd' ich sie liebend umfassen —
Zurück denn ins kämpfende Heer!
Mein Schwert ist so sprühend und schneidig,
Mein Blut ist so flammend und rot —
In Afrikas Wüsten erleid' ich
Für Marta Rosalba den Tod. —

Ernst Eckstein.



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



Trompeter. Nach dem Gemälde von W. Diez.
(Zu dem Artikel „Wilhelm Diez.“)

Digitized by Google



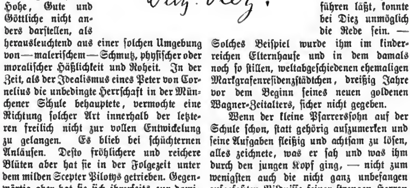
Wilhelm Diez.

Von Ludwig Pietsch.

Mit 2 Einschaltbildern.

(Abdruck verboten.)

Zwei Hauptrichtungen des Strebens machen sich, ähnlich den zwei Seelen in der Brust des Dr. Faust, in der bildenden Kunst, zuweilen in derselben Kunstschule, ja in dem Schaffen desselben Künstlers — ein Beispiel: das des Rubens — geltend. Die eine ist nur den seligen Regionen zugewendet, wo die reinen Formen wohnen, der Verkörperung des höchsten Schönen, Lauteren und Göttlichen im Kunstwerke. Die andere „Kunstseele" hat ihre Freude am Gegenteil desselben, beobachtet und schildert am liebsten, wie sich die Menschen plagen und ergötzen, findet das bunte Treiben dieser Welt und gerade das der schlimmsten Kinder derselben noch viel interessanter und schildernswerter als alle Götter des Olymp und alle Heiligen des Paradieses. Ja, sie mag auch das Hohe, Gute und Göttliche nicht anders darstellen, als herausleuchtend aus einer solchen Umgebung von — malerischem — Schmutz, physischer oder moralischer Häßlichkeit und Roheit. In der Zeit, als der Idealismus eines Peter von Cornelius die unbedingte Herrschaft in der Münchener Schule behauptete, vermochte eine Richtung solcher Art innerhalb der letzteren freilich nicht zur vollen Entwickelung zu gelangen. Es blieb bei schüchternen Anläufen. Desto fröhlichere und reichere Blüten aber hat sie in der Folgezeit unter dem milden Scepter Pilotys getrieben. Gegenwärtig aber hat sie sich ihrerseits zur dominierenden Stellung im Kunstleben Münchens emporgerungen. Ihr größter und genialster Vertreter aber ist Wilhelm Diez, der Begründer und Leiter der nach seinem Namen benannten Schule, aus welcher manche der tüchtigsten unter den jüngeren Münchener Meistern hervorgegangen sind.



Am 17. Januar war das erste Jahr seines zweiten Halbjahrhunderts verflossen. 1839 wurde er zu Bayreuth geboren, der Sohn eines seines Liberalismus wegen entlassenen protestantischen Pfarrers. Darüber, daß er zum Künstler geboren sei, hat nie ein Knabe durch sein ganzes Treiben geringere Zweifel gelassen, als der junge Wilhelm. Von einer Aneignung und Nachahmung fremden Beispiels, worauf sich in so vielen Fällen ihre vermeintlich „eingeborene" Neigung und Veranlagung zu einer Kunst zurückführen läßt, konnte bei Diez unmöglich die Rede sein. — Solches Beispiel wurde ihm im kinderreichen Elternhause und in dem damals noch so stillen, weltabgeschiedenen ehemaligen Markgrafenresidenzstädtchen, dreißig Jahre vor dem Beginn seines neuen goldenen Wagner-Zeitalters, sicher nicht gegeben.

Wenn der kleine Pfarrerssohn auf der Schule schon, statt gehörig aufzumerken und seine Aufgaben fleißig und achtsam zu lösen, alles zeichnete, was er sah und was ihm durch den jungen Kopf ging, — nicht zum wenigsten auch die nicht ganz unbefangen aufgefaßten Bildnisse seiner strengen Herren Lehrer, — so geschah das wirklich nur aus

einem inneren Triebe der Natur, zu dessen Bethätigung es keiner äußeren Anregung bedarf. Die Zufriedenheit der von ihm auf seine besondere Art mit Vorliebe porträtierten Lehrer gelang es ihm freilich durch diese Kundgebungen seines Talentes so wenig zu erwerben, daß der Vater es für ratsam erachtete, den hoffnungsvollen Sohn in eine andere Anstalt, die Gewerbeschule, zu geben, in welcher das Zeichnen einen wichtigteren und bevorzugteren Unterrichtsgegenstand bildete. Von dem Lehrer desselben wurde Begabung und Beruf des zwölfjährigen Schülers auch bald genug erkannt und seine Entwickelung nach besten Kräften gefördert. Schon zwei Jahre nach dem Eintritte in diese Gewerbeschule wurde der junge Diez nach München gesendet, um dort das Polytechnikum zu besuchen.

Hier fand er nicht geringere Gelegenheit als in der Vaterstadt und den umliegenden Dörfern, seiner leidenschaftlichen Liebhaberei nachzugehen und mit unersättlicher Freude am Beobachten und Nachzeichnen der lebendigen Wirklichkeit sich überall da zu bewegen, wo die Volksmenge zusammenströmt, sich unbefangen in ihrer unverhüllten Art, in Lust und Wildheit zeigt, wo man sicher sein darf, den Genossen des vielumfassenden weiten Reiches der „Bohême" zu begegnen, welches die moderne Polizei mit allen ihren Verboten, Reglements, Ordnungen, Schutzmännern, Landgendarmen, Feld- und Waldhütern auch heute noch nicht aufzuheben und aus der Welt zu schaffen vermocht hat. Dies Studium aber war für den vierzehnjährigen Polytechniker kein bloßer vergnüglicher Sport und Zeitvertreib. Er verwertete seine nach dem bewegten Leben skizzierten Zeichnungen als Illustrationen für Zeitschriften und Bücher und erwarb sich so mit eigner Hand die Mittel zum Existieren und Studieren, die ihm dort keine andere mehr reichen konnte.

Daß er nur zum Künstler taugte, war ihm in den ersten zwei Jahren seines Münchener Aufenthaltes zur Gewißheit geworden. Er verließ infolge dieser richtigen Selbsterkenntnis 1853 die polytechnische Schule und trat zur Kunstakademie über. Aber der systematische Unterricht nach der alten Schablone, wie er dort geübt wurde, konnte einem Schüler von diesem Naturell so wenig zusagen, wie er, seine Art zu zeichnen und seine künstlerischen Bestrebungen den damaligen Herren Professoren. Er hat dem Besuch ihrer Lehrklassen um so weniger zu verdanken, als er in der Regel auch hier wieder diesem Besuch den der Volkskneipen, Jahrmärkte, Kirchweihen, Seiltänzer- und Kunstreiterbuden, freilich aber auch der Gemälde- und Kupferstichsammlung, vorzog, wie das Zeichnen nach allem malerischen Lumpengesindel und gesetzlosem Volk in der Wirklichkeit, wie auf den Bildern und Blättern der älteren Meister, dem Studium nach den Gipsabgüssen im akademischen Antikensaale.

Oft genug mag Diez jene seine großen Sinnesverwandten in vergangenen Jahrhunderten, die Dürer, Holbein, Jost Amman, Rembrandt, Callot, die Adrian Brouwer, Wouwerman, Teniers, Jan Steen und Ostade beneidet haben um des noch ganz anderen, unermeßlichen Reichtums an malerischen Gestalten, an verlumpten Reisigen, Landsknechten, Soldaten, Stegreifrittern, Bettlern, versoffenen Bauern, Troßknechten, Vagabunden, fahrenden Weibern und Beutelschneidern willen, welche zu deren Zeit die Gassen der Städte, wie die Landstraßen, Schenken und Herbergen, die Felder und Wälder belebten und — unsicher machten. Wie farblos, gezähmt, kulturbeleckt mußten Diez im Vergleich mit diesen Gestalten einer unwiederbringlich entschwundenen Vergangenheit selbst die lustigsten, verwegensten und verlumptesten Gesellen erscheinen, mit welchen ihn auch im günstigsten Falle heute sein gutes Glück und sein Entdeckereifer zusammenführen konnten! Jene untergegangene Welt, deren treues Spiegelbild die genannten Meister in unvergänglichen Zügen festgehalten haben, wurde für Diez allmählich so lebendig und wirklich wie Selbsterlebtes und Selbstgesehenes; und er malte bald lieber und häufiger Gestalten, Szenen, lustige und düstere Vorgänge aus dieser, als die wirklich von ihm beobachteten aus dem modernen Volksleben, wie vertraut ihm letzteres auch sein mochte.

Durch Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" und für die „Münchener Bilderbogen" wurde sein Nam' und Art wohl zuerst auch draußen im Reiche bekannt, geschätzt und beliebt, noch ehe er dessen Gaue, Städte und Menschen durch Wanderungen und Fahrten über die Grenzen seines engeren bayrischen Heimatlandes hinaus mit

eignen Augen gesehen und kennen gelernt hatte.

Zum erstenmal kam Diez im Jahre 1868 auf der Reise nach Kiel zum Studium des deutschen Schiffs- und Flottenwesens nach Dresden, Berlin, Holstein. In der Galerie der erstgenannten Stadt fand er seine niederländischen Lieblinge so reich, wie kaum im heimischen München, vertreten und genoß ihre dortigen Werke mit hoher Wonne.



Atelier von W. Diez. Nach einer Photographie von C. Teufel in München.

Er war bereits ein überall bekannter und geschätzter Zeichner, als er zuerst begann, sich ernstlich auch mit dem Malen zu beschäftigen. Pilotys Malschule nahm auch ihn für eine Zeitlang auf, und auch er hat der „Historienmalerei“ im Sinne dieses Meisters seinen Tribut geleistet. Aber seine durchaus selbständige künstlerische Natur duldete ihn auch in dieser „Schule“ wie in jeder anderen, von einem persönlichen Lehrer

Digitized by Google


Lustiges Reiten. Skizze von W. Diez.

Erfüllte, bewies hier sehr bald ein ebenso ungewöhnliches Lehrertalent. Die Münchener „Diezschule," der Kreis von jungen Talenten, welcher sich um ihn scharte und von ihm durch Beispiel und Lehre zur selbständigen Künstlerschaft herangebildet wurde, hat zum Ruhme der deutschen Kunsthauptstadt an der Isar in neuerer Zeit kaum weniger beigetragen als die „Pilotyschule" in der vorhergegangenen Epoche. Der Freund und freiwillige Genosse der Strolche und Vagabunden, der trinkfesten Kneipbrüder ist allmählich ein höchst respektabler akademischer Würdenträger geworden, dessen bürgerliche Tugenden über jeden Zweifel erhaben sind und der sich seines wohlbegründeten, soliden häuslichen Glückes in vollem frohen Behagen erfreut, wenn er auch darüber nichts von seiner Ursprünglichkeit, seiner Unabhängigkeit, seiner Frische, seinem Feuer und seiner „Schneid'" verloren hat. In seinen Bildern macht er aus seiner Freude an dem malerischen Gesindel und seiner Vorliebe dafür noch immer kein Hehl. Aber den Kreis seiner Darstellungen, seines Stoffgebietes hat er bedeutend erweitert. Wiederholt hat er neuerdings den Beweis geführt, daß auch die heitere vornehme Anmut, Grazie und Eleganz, auch die schlichte, ernste Schönheit und die holde Lieblichkeit, welche dem lauteren, innigen, frommen Gemüte erblühen, zu schildern ihm ebensowenig versagt ist und ebenso trefflich gelingt, als die Schilderung der Personen und des Treibens all jener nichtsnutzigen, wüsten, frechen, allen Gesetzen und Ordnungen Gottes und der Menschen

und Meister geleiteten nicht lange. Er kehrte zu der der Natur, aller Meister Meisterin, und der der großen alten Holländer zurück. In deren Sinn und Art war denn auch sein erstes von ihm ausgestelltes Gemälde erfunden und gemalt, welches flüchtige, plündernde Nachzügler der räuberischen Heere des Dreißigjährigen Krieges, von Bauern verfolgt, darstellte.

Der Erfolg, welchen Diez mit seinen Zeichnungen errungen hatte, blieb auch dem Maler treu. Er wuchs so rasch in der allgemeinen Schätzung auch der Kunstgenossen, daß er bereits im Jahre 1870 als Lehrer an die Münchener Akademie berufen wurde. Zwei Jahre später erfolgte seine Ernennung zum Professor. Er, der Erfindungsreiche, von frischer, starker, naiver Schöpferkraft

hohnsprechenden Gesellen aus wilden Zeitaltern. — In diese Epochen, vor allen die des deutschen Bauernkrieges, des Deutschland verwüstenden dreißigjährigen und der Raubkriege Ludwigs XIV, hat Diez sich frühe schon in einer Weise eingelebt, wie etwa Adolf Menzel in die Zeit des großen Friedrich, der Belgier Leys in die altflandrische, oder Alma Tadema in die antike römische Kaiserzeit. Die künstlerischen Quellen für das Studium jener von Diez bevorzugten, ihrer Menschen, Sitten, Lebens- und Erscheinungsformen fließen allerdings reichlich genug und liegen in zahllosen Gemälden, Holzschnitten, Kupferstichen und Radierungen von der Hand genau beobachtender, zuverlässiger gleichzeitiger Meister offen für jeden, der sehen will und kann, zu Tage. Aber die durch sie gewonnene genaue Anschauung ist Diez so in Saft und Blut übergegangen, ist ihm so ganz zu eigen geworden, daß man von seinen Bildern und Zeichnungen nie den Eindruck empfängt, als seien es Gaben aus zweiter Hand. Das auf ihnen Dargestellte wirkt im Gegenteil immer so wie mit eignen Augen gesehen, wie miterlebt und infolge davon mindestens so überzeugend, wie nur jene alten Originalwerke selbst. — Ebensowenig wie Nachbildungen der letzteren, gleichen diese Gemälde und Zeichnungen denen kostümierter Modelle. Jedem seiner Werke geht wohl treues, eindringendes, gewissenhaftes Naturstudium voraus. Wenn sich dasselbe aber auch in jeder von ihm gezeichneten und gemalten Gestalt, jeder ihrer Bewegungen, Stellungen, Glieder, Kleider, Rüstungen, in jedem seiner Pferde und Hunde, Bäume und Gesträuche dem Wissenden erfreulich kundgibt, so erscheint und wirkt das Ganze doch immer wie eine freie, mühelose Schöpfung der durch die frisch aufgefaßte Wirklichkeit befruchteten, reichen künstlerischen Phantasie. Nichts Gestelltes, Steifes, Gemachtes und Gezwungenes ist darin, wie es das Arbeiten nach dem Modell so häufig mit sich bringt. Auch darin, in dieser glänzenden Fähigkeit, das streng nach der Natur Studierte in sich zu verarbeiten und es dann frei aus sich heraus zu gestalten, ist die Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit Menzel und seiner Art zu schaffen und zu bilden unverkennbar. Eine andere Übereinstimmung zeigt sich in der Geschichte des künstlerischen Entwickelungsganges beider. Menzel wie Diez hatten längst durch ihre auf Holz gezeichneten, in Holz geschnittenen, überallhin verbreiteten Illustrationen gewirkt und Ruhm im Vaterlande wie bei den Fremden erworben, ehe sie auch als Maler hervortraten und durch in sich abgeschlossene, ausgereifte Kunstwerke sich ihren Rang unter den ersten Meistern unsers Volkes eroberten.



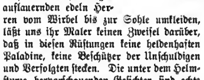
Im Busch. Skizze von W. Diez.

Unter den Illustrationscyklen des Münchener Meisters nimmt der in seinem dreißigsten Jahre gezeichnete zu Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges die erste Stelle ein. Die damit geschmückte Ausgabe bildet einen Band der von der Groteschen Buchhandlung publizierten Bibliothek von illustrierten Werken deutscher Klassiker. Er ist 1871 erschienen. Die Zeichnungen sind noch von Diez unmittelbar auf dem Holzstocke ausgeführt und von jener köstlichen Frische, welche bei dem modernen, heute fast ausschließlich angewendeten Verfahren, die großen in Tusche gemalten Papierzeichnungen photographisch auf die Platte zu übertragen und die Übersetzung der getuschten oder gewischten Töne in Strichlagen dem Holzschneider anheimzustellen, kaum erreicht werden kann.

Ebenso wie in den Holzzeichnungen des jugendlichen Menzel zu Fr. Kuglers „Leben Friedrichs des Großen" (welche an geistigem Gehalt und Reichtum, an Kunstvollendung, an Zahl und Mannigfaltigkeit diese Dieſschen freilich weit überragen), sind in letzteren eigentliche Tonwirkungen kaum angestrebt. Die Behandlung ist sehr einfach und macht dem Xylographen den Faksimileschnitt ziemlich bequem. Die Zeichnung aber ist überall voll Leben und Charakter. Die einzelnen großen geschichtlichen Gestalten jener furchtbaren Zeit werden hier wahrhaft lebendig. Man glaubt es ihrem Darsteller, daß sie so und nicht anders ausgesehen, sich gehalten und bewegt haben, und ihre Offiziere wie das gemeine Kriegsvolk erst recht; nicht minder dessen Pferde. In den zahlreichen Gefechtsszenen herrscht eine wilde Kampfesfreudigkeit. In den Bildern von Staatsaktionen ist das Theatralische, ich möchte es das „Pilotysche" nennen, noch nicht ganz überwunden. Viel wahrer, natürlicher, echter sind die Schilderungen des Elendes im Gefolge des Krieges, des Verderbens, der Verwüstung und des Jammers der davon Heimgesuchten. — Die herrliche Gottesgabe des Humors, welcher Diez in so reichem Maße zu teil geworden ist und aus so vielen seiner Bilder uns erquicklich entgegenlacht und -leuchtet, kommt in diesen Zeichnungen zum Dreißigjährigen Kriege nicht zur Verwendung. Nur einmal blitzt er verstohlen auf in der Gestalt des einen der, in Prag aus dem Fenster des Rathauses geworfenen, beiden kaiserlichen Kommissarien, der nach dem Sturz sich, halb verwundert, mit heilen Gliedern unten angekommen zu sein, auf dem weichen Misthaufen sitzend, wiederfindet.

Gerade mit diesem Humor ist die Mehrzahl der Diezschen Schöpfungen aufs erquicklichste gewürzt. Auch solche, deren Gegenstände eigentlich nichts weniger als heiter, lustig, spaßhaft sind, wie seine Szenen aus den blutigen, mit wilder Grausamkeit geführten Bauernkriegen, seine zahlreichen Buschklepper- und Stegreifritterbilder. Der Erscheinung der Räuber, wie der ihrer ausgeplünderten Opfer ist häufig ein unwiderstehlich komischer Zug beigemischt, welcher das Abscheuliche der geschilderten Handlung fast vergessen macht und den düsteren und abschreckenden Eindruck derselben fast in sein Gegenteil verwandelt. Eins der glänzendsten Beispiele derartiger Diezscher Darstellungen ist jenes „Beraubt" betitelte Bild. Ein wohlgenährter Bettelmönch, der mit seinem, mit den nahrhaften Spenden frommer, gläubiger Geber reichbeladenen Eselchen durch den herbstlichen Wald zog, ist von einem edeln Stegreifritter von 1520, welchen sein junger Bube und ein reisiger Knecht mit der Armbrust auf diesem Beutezuge zu Roß begleiten, überfallen und seines Überflusses, den er für das Kloster gesammelt hatte, entledigt worden. Ja, nicht genug, daß der Arme das Eselchen mit allem, was es trägt, den Räubern überlassen mußte. Er scheint dafür auch noch eine sehr unerwünschte Zahlung mit der kurzen Jagdpeitsche des Ritters auf den breiten Rücken empfangen zu haben. Da sitzt er niedergeworfen auf dem nebelfeuchten, grasigen Waldboden, das krummnasige Gesicht mit dem Doppelkinn weinerlich verzerrt. Mit dem Rücken der rechten Hand streicht er über die Stelle hin, auf welche die Hiebe der ritterlichen Peitsche vorzugsweise gefallen sind. Ohne es hindern zu können, muß er zusehen, wie sein Grautier mit allen ihm aufgepackten Schätzen, Körben, Fäßchen, Säcken und dem lebenden Lämmlein, trotz alles hartnäckigen Widerstandes, am Strick von dem bösen jungen Ritterbuben lachend mit hinweggezogen wird. Ja, er muß zu alledem noch den höhnisch-verbindlichen Gruß erdulden, den ihm der hagere adelige Busch-

klepper von seinem schweren Schecken herab mit dem abgezogenen Jagdhütchen in der Rechten, um deren Handgelenk die Peitsche hängt, zum Abschiede zuwinkt. — Daß Diez seine edeln Ritter nach Art der älteren Düsseldorfer Romantiker etwa mit einem romantisch-poetischen Nimbus schmückte, kann man ihm jedenfalls nicht zum Vorwurf machen. Trotz der schimmernden Eisenrüstungen, welche die auf unserm Bilde dargestellten, im waldigen Hinterhalte den erwarteten Meßkaufleuten und Packwagen auflauernden edeln Herren vom Wirbel bis zur Sohle umkleiden, läßt uns ihr Maler keinen Zweifel darüber, daß in diesen Rüstungen keine heldenhaften Paladine, keine Beschützer der Unschuldigen und Verfolgten stecken. Die unter dem Helmsturze hervorschauenden Gesichter sind echte Galgenphysiognomieen, welche diese geharnischten Reiter ganz als das, was sie sind, charakterisieren: nichtswürdige und gemeine Halunken.





Skizze zu dem Bilde von W. Diez: Der Trompeter.

Ihre würdigen Genossen sind die drei nur halb gepanzerten, mit Lanze und Schwert bewaffneten Strauchritter, die, im Sattel ihrer schweren friesischen Hengste, an der Waldecke lauern und begierig nach den erwarteten und bereits erschauten, ahnungslos des Weges kommenden, Wagenzügen ausspähen. Die größere Schäbigkeit dieser Wegelagerer nur unterscheidet sie von jenen vornehmeren Berufsgenossen. Sie gleichen mehr hungrigen Wölfen, welche aus dringendem Bedürfnis rauben, während jene das Geschäft mehr als ritterlichen Sport zu betreiben scheinen.

Ein prächtiges Bild voll leidenschaftlich bewegtem dramatischem Leben schildert die Szene eines räuberischen Überfalles selbst. Diese aber spielt im XVII. Jahrhundert auf einer der unsicheren, gefürchteten Landstraßen dieses verwilderten Zeitalters. Die Wegelagerer sind keine gewappneten ritterbürtigen Herren, sondern raub- und mordlustige Gesellen, dienstlose Soldaten, der zurückgebliebene Bodensatz der das Land sengend und plündernd durchziehenden Heerhaufen, und ihr Überfall gilt einem Reisewagen, einer mit vier Pferden bespannten schwerfälligen, von bewaffneten Reitern eskortierten Karosse, welche von einer vornehmen Familie, zwei Frauen mit zwei kleinen Kindern, und einem größeren Knaben in Begleitung eines mohrischen Dieners und des Schoßhündchens benutzt wird. Aus dem hohen Gestrüpp des buschigen Hanges zur Seite der Straße sind die Räuber plötzlich aufgetaucht. Vom Feuer ihrer Büchsen ist das eine Pferd des Viergespanns getroffen und zusammengebrochen. Die anderen stutzen, bäumen auf und verwirren sich im Sielenzeuge und den Ketten des Geschirres. Der Mohr rennt in Todesangst und atemloser Hast davon. Die beiden gepanzerten Reiter der Schutzwache denken nur daran, die eignen Personen in Sicherheit zu bringen. Die beiden edlen Frauen bergen sich vor den Kugeln hinter der Kutsche, der sie entstiegen sind, und halten die geängstigten weinenden Kinder umschlungen. Der mutige schlanke Knabe steht mit gezücktem Degen bereit, sich und die Seinen zu verteidigen und sein Leben teuer zu verkaufen. Der Beschauer sieht sich mitten in den Vorgang hineingerissen, von der angstvollen Spannung mit erfaßt, welche sich mit vollendeter Wahrheit

Digitized by Google



Kadett Vogel. Illustration von W. Diez aus Werners „Seebilder" (Buch von der deutschen Flotte).

in den Gestalten der Überfallenen ausprägt. Besonders bewundernswert ist dabei das feine Naturgefühl und die Kunst, womit die ganze wilde Szene in die umgebende öde, weite Landschaft hineingestimmt ist, über welcher die von leichtem Gewölk durchzogene Luft des Herbsttages leuchtet.

Eine Gestalt wie die des in unserm Holzschnitte reproduzierten „Trompeters," welcher, die kurze Pfeife in der behandschuhten Rechten, die Linke am Griffe seines Korbdegens, neben seinem ramsköpfigen Gaule steht und uns unter der breiten Hutkrempe hervor anblickt, ist von keinem Palamedes und Terborgh, den Zeitgenossen und Malern solcher Soldatenfiguren aus den ersten Kriegen Ludwigs XIV, in vollendeterer Echtheit und Lebenswahrheit der gesamten Erscheinung im Bilde hingestellt worden, als es hier durch Diez geschehen ist. Das ist kein nur nach der malerisch kecken Mode der Zeit gekleidetes und frisiertes Modell. In jedem Zuge ist er ein wirklicher Mensch dieser Epoche, dessen Blick, Gesichtszügen, Haltung dieselbe ihren eigensten Stempel aufgeprägt hat, und zugleich ein Meisterwerk solider, gesunder Malerei, die, eben so präzise zeichnend, als die Farben fett und breit hinsetzend, alles körperhaft herausarbeitet und das Ganze zu einer tiefen, kraftvollen, vornehmen Tonstimmung und -Wirkung zusammenschmilzt.

Zwei andere derartige Charakterfiguren von wundervoller Lebendigkeit und Überzeugungskraft sind der „Landsknechtfähndrich," der, die Fahne über der Schulter, die Linke auf dem Griffe des Kurzschwertes an seiner Hüfte, in freier Landschaft (eine mittelalterliche befestigte Stadt in der Tiefe und Ferne) so stolz und trotzig dasteht; und jener prächtige lange, hagere, schnurrbärtige Landsknecht, der, mit der muntern Troßdirne am Arm, die lange Lanze in der Rechten, im Zuge des Fähnleins dahinmarschiert.

Die Soldatendirnen, Marketenderinnen und ähnliches Weibervolk weiß Diez ebenso lebensvoll und echt, so derb und tüchtig als ihre männlichen Freunde und Kunden zu schildern. Ein köstliches, feines Meisterwerk seines Pinsels, worauf ein solches weibliches Wesen den Mittelpunkt der Komposition bildet, ist der „Marketenderwagen" (aus dem letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts). Neben dem mit einem armseligen Gaule bespannten, mit Faß und Körben bepackten zweiräderigen Karren steht das junge kräftige Weib mit der Kanne in der Hand vor dem Schecken des dort haltenden Dragoners. Eben hat es den Deckelkrug gefüllt, den er zum Munde hebt. Abgesessen von seinem Braunen, hat sich ein zweiter Soldat (von den berittenen Musketieren) auf der anderen Seite am Wege niedergelassen und blickt, der Unterhaltung der beiden zuhörend, lachend zu ihnen auf. Pferde und Menschen, und nicht minder der kleine schwarze Hund zu den Füßen des Schecken, scheinen hier wieder bei aller Ähnlichkeit der Gattung mit jenen, welchen wir auf Wouwermans Bildern begegnen, ebenso der Wirklichkeit abgelauscht wie nur das Beste, was dieser Meister des XVII. Jahrhunderts in solchen Schilderungen aus der ihn damals umgebenden Welt geschaffen hat. Ja, in bezug auf den hier erreichten Ausdruck, auf die lebendige Sprache der Mienen und Bewegungen ist der moderne Meister seinem älteren Vorbilde entschieden noch überlegen.

Ein ebenso treffliches, ergötzliches Gegenstück zu diesem Bilde des Marketenderwagens ist jenes andere, das eine solche freie soldatische barmherzige Schwester aus der Zeit der ersten französischen Republik in der Ausübung ihres Liebesamtes an maroden Soldaten der Heere derselben darstellt. Dieser französischen Marketenderin der neunziger Jahre meint man noch die ehemalige Theater-



Digitized by Google



Strauchritter. Nach dem Gemälde von W. Diez.
(Zu dem Artikel „Wilhelm Diez“)



In der Kadettenmesse. Illustration von W. Diez aus Werners „Seebilder“ (Buch von der deutschen Flotte).

soubrette anzusehen, deren Berufsthätigkeit sie nun mit ihrer jetzigen vertauschte — so kokett und verwegen sitzt ihr der mit Bändern und Schleifen aufgeputzte breitkrempige Hut auf den Locken, so zierlich hält sie das Branntweingläschen in der Linken, die Flasche, aus welcher sie dasselbe füllt, in der Rechten, so schmuck liebt sie sich auch auf dem Marsche und im Felde noch zu tragen. Die, für welche ihr Gläschen bestimmt ist, sind zwei Infanteristen mit Waffen und Gepäck, die todmüde am Wege zurückblieben, während ihre Kolonne raschen Schrittes über die Ebene hin weiter marschiert. Der eine von ihnen hat statt des aufgeschlagenen hohen Dreispitz die Jakobinermütze über das verwundete und verbundene Haupt gezogen, das er auf die rechte Faust stützt. Voll Schmerz und Ingrimm blickt er starr vor sich hin. Der ermattete Körper versagt ihm den Dienst. Hier am Wege bleibt er liegen, verlassen, dem hoffnungslosen Elend preisgegeben. Sein Kamerad ist wenigstens unverwundet und hat noch die Kraft und Begierde, die Hand mit zitterndem Verlangen nach dem für ihn bestimmten Glase auszustrecken. — Nächst den Soldaten der letzten drei Jahrhunderte sind es besonders die Bauern derselben Zeiten mit ihren Weibern und Dirnen in der derben, lärmenden, brutalen Lustigkeit des Gelages und des Tanzes, wie in der bestialischen Wut, Roheit und Grausamkeit des Kampfes mit ihren Unterdrückern und Peinigern, was Diez mit unübertrefflicher Energie und packender Gewalt zu schildern weiß. Ich entsinne mich eines Bildes von ihm, welches Bauern des XVIII. Jahrhunderts, von einer Kirchweih heimkehrend, darstellt. An tollem, lustigem Übermut und an ungeschminkter Wahrheit in der Darstellung der Trunkenheit bei Mann und Weib thut er es hier den Ostade, Brouwer, Jan Steen und Teniers gleich. Dagegen



Illustration von W. Diez
aus Werners „Seebilder“ (Buch von der deutschen Flotte).

Digitized by Google

überbietet er in der Schilderung der entfesselten wilden Leidenschaft der im Elend der Drangsale steter Kriege und Plünderungen völlig vertierten Bauernseelen, auf der Zeichnung eines Kampfes zwischen Dragonern der Heere Ludwigs XIV mit Bauern, deren Hütten jene überfallen und in Brand gesteckt hatten, alles, was die alten Künstler jemals in solcher Richtung gewagt und vermocht haben. Gegen den fürchterlichen Ernst der Erbitterung, die Raserei der Vernichtungswut in diesen Bauern und mitkämpfenden Weibern erscheint das meiste, was man sonst von Schilderungen des Handgemenges auf Bildern und Zeichnungen sieht, wie Kämpfe auf der Bühne. Nie vergißt, wer dies Blatt einmal gesehen hat, die grausige Gruppe im Vordergrunde: das alte Bauernweib, welches den Dragoner an den langen Haaren aus dem Sattel seines gestürzten Pferdes zu Boden reißt, während der Bauer gegen den Unglücklichen mit der Mistgabel zum tödlichen Stoß ausholt. Oder jene andere, tiefer im Mittelgrunde, wo drei wütende Bauern mit Spieß, Mistgabel und Dreschflegel auf einen verzweifelt fechtenden Dragoner einstürmen. Ein vierter Bauer hat das hoch aufbäumende Pferd desselben am Gebiß gepackt, läßt es nicht los, wie es ihn auch schleudere und stößt ihm das Messer in den Hals.

Ein wundervolles historisches Zeitbild voll wildem, wahrhaft shakespeareschem Humor ist die Zeichnung „Aus dem Bauernkriege anno 1525.“ Von dem in Brand gesteckten, ausgeraubten und ausgeplünderten Herrenschlosse her, das in der Ferne, in vollen Flammen stehend, aufragt, wälzt sich der siegestrunkene, von Blut und Wein berauschte, groteske Heereszug hinter seinem berittenen hageren Führer, seinen Trommlern und Pfeifern und dem Fähndrich, welcher das Bundschuhbanner schwingt, über das Blachfeld daher. Ein paar Feldschlangen werden ihm nachgefahren. Das Gemisch von Wildheit, Bestialität und Komik in den Gestalten dieser „mit des Verbrechens Wut und des Elends“ aufgestandenen Bauern ist mit einer packenden Gewalt der Wahrhaftigkeit zur Anschauung gebracht. Den ritterlichen Brustpanzer über der groben, armseligen Bauerntracht kommt der eine, taumelnd im geraubten goldstoffenen Priesterornat der andere; einer tanzend und schreiend, die Weinkanne über dem Haupte schwingend; dieser mit der Hakenbüchse, jener mit dem nägelbespickten Dreschflegel bewaffnet, in der Rotte dahergezogen. Eine greuliche Dorfhexe fährt einen Korb mit geraubtem Gut auf der Schubkarre in dem Zuge her. Keines Historikers und Chronisten Schilderung hat uns je so vollständig an die furchtbare Zeit dieser blutigen, unglücklichen sozialen Revolutionskämpfe hineinzuversetzen, die ganze Stimmung derselben so zur starken Mitempfindung zu bringen vermocht, wie es dieser kleinen Federzeichnung unmittelbar gelingt.



Illustration von W. Diez aus Werners „Seebilder“ (Buch von der deutschen Flotte).

Übrigens ist Diez nicht immer nur bei der Darstellung solcher wilden Szenen, bei der künstlerischen Verherrlichung der Banditen, Strolche, betrunkenen Bauern, räuberischen, frommen Landsknechte, Triboulier-soldaten, Marketenderinnen und Troßdirnen stehen geblieben. Das 1880 von ihm gemalte Bild, welches im Jahre darauf von der Berliner Nationalgalerie angekauft wurde, gehört einer ganz anderen Gattung an, wenn es auch in keinem Punkte die Vorzüge jener früheren Gemälde und Zeichnungen verleugnet. Es stellt eine vornehme Gesellschaft aus der Zeit Mazarins, im Freien am Waldrande zu einem heiteren Picknick versammelt, dar. Am hellen, lieblichen Sommertage, dessen zartverschleiertes mildes Licht durch die Luft, über den weiten Rasenplan und über die Bäume vor dem und an dem nahen Wäldchen ausgegossen ist, finden sich die befreundeten Herrschaften, Kavaliere und schöne Damen, zusammen. Die zuerst auf dem Rendezvousplatze Eingetroffenen haben sich bereits nahe einer Baumgruppe zur Linken

auf dem Rasen zum ländlichen Frühstück niedergelassen. Die Flaschen aus dem neben ihnen stehenden Korbe kreisen, und der Wein beginnt seine Wirkung zu üben. Zwei am Boden sitzende hübsche junge Frauen hören lächelnd und mit unverhohlenem Behagen den an sie gerichteten Worten der drei ihnen zunächst lagernden ritterlichen Herren zu. Ein Paar aus diesem Kreise hat sich von den anderen abgesondert und sitzt, aneinander geschmiegt,



Leutnant Kurzspleiß. Illustration von W. Diez aus Werners „Seebilder" (Buch von der deutschen Flotte).

die Dame vom Arme des Freundes in der Taille umschlungen, seitab im Schatten, gleichgültig gegen die übrige Gesellschaft, ganz verloren in das beglückende Geplauder vom Mund zum nahen Munde. Aber neue Teilnehmer an der Partie treffen eben ein. Zwei Herren, die sich, nahe jener Gruppe von Intimen unter dem Baume, gelagert haben, blicken sich nach den Ankömmlingen um. Der eine der beiden grüßt sie mit geschwungenem Becher. Eine reizende Amazone auf einem Apfelschimmel und ihr Begleiter auf einem Schecken sind es. Vom Pferde gesprungen, hilft jener der Dame galant aus dem Sattel. Seine Hunde springen freudig der absteigenden Herrin entgegen, während das Roß des Herrn den einen von ihnen freundschaftlich und vertraut beschnuppert. Tiefer im Mittelgrunde auf dem sonnigen Wege am Waldrande sprengen zwei andere Teilnehmer im scharfen Galopp dem Versammlungsplatze zu, von wo ihnen ein früher angelangter Genosse zuwinkt und seinen Willkomm entgegenruft. Der, so scheint es, vornehmste, wichtigste und geehrteste Teil der Gesellschaft aber ist soeben, weiter zur Rechten, in einer mit vieren bespannten großen Glaskutsche mit zahlreichem Geleit angekommen. Die derselben entstiegenen Herrschaften werden schon am Schlage von sich ehrfurchtsvoll verneigenden Damen und Herren begrüßt. Von schwer mit gefüllten Körben bepackten Maultieren laden die Diener eine überreiche Fülle von willkommenen Bestandteilen einer vollständigen Mahlzeit ab. Koch und Küchenjunge tragen auf flachen Schüsseln und in Henkelkörben Tafelgerät und Geschirr, Braten, Brot 2c. zum Platze unter den Bäumen hin. Das alles scheint zu leben; bewegt sich und ruht, steht, liegt, sitzt, reitet, arbeitet, packt aus, schleppt herbei, plaudert, befiehlt, grüßt, trinkt, „flirtiert" in der natürlichsten Weise, von der Luft des milden, schönen Tages sanft umfächelt; und Alles atmet heiteres Behagen, glückliche Sorglosigkeit. Die Stimmung des Ganzen, die Art dieser Geselligkeit sind nicht unähnlich jener von Watteau, Lancret und anderen Galanteriemalern der Epoche, welcher diese Menschen angehören, geschilderten ländlichen Feste. Aber während die genannten Zeitgenossen derselben doch vielmehr ein nur in ihrer Phantasie lebendes, oder nur der konventionellen Welt der gleichzeitigen Bühne angehöriges, mehr oder weniger ideales Geschlecht darstellen, gibt der moderne deutsche Maler hier ein heiteres Bild aus dem Gesellschaftsleben ihrer eignen Epoche, das zweifellos sehr viel wahrer ist, jene Wirklichkeit treuer spiegelt, als das, welches deren Söhne, die Zeugen und Teilnehmer dieses Lebens, gemalt haben. In der Farbe wird das „Picknick" von manchen anderen Bildern seines Urhebers übertroffen. Ein kühl

grünlicher Ton herrscht darin vor. Aber in bezug auf Erfindung, einheitliche poetische Stimmung, Charakteristik, Gruppierung, Zeichnung und geistreiche, meisterliche malerische Behandlung steht das schöne Werk dem Besten gleich, was Diez geschaffen hat. Wohl hat dieser sich mit dem vorrückenden Lebensalter mehr und mehr vertieft. Aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daß sich in ihm jener Wandlungsprozeß vollzogen hätte, welcher aus hübschen, lebenslustigen, leichtfertigen, übermütigen jungen Frauen in reiferen Jahren fromme Betschwestern werden läßt. Er mag nur allmählich genug daran gehabt haben, immer nur die ritterbürtigen Wegelagerer und soldatischen Räuberhorden, und so auch das arme Volk der Bauern, der Bettler, der Ackerknechte immer nur in der Bethätigung von schlimmen Neigungen und Leidenschaften zu schildern. Er hat sich entsonnen, welche große und wichtige Hauptrolle den Armen und Elenden, den Mühseligen und Beladenen im Evangelium zugewiesen ist, und wie sein großes Vorbild Rembrandt die ergreifende, rührende Macht und gottmenschliche Hoheit und Schönheit seiner Erlösergestalt dadurch eher noch gesteigert als herabgemindert hat, daß er sie so oft mit den Ärmsten und Bedürftigsten, den Traurigen und Betrübten, den Bettlern, Krüppeln und Sündern umgab. Ihm, dem gewaltigen niederländischen Meister, hat Diez nur nachgeeifert, als er vor einigen Jahren zur Überraschung seiner Verehrer eine „Anbetung der Hirten“ malte. In eine alte, halbverfallene Scheune, durch deren breite Dachlücken der dunkle Nachthimmel mit dem Sterne, welcher den Weisen aus dem Morgenlande den Weg zeigte, hereinblicken, verlegte er die völlig realistisch behandelte Szene. Alles Wunderbare schied er von ihr aus mit einziger Ausnahme des Leuchtens, welches von dem Christuskinde ausgeht. Auf einem Leintuch in der niedrigen Krippe, von den Armen der dahinter knieenden Maria umschlungen, liegt das Kind, ein echtes winziges Neugeborenes, vor uns da und erhellt den ganzen Raum mit seinem magischen Lichtschein. Ein Rind ruht neben dieser Krippe auf dem Boden des Stalles zur Seite des alten Nährvaters Joseph. Durch die halboffene Thür im Hintergrunde sind die



Von einem Hai verfolgt. Illustration von W. Diez aus Werners „Seebilder“ (Buch von der deutschen Flotte).

Digitized by Google



Illustration von W. Diez aus Werners „Seebilder“ (Buch von der deutschen Flotte).

Hirten, welche in der heiligen Nacht die Botschaft des Engels vernommen haben, vom Felde in den Raum eingetreten. Nun umgeben sie knieend, anbetend, in frommem Staunen über den Anblick, die Gruppe der zarten jungen Mutter mit dem wunderbaren leuchtenden Kinde. Die frohe Erschütterung durch diese Schau drückt sich in den Gestalten und Gesichtern der einfachen, knorrigen, in keinem Zuge idealisierten bäuerischen Menschen, die sich in Typus und Tracht in nichts von armen Landarbeitern und Hirten unserer heutigen Dörfer unterscheiden, und in dem kleinen Buben mit dem Lämmchen im Arme, der sie begleitet, in köstlicher Schlichtheit, natürlicher Stärke und Wahrheit aus. Mit feinstem Verständnis und liebevoller Beobachtung ist das Spiel jenes überirdischen Lichtes, das von dem Kinde ausgeht, ist die glänzende, nach obenhin mehr und mehr abnehmende Helligkeit, der finstere Schatten, der Reflex auf den Menschen- und Tiergestalten (bis zu den oben auf dem Balken sitzenden Hühnern und Tauben) wie auf dem Boden, den Wänden, Brettern, Planken, Sparren des Raumes durchgeführt.

Dem größten und ernsthaftesten Talent unter seinen zahlreichen Schülern, Ernst Zimmermann, hat Diez mit diesem Bilde die Wege vorgezeichnet, auf welchen derselbe in den letzten Jahren seinen besten Ruhm erwerben sollte. In Zimmermanns Christus bei den Fischern, seinem Christus, der den kranken Jüngling heilt, und seiner Anbetung der Hirten macht sich der starke Einfluß der Anschauungs- und Empfindungsweise seines Meisters unverkennbar geltend, von dem er das gründliche Naturstudium, das lebensvolle Zeichnen und Malen gelernt hat und mit dem er die Liebe zur Schilderung des Volkes, das Verständnis desselben, die Fähigkeit des vertrauten Verkehrs mit ihm teilt. Von anderen aus der Diezschule hervorgegangenen Talenten haben sich besonders W. Räuber, K. Weigand, H. Weiser, Holmberg, Hierl-Deronco, Breling, Velten, K. Becker, W. Dürr, der Bildnismaler Erdtelt, W. Clemens und L. Herterich hervorgethan. Bei aller Verschiedenheit untereinander hat jeder in seiner Weise ruhmvolles Zeugnis für die große Begabung ihres gemeinsamen Meisters auch als Lehrer und künstlerischer Erzieher, wie für die Frische und Gesundheit des eignen Naturells durch sein Schaffen abgelegt.

Auf Diez's eigne Entwickelung hat kein lebender Künstler eingewirkt. Der Natur und den alten deutschen und niederländischen Meistern war sein Sinn jederzeit erschlossen. Einzig ihnen dankt er, nächst seinem eingeborenen Genie, alles, was er geworden ist. Streng hat er sich jederzeit gegen die Einflüsse der Kunstbestrebungen, -Richtungen und künstlerischen Persönlichkeiten seiner Zeit und Umgebung abzuschließen verstanden.

So ist er, ähnlich wie Adolf Menzel, von jeder Hingebung und Anbequemung an wechselnde künstlerische Tagesmoden freigeblieben; ist stets er selbst, ein in sich gefesteter, eigenartiger, einheitlicher künstlerischer Charakter geblieben, der eben als solcher seinerseits eine große Macht über die anderen Geister gewonnen hat. Seine Erscheinung trägt das volle, klare Gepräge dieser Eigenart und jener robusten, unverwüstlichen Kraft, Gesundheit, Naturfrische, die ihm seit seinen Knabenzeiten für seine Art, Natur und Volksleben zu studieren, so gute Dienste geleistet haben, so notwendig gewesen und bis diesen Tag erhalten sind.

Bei Bana Heri.

Von Rud. Hellgrewe.

(Abdruck verboten.)

Es war im November 1885, als uns im Usagarahause in Sansibar die Kunde ereilte, daß die Expedition des Leutnant Schmidt, die sich auf der Saadanistraße, von Usagara kommend, heimwärts bewegte, bei Kidete überfallen und zerstreut worden sei. Der Führer selbst war, durch zwei Schüsse schwer verwundet, auf dem Platze geblieben. Es hatte Händel mit den Eingeborenen gegeben. In der Meinung, daß der Streit wieder geschlichtet sei, hatte sich die Karawane auf den Marsch gemacht und war so ahnungslos in einen Hinterhalt geraten. Dringende Hilfe war hier notwendig, wenn unser Landsmann nicht einsam und verlassen umkommen sollte. Der damalige Vertreter der ostafrikanischen Gesellschaft begab sich sofort zum Admiral unsers Geschwaders und bat diesen um Unterstützung. Diese wurde bereitwillig gewährt. Die „Möwe" erhielt Befehl, sofort nach Saadani unter Dampf zu gehen und dort alle Schritte zur Errettung des Unglücklichen zu thun. Ein Beamter der Gesellschaft ging an Bord, um als Dolmetscher zu dienen, und diesem schloß ich mich an. Nach ungefähr zweistündiger Fahrt sahen wir das Festland vor uns, mußten aber, da es schon stark dunkelte und das Fahrwasser hier schlecht ist, noch bis zum nächsten Morgen mit der Landung warten. Eine große Menge Eingeborener harrte unserer am Strande. Die Kunde von dem Überfall hatte sich blitzschnell verbreitet, und die Anwesenheit des Kriegsschiffes ließ alle einen Vergeltungsakt ahnen. Man glaubte allgemein, daß die Matrosen in das Land hineingehen würden, um die Übelthäter zu bestrafen. Fast das ganze Dorf befand sich auf den Beinen, als unsere Gesellschaft, der Kapitän an der Spitze, unter Bedeckung einiger Matrosen die Boma des Dorfes durchschritt. In der Mitte der Hütten auf einem großen Platze erwartete uns der Wali, Bana Heri, mit seinem Sohne Abdallah, beide in lange weiße Gewänder gehüllt, in der Rechten das lange Araberschwert. Der erstere war von ziemlich großer Figur. Das von einem grauen Bart umrahmte Gesicht machte einen sehr würdevollen Eindruck. Unser Kommen schien ihn durchaus nicht zu überraschen. Er führte uns, nachdem wir alle freundschaftliche Händedrücke mit ihm gewechselt hatten und auf seinen Gruß „jambo" pflichtschuldigst „jambo sana" geantwortet hatten, in die Vorhalle eines der größten Häuser, um dort ein Schauri, zu welchem auch die Dorfältesten herbeigeholt werden sollten, abzuhalten. Auf unsere Fragen antwortete er nur das Nötigste. Sein ruhiges, ernstes, ich möchte sagen, vornehmes Wesen fiel noch mehr in die Augen, wenn man seinen Sohn mit ihm verglich. Man konnte sich keine größeren Gegensätze denken. Der Sohn, beweglich wie ein Wiesel, war bald bei diesem, bald bei jenem. Hier bettelte er um Patronen für sein Gewehr, dort um Medizin, d. h. Kognak, seine Wünsche hatten kein Ende. Natürlich versprach er alles, was wir wünschten, zu thun und die Träger sofort zu besorgen. Inzwischen waren die Dorfältesten erschienen, man holte Stühle, die alle sorgfältig in Papier gehüllt waren und vor unsern Augen ausgewickelt wurden, herbei, und das Schauri begann. Für alle, die diese Art Unterhandlungen mit den Eingeborenen kennen, gibt es kaum etwas Schlimmeres. Ein ewiges Hinundherreden, ein Streiten um Kleinigkeiten, ein Feilschen um die Preise für die zu leistenden Dienste. Wenn draußen nicht das Kriegsschiff gelegen hätte, wir wären an diesem Tage gewiß nicht zum Ziele gekommen. Da ich von der Unterhaltung selbst sehr wenig verstand, beschäftigte ich mich mehr mit denen, die dieselbe führten. Bana Heri zog vor allem die Augen auf sich. Er überließ die Unterhandlungen fast ganz den anderen und warf nur ab und zu ein Wort dazwischen. Auf unsere direkte Frage, was er von dem Überfall halte, antwortete er ausweichend, man könne nicht wissen, wie die Sache angefangen habe, die Weißen seien jedenfalls im Recht, die Bewohner von Kidete seien sehr räuberisch ꝛc. Er war mit einem Wort so vorsichtig in seinen Äußerungen, wie es eben nur ein Araber sein kann. Diesen Standpunkt gab er auch bei meinen späteren Zusammenkünften



Bana Heri, der Anführer der Aufständischen in Ostafrika.
Nach dem Leben gezeichnet von R. Hellgrewe.

nicht auf. Nie vermochte ich ihn dazu zu veranlassen, sich über die Erwerbungen Deutschlands in Ostafrika zu äußern, obgleich die Häuptlinge weiter im Innern diese Unterhaltung sehr gern führten. Er lächelte nur, wenn wir zu ihm von den Vorteilen der europäischen Kultur sprachen, die ihm die Deutschen zuführen würden, er wußte wohl schon damals, daß diese Kultur die Befreiung der Sklaven bringen und ihm damit eine Hauptquelle seiner Einnahmen rauben würde.

Digitized by Google

Ein österreichischer Volksdichter.

Ein Gedenkblatt von Carl von Vincenti.

(Abdruck verboten.)

„Es kann d'r nix g'scheg'n."
(Steinklopferhans.)

„L. Gruber? — Wer ist das?" — so fragten sich die Leute, als am 5. November 1870 der „Pfarrer von Kirchfeld" am Theater an der Wien bei leidlich besetztem Hause zum ersten Male vor der Rampe erschien. So als Lückenbüßer zwischen zwei Operetten. Niemand kannte L. Gruber, aber das von der Geistinger und der Herzog, von Swoboda und Friese gespielte Stück schlug ein. „Ein gutes Volksstück," sagte man allenthalben, und Direktor Maximilian Steiner hatte den Griff in seinen Manuskriptenkasten nicht zu bereuen. Da traf es sich, daß Laube ins Theater an der Wien geriet. Er fand die Aufführung des L. Gruberschen Stückes ästhetisch und politisch „merkwürdig;" er fand darin „feine, tiefliegende Gedankenvorgänge dem Volksstücke einverleibt, Szenen von blutvollem, echtem Talente," und empfahl in einer sachgemäßen Besprechung das Stück auf das wärmste. Damit war der litterarisch-kritische Taufakt an dem „Pfarrer von Kirchfeld" vollzogen, und L. Gruber gab sich als Ludwig Anzengruber, derzeit Polizeibeamter, zu erkennen.

Anzengruber war damals 31 Jahre alt, sein Leben ein bewegtes, karg bedachtes gewesen. Er hatte Bauernblut in den Adern. Enkel eines Großbauern, Sohn eines kleinen Beamten, der sich bisweilen dichterisch versuchte, hatte er, hintereinander Buchhandlungspraktikant, Schauspieler, Journalist und Polizeibeamter, schließlich zur Feder gegriffen, um sich etwas von der schweren Last seiner Enttäuschungen herunterzuschreiben. Er fühlte, daß er etwas zu sagen hatte als Natur, als moderner Mensch, als Dichter. Die Zeit war bewegt, die Staatsgesetze hatten das Konkordat bereits mehrfach durchbrochen, und die Verhältnisse drängten nach der Kündigung, während Rom zum Unfehlbarkeitskonzil präludierte. Die Gemüter waren eigentümlich erregt, der Priester trat vor an die Rampe der Zeitbühne. Da entstand der „Pfarrer von Kirchfeld," das Drama aus dem Priesterleben. Im Frühling 1867 hatte der Dichter das Stück an die Leitung des Theaters an der Wien gesendet. Er nannte sich L. Gruber; weder Direktor, noch Regisseur, noch Publikum kannten den Mann, das Stück blieb also ungelesen im Archiv, bis eines Tages Regisseur Liebold das Manuskript zufällig ans Licht zog. Nach vierthalb Jahren! Ungeduldige Bühnenautoren mögen an diesem Beispiel sich gedulden lernen. Als Anzengruber auch mit der anderen Hälfte seines Namens, die er verschwiegen hatte, hervortrat, ward er mit einem Schlage allen

Digitized by Google

geläufig und ist es seitdem geblieben. Nicht weniger als fünfzehn Stücke folgten sich in dem Jahrzehnt bis 1880, auf welche später noch drei dramatische Arbeiten kamen. Zwischenhinein schrieb er — zuerst für das vom Verfasser dieser Zeilen gegründete Familienblatt „Heimat" — den Dorfroman „Der Schandfleck" und manche Bauernnovelle. Zwanzig Jahre schier umfaßt diese fruchtbare Thätigkeit, welcher Anzengruber, eine Woche nach seinem 50. Geburtstage, am 6. Dezember vergangenen Jahres durch jähen Tod entrissen ward.

Selten ist in Österreich die Trauer um einen Dichter so allgemein, so volkstümlich gewesen, wie um Anzengruber, dessen festgefügte Gestalt mit ihrer klaren, starken, beredten Eindringlichkeit, ihrem überlegenen Freimute, ihrem treffsicheren Humor, ihrer zwingenden Subjektivität für alle verständlich anfragte. Der Heimgegangene hatte aus der Volksseele herausgesprochen, nicht die „Mundart," sondern die Sprache des Volkes mit jenem genialen Instinkte für die volksdramatische Behandlung der Zeitfragen, welcher bis da kaum einem anderen Dichter Österreichs — Raimund selbst nicht ausgenommen, obwohl dieser rein dichterisch größer war — eigen gewesen. Anzengrubers Sprache hatte etwas vom luftreinigenden Gewitter, schwerverhaltene dumpfe Donner männlichen Grimmes murrten drinnen, und die Worte leuchteten, trafen und zündeten wie Blitze. An der Bahre des großen Volksdichters fühlte man allgemein, daß er uns sein letztes Wort schuldig geblieben, und in der That war sein Herz plötzlich stillegestanden, während seinen Geist noch Pläne und Entwürfe eines nach Entstehung des Deutschen Volkstheaters neuverheißenden Schaffens erfüllten. Sicher hätten wir einen vollsaftigen Johannistrieb Anzengruberscher Bühnendichtung erlebt, wäre dem Heimgegangenen noch ein Jahrzehnt beschieden gewesen. Wir aber wollen einen kurzen Blick auf des Dichters Lebenswerk werfen.

Anzengruber-Begeisterte wollen aus der Anzahl der Bühnenwerke ihres Lieblings ein „Siebengestirn" zusammenstellen, aus welchem der „Meineidbauer," diese erschütternde Bauerntragödie, als Stern erster Größe hervorstrahlt, um welchen sich der „G'wissenswurm," die „Kreuzelschreiber," der „Pfarrer von Kirchfeld," „Das vierte Gebot," „Der Fleck auf der Ehr'" und „Stahl und Stein" gruppieren. Wir möchten nur die fünf erstgenannten Werke, und hierbei das Erstlingsstück Anzengrubers nicht ohne Vorbehalt, für voll gelten lassen. Ohne den „Wurzelsepp," diese monumental-volkstümliche Gestalt, welche auch schauspielerisch eine Aufgabe darstellt, wie sie nur bei Shakespeare gefunden wird, wäre der „Pfarrer von Kirchfeld" kaum zu seinem weitverbreiteten Rufe gekommen. Haftet doch diesem Stücke, besonders im ersten Akte, noch viel von jenem Tendenziösen an, wovon sich unser Dichter auf der Höhe des Schaffens in so bewundernswerter Weise freizumachen gewußt hat. Das seine dramatische Anstandsgefühl, die Abneigung gegen die Schablone treten übrigens auch im Erstlingswerke schon dadurch hervor, daß uns Anzengruber keine „Pfaffen" als solche, sondern „Priester" vorführt, ein Grundsatz, dem er treu geblieben ist allemal, wenn er sich im Kampfe mit jenem Klerus maß, dessen Bekämpfung er für einen Teil seiner dichterischen Sendung hielt. Sorgsam hat er ausgetretene Pfade vermieden und niemals die Ungeschicklichkeit begangen, seine Gegner mit schablonenhafter Geringschätzung zu behandeln.

Das zweite Stück Anzengrubers war der „Meineidbauer," — sein höchster Wurf. Man hat das Erscheinen dieser Bauerntragödie mit Recht eine Großthat deutschen Schrifttums genannt, denn der Dichter schuf damit eine neue Gattung. Das Stoffgebiet der Tragödie ward erweitert, denn man hatte eigentlich bis da kaum gedacht, daß auch Bauern für die Tragödie verwendbar sein und ein Schicksal haben könnten, was sonst nur den Erhabenen, den Großen dieser Erde zugestanden wurde. Der Bauer gehörte in die Posse, höchstens in die Komödie, in der Tragödie hatte er nichts zu thun, das war ihm ein während fast zwei Jahrtausenden versagtes Gebiet. Anzengruber brach mit kühnem Geiste dieses Vorurteil und machte den Bauern tragödienfähig. In diesem Stücke feierte denn auch der Volksgeist auf der Bühne seinen größten Triumph, seine dramatische Auferstehung; niemals wird die Liebesszene zwischen Franz und Vroni vergessen werden. Mit dem „Meineidbauer" hatte unser Dichter mit einem mächtigen Sprunge die höchste Stufe als Volksdramatiker erreicht, und auf dieser Höhe stehend

wird er von den künftigen Geschichtschreibern des deutschen Schrifttums beurteilt werden müssen. Das glücklichste Gegenstück zu dieser Bauerntragödie ist die Bauernkomödie der „Kreuzelschreiber," welche das Jahr darauf (1872) kam, denn Anzengruber gab nunmehr alljährlich eins oder zwei Stücke, welche mit wechselndem Glücke vor dem Rampenlichte bestanden.

In keinem Stücke unsers Dichters weht so gesunde Alpenluft, sprüht so überwältigende Lustigkeit, wie in den „Kreuzelschreibern," deren erste Aufführung an der Wien einer der liebenswürdigsten Glücksfälle in dem damals noch so reichen Theaterleben Wiens gewesen ist. Der jüngst erfolgte Heimgang des streitbaren Neunzigjährigen in München, des unvergeßlichen Döllinger, erinnert uns daran, daß Anzengruber mit dem mutigen Kämpfer für den alten Glauben gegen die Unfehlbarkeit, an welchen die Männer von Zwentdorf ihre Adresse richten, mit diesem „frummen, g'studierten alten Herrn, der selber 's geistlich G'wand viel Jahr schon in Ehr' tragt und bei dem die größten Bischöf' in der Lehr g'west," den unerschrockenen, gelehrten Stiftspropst an der Isar gemeint hat. Wie originell ist die Idee, gegen die wider die Unfehlbarkeit meuternden Männer die von der Dorfgeistlichkeit aufgehetzten Weiber auszuspielen, welche Widerruf und Buße verlangen, sonst mögen die Männer auf dem Heuboden schlafen! Und der Steinklopferhans, der gegen den ehelichen Ausstand der Weiber jenen jungferlichen Gegenbund aus den ledigen Dirnen bildet, welcher die Bußfertigen auf der Wallfahrt nach Rom begleiten soll, dieser Pantheist im Bauernkittel, mit seinem überwältigenden Humor, seiner philosophischen Milde, seiner weisen Menschlichkeit, kaum gibt es auf der deutschen Bühne eine zweite dramatische Vollblutgestalt der Art, wenn nicht sein Vorgänger, der Wurzelsepp, der sein Herz an die „Luthrische" gehängt hatte. Es werden diese zwei Dorfphilosophen auf der Bühne noch fortleben, wenn mit der ganzen Bauernmalerei und -Schreiberei, die so viel Unechtes hat, längst aufgeräumt worden.

Manchem wird es überraschend klingen, daß Anzengruber, der Dramatiker des Bauernlebens, kein Freund der Bauern und des Landlebens war. Und doch ist es so. Nach eignem Geständnis hatte er eigentlich niemals Volksstudien an Ort und Stelle gemacht. „An den Bauern," so äußerte er einmal, nach dem Zeugnis seines langjährigen Freundes Chiavacci, „ist nicht viel zu lernen, der Typus ist bald gegeben. Nur handelt es sich um den Menschen! Das Kostüm ist mir das bequemste, weil darin der ursprüngliche Mensch noch am deutlichsten zum Ausdruck kommt, ohne daß ich notwendig habe, die Kulturschminke und Konvenienz des modernen Menschen erst abzukratzen. Dahier in der Brust muß der Keim liegen und wachsen, das andere entwickelt sich dann organisch von selbst." Diejenigen, welche in Anzengruber lediglich einen Bauerndichter und in seinem „Meineidbauer" nichts weiter als eine „etwas düstere Bauernkomödie" erblicken wollen, mögen diese Äußerung beherzigen. Wie unentbehrlich übrigens unserm Dichter zur vollen Entfaltung seiner überlegenen Begabung der Naturboden des bäuerlichen Lebens und wie mundgerecht ihm für seine scharfgeschliffene, in facettierten Sentenzen blitzende Ausdrucksweise die Mundart gewesen, beweist zur Genüge der geringe Eindruck, welchen seine hochdeutschen Stücke „Elfriede" und „Die Tochter des Wucherers" zu erzielen vermochten. Das erstere schrieb er für Dingelstedt und das Burgtheater, das zweite für Laubes Stadttheater. Auf dem glatten Salonparkett, wo er das sattsam erörterte echtfranzösische Problem der gestörten modernen Ehe behandelte, glitt er aus und auf dem Boden des bürgerlichen Dramas geriet er in Rührseligkeit. Alle Welt empfand, daß Anzengruber nicht mehr der alte war und durch die Berührung mit einem seiner stark ausgeprägten Eigenart fremden Boden den besten Teil seiner kraftvollen Ursprünglichkeit eingebüßt hatte. Der Vergleich mit Antäos kam denn auch bei den Theaternotizlern sofort als kritische Scheidemünze in Kurs.

Der Dichter aber kehrte auf sein Feld zurück und schuf 1874 den „G'wissenswurm," eines seiner Stücke, welches in Deutschland den meisten Anklang und, von den vielen Bühnenaufführungen abgesehen, auch durch die glänzende Recitation Carodes die weiteste Verbreitung gefunden hat. Kein Stück Anzengrubers besitzt einen einfacheren Aufbau, in keinem ergeht sich der Dichter in so behaglicher Breite, wie im „G'wissenswurm," und doch sind wenige seiner Komödien wirksamer, denn kaum sonst begegnen wir dem Humoristen in so überlegener Unmittelbarkeit,

Digitized by Google

wie in diesem mit seinen Zügen so verschwenderisch ausgestatteten Bauernlustspiel, wo der blöde Kuhjunge Muckerl 's Christentum inwendig nimmt, nämlich das Weihwasser trinkt, weil er kein Heide sein will, die Predigt aber nicht versteht, sich das Beten nicht merken und das Betbüchl nicht lesen kann. Es folgten nun eine Reihe von Stücken, die teilweise auf Wiener Boden spielten, sich jedoch trotz glänzender Vorzüge nicht auf die Dauer zu halten vermochten.

Die Anzengruberzeit schien auf die Neige zu gehen, und manche, die irre an der Macht dieses Volksdichters geworden, sprachen das böse Wörtlein „Mode" aus. „Das vierte Gebot," eines der innerlich stärksten Werke, kam nach dem Kulturkampf, als die Censur wieder den Rotstift zur Hand nahm. Sie richtete in dem neuen Stücke eine gräßliche Verwüstung an, brach dem Dichter alle Zähne aus und strich mit der vollen Lust einer wiedereingesetzten Macht, die einige Zeit lang ihren Grimm hatte verbeißen müssen. Was Wunder, wenn „Das vierte Gebot" nicht die volle Wirkung haben konnte, da nur der verstümmelte Anzengruber zum Worte kam. Wenige Tage vor seinem Tode war der Dichter vom Verein der „Freien Bühne" in Berlin eingeladen worden, der Aufführung des grausam censurierten Stückes in unverkümmerter Gestalt beizuwohnen; der Tod hat ihm die Freude nicht mehr gegönnt. Litterarische Anstandsmenschen mögen nicht die Nase rümpfen, weil Anzengruber einen vollen Erfolg auf der „Freien Bühne" erhoffen mochte; es hat vielleicht diese vielbeanstandete, allermodernste dramatische Versuchsanstalt in so schwächlicher Schaffenszeit am Ende mehr Gutes, als manche glauben. Um aus dem mittels Rotstiftes in Wien gemeuchelten obgenannten Stücke nur eines der censurierten Worte anzuführen, bieten wir dem vorurteilsfreien, wohlwollenden Leser Nachfolgendes, was ein als Mörder endender junger Bursche im letzten Augenblicke zu dem Priester, seinem Jugendfreunde, sagt: „Du hast's leicht, du weißt nit, daß 's für manche 's größte Unglück is, von ihren Eltern erzog'n z' werd'n. Wenn du in der Schul' den Kindern lernst: Ehret Vater und Mutter, so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß 's darnach sein sollen."

Und es war wirklich eine Zeit, wo die Volksmuse Anzengrubers, des wiederholt mit den höchsten Preisen gekrönten, von der Kritik hoch emporgehobenen, vom Volke geliebten Dichters, in Wien kein Heim mehr zu haben schien und ins „Reich" auswandern mußte, wo man sie gerne aufnahm. Damit war auch die Tantiemenquelle ins Versickern gekommen, und es ist beglaubigt, daß Anzengruber einem Freunde einen Vierteljahrsausweis seines Agenten von eingegangenen 130 Gulden vorzeigte. So wenig hat bis jetzt „Die Hochzeit von Valeni," welche Ganghofer geschickt aus dem rumänischen Roman Brociners zurechtgeschnitten, noch an keinem einzigen Abend eingebracht. Manch bitteres Wörtlein kam denn auch bisweilen über Anzengrubers Lippen in jenem alten Freundeskreise in der „Birne," wo er allfreitäglich zu verkehren pflegte und sich so behaglich fühlte. Er hatte die Redaktion des „Figaro" übernommen und schrieb darin über Theater mit jener skrupulösen Pünktlichkeit und jenem sittlichen Ernste, womit er das Theater als Bildungsanstalt sein Lebtag behandelt wissen wollte. Viele, welche ihn, getäuscht durch die eckigen, etwas rauhen Umgangsformen des gedrungenen Mannes mit dem mächtigen Rotbarte, der starkgehämmerten Stirn, den grauen, über die Brille herausstechenden Augen, dem leicht ein feinironisches Lächeln über das Antlitz glitt, für einen weltflüchtigen Sonderling hielten, konnten höchst angenehm enttäuscht werden, wenn sie Gelegenheit fanden, die harmlose, fast kindliche Fröhlichkeit, die ungezwungene Freundlichkeit, den hinreißenden Humor Anzengrubers im intimen Kreise zu genießen. Der sonst allerdings gerne Zugeknöpfte konnte da einen wahren Schatz von Gemüt, einen echten, edlen, treuen Menschen enthüllen, welcher von seinem weltüberlegenen, abgeklärten Pessimismus nicht gelitten hatte.

Bessere Tage winkten, aber es war der letzte aufleuchtende Strahl vor dem Ende. Das Deutsche Volkstheater, dessen Mitbegründer unser Dichter gewesen, sollte eine Heimstätte seiner Muse werden. Um dies dem Volke recht eindringlich werden zu lassen, stellte Maler Veith den Dichter des „Meineidbauers" auf einem Deckenbilde dar, wie er in Gemeinschaft mit Raimund und Nestroy der Volksmuse huldigt. Mit einem neuen Stücke Anzengrubers, dem „Fleck auf der Ehr'," ward die mit den schönsten Hoffnungen begrüßte junge Bühne eröffnet. Es zeigte

Digitized by Google

sich alsbald, daß sie in Martinelli und Tyrolt vortreffliche Anzengruber-Darsteller besitzt. Da ging der Dichter von uns, und ein Teil des verheißenden Zukunftsbildes zerrann. Die erste Aufführung von „Heimg'funden," jener Weihnachtskomödie, die Berlin früher gebracht, war unser Abschied an den Unersetzlichen. Wien votierte ihm ein „Ehrengrab" — die Denkmalfrage ist aufgeworfen. Das ist heutzutage so die großartige Schablone nach Dichters Heimgang. Für die, welche Anzengrubers Wert erkannten, hat er sich selbst im deutschen Schrifttum ein nicht leicht vergängliches Denkmal errichtet in seinem Lebenswerk, in welchem das Herz Deutsch-Österreichs schlägt. Wir haben keinen subjektiveren Dichter gehabt als ihn, seine Stärke und seine Schwäche lag darin, daß er nur ganz er selbst, Anzengruber, gewesen, der Dichter der Enterbten, Elenden, Unterdrückten. Herzblut gab er uns, nur Herzblut, derbsinnlich in der Mischung bisweilen, niemals aber frivol; er gab uns keine Schlagwörter, aber allemal das rechte Wort, das treffsicher von dem durch das Gefühl gespannten Bogen abschnellt und ins Schwarze schlägt. Im Fühlen, Reden, Denken, Lieben und Hassen war er Fleisch von unserm Fleische! An seinem Andenken kann denn auch niemals gerührt werden. Schlaf ruhig, Ludwig Anzengruber, „es kann d'r nix g'scheg'n!"

Gedenkst du noch?

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Gedenkst du noch? — Wir saßen am Kamin,
Die Flamme deine Züge hell beschien,
Das Zimmer war von Dämmerung umstrickt,
Still war's, — nur leise hat die Uhr getickt.
So saßen wir wohl eine lange Zeit, —
Mich dünkte sie wie eine Ewigkeit,
Denn was ich lange schon zum Schweigen zwang,
In meiner Seele jäh nach Worten rang.
Im Zimmer schien es mir gewitterschwül, —
Dich aber glaubt' ich stolz und herzenskühl.
Kaum wagt' ich, dich verstohlen anzusehn, —
Und als ich's wagte, war es auch geschehn,
Es fanden unsre Lippen sich zusammen .....
Und gierig leckten im Kamin die Flammen.

Gedenkst du noch? — An Jugendliebelei'n
Will niemand später gern erinnert sein.
Ich mahn' auch nicht, — ich bin ja selbst jetzt kühl,
Wie einst zu scheinen dir es wohlgefiel,
Und wo einst stürmte meines Herzens Schlag,
Ich heute nur noch spöttisch lächeln mag.
Auch du bist glücklich, wie man mir erzählt,
Du hast sogar vor kurzem dich vermählt.
Was ich noch will? ..... In meiner Einsamkeit
Hab' ich zu Träumereien manchmal Zeit;
Da sitz' ich dann, und in die Gluten starrend,
Laß ich, zum Zeitvertreib mich selber narrend,
Die thörichtsten Gedanken rückwärts ziehn:
Die Flammen lodern wieder im Kamin!

Auf Hayti.

Mein Ritt zum schönsten Fleck der Erde.

Von Kapitän Jerrmann.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

„Christophe war derselbe Tyrann und Wüterich wie Dessalines, aber teils Schlauheit, teils Prunksucht veranlaßte ihn, die Strahlen seiner Hoheit auch über andere leuchten zu lassen. Während Dessalines die Gier seiner Anhänger nach Orden und Würden mit dem stolzen Worte: ‚Ich bin der einzige Adlige in Hayti‘ beantwortete, beeilte sich Christophe, eine Schar von Kreaturen um sich zu versammeln. Grafen, Marquis und Barone bückten sich vor seinem Throne, Orden und Ehrentitel wurden in reichlicher Menge verliehen, aber lesen und schreiben konnte weder der König noch alle die Grafen und Herzöge. Reich dotierte Stellen oder vielmehr Ämter, in denen man reich werden konnte, wenn man es anzufangen verstand, wurden rechts und links verschenkt, aber wehe dem Unglücklichen, welcher das Mißfallen oder den Argwohn des Königs erregt hatte! Die wahnsinnigste Phantasie kann die Martern nicht erfinden, die das Scheusal über seine Opfer verhängte, und diejenigen nicht beschreiben, von denen noch heute das Volk sich erzählt.

„Eine glänzende Garde bildete die Garnison der Cidatelle; ganz nach dem Muster der französischen Grenadiere damaliger Zeit uniformiert, mußten die armen Teufel unter der Tropensonne mit hohen Bärenmützen herumlaufen. Steife lederne Halsbinden preßten ihnen die Gurgel zusammen, und der unbarmherzige Cocomacaque war der leitende Geist in den Truppen; hatte aber ein Offizier ein Versehen begangen, so wurde er einfach im Schloßhofe erschossen.“

„Jetzt aber, Liaulaud, öffnet die Pforten und laßt uns die Zwingburg des Tyrannen sehen!“

„Wohl, Monsieur, sogleich; aber sind die Herrschaften auch gut abgekühlt? Da drinnen ist es furchtbar kalt.“

Nachdem wir ihn über diesen Punkt beruhigt, brachte er einen mächtigen Schlüssel aus irgendwelchem sicheren Verstecke herbei, die Balken und Riegel flogen zur Seite, und als das Thor sich öffnete, traten wir in einen langen dunklen Gang, aus welchem uns Eiseskälte entgegenwehte. Die mächtigen Steingewölbe wurden von beständig tröpfelndem Wasser durchsickert, den Boden bedeckte eine zollhohe Schlammschicht. Der Gang führte auf einen großen viereckigen Hof, welcher von ellenhohem Gras und Gebüsch vollständig überwuchert war, und aus den Spalten der turmhohen Mauern waren üppige Schlingpflanzen und stellenweise sogar ganze Bäume hervorgewachsen. In der gegenüberliegenden Wand gelangten wir durch ein gewaltiges Thor an eine vier Meter breite steinerne Treppe und auf dieser hinauf in die „Batterie der Königin.“ Dieselbe zieht sich in einem ununterbrochenen, bombenfest gewölbten Gange durch alle vier Seiten der Festung, so daß man aus ihren Kanonenpforten der Reihe nach den Ausblick auf das Land nach allen vier Himmelsrichtungen hat. Die mächtigen sechsundfünfzigpfündigen Geschütze lagen vor den Schießscharten auf und zwischen den morsch gewordenen Balken und Bohlen der zusammengebrochenen Lafetten. Zwischen ihnen erhoben sich noch immer in regelrechtem Aufbaue die Kugelpyramiden, und in gleichmäßigen Abständen ließen die aus den Angeln gestürzten Thüren in finstergähnende Munitionskammern blicken. Auch hier, wie überall in dem ganzen Gebäude, rieselte das Wasser von den Wänden, und an den Decken hatte es armlange Tropfsteinbildungen erzeugt, deren phantastische Formen in den weiten, öden Hallen die Schauer der Einsamkeit gespenstisch vermehrten. Die tiefe, unheimliche Stille ward nur von plötzlich pfeifendem Luftzuge und den unaufhörlich fallenden Wassertropfen unterbrochen. In den Senkungen der Fliesen am Fußboden standen breite Pfützen, und aus dem feuchten Moderschlamme schoß allerwegen seltsames Unkraut empor.

Während des langen Ganges durch die Batterie fiel es uns besonders auf, daß

unser ganzer Weg mit eigenartig geformten Steinen und länglichen Lederstreifen besäet war, und auf Befragen erklärte uns Liaulaud, daß dies die Feuersteine der alten Flinten und die ledernen Halsbinden der Soldaten seien. Außer diesen elenden Resten und den Kanonen erinnerte nichts daran, daß hier einst ein König mit seinem Hofe und seiner Garnison gehanst hatte. Die anderen vier darüber liegenden Batterieen gewährten genau denselben Anblick, alles leer und verlassen, aber vor allen Schießscharten lagen noch die Kanonen vollzählig wie zur Zeit des Königs Henri.

Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, bemerkte Mr. Rozeville lächelnd: „Kapitän, wer sollte sich die wohl holen? Die Regierung hat keine Verwendung dafür und scheut die enormen Kosten des Transportes. Dennoch wacht sie mit großer Gewissenhaftigkeit über diesem Nationaleigentume, und allmonatlich hat eine Kommission hier heraufzuklettern und sich zu überzeugen, daß nichts von dem Inventar von La Ferrière abhanden gekommen ist."

„Gewiß," warf Madame Nelson ein, „die Kosten müssen ungeheuer sein, diese zweihundert Riesenkanonen den Berg hinunterzuschaffen; aber welche Unsummen mögen wohl darangesetzt worden sein, diese Lasten hier herauf in dieses Adlernest zu schleppen!"

„Hm," meinte Rozeville, „das bezahlte König Henri nicht mit Geld, sondern mit Menschenleben. Er ließ ein Bataillon der Garde kommandieren, das erste dieser Riesengeschütze hinauf in die Citadelle zu schaffen. Als er sich anderen Tages nach der Ausführung seines Auftrages erkundigte und von den in Reih und Glied aufgestellten Mannschaften das gänzliche Fehlschlagen ihrer Bemühungen erfuhr, ließ er sämtliche Flügelmänner füsilieren und empfahl den Soldaten, sich nun etwas mehr Mühe zu geben. Am nächsten Tage aber berichtete man ihm, daß alle Anstrengungen wieder umsonst gewesen seien, und nun ließ er von jedem Flügel fünf Mann standrechtlich als schlechte, unbrauchbare Soldaten erschießen. Am dritten Tage kam der König in sichtlich guter Laune auf den Arbeitsplatz, aber als er sah, daß immer noch alles beim alten war, ergriff ihn eine unbeschreibliche Wut, welcher diesmal zehn Mann auf beiden Flügeln jedes Gliedes zum Opfer fielen. Da packte die Mannschaften eine namenlose Verzweiflung, und obwohl nunmehr um einige hundert Hingeschlachtete geschwächt, vollführten sie die Cyklopenarbeit wirklich, wenn auch viele von ihnen dabei der Überanstrengung und dem Stocke der Offiziere erlagen. Der König war hocherfreut, und selbstgefällig lächelnd sagte er: ‚Ah, man muß eben ein geborener Feldherr sein, um den Soldaten zur Pflicht führen zu können!‘

‚Sire,‘ sagte in Unterwürfigkeit ersterbend der Regimentskommandeur, ‚vous êtes plus grand qu'Annibal.‘ Der König aber entgegnete erzürnt: ‚Comment, moué cannibale?‘ und ließ den vorlauten Oberst erschießen."

Von der obersten Batterie aus gelangt man über eine steinerne Treppe auf das platte Dach, und hier oben sollten wir für all' unsere Strapazen entschädigt werden, denn von dort aus schweift das Auge ungehindert nach allen Seiten hin, und Berg und Thal liegt vor dem Beschauer in weitem Umkreise bis tief ins Land hinein in die entzückenden Thäler von Dondon und bis an die nördlichen Küstenstriche, wo der blauschimmernde Ozean brandet.

Es war ein erhabener Anblick über die weite Natur hinaus auf der höchsten Spitze des Felsenkegels, von der obersten Zinne des Riesenbaues herab auf die still und majestätisch vor uns liegende Insel. Unsere lustige Gesellschaft war auch wirklich recht ernst geworden und ließ die großartige Schönheit des vor uns aufgerollten Landschaftsbildes im vollen Genusse des bezaubernden Anblicks auf sich wirken. Im Süden dehnt sich die wild durcheinandergehäufte Hügel- und Felsenmasse bis tief hinein in die fast noch unbekannten Gebirgsregionen des Binnenlandes, weit hinaus über Dondon mit seinen imposanten Tropfsteinhöhlen und die lieblich gelegenen Landstädtchen Marmelade und Ennery, wo eine in bläulichem Dunste verschwimmende Alpenwelt den Horizont begrenzt; nach Westen reicht der Blick bis an die durch ihre prachtvollen Wasserfälle berühmten Berge von Plaisance, und im Norden fallen die Hochlandsberge terrassenförmig bis ans Meer hinab, wo wir durch gute Gläser die Schiffe in den Häfen von Kap Haytien und Fort Liberté verankert sehen konnten. Und dicht zu unsern Füßen lag in feierlicher Stille das Blättermeer

Digitized by Google

des Urwaldes, dessen Riesenstämme am Fuße des Mauerwerkes emporragten, aber mit ihren Kronen kaum bis an die Kellergewölbe zu reichen vermochten. Ich kroch auf dem Bauche bis an den Rand des platten Daches, denn aufrecht stehend wäre ich der Gefahr plötzlich daherbrausender Stoßwinde ausgesetzt gewesen, und blickte an der senkrechten Mauerwand hinab in die schwindlige Tiefe; ich ließ einen losen Stein hinabfallen und zählte elf Sekunden, bis ich sein Rascheln in den Zweigen hörte.

Auf einmal ward es kühl und feucht um uns herum, und dichter Nebel umgab uns. Eine Wolke hatte auf ihrem Zuge unsern Berg erreicht und hüllte uns so dicht in ihren Schleier, daß wir nicht einmal das Grün des Waldes mehr erkennen konnten. Ein leichtes Gefühl der Unsicherheit überkam alle, als wir, auf der hohen, gitterlosen Zinne stehend, in den Nebel gehüllt, scheinbar der Erde entrückt, in den Lüften schwebten. Da riß der Wind ins Gewölk einen schmalen Spalt, und nun hatten wir das merkwürdige Schauspiel, wie aus einem Dachfensterchen blickend, in eng geschlossenem Rahmen Kap Monte Christi vor uns liegen zu sehen. Das dauerte freilich nicht lange; die Nebel schoben sich übereinander, erst blickte der blaue Himmel wieder durch, dann die grüne Erde, und nun sahen wir dicht vor uns die kleine schalkhafte Wolke nach Norden segeln.

Von diesem Kobold der Lüfte freigegeben, traten wir den Rückweg an und gelangten durch Treppen und Gänge aus den umgebenden Batterieen in die Säle der inneren Gebäude, welche sich in demselben halbverfallenen Zustande befinden. Liaulaud zeigte uns die Kaserne für die Garnison, die Wirtschaftsräume und die mächtigen Feuerstellen, auf denen ganze Ochsen für die Hofhaltung des Königs geröstet wurden, und dann kamen wir auf einen kleinen, ebenfalls hoch mit Gras überwucherten Hof. Die eine Seite desselben war durch ein plumpes, fensterloses, würfelförmiges Gebäude abgeschlossen, ihm gegenüber erhob sich ein luftiger Bau mit Galerieen und Bogenfenstern; jenes war der Pulverturm, dieses der königliche Palast. Überall im Grase lagen zerbrochene eiserne Kisten, und in der Mitte des Hofes erhob sich ein steinernes Grabgewölbe. Als wir näher traten, erblickten wir durch ein eisernes Gitter auf dem Boden des sonst ganz leeren Raumes mehrere Menschenknochen, welche uns Liaulaud mit dem ganzen Stolze des Haytianers als die sterblichen Reste des großen Königs bezeichnete. Auf meine Bemerkung, daß das Gerippe nicht vollständig sei und besonders der Kopf fehle, antwortete unser Führer achselzuckend: „Ang, Monsieur, tant de revolutions!“

„Da liegt er nun,“ sprach ich für mich hin, „der mächtige Fürst, umgeben von den verrosteten Kästen, die einst seine Schätze enthielten.“

„O, Kapitän,“ erwiderte Rozeville, „er hat noch viel mehr gehabt, und das Volk schwört darauf, daß der große Schatz Henris noch heutzutage hier oben vergraben liegt. Jedes Kind in Millot kann Ihnen die Geschichte erzählen. Als Christophe seine Schätze hier oben verbergen wollte, hieß er alle Welt das Schloß verlassen, nahm nur eine Anzahl Maurer und eine Kompanie der Garde mit, ließ an verborgenem Orte das sichere Gewölbe fertigstellen, das Gold darin verwahren und dann geschickt die Öffnung schließen. Darauf nahm er den Offizieren den Eid der Verschwiegenheit ab und befahl ihnen, zur besseren Wahrung des Geheimnisses die Arbeiter und Soldaten zu erschießen. ‚Nun kommt, Kinder, jetzt will ich euch belohnen,‘ sagte er nach Beendigung der Blutarbeit, befahl jedem der Offiziere, einzeln zu ihm ins Zimmer zu kommen, und stürzte sie dort durch eine Fallthüre in das unterirdische Verließ, wo Hunderte von menschlichen Gerippen noch heute modernd übereinander liegen. Das Geheimnis seines Schatzes aber hat er mit sich ins Jenseits genommen, als er sich in der Kirche von Limonade erschoß.“

„Hier wird recht viel geschossen, will mich dünken.“

„Ja, Freund, bei uns in Hayti knallt's beständig. So hat es König Henri gemacht, so hat es nach ihm Kaiser Faustin gehalten, und unter den Präsidenten der Republik ist es um kein Haar anders geworden.“

Im königlichen Palaste fanden wir, wie überall, das durch die Decken geronnene Wasser in Pfützen am Boden stehend. Als Merkwürdigkeiten zeigte man uns die Zimmer der Königin, den Billardsaal und das Schlafzimmer des Königs, mit der berühmten Akustik, welche das leiseste Geräusch in der Umgebung widerhallen machte, so daß

der argwöhnische Tyrann sofort aufmerksam werden mußte. Am Ende der äußeren Galerie fanden wir eine kleine Kapelle mit dem Sarkophage des Prinzen Noel. Er war in jugendlichem Alter gestorben und hatte das gräßliche Ende seines Vaters nicht mehr erlebt. Der schöne steinerne Sarg mit der einfachen Inschrift ist noch wohl erhalten, als hätte das fürchterliche Erdbeben von 1842 an ihm keine Blutschuld zu rächen gehabt.

Auf dem mittelsten Absatze der großen Freitreppe, welche in einem dunkeln Gewölbe unter den königlichen Zimmern zum Eingangsthore führt, hielt mich Rozeville am Arme zurück und führte mich seitwärts an eine Maueröffnung, durch welche wir in einen finster gähnenden Abgrund schauten. „Hier," sagte er, „wo das Auge sich in ewiger Nacht verliert, ließ Christophe seine Gefangenen verschmachten."

Wir atmeten ordentlich wieder auf, als uns draußen die freie Luft und Gottes helle Sonne empfing und sich hinter uns die schweren Thorflügel der Tyrannenburg schlossen. Wir hatten uns stark verspätet und mußten eilen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit die gefährlichsten Stellen zu passieren. Rasch sattelten wir die Pferde, warfen noch einen Blick von der Höhe herab über Berg und Fels und Hügel und Thal, über den endlosen Wald und das endlose Meer und ritten dann schweigend, wie wir gekommen, den engen steilen Waldpfad hinab bis in das Thal, wo im schimmernden Mondenlichte das stille Dörfchen Millot im Walde lag, überragt von den hellleuchtenden Mauern des verfallenen Schlosses Sanssouci.

IV.

Diesen Abend waren die Damen sehr ermüdet, es wollte keine gesellige Unterhaltung in Gang kommen, und jeder that, was ihm behagte; die Herren schlenderten durch das Dorf oder saßen rauchend auf der Veranda, und so faßte ich mich kurz und machte dem Pfarrer einen Besuch. Sein Haus lag neben der Kirche in einer Art von verwildertem Garten, dessen überwuchernde Bäume und Sträucher fast das ganze Gebäude im Laube und klafterlangen Blättern verbargen. Der geistliche Herr war Nordfranzose, stammte vom Lande und sprach einen abscheulichen Dialekt; seine lange knochige Figur benahm sich in der Soutane äußerst linkisch, und das kurzgeschorene blonde Haar gab dem ordinären Gesichte einen brutalen, abstoßenden Ausdruck. Er empfing mich jedoch mit der herzlichen Freundlichkeit, die jeder so einsam wohnende Mensch einem seltenen Gaste entgegenbringt, und bot mir einen Stuhl neben dem seinigen unter dem weit vorspringenden Dache des Hauses an. Kein Luftzug rührte an den auf allen Seiten um uns herum schwer herniederhängenden Blättern und Ranken; in leichten Wölkchen stieg der Cigarrenrauch langsam aufwärts in die trotz der vorgerückten Abendzeit noch immer drückend heiße Luft. Der Glanz der Sterne verschwamm im Lichte des hinter uns stehenden Mondes, und durch die tiefe Stille der Nacht hörte man das leise Geräusch der hin und wieder schwirrenden, farbenschillernden oder hellleuchtenden Insekten.

Nach den ersten einleitenden Fragen und Antworten lenkte sich ganz von selber das Gespräch auf das Leben meines Wirtes hier in der Einsamkeit unter den Halbwilden, und Abbé Etienne ward bald mitteilsam und unterhaltend. Stets aber wiederholten sich die Klagen über die großen Schwierigkeiten, mit welchen er in seinem Berufe zu kämpfen habe.

„Sie glauben nicht, wie heikelig es ist, unter diesem Volke als Lehrer unserer reinen Religion, als Diener der alleinseligmachenden Kirche aufzutreten und zu wirken! Nicht etwa, daß wir auf Widerstand gegen den christlichen Glauben stößen; im Gegenteil, selbst die überall auftauchenden, in alles sich mischenden und bei jedermann Einfluß ausübenden Götzenpriester des Vaudoux machen es ihren Anhängern mit großem Eifer zur Pflicht, die von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Andachten und Ceremonieen gewissenhaft zu erfüllen; aber auf Schritt und Tritt müssen wir gewahren, daß wir erst in zweiter Linie kommen und eine fanatische Anhänglichkeit an den Fetischdienst ihrer Väter den weitaus größten Teil der Gemüter gefangen hält. Man darf sich auch darüber gar nicht wundern, denn wir haben hier unter uns noch sehr viele geborene Afrikaner, welche als Ladung aufgebrachter Sklavenschiffe befreit und hier an Land gesetzt worden sind. Auch ist es uns ganz unmöglich, gegen die Vielweiberei anzukämpfen;

bei der großen Überzahl des schwachen Geschlechtes sind die Frauen unsere heftigsten Gegner in dieser Frage, und wir thun am klügsten, sie nur mit Vorsicht in vereinzelten Fällen anzuregen. Hier im Innern des Landes hat mancher Hausherr sechs bis acht Frauen, die sich, jede in ihrer eignen Hütte mit ihren Kindern lebend, ganz leidlich vertragen. Sie teilen sich in die Liebe des Gatten und die von ihm reichlich gespendeten Prügel und dann folgen sie ihm, geduldig schwere Lasten tragend, durch den Wald über das Gebirge, wenn er auf seinem Esel stolz zu Markte nach der Stadt hinunter reitet. Dort drüben wohnen zwei Brüder, J'y pense und Apollon Demaret, ersterer hat drei, der letztere sogar vier Frauen."

„Welch wunderlicher Name, J'y pense," warf ich ein, worauf der Abbé lachend erwiderte:

„Dergleichen findet man hier oft; sie haben sich aus der Zeit der französischen Plantagenbesitzer vererbt, die es ängstlich vermieden, ihren Sklaven Namen zu geben, welche sie selbst oder ihresgleichen trugen. So bekamen die Kinder oft ganz bizarre Namen, wie in Europa die Rennpferde, und sie sind heute noch gang und gäbe. Der Neger kennt ihre Entstehung, aber er fühlt — und mag er noch so stolz thun — nicht das Entwürdigende darin. Glauben Sie mir, er weiß ganz genau, wie er mit allen Fehlern und Eigentümlichkeiten seiner Rasse gegenüber dem scheu respektierten Weißen und dem schlauen, charakterlosen Mulatten dasteht. Er fürchtet den weißen Mann, schließt ihn durch Gesetz vom Bürgerrechte aus und verwehrt ihm den Erwerb von Grundbesitz; aber er achtet ihn und schenkt ihm auch zuweilen herzliche Freundschaft; für den Mulatten aber, seinen gleichberechtigten Mitbürger, hat er nur Spott, Haß und Geringschätzung. Hören Sie zum Belege dafür eine allerliebste Anekdote, welche sich das Volk scherzend zu erzählen pflegt und darin fein und scharf die Unterschiede zwischen den drei die Insel bewohnenden Rassen zu zeichnen weiß. Einmal, heißt es, wurden gelegentlich eines Aufruhres drei Männer gefangen genommen und eingesperrt, ein Weißer, ein Farbiger und ein Neger. Der weiße Mann schrie über Ungerechtigkeit, beteuerte seine Unschuld, verlangte, sofort vor den Richter gestellt zu werden, und forderte Feder und Papier, um sich bei seinem Konsulate zu beschweren; der Mulatte schaute sich prüfend in seiner Zelle um, ob er nicht irgendwo eine Gelegenheit zum Entwischen fände; der Neger aber warf sich augenblicklich zu Boden und schlief volle vierundzwanzig Stunden, und als er dann aufwachte, brummte er etwas vor sich hin, drehte sich auf die andere Seite und schlief weiter. Als sie dann wieder freigelassen worden waren, berief sie Gott vor seinen Thron und gestattete ihnen, sich eine Gnade auszubitten. Da wünschte sich der Weiße die Meisterschaft in Kunst und Wissen; der Mulatte erbat sich schöne Weiber und Pferde; der Neger aber trat verlegen von einem Fuße auf den anderen und sagte, sich entschuldigend, der Mulatte habe ihn mit hergebracht; dann jedoch, zur Antwort gedrängt, meinte er, Goldtressen an den Hosen würden ihm viel Vergnügen machen."

„O diese Kinder mit ihren Kindereien —" Der Abbé ließ mich nicht weiter reden, legte die Hand auf meinen Arm, und sehr ernst werdend fuhr er fort:

„Gewiß, Kapitän, sie sind in vieler Hinsicht Kinder, aber ihre Lappalien sind durchaus nicht immer harmlos, und nur zu oft zeigt sich in ihnen die wilde Natur dieses herzlosen Volkes, über dessen ganzem Wesen ein unheimlicher Schleier ruht, Grausamkeit und Blutdurst verhüllend. Kindlich, fast zu kindlich ist ihre buchstäbliche Auffassung unserer Trostesworte am Sarge eines Kindes, daß Gott dasselbe zu ewiger Freude zu sich genommen habe; und geradezu widerlich die wilde Lust, in welcher sie ihre Genugthuung über solch glücklichen frühen Tod beweisen. Da putzen sie die Leiche festlich an, setzen sie auf einen Stuhl und tanzen laut johlend in trunkenem Zustande um sie herum, aus dem Trauerfalle Gelegenheit zu einer Orgie nehmend, bei welcher die ganze Nacht hindurch die Rumflasche kreist und die schamloseste Zügellosigkeit herrscht. Und wir Priester sind diesem Treiben gegenüber völlig machtlos. Wir mögen sagen, was wir wollen, heimlich gehen die meisten Vollblutneger, wenn sie Krankheit, Kummer oder Sorgen haben, wenn sie in fatale Schwierigkeiten verwickelt sind, oder wenn sie um die Erfüllung eines heißen Wunsches bangen, doch zu ihrem Papaloi, und wenn sie den Vaudoux noch nicht an-

gehören, so sind die ebenerwähnten Leiden oft Grund genug, sie in die Arme dieser Sektierer zu treiben. Und auf diese haben wir gar keinen Einfluß. Wohl kommen sie zur Kirche, beten zur heiligen Jungfrau und bringen ihr geweihte Kerzen dar, aber wirklich ergeben sind sie nur dem Glauben ihrer Väter, der Lehre ihrer Götzenpriester, der heiligen Überlieferung ihrer Ahnen, die sich widerspiegelt in den Märchen ihrer Kinderzeit, in ihren Träumen von dem alten Heimatlande Afrika, und welche vor allen Dingen ihrem Charakter und ihren Neigungen entspricht. Für uns aber wäre es außerordentlich gefährlich, ihnen offen und mit Energie entgegenzutreten; man brächte uns gar bald Ouanga bei, und wenn uns dies nicht dem Tode überlieferte, so würde es doch binnen kurzem von uns heißen: li gaigné chagrin."

„Herr Abbé, glauben Sie wirklich an die fast übernatürliche Kraft des Ouanga und die noch erstaunlichere Wirkung seines Gegengiftes? Überall höre ich davon flüstern und tuscheln, und all meine Fragen werden mit Achselzucken und Nasenrümpfen beantwortet. Haben Sie je von positiven Fällen, von wirklich vorgekommenen Thatsachen gehört?"

„Kapitän," erwiderte der Abbé nach kurzem Überlegen, „in diesem Lande ist es gefährlich, Namen zu nennen; ich kann nur sagen, daß ich aus verbürgten Berichten wie aus eigner Anschauung fest davon überzeugt bin, daß der Papaloi mit seinem Gifte Wunder thun kann. Er bereitet das Ouanga, je nach dem vorliegenden Zwecke, so, daß es den Vergifteten mit verschiedenen Krankheiten behaftet, Krämpfen, Apathie, Wahnsinn, oder aber denselben in völlig todähnlichen Zustand versetzt. Ich weiß von mehreren bestimmten Fällen, in welchen solche Scheintote des Nachts aus ihrem Grabe geholt, dann gemordet und verzehrt worden sind. Vor mehreren Jahren ist sogar ein Stück Menschenfleisch im Kap auf öffentlichem Markte feilgeboten worden. Sehr selten werden die Verbrecher ertappt, denn der Arm der Regierung reicht nicht weit ins Innere des Landes, und oft sind ihre obersten Organe selbst geheime Anhänger des Vaudoux, so daß es auch schon vorkommen konnte, daß wegen Kannibalismus verurteilte Personen dennoch straffrei ausgingen, wozu auch mitunter die Furcht vor der Macht und dem Einflusse ihrer Freunde beigetragen haben mag. Von gar manchem Manne, welcher in der Geschichte dieses Landes eine große Rolle gespielt hat, ist es öffentliches Geheimnis, daß er mit Leib und Seele den Vaudoux angehört hat. Von Kaiser Faustin weiß man es mit Bestimmtheit; aber selbst auf dem Mulatten Salnave ruht ein schwerer, weitverbreiteter Verdacht. Ich will nicht von seinem intimen Umgange mit den Vaudoux reden, welcher zweifellos feststeht. Aber es gibt viele Stimmen im Volke, welche ihn geradezu beschuldigen, kurze Zeit vor seinem Sturze noch zum Äußersten geschritten zu sein und im Blute der Ziege ohne Hörner gebadet und dasselbe getrunken zu haben."

Mir schauderte — ich hatte ja doch erst noch vor wenigen Tagen mit dem jungen Salnave ganz unbefangen freundschaftlich verkehrt, mit dem Sohne eines Menschenfressers!

„Würde es Sie interessieren, einen Humfort zu besuchen?" fuhr der Abbé fort. „Wir haben einen solchen in ziemlicher Nähe, etwa eine halbe Stunde vom Dorfe. Wenn Sie wünschen, bin ich gern bereit, Sie dahin zu führen. Wir brauchen nicht zu fürchten, jemand zu begegnen, denn der Neger glaubt an die Zombis, die Geister der Abgeschiedenen, und meidet nächtliche Wege durch den Wald. Sind Sie bereit, so brechen wir auf."

Was konnte mir erwünschter sein! In wenigen Minuten waren wir unterwegs und schlugen die Richtung nach dem Walde ein, wo sich derselbe hinter dem Dorfe an den Felsen in die Höhe zieht. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und völlige Finsternis umgab uns, welche den Marsch durch das Dickicht auf ungebahntem Wege äußerst beschwerlich machte. Tiefe Stille herrschte ringsum, wir hörten nur den eignen vorsichtigen Schritt und das Brechen der Zweige unter unsern Füßen. Plötzlich blieb mein Führer stehen und winkte mir, ein gleiches zu thun. Dicht in unserer Nähe konnten wir von Zeit zu Zeit ein leises Geräusch vernehmen; es war, als ob man uns gesehen und wir beobachtet würden. Der Abbé schien unschlüssig, und mir ward unheimlich zu Mute. Mit einem Male sah ich, ohne zu wissen, woher sie gekommen, neben meinem Führer eine zweite dunkle Gestalt, und schon

Digitized by Google

hatte ich den Revolver in der Faust, als ich hörte, daß die beiden Männer leise miteinander sprachen. Ich atmete wieder freier, als mein Freund sich zu mir wandte und mich bedeutete, daß der fremde Mann der Hüter des Humforts und ihm persönlich als sein Pfarrkind treu ergeben sei, sowie daß er bereit wäre, uns in den Götzentempel zu führen, wenn wir versprechen wollten, davon nicht weiter zu reden; er selber sähe ja in unserm Besuche keinerlei Harm, allein der Papaloi möchte es doch übel vermerken, und alles wolle er mutvoll bestehen, nur nicht den Zorn des Allgewaltigen.

Geräuschlos schritten wir weiter, dem Führer durch das Buschwerk folgend, bis wir an eine kleine Lichtung gelangten, über welcher sich die Kronen der umstehenden Bäume wölbten wie die Kuppel eines hohen Domes. Am Fuße des gewaltigsten dieser Riesen sahen wir eine jener unscheinbaren Holzhütten stehen, wie man sie hier und da an abgelegenen Orten einsam im Walde antrifft, und deren erster Anblick durch nichts verrät, daß sie dem schauderhaften Vaudouxkultus als Tempel dienen. Einige hölzerne Stufen führten zum Eingange hinauf; der Neger ließ uns eintreten, schloß hinter uns sorgfältig die Thüre und machte Licht. Der völlig leere Innenraum war durch einen leichten Holzverschlag in zwei Zimmer geteilt; im vorderen größeren stand dem Eingang gegenüber ein als Altar dienender Tisch, auf demselben ein stümperhaftes Muttergottesbild und davor eine Anzahl halb herabgebrannter Kerzen. An den Wänden hingen allerhand Heiligenbilder und bunte Tapetenfetzen, über den Altar lag ein unsauberer Kattunlappen gebreitet, hinter welchem der vergitterte Kasten mit der heiligen Schlange verborgen war. Mitten auf dem Altare lag ein blankgeschliffener Stein, ein Heiligtum, welches nach der Versicherung unsers Begleiters vor Menschen- und Menschengedenken aus Afrika mit herübergebracht worden sein soll. In dem einen Winkel stand ein flaches, rundes hölzernes Gefäß, sonst war der Raum ganz leer, und das flackernde Licht zitterte in einem schaurigen Halbdunkel, aus welchem sich die Schatten eines Kruzifixes und einer von der Decke herabhängenden bunten Fahne unsicher und verzerrt abhoben.

„Sehen Sie,“ raunte mir der Abbé zu, „so sieht ein Humfort aus, Menschenschlachthaus; hier hat schon mancher geblutet, und diese mit frivolen Bildern beklebten Wände könnten Schauergeschichten erzählen. Vor einigen Monaten wurde in einem Humfort bei Dondon ein neunjähriges Mädchen geschlachtet und von den Mördern verzehrt. Es ward dabei mit großer Umsicht und Schlauheit verfahren, so daß die Polizei nicht dahintergekommen ist, und wo der Kläger fehlt, fehlt auch der Richter. Indessen wir Geistliche erfahren doch mancherlei, aber — nun, Sie wissen, ich kann niemand denunzieren.“

„Sie sprechen von dem etwa 20 Kilometer weiter südlich gelegenen Dondon, in dessen Nähe sich die berühmten Tropfsteinhöhlen befinden?“

„Ganz recht! Ich habe öfter dort zu thun und kenne alle Einwohner des Örtchens. Kurz nach dem erwähnten Vorfalle, es war um Ostern herum, war ich wieder einmal drüben und hörte von der Sache, jedoch nur unbestimmte Andeutungen, bis ich endlich durch ein junges Mädchen, eins meiner Pfarrkinder, den ganzen Hergang erfuhr. Es ist schauderhaft! Der Kannibalismns treibt noch viel schlimmer sein Wesen, als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Vorigen Herbst fand man eines Morgens auf dem Kirchhofe von Gonaives einen jungen Mann erstochen neben seinem Grabe, in welches man den mit Ouanga zum Scheintod Gebrachten abends zuvor gebettet hatte. Ein blutiges, neben der Leiche liegendes hohles Stäbchen verriet, daß der Mörder das Blut ausgesogen hatte. Aber wehe dem Unglücklichen, gegen welchen ein Verdacht solcher Schandthat laut wird! In unsern Gefängnissen spielen die grausamsten Folterqualen eine sehr große Rolle, und am besten kommen immer diejenigen fort, an welchen sogleich die Exekution vollzogen wird. — Aber sehen Sie dort in der Ecke jene große Schale? Ich möchte wetten, daß sie dazu dient, das Blut der Geschlachteten aufzufangen!“

„Kommen Sie, Abbé, wir wollen gehen, lassen Sie uns die Stätte des Entsetzens verlassen.“

„Mir recht, aber vorher wollen wir noch die heilige Schlange sehen. Eh! Narcisse, montré serpent.“

„Ang, monsieur, li pas ici.“

„Ta mentan, ami, batte bouche li!“

Digitized by Google

„Non pas, moin pas mentan, Papatoi l'emporté dipt deux jours."

Er log uns sicherlich vor, daß der Priester die Schlange entfernt habe, allein er blieb bei seinen Ausflüchten, selbst verlockende Angebote vermochten nicht, ihn anderen Sinnes zu machen, und so gaben wir es auf und traten unsern Rückzug an. Draußen vor der Thüre nahmen wir von Narcisse Abschied, und mein Begleiter lud ihn zu einem Besuche ein: „Si to allé á Millot vini moné voir."

Das also war ein Humfort! Ich glaubte zu träumen! Ich, ein Kind des XIX. Jahrhunderts, der Gast eines Staatswesens, dessen Ursprung in den Ideen von 1789 wurzelt, ich finde mich auf einem harmlosen Spaziergange in einem Hause des religiösen Menschenmordes, in einem Tempel der Götzendiener und Fetischanbeter! Ich befand mich in fieberhafter Aufregung und glaubte hinter jedem Baume die unheimliche Gestalt eines lauernden loup garon zu erblicken. Der Abbé hatte eine andere Richtung eingeschlagen, um auf einem Umwege Millot zu erreichen. Die Luft war drückend heiß und schwül, nur mit Anstrengung vermochte ich in dem dichten Gestrüpp den beschleunigten Schritten meines Führers zu folgen, welchen die Anzeichen eines nahenden Gewitters zur Eile trieben. Schon fielen dicke Tropfen, und vereinzelt zuckten schwache Blitze, von fernem Donner gefolgt, als der Abbé an einem überhängenden Felsblock Halt machte, die Unmöglichkeit einsehend, noch vor dem Unwetter das schützende Haus zu erreichen und mir vorschlug, unter diesem natürlichen Dache Rast zu halten.

„Es scheint tüchtig losgehen zu wollen; Sie lernen heute ein gut Teil von Land und Leuten in Hayti kennen."

„Abbé, was ist das für eine Geschichte, deren Sie vorhin Erwähnung thaten? Sie sprachen von der Ermordung eines kleinen Mädchens."

Er schien unschlüssig, endlich aber, meinem Drängen nachgebend, teilte er mir folgendes mit:

„In Dondon lebten zwei Brüder Tallard. Der ältere mit Namen Erival ist unverheiratet, der jüngere dagegen, Lambert Tallard, hat vor etwa zehn oder elf Jahren ein gutes, braves Mädel genommen, und wenn sie mich auch nicht dazu gebraucht haben, so kann ich ihnen doch nur das Zeugnis ausstellen, daß sie wie wahre Christen miteinander gelebt haben. Ihre sogenannte Ehe ward durch zahlreiche Nachkommenschaft gesegnet, ich glaube, sie haben sieben oder acht Kinder. Den einen Jungen davon haben Sie wohl heute abend bei mir gesehen, denn seit einem halben Jahre thut er bei mir Aufwärterdienste, und ich darf sagen, er hat sich die ganze Zeit über gut geführt, wenn ich die kleinen Näschereien abrechne, die dem Neger niemals abzugewöhnen sind. Es ging den Leuten recht gut; die beiden Brüder arbeiteten gemeinsam und hatten nicht zu klagen, denn ihr kleiner Handel machte sich ganz nett, und ich hatte oft meine Freude an dem glücklichen Familienleben, dessen Zeuge zu sein mir so oft Gelegenheit geboten war.

„Da kamen böse Jahre, Kapitän. Sie wissen selbst, wie hier bei uns in letzter Zeit alles zurückgegangen ist, Sie haben den besten Maßstab an den Frachten. Tallards Geschäft litt wie dasjenige anderer Leute, aber das schlimmste war, daß Erival, vielleicht gerade infolge des mißlichen Standes seiner Unternehmungen, mehr als sonst dem Tafia zusprach und oft ganze Tage lang schwer betrunken war. In einem nüchternen Augenblicke jedoch nahm er seinen Bruder Lambert einmal auf die Seite und stellte ihm eindringlich vor, daß es so nicht länger gehen könne, sie hätten nun alles versucht und aufgeboten, aber all' ihre Mühe sei vergebens gewesen, und es müßte nun ein ernsthafter Schritt gethan werden, um ihre Lage zu verbessern.

„‚Sieh hier, frère à moin, quand mon songé famille à vous, vini toujours dyo dans gié à moin (wenn ich an deine zahlreiche Familie denke, kommt mir immer das Wasser in die Augen). Wir müssen einen Entschluß fassen, und ich glaube, daß wir am besten thun, einmal Jean Pillot zu fragen.'"

„‚Was, Jean Pillot, den Papaloi?'"

„‚Lambert, ein anderer kann uns nicht mehr helfen, er allein ist es, auf den wir unsere Hoffnung setzen müssen.'"

„Nun muß ich Ihnen sagen, Kapitän, daß mir dieser Pillot schon längst verdächtig war. Seine eigentümliche Art, das Haar, wenn man die Wolle so nennen darf, in extravagante Formen zu bringen; der auffallende Schmuck, mit dem er stets einherstolzierte, und die übergroße scheue Ehrerbietung, welche

ihm von allen Seiten gezollt wurde, hatte mich oft schon stutzig gemacht, aber bis dahin hatte ich nicht gewußt, daß er ein Papaloi sei. Ich habe erst später erfahren, daß man ihn allgemein dafür kannte, und die Brüder Tallard wußten genau, was er war. Lambert mochte anfangs Scheu getragen haben, sich ihm zu nähern, allein Erivals Zureden wird wohl seine Bedenken beseitigt haben, genug, sie fragten ihn um Rat, und es waren sicherlich die letzten Ersparnisse, die sie dabei opferten. Pillot ist ein Halunke, der das Geld einsteckte, den beiden vertrauensseligen Brüdern allerlei Hokuspokus vormachte und sie vor allem aufforderte, dem maître dyo, dem mächtigen Wasserfürsten, zwei weiße Hähne zu opfern.

„Natürlich hat diese Ceremonie ihre pekuniären Verhältnisse nicht gebessert. Die Brüder Tallard indessen waren davon überzeugt, daß sie nicht genügende Anstrengungen gemacht hätten, und wandten sich nach Verlauf von sechs bis acht Wochen zum zweiten Male an Pillot. Diesmal machte der Papaloi Schwierigkeiten, suchte sie zu vertrösten und hinzuhalten, mußte aber doch dem ernstlichen Drängen der beiden Brüder endlich nachgeben und riet ihnen, in feierlicher Versammlung der Vaudouxgemeinden der heiligen Schlange ein Menschenleben zum Opfer zu bringen.

„Das war nun freilich leichter gesagt als gethan. Selbst hier in Hayti hat es seine Schwierigkeiten, zu solchen Zwecken das nötige Material zu beschaffen, und die Brüder waren in Verlegenheit. Nach langem Hin- und Herberaten trat endlich Erival mit der Andeutung hervor, daß es Lambert mit seinem reichen Kindersegen doch wohl so schwer nicht fallen dürfte, das eine oder das andere davon herzugeben, und wenn ich auch gern glauben will, daß der Vater anfangs sich gegen solche Zumutung verwahrt hat, Thatsache ist, daß er endlich beigestimmt und sein Töchterchen Claribelle als das Opfer bezeichnete. Die Hauptschwierigkeit lag jetzt nur noch in dem Widerstande der Mutter.

„‚Das beste wäre, wir sagen ihr nichts davon,‘ meinte Erival. ‚Ist die Sache erst einmal geschehen, so wird sie sich schon darein finden und sicherlich unsern Schritt zur Wohlfahrt der ganzen Familie gutheißen.‘

„Sie zögerten nun auch nicht mehr, und bei der ersten Gelegenheit benutzte der Vater die zufällige Abwesenheit seines Weibes und brachte das Kind zu Pillot, wo es in sicherem Gewahrsam versteckt gehalten wurde. Die Mutter war anfangs untröstlich über das rätselhafte Verschwinden des kleinen Mädchens, aber als alles Suchen vergeblich blieb, siegte auch bei ihr der fatalistische Sinn ihrer Rasse, und sie ließ sich von den Trostworten guter Nachbarinnen bald einreden, daß die heilige Jungfrau das hübsche Kind zu sich genommen habe.

„Am festgesetzten Abend versammelte sich die Gemeinschaft der Vaudoux im Walde bei Dondon. Auf dem Wege dahin trafen die Brüder Tallard mit dem Mädchen zusammen, von welchem ich die Einzelheiten der Geschichte erfahren habe, und sie sprachen lange miteinander über das wunderbare Verschwinden der kleinen Claribelle. Im festlich erleuchteten Humfort fanden sie eine zahlreiche Versammlung, welche sich bei Anbruch der Nacht im Kreise um den Altar stellte, vor welchem der Papaloi und die Mamanloi ihren Platz hatten. Beide waren auffallend in rote Tücher gehüllt und mit allerhand glitzerndem Zierat geschmückt.

„Zu Beginn der Feierlichkeit hielt Pillot eine lange Rede, in welcher er von dem reinen Blut der Afrikaner, von ihrer fernen Heimat und dem Glauben ihrer Väter sprach; er schilderte die Mühe und Sorgfalt, mit der die schwarze Rasse die teueren Überlieferungen auch hier in Hayti zu bewahren gewußt hat, trotz aller Verfolgungen von seiten ihrer weißen Unterdrücker und pries diejenigen selig, die als Glieder ihres Bundes unter dem Schutze des Vaudoux ständen. Dann aber ermahnte er sie alle, diesem Bunde nun auch treu bis zum Tode zu bleiben, und vor allem das strengste Schweigen zu beobachten über alles, was innerhalb desselben vorgehe, indem er in den schrecklichsten Farben die Strafen derjenigen ausmalte, die je ein Wort von dem verrieten, was sie hier hörten oder sähen. Alle, Mann und Weib, drängten sich herzu, und seine Hände erfassend, wiederholten sie den fürchterlichen Schwur ewiger Treue und Verschwiegenheit. Darauf bückte er sich und zog unter dem Altare den hölzernen Kasten hervor, hinter dessen Gitterstäben man die heilige Schlange erblicken konnte. Die Mamanloi stellte sich auf diesen Kasten, und nun begann die heilige Handlung.

Dieselbe eröffnete eine Ansprache der

Königin, in welcher sie ihre Zuhörer zum Gehorsam und unwandelbarer Treue ermahnte und in steigender, feuriger Beredsamkeit dieselben so mit sich fortriß, bis alle in Ekstase gerieten und von konvulsivischem Zucken und Zittern befallen wurden. Da rührte der Roi die heilige Trommel, und in feierlicher Stille kniete die Versammlung nieder zum Gebete vor dem durch Kerzenschein beleuchteten Madonnenbilde.

Nach dem Gebete ertönte abermals die kleine Trommel, und nun nahten sich der Königin alle, die ein Anliegen, eine Bitte oder eine Sorge vorzutragen hatten, und empfingen aus dem Munde der Zauberin ihren Rat. Auch Crival Tallard war als Hilfeflehender vorgetreten, und die Mamanloi hatte ihm Mut und Trost in seiner Bedrängnis zugesprochen. Da warf er sich vor ihr auf die Kniee und rief: ‚Alles, was ich auf deinen Rat hin schon gethan habe, ist ohne Wirkung geblieben; jetzt, Mutter, gib mir als letztes Mittel, um zum ersehnten Ziele zu gelangen, die Ziege ohne Hörner.‘

„Eine Eiseskälte durchschauerte die Anwesenden, und aller Blicke hingen an den Lippen der hoch auf dem heiligen Kasten stehenden Mamanloi. War es ein Zufall, daß in diesem Augenblick der züngelnde Rachen der Schlange am Gitter des Kastens bemerkbar wurde? Die Hohepriesterin nickte mit dem Haupte, und das Entsetzliche war beschlossen.

„Meine Zeugin sah, wie auf einen Wink der Mamanloi ein kleines Mädchen gefesselt hereingebracht wurde. Sie hat ausdrücklich betont, daß sie das Kind nicht erkannt hat, es drängten sich zu viele Personen dazwischen; sie hat nur gesehen, daß sich die Priesterin ihm genaht und ihm die Hände auf das Haupt gelegt hat. Dann ward es plötzlich aufgerafft, mit den Füßen an einen Haken an der Wand gehängt, ein gellender Schrei ertönte, und alles war vorbei. Sie hat nur noch gesehen, wie ein Mann das Haupt zwischen den Händen haltend davontrug, während andere beschäftigt waren, das Blut in einem Gefäße aufzufangen; dann ergriff sie die Angst und sie entfloh.“

„Und wie kam es, daß sie Ihnen das alles erzählte?“

„Sie hatte von Kindheit auf ein großes Vertrauen zu mir gehabt, mir aber nichtsdestoweniger ängstlich verschwiegen, daß sie heimliche Vaudouxanhängerin geworden sei. In der furchtbaren Aufregung kam sie zu mir und fragte, was sie thun solle.“

„Und was rieten Sie ihr?“

— — — — — — — — — —

„Zu schweigen.“

— — — — — — — — — —

Nach dem Kap zurückgekehrt, fragte ich meinen alten Bekannten, Mr. Hilton, einen aus Léogane gebürtigen Mulatten, der in Dondon sehr genau bekannt ist, nach den Brüdern Tallard; er kannte sie nicht. Der Abbé war so vorsichtig gewesen, die wahren Namen nicht zu nennen. Ob er es auch mit dem übrigen nicht so genau genommen hatte? —

Als ich vier Monate später mit der Wellgunde in Havre lag, fiel mir eines Tages ein Zeitungsblatt in die Hände, worin ein schauerlicher Vaudouxprozeß haarklein beschrieben war. Die darin erwähnten Thatsachen hatten auffallende Ähnlichkeit mit der Erzählung des Abbé.

Goethe in Sesenheim.

Von Franz Stolet.

Mit dem Einschaltbilde von A. Bordmann.

(Abdruck verboten.)

Ein Bild traulichen Familienglückes, heiterer Lebensfreude, seliger Liebesahnung stellt der Künstler dar, und die leichte, genrehafte Auffassung des Gegenstandes wird weihevoll verklärt durch die vorgeführten Personen. Wir belauschen einen köstlichen Augenblick aus dem Herzensleben unsers größten Dichters. „Goethe in Sesenheim!“ Welcher Zauber von Poesie, welche Fülle verschiedenartigster Gedanken, welche Vorstellungen reinsten Herzensglückes und wehmütiger Erinnerung liegen in diesen Worten!

Ein sonniger Oktobertag des Jahres 1770 hat zwei jugendkräftige Studenten aus Straßburgs engen Mauern herausgelockt. In langem, zum Teil beschwerlichem Ritte nordwärts, dem Rheinstrome folgend, haben sie das freundliche Pfarrdorf erreicht, wo der

eine von ihnen, Weyland, eine gastfreie Raststätte wußte. Der alte Pfarrer Brion hat seine Erwartungen nicht getäuscht; die Flasche und die Gläser auf dem Tische beweisen es. Die sorgsame Frau Pfarrerin hat den Tisch mit sauberem Linnen gedeckt und dann den Rocken nahe herangerückt, um dem lebhaften Geplauder der Gäste zu lauschen. Offenbar erschien ihr der Fremdling, den Weyland diesmal mitgebracht und unter der Maske eines Studenten der Theologie eingeführt hatte, als etwas Besonderes. Der junge Goethe konnte seine Rolle gut spielen, denn seit seiner Kindheit Tagen war ihm die heilige Schrift genau bekannt und vertraut; auch war es noch nicht zu lange her, daß er mit Fräulein von Klettenberg theologische Gespräche geführt hatte. Aber im Grunde seiner Seele lebten damals andere Gedanken. Der mächtige Bau des Straßburger Münsters, der Umgang mit Jung-Stilling und Lerse, die lustigen Tanzstunden bei dem französischen Lehrer und der zwanglose Verkehr mit dessen Töchtern, allerlei kleine Erlebnisse und Abenteuer auf Spazierritten im schönen Elsaß regten seine Phantasie gewaltig an. Die Natur des einundzwanzigjährigen Jünglings forderte als ihr gutes Recht das Austoben. Wenn er noch kaum zehn Monate früher an seine Leipziger Herzensfreundin geschrieben hatte: „Das ist der Lauf der Welt; so fallen die jungen Blüten der Liebe ab, die nicht die Kraft haben, zur Frucht zu reifen" — jetzt wären ihm schwerlich so ruhige, man möchte sagen, philiströse Worte entschlüpft. Sein Herz sehnte sich nach einer echten, reinen Liebe, einer Liebe, über die nur weise Litterarhistoriker oder mürrische Alte die zweifelnde Frage vorbringen können, ob sie ein bloßer Seelenbund oder eine tiefe Leidenschaft gewesen sei.

Da öffnet sich die Thüre, und der voll hereinflutende Sonnenstrahl beleuchtet zwei liebliche Mädchengestalten, die eben in das Zimmer treten. Die beiden Studenten haben sich von ihren Sitzen erhoben. Weyland hat das Glas, welches er schon gefaßt hatte, nicht aus der Hand gelassen. Der junge Goethe ist von dem neuen Anblick so bezaubert, daß er unwillkürlich die linke Hand zu einer Bewegung hebt, die halb seine Bewunderung, halb Verlegenheit ausdrückt. Die Rechte hält mechanisch den Holzstuhl. Die dargestellte Handlung dauert nur einen Augenblick; aber dieser Augenblick ist vom Maler vortrefflich gewählt. Zwischen Goethe und der jüngeren der beiden Schwestern — denn die Eintretenden sind die Kinder des Pfarrers, seine beiden Töchter Olivia und Friederike — findet in der kurzen Spanne Zeit ein stummes Spiel statt, das beide nie mehr vergaßen. Friederike mußte Gefallen finden an dem bildschönen Jüngling, der vor ihr stand. Seine Gestalt war stattlich, die Haltung jugendlich elastisch. An dem edeln Antlitze fesselten besonders die braunen Augen mit den großen Pupillen, die hohe Stirn mit dem leichtgewellten Haar darüber, die feingeschnittene, leichtgebogene Nase und der Mund mit den frischroten, vollen Lippen. Aber was zog den Dichter zu Friederike? Nach den Berichten der Zeitgenossen war sie keine außergewöhnliche Schönheit, blond, blauäugig, mit einem neugierig aussehenden Stumpfnäschen — das klingt sehr alltäglich. Goethe selbst gibt uns den besten Aufschluß in den Versen:

> „Und sie eilet vor den Spiegel
> All in ihrer Munterkeit,
> Sieht mit Rosen sich umgeben,
> Sie, wie eine Rose jung.
> Einen Kuß, geliebtes Leben!
> Und ich bin belohnt genung."

Was beide zu einander hinzog, war wohl allein die gegenseitige Empfindung frischen, warmen Lebens. Als Goethe später in den eben angeführten Versen den „Kuß" durch den „Blick" ersetzte, besaß er bereits nicht mehr das volle Verständnis für seine damaligen Empfindungen. Friederike stand im 18. Lebensjahre, sie war 1752 geboren. Aber der Maler hat sie jugendlicher aufgefaßt: die kindlichen Züge des Gesichts, die jungfräulichen Formen, die ganze Bewegung des Körpers verraten die Schüchternheit eines naiven Gemütes, das zum erstenmal etwas völlig Neuem, kaum unbewußt Geahntem gegenübersteht. Der leicht gehobene rechte Fuß erinnert an das zage Auftreten eines Rehes. Dagegen zeigt die Haltung der älteren Schwester, die gleichsam schützend neben Friederike steht, Festigkeit und sogar Selbstbewußtsein.

Daß eine derartige Szene sich im Oktober 1770 im Sesenheimer Pfarrhause abgespielt hat, ist nicht zu bezweifeln. Welche Folgen hatte dieselbe? Der sinnend in die Weite gerichtete Blick der Mutter läßt es erraten,

daß viel Herzeleid sich an diese Begegnung knüpfen werde. Friederike ist nicht Goethes Lebensgefährtin geworden; man hat sie deswegen beklagt und ihn verdammt. Die alte Streitfrage wieder aufzunehmen, erscheint uns zwecklos. Schon die eine Thatsache, daß Friederike Goethes bis zu ihrem 1813 erfolgten Tode in freundschaftlichster Weise gedachte, beweist, daß sie gleichmäßig erhaben ist über unser Mitleid wie über jeden Vorwurf. Sie blieb unvermählt, aber sie grollte dem Geliebten nicht. Gerade hier findet das Wort des neuen Dichters seine Bestätigung: „Wo still ein Herz in Liebe glüht, o rühret, rühret nicht daran!"

Goethe hat in Sesenheim „ein solches Plätzchen" gefunden, „das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, ihn doch mehr als alles andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog." Er hat in seinem Leben noch oftmals den Zauber weiblicher Herzen auf sich wirken lassen: das halb mythische Frankfurter Gretchen, die „Herrenschönheit" Käthchen Schönkopf, Lotte Buff, Lilli Schönemann und Frau von Stein sind die Musen seiner Dichtungen geworden. Mit keiner von ihnen ist Friederike auch nur annähernd zu vergleichen. In „Dichtung und Wahrheit" wird uns kein richtiges Bild dieses Verhältnisses gegeben. Der verstorbene Karl Goedeke hat schon vor Jahren das Urteil gefällt, „daß Goethes Neigung zu Friederike Brion durchaus nicht leidenschaftlicher Natur und ebensowenig andere Neigungen ausschließend war. Es war ein herzlich jugendliches Wohlgefallen, eine zwischen Liebe und Freundschaft schwebende Lebensfreudigkeit, die ihn an die Friederiken und an die Fränzchen (gemeint ist Franziska Crespel) band, ohne andere Gedanken, als den, Freude zu geben und Freude zu nehmen, jedenfalls ohne einen Gedanken, den Bund fürs Leben zu schließen." Schon der Umstand, daß Goethe den Besuch der Schwestern Brion, der im Sommer des folgenden Jahres in Straßburg bei Verwandten erfolgte, für sich als „eine sonderbare Prüfung" bezeichnete, spricht dafür, daß er selbst an eine Ehe mit Friederike nicht gedacht hat. Er empfand aber, daß er im Leben dieses Mädchens der glänzende Stern gewesen war, den sie nimmer vergessen konnte. Darum war ihm der Abschied so schwer geworden: „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute." Er klagte in der That um „eine verlorene Liebe," wie der Alternde um ein unwiederbringliches Stück seiner Jugend klagt. Erst acht Jahre später erfüllte sich jene Vision, die er bei seinem Scheiden gehabt hatte. Er kehrte im September 1779 nach Sesenheim zurück, und seine Seele wurde frei und leicht durch dieses Wiedersehen. Er schrieb darüber: „Ich schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Will man einen bestimmten Grund dafür angeben, warum der Dichter es nicht zu einer Verlobung kommen ließ, so ist es wohl am einfachsten, auf den Unterschied der geistigen Stellung beider hinzuweisen, nicht auf die soziale Verschiedenheit, denn Friederike entstammte einer guten, ehrenwerten, allerdings nicht begüterten Familie. Vielleicht bezieht sich Goethes Märchen von der neuen Melusine auf sein Verhältnis zu Friederike, und dann muß man die Trennung so auffassen, wie eben angedeutet wurde. Dasjenige, was aber die „Idylle von Sesenheim" so rührend erscheinen läßt und unvermeidlich uns immer wieder das Bild des „gebrochenen Heideröslein" in Erinnerung bringt, ist die Nachricht von dem tiefen Grame, dem sich Friederike nach dem Scheiden des Dichters hingab. Sie verfiel in eine langwierige, lebensgefährliche Krankheit. Schon im Jahre 1798 erschien in Schillers „Musenalmanach" ein Gedicht von Lenz, welches ihren Leidenszustand schilderte. Eine erst neuerdings bekannt gewordene kürzere Fassung dieses Gedichtes ist noch rührender. Es heißt da von dem Pfarrer Brion:

„Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halb erloschenen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück;
All itzt in Andacht eingehüllt.
Schön wie ein marmorn Heiligenbild. —
War nicht umsonst so still und schwach —
Verlassene Liebe trug sie nach."

Der Dichter erklärt dann noch weiter:

„Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch



Goethe in Sesenheim Nach de
(Mit Genehmigung der Photogra

Digitized by Google



…em Gemälde von A. Bordmann
…phischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann."

Als Friederike genas, erkannte sie wohl mit feinfühlender Entsagung, daß der Geliebte triftige Gründe gehabt, von ihr zu gehen, und verzieh ihm. Vielleicht ahnte sie, daß Goethes Verse:

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!"

noch nach Jahren ihr das sagen würden, was sie am liebsten vernahm. Kein Künstler hat es versucht, die verlassene Friederike darzustellen; es würde ihm auch schwerlich gelingen. Denn das Sesenheimer Idyll verträgt nur die Auffassung heiterer Lebensfreudigkeit; diejenigen, welche es durchlebten, wandelten im Sonnenscheine köstlichen Liebesglücks — Goethe-Apollo, wie man ihn treffend genannt hat, und die knospende Rose des Elsässer Pfarrgartens. Gesegnet bleibt Friederikens Gedächtnis, weil es ihr beschieden war, dem Genius Goethes glückliche Tage zu bereiten.

Berliner Eissport.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

Genauer und mit mehr Interesse kann wohl kein Mann der meteorologischen Wissenschaft den Stand des Thermometers zur Zeit der kurzen Tage beobachten, als die Besitzer oder Pächter der Restaurationsgärten, sowie anderer, sich für „Eissport" eignender Flächen. Hat der bleierne Himmel sich genügend ausgethränt und beginnt das Quecksilber sich auch nur ein klein wenig unter Null zu verkriechen, dann wirkt der weise, wägende Mensch. Gleich dem Märchen vom Zauberlehrling erscheinen die wasserherbeischleppenden Geister, um die Ebenen, in denen sonst eitel Bier fleußt, mit der minderwertigen Flüssigkeit zu überschwemmen. Dieselbe Stelle, welche sonst der biedere Philister sich zur behaglichen Ruhe wählte, soll sich in glibbernde, glitzernde Glätte verwandeln, auf welcher die leichtfüßige, rheuma- und podagralose Jugend ohne Rast und Ruhe dahinrasen kann. Gewöhnlich spielt die tückische Quecksilbersäule den Eispächtern den bösen Streich, lustig wieder in die positiven Wärmegrade emporzuklettern, dann ist alle Mühe und Arbeit vergebens gewesen. Ich glaube, es geht den Eispächtern wie den Klaviervirtuosen, denen im späteren Lebensalter eine sorgenlose Ruhe vergönnt ist; wie diese kein Pianino, so können jene kein Thermometer mehr sehen. Ist jedoch der Wärmemesser beharrlich auf seinem Platze geblieben, so wimmelt es am anderen Tage auf dem geschaffenen Eisspiegel von Männlein und Fräulein, welche die dünne Fläche mit dem Stahlschuh bearbeiten, daß sie in kurzer Zeit aussieht wie ein Reibeisen. Kühlt sich die Luft dann noch mehr ab, so schwirrt es von Mund zu Munde, von Littfaßsäule zu Littfaßsäule, die „Rousseau-Insel" ist eröffnet! Dort zeigt sich erst



Der alte Herr auf Schlittschuhen.


Segelschlittschuhläufer.

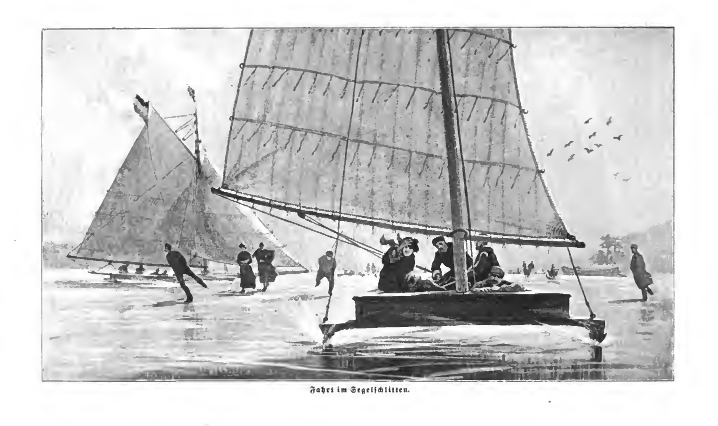
waldungen, dehnen sich vor den Augen aus. Im hohen Schilf am Uferrande rauschen uralte Weisen, oft unterbrochen vom donnernden Krachen des berstenden Eises. Die matte, winterliche und doch so freundlich blickende Gottessonne läßt auf der spiegelglatten Ebene Millionen Diamanten glitzern. Scharen von Krähen flattern dahin. Ihr Arrr — Arrr — Arrr dringt, wenn auch nicht so lieblich, doch ebenso jubelnd zum Himmel empor wie der Nachtigallen- und Lerchengesang im Frühling. Und nun das Leben auf dem Eise selbst. Da geht der Fischer mit dem, mit Netzen beladenen Schlitten seinem Handwerk nach, und da — ja ist denn das Wasser dort noch offen? — schießen schneeweiße Segel über die Fläche dahin. Überrascht wird der Neuling kopfschüttelnd stehen bleiben. Da kommt eins der Segel auf uns zu. Schnell vergrößert sich der anfangs nur weiße Punkt.

recht das wandernde Gewimmel. „Ganz Berlin“ ist draußen. Herzenzerbrechende Leutnants, patschulibuftende Elegants beiderlei Geschlechtes drängen sich mit oft ganz unkavaliermäßigen Pachulken zusammen, um die bald zu grauem Schneestaub zerhackte Eisfläche zu durchsägen. Zu sehen und gesehen zu werden, bildet bei dieser Art Sport ein Hauptmoment. Man mag jedoch sagen, was man will, Berlin kann sich gratulieren, innerhalb der Stadtgrenzen Flächen zu besitzen, auf denen der gesunde Schlittschuhlauf geübt werden kann.

Wem jedoch der engbegrenzte Raum nicht genügt, wem das beängstigende Menschengewühl nicht behagt, der wandere hinaus in die nächste, leicht erreichbare Umgebung der Stadt und schnalle auf den herrlichen Seen der Havel oder Oberspree, um deren landschaftliche Schönheit Berlin wahrhaft zu beneiden ist, den Stahlschuh unter die Füße.

Weite große Eisflächen, umrandet von dunklen, schwermütigen Fichten- und Kiefern-

Es ist die höchste Zeit, beiseite zu eilen. In rasendem Fluge kommt das Gefährt zischend und polternd heran, saust an uns vorbei, drei schmale Spuren im Eise zurücklassend. Das ist ein Segelschlitten oder, im Fachausdruck, eine „Eisjacht.“ Im nördlichen Deutschland und in Holland zuerst in primitiver Form in Gebrauch, hat sich der amerikanische Sport dieses Eisfahrzeuges bemächtigt, und es ist uns auf diesem Umwege mit bedeutenden Verbesserungen überkommen. Jetzt durchfurchen Dutzende von Eisschlitten unsere Seen, und man kann sich in der That keinen aufregenderen Sport denken, als in rasender Eile über die Flächen dahinzugleiten. Die Eisjacht besteht aus zwei zu einem dreiarmigen Kreuze zusammengefügten Balken, von denen der eine, etwa drei bis fünf Meter lang, als Querachse, der andere, etwa fünf bis acht Meter lang, als Längsachse des Fahrzeuges dient. An den Enden des Querbalkens sind parallel zur Längsachse zwei Stahlläufe befestigt, diese selbst trägt an ihrem



Fahrt im Segelschlitten.

Digitized by Google



Naturtalent.

hinteren Ende das bewegliche Steuereisen. Auf diesen drei Läufen ruht also die Balkenlage. Das so gleichschenklige Dreieck wird nun meist mit einem kastenähnlichen Aufbau versehen, in welchem die Insassen und Steuerleute Platz finden. Am Kreuzungspunkte der beiden Balken befindet sich der Mast. So liegt das dreieckige Gefährt mit der Basis nach vorn, der Spitze nach hinten, eine bewegungslose, schwerfällig aussehende Masse da, bis das Segel entfaltet ist. Nun legt sich der Wind in die Leinwand. Langsam kommt es in Gang, doch bald rast es dahin, als ob es Flügel bekommen hätte. Ein Druck am Steuer genügt, um die Richtung zu verändern oder den Lauf in kurzer Zeit zu hemmen. Die Eisjacht ist ein vorzüglicher Kreuzer gegen den Wind. Die drei einschneidenden Läufe lassen keinerlei Abtrift vom eingehaltenen Kurse zu. An Schnelligkeit hat man es in Amerika bis auf fünfzehn geographische Meilen gebracht, bei uns in Deutschland etwa auf zehn Meilen in der Stunde.

Die „Eisjacht" hat das Märchen von dem schneller als der Wind segelnden Schiffe, dessen Kapitän immer warten mußte, bis letzterer nachkam, wahr gemacht. Theoretisch sowohl als praktisch segelt der Eisschlitten unter gewissen Umständen schneller, als der Wind weht. Die wissenschaftliche Begründung dieser Behauptung würde hier zu weit führen. Wer sich besonders dafür interessiert, den verweise ich an die Redaktion des „Wassersport," Berlin, von wo aus er in liebenswürdiger Weise genaue Auskunft erhalten kann.

Auch ohne das komplizierte Gefährt kann das Segel von einzelnen Menschen zur Fortbewegung benutzt werden, indem dasselbe in höchst einfacher Weise an die Schulter geschnallt oder bloß mit den Händen festgehalten wird. Häufig sehen wir diese Segelmenschen an uns vorübergleiten. — Werfen wir einen Blick auf die Schlittschuhläufer.

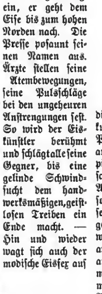
Da bricht sich das erquickliche, urwüchsige Talent des Jungen aus der kräftigeren Volksklasse Bahn. Riemen oder, wenn's nicht anders geht, Strippen halten den vorsündflutlichen, krummgebogenen Schlittschuh. „Vater kann mir keene Halifaxer nich koofen," wird



Der Eiskünstler.

Digitized by Google

er dir sagen, wenn du die alten Dinger belächelst. Nun geht es los. „Hurra!“ Das junge Untier kratzt fast Löcher in das Eis. Bei jedem Fußstoß schlagen die Fäuste abwechselnd die kräftige Brust. Wehe, dreimal wehe dem, der dem im buchstäblichen Sinne sich bahnbrechenden Naturtalente in den Weg kommt. Sein Kamerad übt sich in Eleganz. Bei den feinen Läufern hat er das „Holländern“ gesehen. „Immer een Been hoch nach vorne, siehste, Aujust, det kann ick schonst.“ Und Aujust bleibt bewundernd stehen oder versucht ebenfalls die Stufenleiter der Eleganz zu erklimmen. Da rast einer von der Schlittschuhkunst heran. Ventre à terre gleitet der vornübergebeugte Sportsman vorüber, in langen, langen Zügen nach hinten mit den Beinen ausstoßend. Er ist Eiskünstler von Beruf, natürlich Amerikaner oder Engländer. Mit unglaublicher Beharrlichkeit übt er tagaus tagein, er geht dem Eise bis zum hohen Norden nach. Die Presse posaunt seinen Namen aus. Ärzte stellen seine Atembewegungen, seine Pulsschläge bei den ungeheuren Anstrengungen fest. So wird der Eiskünstler berühmt und schlägt alle seine Gegner, bis eine gelinde Schwindsucht dem handwerksmäßigen, geistlosen Treiben ein Ende macht. — Hin und wieder wagt sich auch der modische Eisfex auf



Der Eisfex.



Der angehende Künstler.

die weiten Flächen. Ein nobler Anzug, kurzes, enges Jackett, meist mit grauem Pelz verbrämt, das seidene Schnupftuch kokett aus der Brusttasche hervorlugend, feine Wäsche, pikfeine Spitzenstiefel, hochfeine Nickelschlittschuh, aufgesetztes Bärtchen, Monokel im Augenwinkel, alle diese hinreißenden Sachen sollen die weiblichen Herzen in ihren Grundfesten erschüttern machen. Er blickt wohlgefällig auf sich und seine eleganten Bewegungen, sucht sehnsüchtige Blicke von der anwesenden Damenwelt zu erhaschen, nimmt auch wohl mildes Frauenlächeln über seine meist klapperigen, modisch verhüllten Gliedmaßen für Bewunderung. Oft wagt er kühne Anfrage bei weiblichen Eisläufern, doch meist hat die Damenwelt, die dem freien, schönen Sport auf den großen Eisflächen huldigt, wenig Sinn für Modejünglinge, und so kehrt der traurige Eisfex lieber wieder zu den Stellen in der Stadt zurück, wo ihm volle Anerkennung seines Liebreizes sowohl, wie seiner Leistungen winkt.

Eine wohlthuende Erscheinung ist der

Digitized by Google



Eisfest bei Fackelbeleuchtung auf dem Wannsee.

„alte Herr“ auf dem Eise. Die Jugend ist in ihm noch nicht erstorben, solange der Stahlschuh an seinen Füßen blinkt. Wenn er auch nicht mehr so mitrasen kann und will, so ist er doch noch das Bild echter, unverwüstlicher Lebenskraft.

Zu den schönsten Bildern auf den weiten Seen gehören die meist von Segel- und Rudervereinen veranstalteten Feste bei Fackelbeleuchtung. Spricht dann der Mondschein auch noch ein Wort mit, blitzen vom Himmel herab die freundlichen Sterne, so kann man sich etwas Lieblicheres wohl kaum denken. Da sausen die Läufer mit brennenden Fackeln auf der Eisfläche dahin, jede einzelne Flamme spiegelt sich in langen Lichtstreifen. Überall schimmert es, leuchtet es, nahe qualmende Brände, entfernte Lichtpünktchen, alles, alles durcheinander. Ein Fest in blühender Frühlingsnacht kann nicht prächtiger sein als die fröhliche Eisfeier in kalter Jahreszeit.

Zum Schlusse sei noch eine weniger erfreuliche Szene gezeichnet. Bevor das Eis die nötige Tragkraft hat, wagen sich Unerfahrene oft hinaus auf die spiegelnde Fläche, ein Unternehmen, welches meist unglücklich verläuft. Ein banger Hilferuf läßt das Blut in den Adern stocken. Ein Wagehals hat sich einer schlecht zugefrorenen Stelle genähert, die dünne Schicht ist durch seine Last gebrochen, vergebens versucht der Unglückliche an den Eisrändern emporzuklimmen, Stück für Stück bricht es vor ihm, bis die erstarrenden Hände den Dienst versagen. Seine Hilferufe sind gehört worden, glücklicherweise von Leuten, deren Kenntnis der Gefahr sie zum Rettungswerk befähigt. Mit Leiter, Leinen und Haken versehen, eilen sie zur Stelle.

Einer schiebt, von Leinen gehalten, auf der Leiter liegend, diese mit den Füßen stoßend, über das an allen Ecken und Enden knackende Eis. Endlich hat er den Unglücklichen erreicht, vorsichtig faßt er ihn. Mit Hilfe der Leine oder des Hakens gelingt es, den halb Erstarrten sowie seinen Retter in Sicherheit zu bringen.

Sehr häufig ist, der Umstände wegen, jede Rettung ausgeschlossen. Es kann seitens der Lehrer oder Eltern nicht genug vor dem zu frühzeitigen Betreten des Eises gewarnt werden. Auch muß erwähnt werden, daß

Digitized by Google



Rettung aus Todesgefahr.

bei vorkommenden Unglücksfällen es geradezu sträflich ist, blindlings Hilfe leisten zu wollen.

Nur die genaueste Kenntnis der Eisverhältnisse, sowie die peinlichste Beobachtung aller Umstände kann Aussicht auf Erfolg haben. Leichtsinnige Hilfeleistung wird nur die Zahl der zu Rettenden vermehren.

Wovon London spricht.

Von Helen Zimmern und Bertha Thomas.

(Abdruck verboten.)

(Die Tudor-Ausstellung. — Die Ausstellung der Royal-Academy. — Die Sportausstellung in der Grosvenor-Galerie. — Robert Browning †. — Tennysons letzte Gedichte.)

London hat außer seiner großen Kunstsaison im Mai, wo laut des üblichen Ausdrucks „alle Welt in der Stadt ist," noch alljährlich eine Ausstellungsperiode, die in den Monat Januar fällt. Es ist uns nicht recht klar, warum man für diese zweite Saison die dunkelste und unangenehmste Zeit des Jahres gewählt haben mag. Aber es ist nun einmal so, und daher kommt es nur allzuhäufig vor, daß die Besichtigung der Ausstellungen in einem Nebel vorgenommen wird, der sowohl dem Kunstkritiker, wie dem kunstsinnigen Publikum den Genuß daran arg verkümmert. Eine Ausnahme hat uns indessen dieser Winter gebracht. Wir hatten uns eines Januars zu erfreuen, wie ihn London kaum je zuvor verzeichnen konnte, eines Januars mit Sonnenschein, hohem Thermometerstand und einer milden Luft, die an den Frühling erinnerte. Schade nur, daß dieses schöne Wetter nicht viel Gutes gebracht zu haben scheint. London war zu dieser Zeit von der bösen Gabe Rußlands an ganz Europa, der Influenza, heimgesucht, und dies hatte eine allgemeine Verödung der Theater, Konzerte und Kunstausstellungen zur Folge. Immerhin können wir in London nur von einer verhältnismäßigen Öde sprechen, denn in dieser ungeheuer großen Stadt kann sich eine wirkliche Leere niemals fühlbar machen. Und wer das sonst dort herrschende Gewühl nicht kennt, dürfte auch jetzt unsere Straßen und öffentlichen Vergnügungsorte noch voll genug finden.

Von dem, was die Kunst in London augenblicklich bietet, übt die Tudor-Ausstellung unstreitig die größte Zugkraft aus. Es ist noch keine geraume Zeit verflossen, seit von der Königl. Akademie der Künste und anderen Kunstinstituten, deren Säle und Galerieen in der Sommersaison der zeitgenössischen Kunst gewidmet sind, der Plan gefaßt wurde, während der Wintermonate Gemälde alter Meister auszustellen und diese Kunstschätze leihweise aus Privatsammlungen zu entnehmen. Und diese vortreffliche Einrichtung ist schon jetzt zu einer so feststehenden geworden, daß das Londoner Publikum, dessen Begeisterung und Interesse für die Kunst im letzten Jahrzehnt beträchtlich zugenommen hat, sich um sein gutes Recht betrogen wähnen würde, wenn einmal ein Winter ohne eine oder mehrere derartige Kunstausstellungen vergehen sollte. Auch sind in England so viele und reichhaltige Privatsammlungen vorhanden, daß ihr Vorrat schier unerschöpflich zu sein scheint. Und so sind Jahr auf Jahr derartige Ausstellungen einander gefolgt, in denen die Erzeugnisse der verschiedenartigsten Kunstschulen zur Anschauung gelangten. In Bezug auf Meisterwerke ist indessen die gebotene Auswahl selbstverständlich nur eine beschränkte, und im vorigen Jahr wurde, um das Interesse einer solchen Ausstellung zu erhöhen, seitens der „New Gallery" das Experiment gemacht, mit einer Sammlung von Gemälden auch eine Auswahl von Werken der ornamentalen Kunst, interessanten Reliquien, Gerätschaften und anderen Gegenständen zu vereinigen, welche sämtlich einer bestimmten historischen Periode angehören. Das gewählte Zeitalter war das der Herrschaft des Hauses Stuart, und die Ausstellung hatte einen großartigen Erfolg. Unter anderem wurde hervorgehoben, daß dies Heranziehen des historischen Interesses erst auf die richtige Bedeutung vieler Gemälde hinweise, die mehr als charakteristische Merkzeichen einer uns fern liegenden, vergangenen Zeit von Wert sind, denn als eigentliche Kunstwerke. Und man fand, daß es gleichsam als Anschauungsunterricht in Geschichte nichts Wirksameres geben könne als derartige Ausstellungen.

Noch tieferes Interesse dürfte die in diesem Jahre in der genannten Galerie zur Besichtigung gestellte Sammlung von Porträts, Reliquien und anderen Merkwürdigkeiten aus der Zeit des Hauses Tudor erregen. Diese mit dem Regierungsantritt Heinrichs VII im Jahre 1485 beginnende und die Regierungen Heinrichs VIII, Eduards VI, der Königinnen Maria und Elisabeth umfassende Periode ist vielleicht als die glanzvollste in den Annalen Englands zu bezeichnen. Und wer sich jetzt in den Sälen hier umschaut, dem scheint es, als sei den vergilbten Blättern der Geschichte frisches Leben eingehaucht. Aus keinem noch so glänzend geschriebenen historischen Roman könnten wir ein gleich lebendiges Bild der fernen Vergangenheit gewinnen. Wir sind in den Stand gesetzt, die Gestalten und Gesichtszüge der bedeutendsten Persönlichkeiten zu studieren, welche England während des Zeitraumes von einem Jahrhundert und darüber besaß — Könige, Edelleute, Kriegshelden, Staatsmänner, geistliche Würdenträger und Schriftsteller. Unter den historisch interessanten Gegenständen erblicken wir die Rüstung, in welcher der Earl of Pembroke im Jahre 1557 die englischen Truppen in die Schlacht von St. Quentin geführt hat. Hier finden wir das Taufkleid Heinrichs VIII ausgestellt; auch die von Elisabeth gearbeiteten Baby-

kleider, die für ein Kind ihrer Schwester Mary bestimmt waren, das nie geboren wurde; sodann Pantoffel der Anna Boleyn; Kardinal Wolseys Hut; eine Schatzkiste der spanischen Armada; den berühmten Ring, welchen die Königin Elisabeth dem Grafen von Essex schenkte; Haarlocken vom Haupte der jungfräulichen Königin; die Halskragen und Mäntel verschiedener berühmter Persönlichkeiten, welche von denselben bei ihrer Hinrichtung getragen wurden; ihre Trinkgläser, wie auch das Gold- und Silbergerät, das ihre Tafeln schmückte; die gestickten Kissen, auf denen sie ruhten; ihre Gebetbücher; Exemplare der ersten Auflagen Shakespeares und noch viele andere Dinge, die zwar zum Teil nur dem gewöhnlichen täglichen Leben angehörten, doch gerade deshalb nicht wenig zum Verständnis der Zeit beitragen, in welcher die Maler der hier ausgestellten Porträts und deren Originale gelebt haben.

Freilich dürften nicht alle hier angeführten Gegenstände die Bezeichnung „Kunstwerke" verdienen; ja, es würde in dieser Ausstellung das künstlerische Element hinter dem historischen arg zurückstehen, wenn ersteres nicht durch den *einen* großen Künstler vertreten wäre — Holbein, der als Porträtmaler fast ausschließlich in England bekannt und in seiner Art bis heute unübertroffen geblieben ist. Den kostbarsten Schatz der Ausstellung bildet eine im Besitz der Königin befindliche Sammlung von siebzig Zeichnungen dieses Künstlers. Es sind Studien zu den zahlreichen Bildnissen, welche er in England gemalt, wo er einen Zeitraum von fünfzehn Jahren (anfänglich im Hause seines Gönners, Sir Thomas More, dann am Hofe Heinrichs VIII) verlebt hat. Jede dieser Zeichnungen ist ein Meisterwerk, das sowohl als solches an sich, wie als wertvolles Mittel zur Erläuterung der Methode des Künstlers schwerlich zu hoch gepriesen werden dürfte. Sämtlich lebhaft und bestimmt im Ausdruck, sind diese Studien so charakteristisch, daß auf jedem Antlitz der hier dargestellten Personen eine Lebensgeschichte geschrieben scheint. Wir sehen hier eine Gallerie von Köpfen aus der Zeit Heinrichs VIII, unter denen freilich viele Privatpersonen sind, deren Namen wir heute nicht mehr kennen. Von den vielen Bildnissen des Königs Heinrich selbst, welche Holbein zugeschrieben wurden, sind die meisten, wie jetzt einmütig erklärt wird, mindestens zweifelhaften Ursprungs. Eine Ausnahme bildet indessen ein hier befindlicher schöner Karton — ein Teil von dem Entwurf eines für den Palast von Whitehall gemalten Bildes, das später durch Feuer zerstört worden ist. Die in Monochrom ausgeführte Zeichnung stellt den König und seinen Vater in Lebensgröße dar, und der Gegensatz zwischen beiden ist ungemein kraftvoll zur Anschauung gebracht. Im Hintergrunde steht die schmächtige und abgemagerte Gestalt Heinrichs VII mit dem traurigen, nachdenklichen, geistvollen Antlitz. In Heinrich VIII, Holbeins königlichem Gönner, der den Platz im Vordergrunde einnimmt, sehen wir gleichsam ein Stück Weltgeschichte verkörpert. Er steht wie ein Koloß, ein Urbild der Kraft, die Füße fest auf den Boden gestemmt, in trotziger, selbstbewußter Haltung da. Die Züge, in denen wir einen schroffen, unbeugsamen Willen und furchtlose Entschlossenheit ausgeprägt finden, lassen den Hang zu kaltblütiger Grausamkeit ahnen.

Unter den Bildern älteren Datums ist eines, das in ergötzlicher Weise die Wechselfälle darlegt, denen die Gemälde im Laufe der Zeiten zuweilen unterworfen worden sind. Lange Zeit war dasselbe als eine Darstellung der Heirat Heinrichs VII mit Elisabeth von York bekannt. Jetzt ist indessen nachgewiesen worden, daß es ursprünglich ein dreiteiliges Altarbild ist, das, von Mabuse oder einem seiner Schüler gemalt, die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf einem Thron und zu beiden Seiten zwei anbetende Heilige darstellt. Die Mittelgruppe ist von einem niederländischen Maler derselben Schule übermalt und durch die innere Ansicht einer leeren Kirche verdeckt worden. Dem einen der Heiligen auf der rechten Seite hat man eine Krone auf den Kopf gesetzt und das Band des Hosenbandordens um das linke Knie gelegt, was offenbar genügend gefunden wurde, seine Verwandlung in König Heinrich VII zu bewirken, während die weibliche Figur zur Linken — nach ihrer ursprünglichen Erscheinung zu schließen, eine heilige Magdalena — zur Elisabeth von York herausstaffiert ist.

Alle Porträts aus der Zeit Heinrichs VII tragen einen archaistischen, steifen und frömmelnden Charakter. Ein höchst eigentümliches Gruppenbild der königlichen Familie zeigt den König nebst seinen nächsten Verwandten, wie sie auf einer blumengeschmückten Wiese knieend beten, umgeben von den seltsamsten mystischen und phantastischen Symbolen — St. Georg mit dem Drachen, Zelte mit Rosen, Kronen und Wappen verziert, Lämmer, und Engel, die als Hüter aufgestellt sind. Einen bedeutsamen Gegensatz hierzu bildet ein Gemälde aus der Zeit des nächstfolgenden Herrschers, unter dessen Regierung das weltliche Element in der Kunst sowohl, wie überall, vorherrschend war. Es ist eine einfache, prosaische Gruppe. König Heinrich sitzt neben seinem Sohne und seiner letzten Gemahlin Katharina Parr; seitwärts stehen in respektvoller Haltung seine beiden Töchter, und die ganze Darstellung ist so frei von frommen Symbolen, wie nur irgend ein zur Zeit der Königin Viktoria auf Bestellung gemaltes Familienbild der königlichen Herrschaften.

Lust und Licht schien mit dem neuen Regiment und Holbeins Schule einzukehren. Unter den hier ausgestellten echten Bildern Holbeins ist auch ein Porträt des Künstlers selbst und seiner mürrisch aussehenden Gattin; sodann das Bildnis Sir Thomas Mores und — vielleicht das beste, was er je gemalt hat — das der Herzogin Cristina von Mailand. Stellte doch Zuchero, als er es 1574 in England sah, dies Werk höher, als alles, was er in Rom gesehen hatte. Die dargestellte junge Dame war die sechzehnjährige Witwe, welche den Heiratsantrag, den ihr Heinrich VIII stellen ließ, mit dem Bemerken ablehnte, daß sie nur *einen* Kopf habe; wenn sie zwei besäße, so würde der eine Sr. Majestät zur Verfügung stehen. Die Komposition des Bildes ist von wunderbarer Wirkung. In Lebensgröße und ganzer Figur ist die schwarzgekleidete Gestalt dem Beschauer direkt zugewandt. Die herr-

Digitized by Google

lich gemalten Hände hält sie leicht gefaltet, und außer diesen sieht aus der schwarzen Hülle nur das bleiche, seltsam ruhige Antlitz hervor, dessen Schönheit jenen fesselnden Reiz besitzt, der den stillen Wassern eigen ist.

Würden die Chroniken zerstört werden, so wäre man durch Ausstellungen dieser Art im stande, einen großen Teil Geschichte neu zu schreiben — so viel belehrendes Material finden wir hier. Die Zusammenkunft Heinrichs VIII und Franz' I auf dem Camp du drap d'or ist der Gegenstand eines großen Gemäldes von der Hand eines Künstlers, der den englischen Herrscher zu dem Zweck nach Ardres begleitete, an Ort und Stelle Skizzen für das Bild zu entwerfen. Es zeigt die beiden Monarchen, wie sie einander entgegenreiten; die hohen Herren vom Hofe in ihren Zelten schmausend, während aus Springbrunnen Wein hervorsprudelt. Die Art, wie diese und verschiedene andere Einzelheiten des prunkvollen Schauspiels dargestellt sind, erinnert an die Holzschnitttafeln, auf denen wir ähnliche Vorgänge der heutigen Zeit in unsern populären illustrierten Blättern abgebildet sehen. Ein eigenartiges und vortrefflich gemaltes Bild, über dessen Urheberschaft wie Motiv ein gewisses Dunkel schwebt, stellt drei auf einer Wiese tanzende Paare von vornehmer Erscheinung und im Hintergrunde den Palast von Greenwich dar. Die Tanzenden sollen nach der Überlieferung Heinrich VIII und Anna Boleyn und seine beiden Schwestern, die verwitweten Königinnen von Schottland und Frankreich nebst deren Gatten zweiter Ehe sein, die beide nicht von königlicher Herkunft waren. Man hielt das Bild für eine Satire auf diese drei Mesalliancen in einer Familie, und der Geist, in dem das Ganze gehalten ist, scheint diese Auslegung zu bestätigen. Jedenfalls ist es ein höchst interessantes und bemerkenswertes Bild, mag man nun der Angabe, wonach die männlichen Figuren von Holbeins Pinsel herrühren sollen, während der französische Maler François Clouet, genannt Janet, die weiblichen gemalt habe, Glauben beimessen oder nicht.

Bis auf wenige Ausnahmen finden wir durchweg in den uns vorgeführten Bildnissen diejenigen Charakterzüge ausgeprägt, welche die Geschichte ihren berühmten Originalen zuschreibt. So tritt uns Heinrichs VIII gewaltige Persönlichkeit, deren Eindruck selbst die geringeren Maler nicht abzuschwächen vermochten, mit allen schlechten und guten Eigenschaften entgegen, welche die Überlieferungen von ihm berichten — außerordentliche Willenskraft und hervorragende geistige Fähigkeiten, Sinnlichkeit und grausame Heftigkeit. Auch seine unglücklichen Gemahlinnen sehen wir ganz so, wie uns ihr Wesen geschildert wird. Katharina von Aragonien, würdevoll, steif und von strenger Miene; die verführerische Anna Boleyn, liebenswürdig-kokett, mit einem gewissen leichtfertigen Schimmer in den schönen Augen; Johanna Seymour, nachdenklich und sanft; Anna von Kleve, deren unschönes Äußere es uns fast verzeihlich erscheinen läßt, daß ihr Herr und Gemahl diese auf Treu und Glauben von ihm angenommene Braut verstoßen hat; und — last but not least — die gescheite, vorsichtige, hübsche Katharina Parr, die sich, wie es scheint, nicht minder gern im Bildnis verewigt sah, als selbst die Königin Elisabeth.

Das zarte, bleiche Knabenantlitz König Eduards VI finden wir nur einmal auf die Leinwand gebannt, von der es mit ernstem Blick auf uns herabschaut. Seine geringen Körperkräfte reichten nicht für ein Leben in einer so schweren Konfliktszeit aus. Verschiedene Hofmaler haben sich sodann ohne Erfolg bemüht, seiner Halbschwester Maria, die Blutige, genannt, auch nur einen versöhnenden Zug zu verleihen. Selbst an Sir Antonio Mores vortrefflichem Porträt dieser Fürstin ist nur die Malerei an und für sich schön zu finden. Das Gesicht ist von einer abschreckenden Härte, ein Gesicht, dazu angethan, Furcht, Mißtrauen, Abneigung einzuflößen; kurz, aus ihren Zügen ist zu schließen, daß der ihr für ewige Zeiten anhaftende böse Name kein unverdienter gewesen ist.

Bei Besichtigung der Bildnisse ihrer Nachfolgerin Elisabeth können wir nur bedauern, daß es dieser Herrscherin nie vergönnt war, von Künstlern wie Holbein und Antonio More gemalt zu werden. Die Porträtmalerei stand zu jener sonst so goldenen Zeit auf einer recht niedrigen Stufe. Obgleich die Königin, wie berichtet wird, befohlen haben soll, diejenigen ihrer Porträts, welche von untergeordneten Künstlern gemalt waren, sämtlich zu verbrennen, ist doch unter ihren jetzt ausgestellten fünfundzwanzig Bildnissen nicht ein einziges, das auch nur annähernd ein Kunstwerk ersten Ranges genannt werden könnte, und dies gilt selbst von denen, die von Zuchero, dem damaligen Hofmaler, herrühren. Diese Sammlung ihrer fünfundzwanzig Porträts hat neuerdings zu vielfacher Erörterung der alten Streitfrage geführt, ob die Königin Elisabeth in Wirklichkeit oder nur in ihrer Einbildung gut ausgesehen habe. Ihre maßlose Eitelkeit haben manche durch die Thatsache genügend erwiesen, daß sie Malern so häufig Sitzungen gewährt hat. Indessen lassen sich heutzutage viele fürstliche Persönlichkeiten, die weit weniger äußere Vorzüge besitzen, beständig photographieren, ohne daß ihnen deshalb besondere Eitelkeit vorgeworfen wird. Andere Kritiker nehmen an, daß Elisabeth, weil sie noch mit sechzig Jahren den Anschein der Jugend und Schönheit zu wahren strebte, überhaupt niemals Grund gehabt haben könne, sich irgendwelcher Schönheiten zu rühmen. Aber lehrt nicht die tägliche Erfahrung, daß es keineswegs die häßlichen Frauen sind, die sich am schwersten in die verheerenden Wirkungen der Zeit zu finden wissen? Gerade die verblühende Schönheit pflegt die Abnahme ihrer Reize eifrigst zu verbergen und sich zu sträuben, eine solche sich selbst und anderen zu gestehen. Elisabeth, die sicher bis zum mittleren Lebensalter eine recht stattliche, hübsche Erscheinung gewesen, hat sich durch ihre Bemühungen, den Ruf unvergänglicher Schönheit zu genießen, lächerlich gemacht und nur erreicht, daß die wirklichen äußeren Vorzüge, die sie in der Jugend besaß, noch von einer Nachwelt bestritten werden, in deren Vorstellung sie

zumeist als die geschminkte Vogelscheuche lebt, zu der diese Königin im Alter wurde.

Ist auch wohl keiner ihrer mittelmäßigen Maler seiner Aufgabe gerecht geworden, sieht man doch aus den Porträts der Königin so viel, daß die Schmeicheleien ihrer Höflinge, solange sie jung war, übertrieben, doch immerhin nicht ganz unbegründet gewesen sein konnten. Das zartgefärbte Antlitz mit den wohlgeformten, lebhaften Zügen zeugt von einem hervorragenden Verstande und scharfer, lebhafter Fassungsgabe und ist frei von jeder Spur einer niederen, gemeinen Leidenschaft.

Die übrigen Bildnisse aus ihrer Zeit — von Hofherren, Staatsmännern, Kriegshelden, Seefahrern, Gelehrten und Dichtern — sind meist nur mittelmäßig gemalt, doch bilden die dargestellten Persönlichkeiten fast ohne Ausnahme durch ihre charakteristische Erscheinung, ihre interessante Individualität und Laufbahn so prächtige Modelle für den Künstler, daß die Porträts trotzdem von fesselnder Wirkung sind. Ein Blick auf diese Versammlung lehrt uns begreifen, wie es kam, daß so viele von den Männern, die England groß gemacht haben, urplötzlich aus dem Dunkel hervorgetreten sind; ihr stummes Zeugnis belehrt uns, welch hoher Maßstab damals für geistige Fähigkeiten bestand; die moralische Atmosphäre einer Zeit so ernsten, beharrlichen Strebens war dazu angethan, große Menschen hervorzubringen. Welch ein seltsamer Gegensatz zu der als ideal verherrlichten Frivolität, von der die später eintretende Herrschaft der Stuarts charakterisiert wurde! Jede Gestalt, die wir hier vor Augen haben, ist die eines Mannes von Bedeutung auf irgend einem Gebiete menschlicher Errungenschaften. Sir Philipp Sidney, Walter Raleigh, Cecil, Drake, Frobisher, Southampton, der Freund Shakespeares, der Barde vom Avon selbst in mehreren Porträts, die ihn laut der Überlieferung darstellen sollen; Bacon, Ben Johnson — dies sind die vornehmsten der hier versammelten erlauchten Geister. Und selbst die Höflinge und Roués — die Grafen Leicester, Essex und andere weisen einen Zug von Würde auf, der den Trägern ihrer Titel in der folgenden Generation vollständig fehlt. Werden alle Faktoren, deren vereintes Wirken ein solches Zeitalter menschlicher Größe hervorbrachte, je wieder in unserm Lande zusammentreffen? Mit dieser stummen Frage im Herzen scheiden wir von der Tudor-Ausstellung.

Wenden wir uns nun nach dem Burlington-House, um die in der Royal Academy veranstaltete Ausstellung alter Meister in Augenschein zu nehmen. Was uns hier befremdet, ist der gänzliche Mangel an italienischen Bildern. Trotzdem steht die diesjährige Sammlung an Wert keineswegs hinter den früher ausgestellten zurück. Es sind einige Meisterwerke der holländischen und der spanischen Schule vorhanden, und vor allem ist ein Velasquez, „Venus und Cupido mit dem Spiegel," hervorzuheben, der unsers Wissens für die jetzige Generation zum ersten Male ausgestellt wurde. Bekanntlich sind Studien des Nackten aus der spanischen Schule jener Zeit höchst selten, da solche Bilder von der Inquisition angefochten wurden, und dieser Umstand erhöht das Interesse an dem Gemälde, das sich von den übrigen Werken Velasquez' wesentlich unterscheidet. Er hat es für den Königspalast Philipps IV als Pendant zu einem Bilde von Tizian, gleichen Genres, gemalt; später ging es in den Besitz der Herzöge von Alba über, dann in den Godoys, des spanischen Staatsmannes, von dem es ein englischer Kunsthändler erwarb; und seitdem ist es in England geblieben. Man hat vielfach auf die mit unserer modernen Richtung übereinstimmende, sogenannte realistische Behandlung hingewiesen, die wir in diesem Bilde wahrnehmen. Wir sehen die Rückansicht eines halb liegenden Mädchens. Ihre Haltung ist anmutig, die Komposition des Ganzen voller Leben. Doch weder die Gestalt, noch das Antlitz, welches in dem von ihrem stämmigen Cupido emporgehaltenen Spiegel sichtbar ist, haben Anspruch auf vollendete Schönheit der Umrisse oder der Farben. Es ist im Grunde nur eine Studie nach einem wohlgestalteten, doch gewöhnlichen und nicht einmal besonders hübschen Modell. Das Kolorit, welches an manchen Stellen rotgefleckt und wie verwischt ist, scheint Schaden erlitten zu haben. An dieser spanischen Venus ist bemerkenswert, daß ihre Nacktheit nicht im entferntesten als anstößig berühren kann. Die Komposition ist von einer gewissen Einfachheit, die jeden unlauteren Gedanken ausschließt. Man möchte das Bild für eine Eva halten, und wie es den Zorn der spanischen Inquisition nicht herausfordern konnte, so würde es auch der prüdesten britischen Matrone keinen Anlaß zur Entrüstung bieten. Als akademische Studie des Nackten betrachtet, ist es bewundernswert; als ein Venusbild, eine Darstellung des denkbar höchsten Grades weiblicher Schönheit kann es mit dem Werke Tizians im Uffizipalaste in Florenz auch nicht annähernd in Vergleich kommen. Sodann sehen wir hier Velasquez' Bildnis des Admirals Pulido-Pareja. An dieses Bild, oder vielmehr an das ursprüngliche Exemplar, wovon dieses hier eine vom Künstler eigenhändig ausgeführte Wiederholung ist, knüpft sich die Anekdote, der kurzsichtige König Philipp habe, als er beim Betreten von Velasquez' Atelier das Porträt erblickte, geglaubt, den Admiral selbst vor sich zu sehen, und mit drohender Gebärde gefragt, was er hier thue, anstatt auf seinem Posten zu sein? Und wer das Bild sieht, wird gern glauben, daß es so sprechend ähnlich gewesen, wie aus der Anekdote zu schließen ist.

Keine Schule ist in so reicher Auswahl in England vertreten wie die niederländische: und unter den hier vorgeführten Bildnissen von der Hand Rembrandt's zählen manche zu seinen vorzüglichsten. Ein minder berühmter Meister, de Keyser, ist durch ein vortreffliches Gemälde „Vorsteher der Silberschmiedgilde von Amsterdam" vertreten; eine lebhafte Gruppe von sechs dieser Führer der Gewerksgenossenschaften des XVII. Jahrhunderts. Die prächtigen Köpfe sind sämtlich höchst charakteristisch, die Gesichter intelligent und ausdrucksvoll. Jeder dieser Männer hält ein in Silber ausgeführtes Probestück seiner Kunst in der Hand. Es steckte nämlich noch wirkliche Kunst im Gewerbe der damaligen Zeit,

Digitized by Google

wo die billige Maschinenproduktion ihren umwälzenden und keineswegs verbessernden Einfluß noch nicht auf gewisse Industriezweige ausgeübt hatte.

Ein Saal enthält nur Porträts aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, gemalt von Daniel Mytens u. a. Die dargestellten Persönlichkeiten sind an den Kämpfen in den Niederlanden beteiligt gewesene englische Offiziere — Edelleute aus den Familien de Vere u. a. nebst deren weiblichen Angehörigen. Diese Gemälde bieten eine vortreffliche Gelegenheit zu Studien der Kostüme jener Zeit.

Außer den genannten Bildern fremder Meister weist die Ausstellung auch Erzeugnisse älterer britischer Maler, wie Reynolds und Romney auf, die indessen durch keines ihrer größten Werke vertreten sind. Doch sehen wir auch unter den vorhandenen Bildern viele entzückende Porträts der beiden genannten Künstler, besonders solche von Müttern und ihren Kleinen. Nicht einmal Sir Josua Reynolds war im stande, Romney in der bildlichen Darstellung des Mutterglückes, dem innigen Verständnis der Liebe zwischen Mutter und Kind zu übertreffen. Dabei war Reynolds ein Hagestolz, und Romney hat, wie Tennyson seinen Lesern in seinem neuesten Werke in Erinnerung bringt, Weib und Kinder verlassen, bis ihn Alter und Krankheit zur Heimat zurücktrieben. Wie stimmt dies mit der uns jetzt zum Überdruß gepredigten Doktrin überein, wonach in den Werken stets genau der persönliche Charakter ihres Schöpfers widergespiegelt sein soll?

Die Schwierigkeit, zweimal jährlich eine Reihe Ausstellungen von rein künstlerischem Interesse vorzuführen, hat sich in der Grosvenor-Galerie geltend gemacht, deren Direktor daher für dieses Mal den erhabenen Standpunkt verlassen und sich damit begnügt hat eine Sammlung vorzuführen, die dazu dienen soll, den Sport in künstlerischen Darstellungen zu veranschaulichen.

„Kunst und Sport" werden manchem zwar ein nicht eben passendes Paar dünken, indessen im Hinblick auf die in England herrschende Liebe zum Sport hat die Grosvenor-Galerie eine Auswahl von alten und modernen Gemälden zusammengestellt, deren Gegenstand in dieses Gebiet fällt, um somit gleichsam die Geschichte und Entwickelung der Jagd, Fischerei und ähnlicher Vergnügungen zu illustrieren. Wir neigen zur Ansicht derer, welchen die beiden Elemente zu antagonistisch scheinen, um derartig in Verbindung gebracht zu werden, und der Erfolg der Ausstellung dürfte diese Meinung bestätigen. Gemälde wie Albrecht Dürers „St. Hubertus und der Hirsch," desselben Künstlers herrliche Studie „Eichhörnchen" und die eines Hasen, welche mit ziemlicher Glaubwürdigkeit als von ihm herrührend bezeichnet wird, sind in keiner Weise als Jagdbilder aufzufassen, während die eigentlichen Sportgemälde — Fuchshatzen, Szenen von der Rennbahn, Abbildungen berühmter Rennpferde u. dergl. — wenig oder gar keine künstlerische Tendenz haben und nur für den Sportliebhaber von Interesse sind. Rubens' berühmte „Wolfsjagd" dünkt uns das einzige der ausgestellten Werke, das dem beabsichtigten Doppelzweck entspricht. Die zu der aufregenden Jagd reitende Gesellschaft, in der sich auch der Künstler und seine Gattin befinden, gewährt einen höchst charakteristischen und malerischen Eindruck. Was die Werke des beliebten englischen Tiermalers Landseer betrifft, den wir hier durch eine große Anzahl seiner Schöpfungen vertreten sehen, so sprechen selbst diese eher gegen die Jagd als für dieselbe, da der Künstler die Sympathieen des Beschauers allein für die edlen Tiere zu erwecken strebt, welche nach Ansicht des Sportsmans nur dazu geschaffen sind, wehrlos seiner Waffe zum Opfer zu fallen. Die Pferdezüchter mögen die Reihe von Porträts berühmter Rennpferde und Sieger vom Turf früherer Zeiten mit Interesse studieren, und es ist von den beteiligten Kreisen mit Genugthuung wahrgenommen worden, daß sich trotz der Wunderdinge, die von diesen Stammvätern der jetzigen Helden des Rennsports erzählt werden, eine merkliche Verbesserung der Rasse vollzogen hat. Doch steht kaum zu erwarten, daß diese Ausstellung einen starken Besuch des großen Publikums zu verzeichnen haben wird.

An Kunstinteresse fehlt es im englischen Publikum jedoch keineswegs; und hierfür sprechen erst jüngst ermittelte Beweise. „Zehn Jahre britischer Kunst" heißt ein Artikel im Januarheft des „Nineteenth Century Magazine," in welchem der Verfasser, Mr. Huish, einige belehrende statistische Daten anführt, aus denen eine erfreuliche Zunahme der neuerdings in der englischen Kunstwelt eingetretenen Rührigkeit zu ersehen ist. Von den zur Förderung der Kunst verausgabten sechs Millionen sind 200 000 Lstrl. mehr auf die letzten als auf die ersten fünf Jahre des Dezenniums gekommen. Die Totalsumme freilich enthält Posten, die für wissenschaftliche und andere, kaum zum eigentlichen Gebiet der Kunst gehörende Zwecke bewilligt sind. Die Nationalgalerie ist verbessert und vergrößert worden, und die 200 Neuerwerbungen waren wohl dazu angethan, den Wert der Sammlung beträchtlich zu erhöhen; die meisten dieser Gemälde sind aus der italienischen Schule; worunter als das bedeutendste die berühmte Raffaelsche Madonna Ansidei zu nennen ist, welche die Nation zum Preise von 70 000 Lstrl. vom Herzog von Marlborough gekauft hat. Die Zahl der Kunstschüler hat sich beträchtlich vermehrt. Die „National Portrait Gallery," eine Sammlung, welche bisher untergebracht werden mußte, wo sich zeitweilig Platz für sie bot, hat endlich Aussicht auf ein eignes Heim, dank einer Schenkung von 100 000 Lstrl., die ein Privatmann zu diesem Zwecke hergegeben hat. Durch Berechnung ist festgestellt worden, daß den Londoner Kunstgalerien jetzt zweimal so viele Bilder zur Ausstellung eingesandt und auch zweimal so viele angenommen werden, als vor zehn Jahren. Die Zahl der Kunstvereine und Galerieen hat zugenommen und ist noch beständig im Wachsen begriffen. Staatliche Unterstützung hat dazu beigetragen, das Kunststudium im ganzen Lande zu verbreiten, wo früher nichts dafür geschehen ist; und in den großen Provinzialstädten, wie Birmingham und Liverpool, sind künstlerische Mittelpunkte geschaffen worden, die, obwohl noch neuen Ursprunges, doch

Digitized by Google

schon viel Gutes bewirkt haben. Auch in den Kolonieen macht sich eine gleiche Regsamkeit geltend, was nicht unwichtig für die englischen Künstler ist, da sich hierdurch die Aussicht auf ein neues Gebiet für den Absatz von Kunstwerken eröffnet. 900 000 Lstrl. beträgt die Gesamtsumme der im Laufe des verflossenen Jahrzehntes von Privatpersonen zur Hebung der nationalen Kunst geschenkten Gelder. Das britische Museum und das von South-Kensington haben solchen großmütigen Gebern reichere Beihilfe zu verdanken, als ihnen seitens des Staates gewährt wird. In England wird viel über die Knauserei des Parlamentes in diesem Punkte gescholten. Doch sollte man bedenken, daß bei jenen Spenden, die nicht vom Staate kommen, der günstige Umstand völliger Freiwilligkeit obwaltet und sie nicht wie die staatlichen Bewilligungen aus den Steuerleistungen eines Volkes entnommen werden brauchen, von dem eine bedeutende Majorität, wenigstens in einem so geschäftsmäßig und demokratisch verwalteten Lande wie England, wohl schwerlich aus eigner Wahl für solche Zwecke Geld ausgeben würde. Es ist überhaupt ein der englischen Nation eigentümlicher Zug, daß ihre Privatunternehmen erfolgreicher zu sein pflegen als ihre staatlichen. „Alles, was in England geschieht, wird gut gemacht, außer dem, was mit öffentlichen Geldern gethan wird," schrieb schon Arthur Young vor hundert Jahren, und die Wahrheit dieses Ausspruches kann man noch heute überall bestätigt finden. Diejenigen, welche ihre Stimmen bei uns jetzt so eifrig dafür erheben, daß in Zukunft alles vom Staate gethan werde, sollten erst die erwähnte Thatsache und ihre Ursachen in Betracht ziehen und sich dann fragen, ob für die Engländer Verlust oder Gewinn aus derartigen gesetzgeberischen Maßregeln entstehen würde, abgesehen von anderen Nationalitäten, die eben anders geartet sind.

Interessant ist die Liste der in den letzten zehn Jahren stattgefundenen Verkäufe von Gemälden und anderen Kunstwerken unter Angabe der für dieselben erzielten Summen, welch letztere zeigen, daß auf diesem Gebiete die Preise nicht unter dem Einfluß der schlechten Geschäftslage gelitten haben. Einzelne phänomenale Fälle, z. B. daß für Bouchers Bildnis der Madame Pompadour 10000 Lstrl. bezahlt worden und 12000 für zwei Kunstschränke Louis' XVI sind indessen nicht als maßgebend anzusehen, da nur die besondere Grille eines Sammlers diesen Ankäufen zu Grunde liegt. Doch daß 45 Gemälde zusammen über 250 000 Lstrl. erzielt haben, was durchschnittlich mehr als 4600 Lstrl. für jedes Bild beträgt, darf wohl als Zeichen wachsenden Reichtums in der Welt und eines in gewissem Sinne „goldenen Zeitalters" für die tüchtigen Künstler aufzufassen sein. Die Bildhauerkunst, welche seltsamerweise lange Zeit in England arg vernachlässigt war, hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und geht zweifellos einer ferneren günstigen Entwickelung entgegen. Auch die Architektur zeigt merkliche Verbesserungen, ja, einen großartigen Aufschwung, was freilich bei den vom Staate errichteten Gebäuden, wie den Gerichtshöfen und dem naturgeschichtlichen Museum zu Kensington weniger unbestreitbar zu Tage tritt als bei verschiedenen Wohnhäusern und anderen Privatbauten innerhalb und außerhalb Londons, deren manche eine wahrhaft künstlerische Vollkommenheit bezeugen.

Wir finden in der That Beweise eines ungemein lebhaften Strebens auf allen Gebieten der bildenden Kunst verzeichnet, und es wird in England wahrlich kein Geld gespart, wo es gilt, die Interessen der Kunst zu fördern. Und wenn man zuweilen klagen hört, daß die Erfolge nicht ganz im Verhältnis zu den so verschwenderisch gebotenen Mitteln stehen, so möge daran erinnert werden, daß diese künstlerische Wiederbelebung noch ziemlich neuen Datums ist, und wir Saat und Ernte nicht gleichzeitig verlangen können.

In der Litteratur hat das neue Jahr mit Trauer begonnen. Am letzten Tage des alten Jahres ist in Englands Walhalla, der Westminster-Abtei, mit ergreifend feierlichem Pomp einer der beiden großen zeitgenössischen Dichter, auf welche die Engländer mit Recht stolz sind, Robert Browning, zur Ruhe gebettet worden, ein Dichter und Denker von so vielseitiger Gestaltungskraft, daß er nur neben Shakespeare zu stellen ist. Die zukünftigen Geschlechter werden in der That nicht umhin können, ihm diesen Platz zu geben. Sein Gesichtskreis war so weitreichend, er überragte sein Zeitalter so bedeutend, daß er jahrelang nicht seinem Werte nach von seinen Landsleuten geschätzt wurde, weil ihnen eben das Verständnis für ihn fehlen mochte. Allerdings ist seine Ausdrucksweise vielfach dunkel und verwickelt, der Sinn zu tief, um leicht erfaßt zu werden, doch allmählich wurde es der gebildeten Welt Englands klar, daß sie in ihm einen großen Dichter und noch größeren Denker besaß. Bevor er zu Venedig am 12. Dezember starb, stand sein Ruhm längst unbestritten fest, und er hatte eine zahlreiche und eifrige Gefolgschaft in unserer litterarisch tonangebenden Welt. Eine gleich tiefe Trauer um seinen Verlust bekundet sich in Amerika, wie in sämtlichen englischen Kolonialgebieten, und an seinem Sarge standen Vertreter der britischen Länder aller Weltteile. Er starb auf der vollen Höhe seines Ruhmes und Schaffens, zwei Tage nach der Herausgabe seines letzten Buches — ein Werk, in dem sich so viel jugendliche Kraft, Empfindungsfrische und Begeisterung bekundet, wie man kaum bei einem siebenundsiebzigjährigen Autor für möglich halten möchte. Dieses noch vor wenigen Monaten in Catarina Cornaros venezianischem Gebirgsasyl Asolo von dem greisen Dichter verfaßte Buch heißt „Asolando," so genannt nach dem Zeitwort „asolare" (sich vergnügen, sich im Freien erholen), ein Wort, dessen Schöpfer der Kardinal Bembo war, Catarinas Privatsekretär und Gefährte in ihrem Exil, diesem Gebirgsdorfe, wo noch das Schloß gezeigt wird, welches sie bewohnt hat.

Seltsamerweise — denn Browning hatte wohl keine Vorahnung seines Endes, da er in voller Lebenskraft stand — kann das letzte Gedicht seines Buches „Epilog" ebenso als Abschluß eines Lebens wie eines Buches gelten. Er, der seinen Lesern stets ein Bote der Hoffnung und Ermutigung, ein Mahner zur freudigen Geduld war,

ein Vertreter der optimistischen Anschauung, daß alles in dieser Welt der Wirren zum Guten dienen müsse, hat in seinen letzten Dichterworten seinen Jüngern den Rat erteilt, zu „strive and to await“ (zu streben und des Kommenden zu harren). In diesem Gedicht spricht er nicht ohne Berechtigung von sich als einem,

„Der niemals zurück, stets vorwärts schritt, nie zweifelnd,
Daß durch Wollen bricht der Sonne Strahl;
Der, ob Recht von Unrecht auch besiegt ward, glaubte,
Daß Erhebung folgt auf Fall, auf Niederlage Sieg,
Auf Schlaf Erwachen.“

(One who never turned his back, but marched breast forward,
Never doubted clouds would break,
Never dreamed, though right were worsted, wrong would triumph,
Held we fail to rise, are baffled to fight better,
Sleep to wake.)

In demselben Geiste sind die bedeutendsten Gedichte dieses Bandes sämtlich verfaßt. Sie enthalten viele Einblicke in das Seelenleben. Wir finden darin die Beweggründe des menschlichen Thuns enthüllt, die großen und herrlichen, wie die niedrigen und gemeinen. Die verborgensten Charakterzüge, welche bestimmend für der Menschen Handlungsweise sind, erforscht der Dichter, bald mit tiefer und warmer Sympathie, bald mit innerer Empörung im Gewande eines sardonischen Humors. Freilich ist auch in diesem Buche manches dunkel; doch ist schon genug von zahllosen Kritikern über diese Eigentümlichkeit des Dichters gesprochen worden. Browning schrieb oft gleichsam in stenographischer Weise, dem Leser die Ergänzungen überlassend, die gleich Vokalen nötig sind, um die Rauheit der Konsonanten zu mildern. In seinen Dramen — und dies ist ein besonders charakteristischer Zug von ihm — kommt es ihm nicht darauf an, Szenen, Ort und Zeit der Handlung zu schildern, für seine Dialoge Weisungen zu geben oder gar seine redenden Personen durch bestimmte sprachliche Formen zu kennzeichnen. Er bringt das Gedankenleben seiner Charaktere zum Ausdruck, und aus der Tiefe ihrer Seele läßt er sie sprechen — in Worten freilich, die Browning selbst gehören. Kurz, Browning ist ein Dichter, der ernstlich studiert sein will. Wird er verstanden, so ist er so lichtvoll wie der helle Tag.

Manche seiner Verse sind von einem herrlichen Feuer der Begeisterung erfüllt. Mitunter ist er bis zur Kühnheit freimütig in seiner Polemik (die Betreffenden dürften freilich seine Argumente schwerlich gelten lassen) — so gegen die Vivisektion und ein anderes Mal gegen die Thorheiten der Mode. Mit welchem Gegenstande er sich auch beschäftigt, stets ist der Dichter eifrig bestrebt, die Wahrheit der Dinge zu erforschen, den Nebel irdischer Verhältnisse zu durchdringen und vom Reich des Göttlichen einen Blick zu gewinnen. Und in diesem tiefen Sinne ist er ein Optimist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die überaus zahlreich herbeigeströmte Trauerversammlung, die an Brownings Begräbnistage die Westminster-Abtei füllte, noch von etwas anderem beseelt war, als dem Wunsche, dem verstorbenen Poeten einen Tribut der Bewunderung seines dichterischen Genies zu zollen. Was sie bewegte, war, ob ihnen auch vielleicht nur halb bewußt, die Trauer um einen Mann, der sie auf Wirklichkeiten hingelenkt hatte, die über der Sphäre der Sinne liegen.

War Browning, wie erwähnt, dem Wesen nach ein Optimist, so können wir dies kaum mit gleicher Entschiedenheit von seinem Rivalen in der englischen Dichtkunst, Tennyson, sagen, der in ähnlichem Verhältnis zu ihm steht, wie in Deutschlands dichterischer Glanzepoche Schiller zu Goethe. Im ganzen ist freilich Tennyson seiner einstigen Vision:

(One far off Divine event
To which the whole creation moves“

treu geblieben, doch scheint er zuweilen durch den Geist der Gegenwart irre, fast mutlos geworden zu sein. Dies geht besonders aus dem im gewissen Sinne bedeutsamsten Gedicht seines Buches hervor, das er als „By an Evolutionist“ (Von einem Bekenner der Entwickelungslehre) bezeichnet, und worin dieser einzige berühmte englische Dichter, welcher bisher der neuen Bewegung auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung Beachtung gewidmet hat, mutvoll deren Ergebnis, die neu aufgestellte Lehre der Weltentstehung, ins Auge faßt. Viele Leser seines Gedichts werden sich noch des furchtbaren Eindrucks erinnern, den die Theorie, nach welcher der Mensch vom Tier abstammt, auf uns alle hervorgebracht hat. Die Lehre wirkte fesselnd durch das Grauen, welches sie einflößte. Sie schien die Poesie, die Kunst, die Religion, kurz, alles zu verhöhnen, was bisher dem Herzen des Idealisten teuer gewesen. Es schien nicht möglich, den Idealismus mit einer so abstoßenden Wahrheit in Einklang zu bringen. Tausende von Denkern haben sich schaudernd dieser Feuerprobe gegenüber gesehen, aber sie muß bestanden werden. Der Idealismus muß sich mit der neuen Wahrheit aussöhnen, und Tennyson strebte danach, wie aus vielen seiner Poesieen zu ersehen ist, von „In Memoriam“ an bis zu dem im vorliegenden Bande enthaltenen Gedicht „Parnassus,“ worin geschildert ist, wie die Musen im Schatten der Astronomie und Geologie stehen. Er konnte nicht, wie manche seiner dichterischen Zeitgenossen, die Wissenschaft ignorieren. Freilich sind seine wissenschaftlichen Kenntnisse nur allgemeiner Art. Aber in einem Zeitalter, welches eine Kosmogonie geschaffen, die auf Logik und nicht auf Phantasieen und Mythen begründet ist, muß ein Dichter, der mehr anstrebt als das primärste poetische Ziel (melodischen Ausdruck imaginärer Gefühle), der einen Platz unter den Denkern einzunehmen trachtet, notwendigerweise mit den Resultaten der Wissenschaft rechnen. Betrachten wir irgendwelche Epoche des geistigen Lebens, so wird stets der Schriftsteller als der Bedeutendste dastehen, dessen Gesichtskreis am weitesten reicht und der das Weltall durchleuchtet sieht vom Geiste des Wissens seiner Zeit. Im Hinblick auf den unendlichen Weltenraum freilich wird es immer

Digitized by Google

nur ein geringer Teil des Alls sein, was selbst der schärfste Verstand erfassen kann. Doch so viel der Mensch zu sehen vermag, sollte jeder Poet verstehen lernen, der seiner Zeit genügen will. Die auf Entwickelung beruhende Kosmogonie mit dem Idealismus des Poeten in Einklang zu bringen, muß jedes Dichters Aufgabe sein, der zugleich ein Lehrer der Menschen sein möchte, und daher ist Tennysons Versuch, poetisch zu schildern, wie von einem Jünger der Entwickelungslehre diese mit dem Idealismus versöhnt wird, von so hoher Bedeutung:

„The Lord let the house of a brute to the soul of a man,
And the man said: „Am I your debtor?“
And the Lord: — „Not yet: but make it as clean as you can,
And then I will let you a better.“

I.

If my body come from brutes, my soul uncertain or a fable,
Why not bask amid the senses while the sun of morning shines,
I, the finer brute rejoicing in my hounds, and in my stable,
Youth and Health, and birth and wealth and choice of women and of wines?

II.

What hast thou done for me, grim Old Age, save breaking my bones on the rack?
Would I had past in the morning that looks so bright from afar!
Old Age:
Done for thee? Starv'd the wild beast that was linked with thee eighty years back.
Less weight now for the ladder-of-heaven that hangs on a star.

I.

If my body come from brutes, tho' somewhat finer than their own,
I am heir and this my kingdom. Shall the royal voice be mute?
No, but if the rebel subject seek to drag me from the throne,
Hold the sceptre, Human Soul, and rule thy Province of the brute.

II.

I have climbed to the snows of Age, and I gaze at a field in the Past,
Where I sank with the body at times in the sloughs of a low desire,
But I hear no yelp of the beast, and the Man is quiet at last
As he stands on the heights of his life with a glimpse of a height that is higher.

Der Herr gab den Tierleib zur Hülle dem Menschengeist. —
Der Mensch sprach: Soll ich dein Schuldner sein?
Und der Herr: Noch nicht, veredle ihn, wo du weißt,
Dann werde ein schönrer dein!

I.

Stammt dein Leib vom Tier und ist dein Geist nur eine blosse Sage,
Sonne dich inmitten deiner Sinne doch im Morgenschein!
Edles Wild, genieße — ob man dich nun fessle, dich nun jage, —
Jugend, Leben, Gut und Blut und all den Reiz an Weib und Wein!

II.

Was gabst du mir, trübsel'ges Alter? Nur folternd brachst du meine Kraft,
O hätt' ich einst am fernen Morgen das holde Glück mir aufgerafft!
Alter:
Was ich dir gab? Das Tier vernichtet hab ich in dir! — Zum ew'gen Licht
Trägt nun die Sternenhimmelsleiter leicht das verminderte Gewicht!

III.

Stammt mein Leib vom Tier und bin ich so der Erde Erb und Sohn,
Fühl ich mich als Herr im Reiche. Soll des Königs Stimme schweigen?
Nein, erhebt sich der Rebell und zieht dich wild herab vom Thron,
Dann, o Menschenseele, gilt es, deines Zepters Macht zu zeigen!

IV.

Von des Alters Schneehöhn blick ich nun zurück aufs Zeitgefilde,
Wo im Sumpfe niedrer Wünsche oft der Fuß den Pfad verlor.
Stumm ward jetzt des Tieres Stimme, ruhig schaut der Mensch und milde
Von des Lebens höchsten Gipfeln zu noch höhren Höhn empor!

Ein anderes dieser neuen Gedichte Tennysons haben wir schon früher erwähnt. Es heißt: „Romney's Remorse,“ und wir sehen den Maler Romney auf dem Sterbelager, gepflegt von seiner Gattin, die er in früher Jugend im Norden verlassen hatte, weil ihm gesagt worden war, daß „die Ehe einem Künstler schade.“ Jetzt aber ist er zur Erkenntnis gekommen:

. . . „when the shout
Of His descending peals from Heaven and throbs
Thro' earth and all her graves, if He should ask:
„Why left you wife and children? for my sake,
According to my word?“ And I replied:
„Nay, Lord, for ‚Art,‘ why, that would sound so mean
That all the dead, who wait the doom of Hell
For bolder sins than mine....
„Would turn and glare at me and point and jeer,
And gibber at the worm, who, living, made
The Wife of wives a widow-bride, and lost
Salvation for a sketch.“

— — — — — Wenn nun der Laut
Von Seiner Wiederkunft vom Himmel schallt und dröhnt
Durch unsre Erde und durch ihre Gräber, und Er früg':

„Warum verließest du dein Weib und deine Kinder?
Meinetwegen?
Und meinem Wort zulieb?" —
Ich müßte sagen:
„Herr! nein! Um meine Kunst!"
Das klängʼ so nichtig,
Daß alle Toten, die der Hölle Spruch
Für größre Schuld erwarten — — — —
Nach mir sich wenden, auf mich deuten würden,
Und flüsternd höhnen jenen Wurm, der sich
vermaß,
Zu einer Witwen-Brant der Frauen Krone
Zu machen, der das Heil dahingab für ein —
Bild!

Gleich Brownings Buch schließt auch das Tennysons mit Versen, die wie ein der Welt und dem Leben geltendes Lebewohl klingen. Möge es in diesem Falle nicht so schnell zur Wahrheit werden! Das kleine lyrische Gedicht „Crossing de Bar" wird sicher in sämtlichen Anthologieen englischer Dichter einen bleibenden Platz erhalten. Feierlich, doch nicht traurig ist die Stimmung dieser Verse, und seltsamerweise hat dieser Abschluß des neuesten Buches unsers größten lebenden Dichters Anklänge an das letzte Gedicht des jüngst verstorbenen berühmten Poeten. Die herrlichen Strophen lauten:

„Sunset and evening-star,
And one clear call for me!
And may there be no moaning of the bar
When I put out to sea,

But such a tide as moving seems asleep,
Too full for sound and foam,
When that which drew from out the boundlees
deep
Turns again home.

„Twilight and evening bell
And after that the dark!
And may there be no sadness of farewell
When I embark;

For tho' from out our bourn of Time and Place
The flood may bear me far,
I hope to see my Pilot face to face,
When I have crost the bar."

Der Abendstern; des Tages letztes Rot;
Und Schifferruf vom Strand — —
Hinaus! Und ächze nicht, mein schwaches Boot,
Auffahrend auf den Sand!

Zieh sanft und lautlos durch die Abendglut
Und schwimme unversehrt
Auf voller Woge, die nach rascher Flut
Traumhaft zur Tiefe kehrt.

Dämmrung und Abendläuten auf der See!
Dann tiefe Nacht! — Die ihr mir teuer wart,
Erlasset mir ein trauerndes Ade
Vor meiner letzten Fahrt!

Trägt auch auf hoher Woge mich mein Boot
Hin über Raum und Zeit; —
Von Angesicht begrüßt mich mein Pilot
Am Strand der Ewigkeit!

Von einem Sänger, dem solche Töne zur Verfügung stehen, dürfen wir hoffen, daß er uns noch lange nicht sein letztes Lied gesungen. Wir möchten zweifeln, ob jemals in demselben Lande zwei greise Dichter — ein Siebenundsiebzigjähriger und ein Achtziger — zu gleicher Zeit Verse von so kraftvollem Schwunge, so wechselreichem Inhalte erklingen ließen wie in „Asolando" und „Demeter." An ihnen sehen wir die Verheißung des Bibelwortes erfüllt: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein." Es ist uns hier wahrlich eine reiche Ernte so köstlicher, so erquickender Früchte geboten, wie sie uns zur Zeit nirgend sonst im Garten der englischen Dichtkunst reifen. Wir legen die beiden Bücher nicht ohne den trüben Gedanken aus der Hand, was uns die Poesie der Zukunft für dichterische Gaben reichen wird. Werden sie, wie einige Erfahrungen der neuesten Zeit befürchten lassen, nur der Ausdruck sinnlicher Leidenschaften sein? Werden sie uns nur heidnische anstatt religiöser Gefühle bieten und keine andere Philosophie als die des Pessimismus predigen? Oder hätte Tennyson mit seinem halb humoristischen Zukunftsbilde (im „Parnassus") richtig prophezeit und sollten „Astronomie und Geologie" die Musen der kommenden Generationen werden — die Wissenschaften alles andere in den Schatten stellen, uns keinen Schimmer eines erhabeneren, idealeren Reiches mehr gestatten? Dann freilich gingen wir einer bösen Zeit entgegen. Doch wollen wir versuchen, in diesem Punkte optimistisch zu denken, dem Beispiele der beiden großen Dichter folgend.

Wir haben keinen Raum behalten, von anderen litterarischen Erscheinungen der letzten Monate zu sprechen, und müssen daher unsern Brief hier schließen. Hoffen wir, daß die Fortsetzung unsers Berichtes nicht über Gebühr durch die böse Influenza verzögert werde, diese moderne Plage von Ägypten, die so manchen jetzt zwingt, die Feder ruhen zu lassen.

Ungesehn.

(Abdruck verboten.)

Wie so mancher Blüte Pracht
Muß verwehn, vergehn
In verschwiegner Thäler Nacht
Einsam, ungesehn!

Sterne, die kein Blick erreicht,
Wandeln ihren Lauf. —
Ungesehn blüht oft vielleicht
Mädchenschönheit auf.

Ach, des Schönen ist so viel,
Jedem ward genug!
Nur des Dichters Träumespiel
Streift einmal im Flug

Auch den goldnen Stern, der nie
Einem Aug' geglüht,
Und die arme Blüte, die
Ungesehn verblüht!

Frida Schanz.

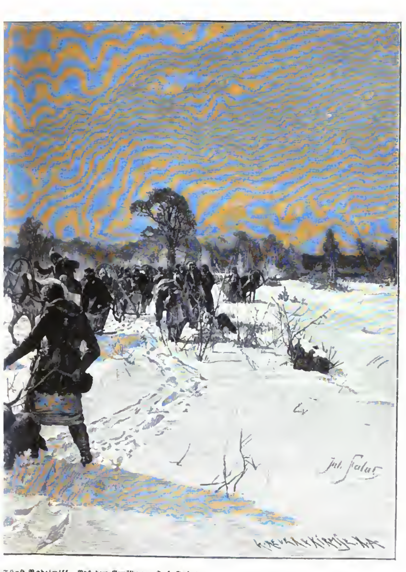
Digitized by Google



Heimkehr Kaiser Wilhelms von der Bärenjagd bei

(Mit Genehmigung der Photogra

Digitized by Google



Fürst Radziwill. Nach dem Gemälde von Jul. Falat.
hrischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Ruhm.

Novelle von Hans Hoffmann.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

„Aber schon that ich auch mehr und arbeitete dieser ihrer Phantasie mit leiser Selbstthätigkeit in die Hände. Einmal lobte ein Bauherr meine Arbeit mit den gemäßigten Worten: ‚Sie haben da eine recht saubere Zeichnung geliefert‘ — wobei ganz gut im Hintergrunde der Gedanke liegen konnte: ‚Sonst pflegen Sie nämlich nicht so sauber zu arbeiten.‘ Ich unterließ nicht, dies einzige Vorkommnis meiner Mutter zu melden, und es entschlüpfte mir dabei die kleine Ungenauigkeit, daß ich statt des Wörtchens ‚recht‘ das doch wesentlich gleichbedeutende ‚sehr‘ und statt ‚sauber‘ das ebenso ziemlich gleichwertige ‚schön‘ einsetzte. So kam ohne eigentliche Lüge eine sehr schöne Zeichnung heraus, und es war darauf zu wetten, daß ohne Zusatz und Erfindung im Geiste meiner Mutter eine wunderschöne und in ihrem Munde eine entzückende oder bezaubernde oder hochgeniale Zeichnung daraus werden würde.

„Auf diesem so leicht betretenen Wege schritt ich nun langsam fort, indem das unersättliche Lechzen meiner Mutter nach neuen Süßigkeiten dieser Art meine Darstellungsgabe unablässig zu neuen Kunststücken anspornte. Doch verlor ich allerdings noch nicht ein einziges Mal den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, wenn auch der verbindende Faden immer länger und immer dünner wurde. Wer jene Briefe läse, würde vielleicht nicht ein einziges Wort darin finden, das er mit Recht als gelogen bezeichnen dürfte: und doch war das Ganze eine einzige große, fortgesetzte Lüge geworden, lange ehe ich es selber wußte: ich hatte die Gewißheit, daß ich ihr binnen kurzem einen großen Schmerz bereiten mußte, und empfand das Bedürfnis, sie zum Ertragen dessen durch einige zuvor verabreichte Trosteströpfchen zu stärken; das war alles, weiter keine Absicht und weiter keine Lüge.

„Plötzlich starb mein Vater. Sein Leben war erloschen fast ohne vorhergehende Anzeichen; er hatte nur wenige Tage krank oder eigentlich nur kraftlos gelegen; er war noch nicht fünfundfünfzig Jahre alt. Ich war tief erschüttert; ich empfand erst recht, wie groß meine Liebe zu dem unscheinbaren Manne war: er war mir so ähnlich in seiner Art gewesen, daß ich ihn immer wie eine stille, starke Stütze in meinem Rücken empfand gegen die rastlos befeuernden Anstürme meiner Mutter. Diese Stütze war nun gefallen, und ich erschien mir ganz hilflos und haltlos: und doch hatte ich fast im gleichen Atemzuge ein seltsames Gefühl der Erleichterung. ‚Jetzt muß meine Sache zur Entscheidung kommen,‘ dachte ich, ‚meine Mutter bleibt fast mittellos zurück; da fällt die Künstlerlaufbahn von selbst in sich zusammen; ich bin gezwungen, einzig an Erwerb zu denken und ein Handwerk zu ergreifen. So kommt es zum Klappen, und ihr bleibt zum wenigsten der Schmerz erspart, daß meine Unfähigkeit die Schuld an diesem Scheitern ihrer hohen Pläne trägt.‘

„Auf der traurigen Heimreise zum Begräbnis meines Vaters legte ich diese Gedanken fest und klar in mir zurecht. ‚Sie wird notwendig anfangen müssen, davon zu reden, und dann bringen wir alles mit einem Schlage ins reine.

„Allein es kam anders: das Unwahrscheinlichste geschah, daß meine Mutter nicht ein einziges Wort von mir und meiner Zukunft redete. Den Grund begriff ich erst sehr langsam; anfangs schrieb ich ihr Schweigen nur ihrem Schmerze zu, wie sie denn wirklich fast gebrochen erschien. Ich ertappte mich auf einer heimlichen Verwunderung über die leidenschaftliche Tiefe ihres Grames; ich hatte nicht gewußt, wie viel der scheinlose Mann auch ihr gewesen war. Sie hatte mit ihm die Lebensfahrt gemacht wie ein ungestümes, halbwildes Pferd neben einem gezähmten, frommen, durch dieses immerfort vor zügellosem Scheuen und Ausbrechen bewahrt. Sie mochte jetzt erst recht die Gefahren ihres Temperamentes fühlen.

„Aus einigen abgebrochenen Kummerworten merkte oder ahnte ich jedoch allmählich, daß ihr noch etwas Anderes gewaltsam auf die Seele drückte. Sie fühlte sich nicht schuldlos an dem jähen Zusammenbrechen ihres Gefährten; er hatte um meinetwillen seine Kräfte überspannt: und meine Sache war ihre Sache. Das war der Grund, warum sie schwieg: sie vermochte es nicht über sich,

am frischen Grabe von dem zu sprechen, was sein Leben untergraben hatte.

„Mit der ersten Ahnung solches ihres qualvollen Bewußtseins packte mich ein furchtbar erschreckender Gedanke: ‚Wenn sie nun erst sich klar macht, daß er sein Leben vergeblich geopfert hat, so ist sie ganz und gar verloren.‘ Und also schwieg auch ich und rührte nicht an den gefährlichen Punkt. Erst mußte die Zeit die Kraft des ersten Schlages lindern. ‚Wenn der Zeitpunkt da ist, wo ich mein Geld vom Vater zu empfangen pflegte, dann muß sie es ja zur Sprache bringen; und dann wird es aus der Ferne sich ruhiger klären, es würde erschütternder wirken, wenn sie mich bei der Eröffnung mit Augen vor sich sähe.‘

„So reiste ich ab ohne jede Aussprache. Um ihren eignen Lebensbedarf brauchte ich nicht zu sorgen; ich wußte, sie erhielt ein Witwengehalt, das denkbar kümmerlichste zwar, aber doch für ihren Unterhalt genügend: ihre Ansprüche für die eigne Person waren stets die bescheidensten.

„So lagen denn die Dinge, als ich nach Berlin zurückkam, auf dem alten Punkte; nur war die Lösung für mich schwieriger geworden. Aus den Reden unserer Hausbekannten hatte ich mit geheimem Schrecken ersehen, wie hoch mein Ruf als zukunftsvoller junger Künstler in der Heimat bereits gestiegen war; es hatte sich unter ihnen eine gewisse feste Redensart gebildet: ‚Der wird einst den zweiten Turm des Straßburger Münsters bauen.‘ Es war nicht schwer, hieraus auf die Meinungen meiner Mutter zu schließen.

„Gegenüber solcher naiven Bewunderung meines Künstlertums hatte ich eine äußerst wunderliche Empfindung, widerspruchsvoll in sich und mir selber schwer zu erklären. Wäre mein Ruhm in der Wirklichkeit begründet gewesen, ich hätte mich scheu und gepeinigt von dem blendenden Glanze in mich selbst und meine stillsten Winkel zurückgezogen; ich hätte jedes Lobenswerte als beschwerlich und stechend empfunden: so aber, da ich das Wesenlose dieses Glanzes kannte, vermochte die Blendung mir nichts anzuhaben, und ich nahm mit gelassenem Behagen die Huldigungen entgegen, weil sie mich ja in Wahrheit nichts angingen und ich jeden Augenblick die Macht besaß, sie in ihr Nichts zurückzuweisen, wenn ich wollte. Auch in Berlin noch wirkte dies Behagen lange nach; in meiner unbeachteten Stille dort erquickte ich mich an dem geheimen Dufte der fernher anwehenden Weihrauchwolke.

„Ich that nichts, die künftige Enttäuschung meiner Mutter vorzubereiten; ich that einiges in jener früheren Weise, die Täuschung nur noch zu stärken. Hatte sie Trost doch freilich nötiger als je. Ihre Vorstellung von meiner Lebensweise war jetzt ungefähr die, daß ich unter den Augen und in den Werkräumen — nicht etwa im Dienste — eines großartigen Bauherrn, dem ich ein ansehnliches Honorar bezahle, in selbstthätiger Wirksamkeit lerne, mein Talent in mächtig aufstrebendem Zuge entfalte und nebenbei die allgemeine Bewunderung meiner neidlos auf mich hoffenden Berufsgenossen erwecke. Ich hatte diese Vorstellung ihr nicht beigebracht — nein. Aber ich will nicht behaupten, daß ich etwas that, sie zu zerstören.

„Nun kam der Tag, an dem ich nach früherer Gewohnheit mein Geld hätte empfangen müssen, ohne das ich auch zweifellos so nicht fortleben konnte; mit stillem Grauen hatte ich ihm entgegengesehen: fast noch größer aber war mein Schreck, als ich die gleiche Summe wie früher pünktlich und richtig von meiner Mutter empfing, ohne daß sie ein Wort der Erklärung beifügte.

„Das störte mich auf. Es war schlechthin ein Unding, zu glauben, daß sie diese Summe selbstthätig könnte erübrigt haben: denn sie war größer als ihr ganzes vierteljährliches Einkommen. Sie mußte es also erborgt oder erbettelt haben! — Doch nein, es stammte sicherlich noch vom Vater, es war der Ertrag seines letzten schweren, todbringenden Fleißes. Das Haar sträubte sich mir bei dem Gedanken, dieses fürchterliche Geld für mich zu verwenden; es brannte mir in den Fingern.

„Doch mit welcher Begründung konnte ich es ihr wieder zustellen? Meine Hoffnung, durch die Not zum Ergreifen des Handwerks gezwungen zu werden, war ja nun vernichtet oder doch zunächst um ein volles Vierteljahr hinausgeschoben; ich hätte ihr also doch noch alles offenbaren müssen, meine ganze Unfähigkeit, auf dem Felde der Kunst auch nur das dürftigste Mittelmaß je zu erreichen. Aber das — das konnte ich nicht mehr; ich hatte mich des Gedankens völlig entwöhnt, ich

Digitized by Google

wußte mich nicht mehr zu ihm zurückzufinden. Auch war seine Ausführung schwerer als je geworden, denn ich hatte im Bewußtsein, daß dieser Zustand seinem Ende entgegengehe, in den letzten Wochen weit kecker als sonst meine heiteren Farben den mageren Thatsachen aufgestrichen. Die Grausamkeit, ihr den Glauben an mein Genie zu entreißen, war jetzt mehr als verdoppelt; ich merkte, daß mein duftiges Gewebe mich jetzt schon völlig verstrickt hatte.

„Ich beschloß, das Geld einstweilen zu behalten, für meine Mutter zu verwahren, bis ich ihr mit Wahrheit sagen könnte: ‚Ich brauche es nicht mehr, ich verdiene jetzt selbst genug.‘ Ich trug es auf die Sparkasse.

„Und wovon nun leben? Für eine Woche etwa war ich noch von meines Vaters Zeiten her versorgt; aber dann genügten die unregelmäßigen kleinen Einkünfte aus den gelegentlichen Zeichenarbeiten nicht mehr, mich zu erhalten. Ich mußte mich also wirklich entschließen, bei meinem Freunde, dem Tapezierer, regelmäßige Arbeit zu nehmen; ich durfte hoffen, er würde mich auch schon während meiner Lehrzeit leidlich bezahlen oder allenfalls mir auch Vorschüsse machen.

„Das schien also ganz einfach — aber — aber dann mußte ich durch die Verheimlichung dieses Schrittes meine Mutter geradezu belügen! Ich mußte den Faden zerreißen, der mein schönfärbendes Gewebe an die Wirklichkeit knüpfte. Und dagegen sträubte sich meine ganze Seele! — So rätselhafte Widersprüche lebten in meinem bedrängten Gewissen.

„Wieder noch einmal entschloß ich mich abzuwarten, im Notfalle zu hungern, vor dem Verhungern von dem Freunde zu borgen. Nach einem Vierteljahre mußte ja doch die Entscheidung kommen, konnte die Not mich ins Handwerk zwingen. Sie hatte den Vater dann doch keinem unfähigen Sohne in Verblendung zum Opfer gebracht: für das Unglück aber konnte sie nicht verantwortlich sein.

„Ich lernte wirklich damals zum erstenmal hungern; das Geld meiner Mutter ruhte und trug seine stillen Zinsen.

„Da bekam ich eines Tages einen Brief aus der Heimat von fremder Hand, nachdem ich mich im stillen schon um ein längeres Schweigen meiner Mutter geängstigt hatte. Diesen Brief will ich hier wortgetreu abschreiben, weil er doch die letzte Entscheidung in mein Schicksal gebracht hat. Er lautete: ‚Lieber geehrter Herr Baumeister oder Künstler! Ich weiß ja nicht, was Sie eigentlich sind. Indem ich Sie eigentlich auch aus Sachsen bin, aber bloß aus der Gegend von Chemnitz, hören Sie, den Ort kennen Sie ja doch nicht, und indem ich hier bloß als Dienstmädchen gehe bei der anderen Herrschaft in dem Haus, wo Ihre Frau Mutter wohnt, daher kommt eigentlich mein großes Gefühl für Sie. Wenn Sie es noch nicht wissen, und wo sollten Sie es denn her wissen, daß sie sehr krank ist, denn sie hat allen Leuten verboten, an Sie zu melden, damit daß Sie nicht in Ihren berühmten Arbeiten gestört würden, so ist es doch richtig, und sie hat emsig mit dem Tode gerungen, und der Doktor sagt selbst, solche zähe Bärennatur hätte er ihr nicht angesehen, daß sie solch ein Fieber, hören Sie, würde durchhalten können. Aber sie selbst hat immer laut gesagt: ‚Seien Sie ohne Sorge, ich sterbe nicht, ehe ich den vollen Glanz meines Sohnes gesehen habe.‘ Und das sage ich auch immer: wenn einer durchaus nicht sterben will, da ist er zäh und stirbt auch nicht, außer wenn man ihm mit Kloben auf den Kopf schlägt oder mit Kugeln schießt; dann natürlich; aber davon kann hier doch keine Rede sein. Ich habe nämlich manchmal bei Nacht ein bißchen bei ihr herumgewacht, hören Sie, weil sie nu eben doch auch eigentlich aus Sachsen ist. Aber jetzt, wo es mit dem Fieber aus ist, nu ist sie so von Kräften, daß es ein Jammer ist und sie am Ende doch noch draufgehen wird. Denn der Doktor schüttelt den Kopf und sagt: ‚Jetzt kommt es dicke nach!‘ und ich sehe es ihm an, er freut sich ordentlich, weil er doch gleich gesagt hat, sie würde nicht durchkommen. Starken Wein hat er verordnet, und den kriegt sie auch, weil Leute kommen, die ihn bringen, und das thun sie aus lauter Respekt vor Ihnen, gnädiger Herr, daß Sie so berühmt sind, und etwas hilft der Wein ja auch wohl, aber nicht so viel. Und was kein Doktor nicht wissen thut, das weiß manchmal ein armes Dienstmädchen oder was sonst im gewöhnliglichen Leben nur dumm ist und nichts gelernt hat als das bißchen Kochen oder so was, nämlich daß manches Mal eine große Freude einen Menschen wieder lebendig kann machen, wenn er schon dreiviertel tot ist. Und so weit ist sie noch gar nicht mal, sondern höchstens halb. Darum kommen Sie nur

und machen Sie ihr die Freude, hören Sie, denn weiter hat sie doch keine andere Freude auf der Welt, wer das nicht merkt, müßt' ein rechtes Rindsvieh sein. Sowie Sie ankommen, wird sie gesund, passen Sie auf. Und wenn das nicht geht mit Ihren berühmten Arbeiten, da schreiben Sie ihr sonst was Schönes, wenn es auch nicht mal wahr ist. Darauf kommt es manchmal im Leben nicht immer so sehr an. Sonst müßten alle Doktors gleich geköpft werden, weil sie immer lügen und einem niemals ehrlich sagen, daß man Matthäi am letzten ist. Anders kriegen wir sie nicht hoch, das sage ich Ihnen. Freude muß sein. Darum habe ich Ihnen dies geschrieben, und wenn sie es noch hundertmal verbietet. Und hören Sie, lieber Herr, Sie sollten aber wirklich kommen. Ihre hochachtbare Katharine Mieseke.'

„Auf diesen Schrecken telegraphierte ich ohne Besinnen und wie im Traume: ‚Großen Preis erhalten; goldene Medaille. Komme morgen.'

„Das war das erste Mal, daß ich ganz aus freier Hand und ohne Anlehnung an etwas Wirkliches log.

„Darauf holte ich das Geld von der Sparkasse und fuhr nach Hause. Ich reiste zum erstenmal im Leben zweiter Klasse, um den Schnellzug benutzen zu können; und ich konnte in dem schönen Wagen das schmeichelnde Gefühl nicht los werden, daß ich wirklich einen Preis gewonnen haben müsse.

„Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob wirklich das Rezept der guten Katharine Mieseke sich so bewährt hat; sie aber schwur darauf, von dem Augenblicke an, wo meine Depesche ankam, sei meine Mutter so gut wie gesund gewesen. Und sicher ist, daß ich sie bei besserem Befinden traf, als zu erwarten gewesen, und daß sie nun mit erfreulicher Schnelligkeit ihre Kräfte wiedergewann.

„Sie selber sagte zu mir mit glänzenden Augen: ‚Ich wußte, daß diese Nachricht kommen würde, und darum konnte ich nicht sterben und brauchte dich nicht aus deiner Arbeit zu reißen. Und jetzt habe ich auch vor deinem Vater wieder Frieden.'

„Dies letzte Wort gab mir eine schmerzliche Ahnung, wo ich vielleicht die Ursache ihrer Krankheit zu suchen hätte.

„Sobald sie sich einigermaßen erholt hatte, wollte sie mich wieder fortschicken; die Sorge um meinen Ruhm ließ ihr keine Ruhe. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich endlich, woher sie das Geld zu meiner Unterstützung genommen hatte und weiter zu nehmen gedachte. Denn was mein Vater in der letzten Zeit noch erworben hatte, war durch das Begräbnis verschlungen worden.

„Meine Mutter hatte einen älteren Bruder Karl, von dem bei uns im Hause nur selten die Rede war und nie in freundlichem Sinne. Es war wohl der einzige Mensch, mit dem mein Vater in voller Feindschaft lebte, für den er nur Haß und mehr noch Verachtung hegte. Ich wußte von ihm nicht viel, nur daß er als Subalternbeamter eine wahrhaft glänzende Karriere gemacht hatte, den Titel Geheimrat trug und durch eine reiche Heirat seine Verhältnisse noch glücklicher gestaltet hatte. Die Frau war älter gewesen als er und längst gestorben, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Er lebte als Witwer in Potsdam, bei der Oberrechenkammer angestellt. Zweifellos war, daß er sein Glück zum guten Teil auf unlauterem Wege, wenn nicht durch strafbare, so doch durch unschöne Streberkünste gemacht hatte. Mein reiner Vater verachtete ihn darum von ganzem Herzen; doch wenn er ihn überdem auch bitterlich haßte, so lag der tiefste Grund dafür gewiß nicht so an dem groben Hochmut, mit dem jener den im Amte zurückgebliebenen Schwager behandelte, als vielmehr in dem feineren Umstande, daß er in diesem Hochmut und diesem Streberwesen die Ausartung und Karikatur des rastlos nagenden Ehrgeizes meiner Mutter erblickte.

„Diese selbst aber teilte wohl nicht so sehr das Gefühl der Verachtung; denn das weibliche Rechtsgefühl ist selten so entwickelt, um die Mittel zu einem glücklich erreichten, recht ansehnlichen Ziele immer mit gleicher Peinlichkeit zu wägen. Desto heftiger aber war ihre Empörung gegen jenen erbärmlichen Streberdünkel; ihrer ganzen Natur nach konnte nichts in der Welt ihr unerträglicher sein, als sich und die Ihrigen von hochmütiger und ungerechter Geringschätzung getroffen zu sehen.

„Und nun erfuhr ich, daß sie um meinetwillen ihren Stolz so weit gedemütigt hatte, den plumpen Verächter um Geld zu bitten! Und durch welches Mittel sie ihn zu der kaum zu hoffenden Freigebigkeit gestimmt hatte, war deutlich genug aus den Zeilen seines kurzen und groben Antwortschreibens heraus-

Digitized by Google

zulesen: ‚Da der Bengel väterlich Versäumtes nachzuholen und etwas für die Ehre der Familie zu thun scheint, so soll er das Geld haben. Wenn er sich einen Namen macht, kann er auch mehr kriegen.‘ So lautete der entscheidende Satz des Briefes.

„Ich empfand einen unsagbaren Ekel vor diesem Gelde. Nicht bloß die Voraussetzung, unter der es gegeben war, sondern am allermeisten das Gefühl, dies sei eine Demütigung meines Vaters noch im Grabe, machte mich heimlich schaudern. Kein Hunger würde mich vermocht haben, noch einen Pfennig mehr von diesem Menschen anzunehmen. Und um diese Gefahr auch für meine Mutter ein für allemal abzuschneiden, zwang ich mich zu einem Lachen und rief: ‚Als ob ein solches Sümmchen für mich jetzt noch der Rede wert wäre! Auf meine Preismedaille gestützt, werde ich fortan das Dreifache spielend verdienen; ich brauche nur die Hand aufzuthun; und sicher wird es bald das Zehnfache werden!‘

„So leicht und freudig vermochte ich jetzt auf einmal schon zu lügen, nachdem nur der Damm durchbrochen war. Ja, indem ich es that, empfand ich geradezu eine kecke Genugthuung und eine Lust an der Sache selbst, auch wenn es gar keinem Zwecke weiter gegolten hätte.

„Die Neuigkeit überzeugte und entzückte meine Mutter gleicherweise. Ich aber hatte trotzdem noch die Bitterkeit zu kosten, daß ich von diesem Lügen- und Schandengelde so viel entnehmen mußte, als die Rückreise in der vierten Klasse erforderte. Den Rest übergab ich meiner Mutter.

„Nachdem ich diese Reise in zwei Tagen und einer Nacht bewerkstelligt hatte, fand ich in meinem Berliner Kämmerchen eine Depesche vor, welche den jähen Tod meines Oheims infolge eines Schlagflusses meldete. Statt aller verwandtschaftlichen Trauer empfand ich einzig die größte Erleichterung darum, daß dieser Mann es sich nun nicht mehr beikommen lassen konnte, wie sonst sehr wäre zu fürchten gewesen, mich aus so unangenehmer Stadtnähe gelegentlich etwa in meinem Treiben und Leisten ein wenig zu kontrollieren.

„Denn darüber war ich mir jetzt auch ohne besiegelnden Entschluß vollkommen klar, daß ich verurteilt war, die Rolle des glücklichen Künstlers vor meiner Mutter bis an ihr Lebensende mit allen Mitteln durchzuführen. Alle Heimwege zur Wahrheit hatte ich mir versperrt. Die vorhandene Möglichkeit aber, dies qualvolle Spiel durch die Jahre hindurch zu treiben, so abenteuerlich das auch erschien, übersah ich sogleich wie mit dem ahnenden Blicke eines Hellsehers. Vor dem ehrlichen Kinderglauben ist schon weit Schwereres möglich geworden. Einer eingehenden Überlegung freilich ging ich mit einem dumpfen Angstgefühl aus dem Wege.

„Mit keinen schöneren Empfindungen fuhr ich zum Begräbnisse meines Oheims nach Potsdam hinüber. Daselbst erwartete mich eine neue Überraschung. Es war unter den Leidtragenden (was man so nennt) bereits bekannt und wurde eifrig besprochen, daß der Verstorbene ein altes Testament, davon er oft mit Lautheit und Absichtlichkeit geredet und das sein Vermögen einer Missionsgesellschaft vermachte, zuguterletzt noch wieder umgestoßen und kein neues an die Stelle gesetzt habe.

„Das Gerede wurde amtlich bestätigt. Damit war meine Mutter die Erbin. Seine Meinung war durchsichtig genug: der Sohn seiner Schwester, dessen werdender Künstlerruhm seine Familieneitelkeit kitzelte, sollte das Geld haben; dem Sohne des verhaßten Schwagers aber es ausdrücklich zu vermachen, ging ihm wider die Natur.

„So war meine Mutter gegen alle menschliche Voraussicht plötzlich eine wohlhabende Frau geworden — und das in gewissem Sinne durch mein Verdienst. Es war unmöglich, ihr den behaglichen Lebensabend zu mißgönnen: für mich aber wäre es in doppeltem Sinne schimpflich und widerwärtig gewesen, an dem unwissentlich erschlichenen Erbe irgendwelchen Teil zu haben. Ich habe in aller Lebensnot nie eines Pfennigs Wert daraus angenommen; ich verschanzte mich gegen jede Unterstützung ausdauernd hinter meine überreichen Einkünfte. Um so mehr aber galt es nun, mein Lügengebäude nach einem festen System zu stützen und auszubauen. Meine erste Sicherheitsmaßregel war die, daß ich meine Mutter beredete, sich in einem abgelegenen Vogesenstädtchen ein Anwesen, das zufällig zu guten Bedingungen ausgeboten wurde, Garten, Haus und Weinberg, zu erstehen. Mir lag vor allem daran, sie möglichst weit aus der Welt zu haben: zu solchem Zweck war jenes Nestchen wie geschaffen, das halb im Mittelalter und halb

in Frankreich lag und von Berlin nur gerade noch den Namen kannte, mit seinem Leben nicht die leiseste Berührung hatte. Unser Schlettstadt lag mir noch zu sehr in offener Ebene und an der großen Eisenbahn; auch waren die Gesichter der alten Bekannten in meinem neuen bewußten Betrügerstande mir unangenehm.

„Dort in Thannweier hatte ich sie nun für eine Weile sicher eingesponnen, so lange, bis die Einrichtung des neuen Heimes ihr gar nichts mehr zu thun gab. Da aber faßte sie endlich den Gedanken, den ich lange gefürchtet hatte, mich in Berlin in meiner neuen Herrlichkeit zu besuchen.

„Eine Zeitlang wußte ich das noch hinzuschieben mit dem Vorwande gewichtiger Arbeiten, für die jede zarteste Störung gefährlich sein würde: doch konnte das unmöglich für alle Zeit verfangen.

„In dieser Not verfiel ich auf eine neue Erfindung: ich schrieb, ich habe plötzlich einen ebenso ruhmvollen als glänzenden Ruf nach Sankt Petersburg zum Bau einer neuen gewaltigen Kathedrale erhalten. Angeregt war ich zu diesem Märchen durch die in dieser Zeit stattfindende Übersiedelung meines Freundes Ernst nach der russischen Hauptstadt, woselbst er als Kompagnon in eine ihm längst geschäftlich befreundete deutsche Firma seines Handwerks eintrat.

„Ich dachte ursprünglich nicht entfernt daran, ihm etwa wirklich dorthin zu folgen; der mutige Trieb in die Ferne war meine Sache nicht. Ich verabredete aber mit ihm, daß er die Briefe an meine Mutter von mir unter doppeltem Kouvert empfangen und nach Abtrennung des oberen neu frankiert auf diesem seltsamsten Umwege an sie weiterschicken sollte; wie wir es denn seitdem alle Jahre wirklich immer gehalten haben. Ebenso gingen ihre Briefe an mich unter seiner Adresse, als ob ich in seinem Hause wohnte, und er ließ sie mit neuem Umschlage an mich weitergehen. Das kostete viel Porto, erfüllte aber vollkommen seinen Zweck. Den Grund dieser umständlichen Einrichtung habe ich ihm nicht mitgeteilt; er dachte vornehm genug, niemals danach zu fragen. Er mag an eine politische Veranlassung glauben; er selbst war nicht ganz frei von sozialistischen Neigungen gesetzlicherer Art.

„Nun war ich leidlich in Sicherheit; eine Reise meiner Mutter nach Petersburg war ungleich leichter zu hintertreiben als jene nach Berlin. Ich gedachte hier zu bleiben, in der weiten Stadt mich unter die Masse zu ducken und vorläufig meine kümmerliche Nahrung zu suchen, so gut es eben ging.

„Da erwachte plötzlich in mir noch einmal jener widerspruchsvolle und wunderliche Wahrheitstrieb, daß ich mein Lügengespinst doch gern mit einem Faden wieder an das feste Gerüst der Wirklichkeit anknüpfen wollte. Es war wie ein Aberglaube, der mich jählings mit aller Gewalt ergriff, ein dumpfes Angstgefühl, so ungefähr, als hätte ich meinen Schatten verloren — oder richtiger, als wäre nur ein seelenloser Schatten meiner selbst hier zurückgeblieben, seit meine Mutter mich in Berlin nicht mehr anwesend wußte. Dieser Zustand wurde täglich bedenklicher; ich hatte krause, schauerliche Träume mitten im Wachen: und dann befand ich mich allemal in Sankt Petersburg, indes ich in endloser Ferne meinen grauen Schatten todestraurig durch die breiten, grellsonnigen Berliner Straßen schleichen sah.

„In einem Anfall halb irrer Verzweiflung unternahm ich den Versuch, mich wirklich nach Petersburg zu begeben und so den Betrug nachträglich noch halb wahrheitsmäßig abzustempeln.

„Auch beklemmte in Berlin mich mehr und mehr die äußerste Not: hier hatte ich jede Thatkraft verlernt, mich selbst emporzuraffen; in dieser Umgebung war das Zaudern und Schwanken mir allzusehr zur schauerlichen Gewohnheit geworden. Am anderen Orte mochte es besser werden, und wenn nicht aus eigner Kraft, so jetzt mit Hilfe des Freundes.

„Fast ohne Barschaft reiste ich ab nach Stettin, in der unbestimmten Hoffnung, eine kostenfreie Überfahrt zur See auf irgend eine Art herauszudrücken. Die Reise war von Anfang an ein träumerisches, bodenloses Unternehmen ohne jedes klare Vorbedenken.

„In Stettin war gerade seit einigen Tagen die Schiffahrt geschlossen, das Haff vereist. Mir weiterzuhelfen hatte ich noch sieben Mark, eine magere Empfehlung eines Baubüreaus wegen meiner Zeichenkünste und einen ganz bedeutungslosen Nachweis, daß ich einst die Karlsruher Akademie besucht hatte — von Leistungen war nichts darin geschrieben. Ich nahm eine Fahrkarte in der

Richtung auf Rußland zu, soweit mein Geld reichte, nachdem ich eine letzte Mahlzeit gehalten und einen Zehrpfennig für die allerletzte Not beiseite gesteckt hatte. Die Karte lautete bis Stolpenburg, woselbst der Zug des Abends liegen blieb. Die Nacht verbrachte ich frierend im Wartesaal des Bahnhofes.

„Am Morgen suchte ich mir das Geschäftszimmer eines Maurermeisters und bat um irgendwelche Zeichenarbeit. Er schien ein gutherziger Mann, hatte jedoch gerade keine Gelegenheit, mich unterzubringen. Doch als er mein zweifelhaftes Malerzeugnis gelesen hatte, kam ihm ein rascher Einfall.

„‚Wissen Sie,‘ meinte er, ‚mein Junge sagte mir, daß sein Zeichenlehrer vom Gymnasium erkrankt sei; der Schlingel hat natürlich eine unsinnige Freude darüber: die könnten wir ihm versalzen. Ich sehe nicht ein, warum das Zeichnen so lange ausfallen soll, bis es dem alten Herrn einfällt, wieder gesund zu werden; ich finde das Zeichnen wichtiger als all das Zeug von Latein und Griechisch. Melden Sie sich doch beim Direktor zur Vertretung und sagen Sie nur, ich hätte Sie geschickt: ich gehöre nämlich zum Kuratorium!‘

„So wurde ich Lehrer am Stolpenburger Gymnasium, zuerst in Vertretung; dann starb mein Vorgänger, und ich blieb.

„Fortan gewann mein Leben eine neue und feste Gestaltung. Seltsamerweise war das gespensterhafte Schattengefühl an diesem Orte alsbald von mir gewichen, als ob ich wirklich in Petersburg angelangt sei; ich empfand mich in dieser unbekanntesten Fremde wohnhaft und sicher.

„Mein Einkommen war hier beträchtlicher, als ich es je in Berlin gehabt, und zudem regelmäßig zufließend; ich hätte bequem und nach meinen Ansprüchen fast reichlich davon leben können, wenn ich nicht für die künftigen Besuche bei meiner Mutter hätte Vorsorge treffen und den größeren Teil hätte zurücklegen müssen. Denn diese Rücksicht konnte sie von mir verlangen — und kam ich nicht zu ihr, sie wäre zu mir gekommen bis nach Indien oder China hin.

„Und keineswegs die Reisekosten allein hatte ich zu bestreiten, sondern ich mußte mich auch ausrüsten für ein glänzendes Auftreten in ihrem Wohnort. Denn von ihr durfte ich nichts annehmen, um meinen Reichtum zu zeigen, und weil der Abscheu vor jenem Gelde des Oheims mir es verwehrte.

„Also lebte ich in Wahrheit schlecht genug, und wenn ich nicht geradehin hungerte, so mußte ich mich doch manche Wochen hindurch mit abgekochten Kartoffeln und Salz begnügen, eine Kost, die für mich nur wenig gesunder war als langsames Gift.

„Für diese Entbehrungen entschädigte mich bald ein wenig die stilldauernde, ernste Freude an einer Arbeit, die doch recht seltsam erscheint und die mir anfangs in der That nur eine endlose Fülle von Schwierigkeiten entgegengehalten und mir wahre Schrecknisse bereitet hatte: das waren die Briefe an meine Mutter.

„Es kam darauf an, diese Berichte mit dem vollen Schein der Wirklichkeit zu erfüllen; ich mußte meine Arbeiten schildern, den langsamen Fortschritt des gewaltigen Baues, ich mußte mit mannigfachen Menschen verkehren, Freundschaften schließen und mir Feindschaften zuziehen, mußte Neid erwecken und vor allem immer Triumphe feiern und neue Ehren erringen. Mein Ruhm mußte sich beständig und doch in wohlbemessenem Fortgang steigern, um nicht zu bald ins Unmögliche auszuwachsen.

„Vielleicht hätte ich es mir leichter machen können meiner gläubigen Mutter gegenüber; allein ich wußte doch, daß ich bei ihrer ehrgeizigen Redseligkeit gewissermaßen offene Briefe an eine ganze Stadtgemeinde schrieb; und zudem war ich immer noch ein sehr gewissenhafter Lügner, der sich vom Erdboden nicht allzuweit in die Lüfte heben mochte und zum wenigsten nichts sagen wollte, was unter den vorausgesetzten Bedingungen nicht hätte sein können, wenn es auch nicht war.

„Um das zu ermöglichen, begann ich mit Hilfe unserer Gymnasialbibliothek ein mehr und mehr vertieftes Studium einerseits aller russischen Verhältnisse, nach Seiten der Geographie, der Geschichte, des Volkstums, der Politik, der Gesellschaft, und anderseits der Geschichte und Art meiner besonderen Kunst, der Architektur, doch allmählich daran anschließend auch aller anderen Künste, ja einer allgemeineren Kulturgeschichte.

„Auf diese Weise und in so ausdauernder Arbeit gewann ich für meine Erfindungen einen greifbaren und festen Hintergrund, auf dem ich bald mit gelassener Sicherheit herumwandeln lernte. Die Briefe wurden mir ein

Digitized by Google

ernstes Lebenswerk; sie erzogen mich zu einem Fleiße, der, zu rechter Zeit und an rechter Stelle angewandt, vielleicht sogar doch einen regelrechten Gelehrten aus mir hätte machen können.

„In einen ganz feurigen Fluß kam diese Thätigkeit seit meinem ersten Besuche in Thannweier. Mit herzlicher Bangigkeit hatte ich die Reise angetreten: es schien doch zehnmal leichter, im einsamen Schreibstübchen die Lügen auszubrüten, als sie mit meiner ganzen Person im vollen Sonnenlichte zu vertreten. Und doch gelang das Wagnis über Erwarten gut. Meine Mutter hatte mir den Boden meisterlich bereitet; ich brauchte mich eigentlich nur duldend zu verhalten und von Zeit zu Zeit ein Ja zu sprechen, so ging alles von selber.

„Auch meine angeborne Schüchternheit und Scheu vor dem Auffallen machte mir weit weniger zu schaffen, als ich gefürchtet hatte: mir half wie früher das seltsame Bewußtsein, daß all diese Größe ja doch nur leerer Schein war, daß diese Huldigungen in Wahrheit nicht mir galten, sondern jenem berühmten Baumeister aus Sankt Petersburg, von dem ich hier nichts weiter als die Kleider trug. So flossen die Ehren, die man mir erwies, unschädlich von mir ab, ohne mich zu beschämen, zu drücken, zu verschüchtern. Von Tag zu Tage ging ich freier umher und hatte bald meine Gebärden und Mienen vielleicht nicht schlechter in der Gewalt als ein Fürst, der von Jugend auf zu Haltung und bewußtem Selbstgefühl erzogen wird. Ein solcher, meine ich, wird in den Tiefen seines Herzens auch wohl wissen, daß man nicht den Kern seines Wesens ehrt, sondern Hülle und Namen, die er trägt: und darum schreitet er so sicher. Oder wie sollte er sonst nicht der geheimen Beschämung erliegen, da er doch weiß, daß er ein Mensch ist mit hundert menschlichen jämmerlichen Schwächen, um gar nichts besser als all die armen kleinen Thoren, die bewundernd zu ihm aufblicken?

„Wenn ich dagegen gehofft hatte, meine Mutter werde in dem fremden Städtchen unter den maulenden Elsässern nicht allzugroßen Anhang gewinnen, so hatte ich mich getäuscht. Ihre naive Natur half ihr selbst hier zu einem vollständigeren Siege, als mir anfangs lieb war; auch kam ihr zu gute, daß sie weder eine ‚Schwäbin' aus dem gehaßten Nachbarlande, noch gar eine scheußliche Preußin war, vielmehr dem unbekannten, gemütlichen Sachsen entstammte. Daß ich selbst nicht in deutschen, sondern in russischen Diensten stand, ward mir auch gut angerechnet; und der bürgerliche Stolz, einen Mann so fernher glänzenden Ruhmes als freiwilligen Bürger ihres winzigsten aller Bergstädtchen zu sehen, that dann das übrige.

„So kehrte ich nicht nur körperlich gestärkt, sondern auch im Herzen erquickt und wahrhaft gehoben von dem vierwöchentlichen Sommeraufenthalte zurück; die Erinnerung an goldene Tage umstrahlte mich das ganze Jahr hindurch mit belebendem Schimmer.

„Von jetzt an begannen mir Jahre, die ich nur als wahrhaft glückliche bezeichnen kann. Ich war ein innerlich ganz verwandelter Mensch; jedes Bedenken, jede Scheu war von mir abgefallen. Meine Briefarbeit nahm ich nur ernster als zuvor; allein sie war mir schon kein schweres Tagewerk mehr, sondern eine Lust und ein leidenschaftliches Bedürfnis. Die Leichtigkeit der Erfindung wuchs mir überraschend; meine Phantasieen quollen längst schon weit über das Bedürfnis hinaus; es ward unmöglich, alles zu Papier zu bringen, was mir an inneren Erlebnissen zuströmte. Schon empfand ich oft eine wilde Freude an meinen maßlos aufwuchernden Lügen, wohl ähnlich der Lust eines spielenden Raubtieres, die tolle Lust, in schrankenloser Freiheit mit den armen Köpfen der Mitmenschen nach meinem Belieben umzuspringen; ich erschien mir wie ein Eroberer in einem überfließend reichen Gefilde, das mir lange hartnäckig widerstanden.

„Allmählich jedoch ermattete dieses bösartige Vergnügen; das Bewußtsein der absichtlichen Täuschung ward dumpfer, sogar das Gefühl der Selbstthätigkeit, des freien Beherrschens der Erfindungen ging mir zuweilen verloren; die Abenteuer kamen ungewollt und ungerufen; mein Werk nahm seinen Fortgang mit entzückender Mühelosigkeit.

„So lebte ich ein zwiefaches Leben des Glanzes und der Befriedigung: das eine in Sankt Petersburg und das andere zu Thannweier im Elsaß — Stolpenburg allein war mir eine leere Hülse, von keinem lebenden Kerne gefüllt. Die Kollegen, die einzigen Menschen, mit denen ich hier doch eine äußere Gemeinschaft hatte, waren mir gleitende Schatten; ihnen gegenüber empfand ich nichts als ein leise sprühendes Gefühl der Über-

legenheit, daß sie so gar keine Ahnung hatten, wer ich war, wer ich jeden Augenblick sein konnte, sobald ich befahl, der Domerbauer von Sankt Petersburg, der Ehrenheld von Thannweier; die gleiche Überlegenheit freilich empfand ich dann auch wieder vor meinen guten Elsässer Pfahlbürgern, daß der arme Zeichenlehrer aus Hinterpommern ein so übermütig geistreiches Spiel mit ihnen zu treiben vermochte.

„Die Gestalten meiner Träume erschuf ich mir nun nicht mehr, sie erschufen sich selbst, und sie wurden immer lebendiger, kecker, wirklicher und greifbarer. Oft empfand ich mein malerisches Unvermögen schmerzlich; ich hätte so gern die Gesichter, die mir besonders gefielen, in einer Zeichnung festgehalten. Später jedoch fühlte ich nicht einmal dies Bedürfnis mehr: sie standen in meiner Phantasie viel fester, als in der schärfsten Zeichnung möglich gewesen wäre.

„Allmählich sammelte ich um mich einen geschlossenen Kreis von Gestalten; neue Eindringlinge wurden nicht mehr gern gesehen; ich hatte die geheime Furcht, die Herrschaft über sie zu verlieren. Übrigens gehörten diese Gestalten sämtlich der Petersburger Gesellschaft an, ohne daß sie jedoch an den Ort ihres Ursprungs gebunden blieben: sie machten Reisen mit mir und besuchten mich in den verschiedensten Städten Rußlands und Deutschlands; nur Thannweier vermieden sie aufs strengste, und Stolpenburg gab es überhaupt nicht für uns.

„Da ich mich auch gern und viel mit Frauen umgab, so konnte es nicht fehlen, daß ich in Liebesverhältnisse verstrickt wurde. Doch hielten sich diese so lange in den engsten platonischen Grenzen, nicht über das Sehnen und Seufzen hinaus, bis endlich die sinnlich glühende Leidenschaft einer jungen russischen Fürstin den zarten Bann durchbrach. Die erste Anknüpfung mit der reizenden Person hatte ich meiner Mutter ebensowenig verschwiegen wie die früheren Begegnungen mit anderen bis zum Scheitern meiner Hoffnung an den gesellschaftlichen und sittlichen Schranken. Diesmal aber mußte ich meine Bekenntnisse plötzlich abbrechen; das kleinbürgerliche Ehrbarkeitsgefühl meiner Mutter würde peinlich berührt worden sein durch die allzu gewaltsamen Ausbrüche einer ungebändigten Leidenschaft, wie sie nur bei solcher halbwilden slawischen Natur verständlich und verzeihlich sind.

„Nachdem ich so zum erstenmal auf diesem verführerischen Gebiete ein Geheimnis ganz für mich gehabt hatte, geriet ich alsbald in die dringendste Gefahr, vollkommen unmoralisch zu werden — ich übergehe die Verwegenheiten wirr umherflackernder Leidenschaften, die Versuchungen, denen ich mich in angstvollem Frevelmut, in scheu antastender Begierde aussetzte — — ich wurde gerettet durch eine neue zartere und tiefere Liebe zu einem deutschen Fräulein aus Kurland, der Tochter eines Grafen Plathe —“

„Mein Gott, das ist ja aber ein fürchterlicher Mensch!“ unterbrach den Vorleser hier plötzlich Konstanze, und er sah, daß eine starke Erregung sich ihrer bemächtigt hatte, ja sogar Thränen in ihrem Auge schimmerten. „Ich bitte Sie, hören Sie auf zu lesen, ich mag nichts mehr hören von der greulichen Geschichte, ich verabscheue den Menschen —“

„Ich gestehe, daß ich schon mehr Mitleid und Teilnahme für ihn empfinde als sittliche Entrüstung,“ versetzte Wiegand ernst; „ich sehe darin eine Krankheitsgeschichte von erstaunlicher Aufrichtigkeit und weiter nichts; doch es ist eine alte Erfahrung, daß gemeinhin das mildere Geschlecht über ungewöhnliche Verirrungen weitaus strenger zu urteilen geneigt ist als wir rauhen Männer.“

Sie errötete und blickte ihn ein wenig betroffen an.

„Sie haben gut reden,“ sagte sie nach einigem Besinnen, „Ihnen ist er stets ein Fremder gewesen, Sie haben niemals jene feine Erlebnisse anhörend und mitfühlend geteilt, nicht wie ich das alles von Woche zu Woche miterlebt. Sie können nicht verstehen, wie widrig und schauerlich es ist, zu denken, daß alle diese Menschen, die er so lebendig zu schildern wußte, niemals gelebt haben, nichts sind als öde, phantastische Schatten. Ich kenne sie ja alle, als ob ich sie mit Augen gesehen, mit ihnen gelebt hätte, den Grafen Stropanoff, die schönen Fürstinnen Wolkonsky, Mutter und Tochter, den kalten Minister Miladowitsch, die boshafte Intrigantin Sonja Korsakoff, die Hünengestalt des Zaren selbst, vor allen anderen aber die liebliche Komtesse Plathe, die mir so von Herzen sympathisch war — und nun ist auch die bloß eine erlogene Puppe! Mir ist beinahe,

als habe er mir eine liebe Freundin getötet; soll ich das nicht abscheulich finden dürfen?"

Wiegand lächelte: „Da muß ich freilich über Ihr hartes Urteil milder urteilen," sagte er, „die Entrüstung über die kaltherzige Hinrichtung einer Freundin ist gewiß kein Zeichen eines kalten Herzens. Übrigens bin ich doch neugierig, ob dieser Herr vielleicht noch den Versuch machen wird, auch Sie, mein Fräulein, zu einem Phantom zu verflüchtigen; ich gestehe, daß ich ihm das allerdings auch ernstlich übel nehmen würde. Mit meiner armen Person hat er ja bereits in gleicher Weise aufgeräumt; wie sagte er doch? Ganz recht, ich bin ihm ein gleitender Schatten — ich habe nicht bemerkt, daß Sie darüber entrüstet waren, mein gnädiges Fräulein."

„Sie haben mir Ihre Leibhaftigkeit heute etwas sehr nachdrücklich bewiesen!" erwiderte sie mit einem leichten Lachen.

„Nun ja," meinte er, „ich habe im allgemeinen auch die Empfindung, daß ich mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde stehe — und doch, wer weiß, für Sie werde ich morgen oder übermorgen wirklich auch nichts mehr als ein gleitender Schatten sein. Um so reizvoller erscheint es mir, dies sonderbare Stück Menschenschicksal Schritt für Schritt bis zu Ende mit Ihnen gemeinsam zu durchleben. Es ist dann immer doch etwas, das Sie zuweilen an mich erinnern wird. Sie müssen aber nicht glauben, daß ich anfangen wollte, sentimental zu werden. Ich meine nur, ich würde es als eine Gunst betrachten, wenn Sie mir gestatteten, in unserer Lesung fortzufahren. Ich mache in allen Stücken lieber ganze Arbeit als halbe."

„Sie haben recht," sagte Konstanze, „bitte, lesen Sie. Der Spuk soll mir nichts mehr anhaben."

Und er las nun weiter: „Es ist das einzige Weib, das ich wahrhaft und ohne Gaukelei geliebt habe. Und gerade sie sollte mir eine verhängnisvolle und schmerzliche Wendung meines Schicksals bringen!

„Es ist wahr, im Anfang sah ich die Züge dieser holden Gestalt noch nicht in voller Deutlichkeit; ein zarter Nebel schien sie zu umfließen, ein geistiger, ätherischer Duft, der meine verlangenden Sinne ihr nicht nahen ließ. Im Anblick dieser reinen, schwebenden und sanft verdämmernden Erscheinung empfand ich zugleich ein seliges Genügen und eine heftige Sehnsucht, meine stille Verehrung zu einer starken Leidenschaft zu verdichten. Doch bemühte ich mich, entgegen meinen sonstigen Erfahrungen, viele Wochen lang vergebens, sie völlig körperhaft zu schauen.

„Da plötzlich geschah das Wunder, das mich zugleich entzückte und entsetzte. Ich fand sie, wo ich sie am wenigsten erwartete, wohin sich noch nie ein Geschöpf meiner Phantasie gewagt hatte, im eignen Hause meiner Mutter. Sie erschien hier unter dem Namen eines Fräulein Konstanze Thewald —"

„Wahrhaftig, er entblödet sich nicht, auch Sie seinen Lügengeistern zuzugesellen!" unterbrach sich der Vorleser mit einem etwas ärgerlichen Lachen, „das wird aber unverschämt! Freilich begreift sich nun Ihre geheime Sympathie —"

Konstanze war rot und dann ein wenig blaß geworden.

„Ich möchte auch gerne lachen über diesen Unsinn," sagte sie, „aber ich kann es nicht; ich finde ihn schauderhaft. Als ob ich mir selbst zu einer Spukgestalt würde. Doch ich will jetzt alles zu Ende hören, ich hoffe dann wieder Fleisch und Blut zu gewinnen. Haben Sie die Güte."

Wiegand gehorchte und las: „Der Augenblick des Wiedererkennens war unsagbar schön und unsagbar fürchterlich. Die ersehnte holde Leidenschaft war da und ergriff mich mit herrlich erschütternder Gewalt. Allein ich hatte alsbald auch das schauerlich klare Bewußtsein, daß ein geheimes Band in meinem Geiste zerrissen sei, daß etwas Grausiges sich unentrinnbar in mir zu vollziehen beginne. Ich suchte und fand auch die Stelle, wo der Riß geschehen war, oder glaubte sie zu finden: ich hatte bisher mit ruhig herrschender Sicherheit die beiden Welten, in denen ich lebte, voneinander geschieden; jetzt war eine Lücke jäh in den trennenden Damm gerissen, und ich fühlte, wie durch diese Lücke die Gespenster meiner Phantasie mit unwiderstehlicher Kraft in die lebende Welt sich hineindrängten. Noch gelang es mir mit qualvoller Anstrengung, sie fernzuhalten; allein beständig folterte mich die dunkle Angst, es möchte plötzlich irgend einer meiner Petersburger Freunde lachend aus einem dieser alten Häuser treten und mich auf offenem Markte begrüßen und entlarven.

Kaum wagte ich mich noch auf die Straße; mit Zittern und Mißtrauen schlich ich an den Häusern hin, wich ich jedem begegnenden Menschen aus; denn jeder konnte eine Gestalt sein, die sich hier eingedrängt hatte, die nicht hierher gehörte. Und unter alledem hatte ich doch die feste Gewißheit, daß all dies Gebaren Unsinn sei, daß nur aus meinem eignen Gehirn der Verräter kommen konnte, der den Leuten die häßliche Wahrheit offenbarte, wer ich sei. Das wußte ich und das fürchtete ich, daß ich mich selbst in einem wirren Augenblick verraten würde; in einem Augenblick der Angst, wenn die russischen Gespenster herandrängten, konnte ich aufschreien und ihnen vor aller Welt, vor meiner Mutter und vor Konstanze zurufen: ‚Ihr seid nichts Wirkliches, ihr seid meine Geschöpfe, und ich bin nicht der, den ihr sucht, ich bin auch nichts Wirkliches!‘ Unaufhörlich belauschte und belauerte ich mich in solcher Sorge; jedes Wort wälzte ich angstvoll tastend in meinem Geiste hin und her, ehe ich es aussprach. Ich fühlte, daß in den weiten Abgründen meiner Seele der Wahnsinn seine Gänge wühlte.

„Am schmerzvollsten gestaltete sich mir der Verkehr mit Konstanzen. Eine schauerliche Unklarheit umwitterte mir ihre süße Gestalt, ein zuckendes Rätsel, das ich nicht zu entwirren vermochte, obgleich ich das Umirren, Abspringen und Taumeln meiner Gedanken deutlich empfand und immer nach dem festen Punkte suchte und immer suchte.

„Wenn ich vor ihr stand, kostete es mich eine übermenschliche Anstrengung, nicht zu ihren Füßen zu sinken und ihre geliebten Hände mit Küssen zu bedecken. Doch ich wußte, daß ich dies nicht durfte, nie und unter keinen Umständen dürfen würde; denn in eben dem Augenblicke, da meine Lippen sie berührten, mußte sie mit unerbittlicher Notwendigkeit entdecken, daß ich für sie eine Wahngestalt ohne Blut und Leben war, eine Ausgeburt ihrer überquellenden Phantasie, eine mit Lebensfarben überkleidete Lüge — alles das, was sie mir hätte sein sollen, wenn sie nicht in fürchterlich süßer Lebensfülle vor mir stünde — — das eben war der Punkt, über den ich nicht hinwegkam, an dem mein Denken zerschellte und zerschmolz, der Knoten, an dem ich vergebens mich zerrend und zupfend mühte: entweder war sie ein Gespenst oder ich; ein drittes gab es nicht. Und daß sie es nicht war, das bewies meine Leidenschaft — denn ich selbst war mir Zeuge, daß man mit solchen Gluten keine selbsterzeugten Gebilde liebt. Aber auch dieser Schluß befriedigte mich nicht; ich wußte genau, daß er falsch war, daß etwas anderes noch dahinter steckte. Aber dies andere war es, das ich nicht zu finden vermochte, und davor ich auch zitterte, wenn ich es fände.

„Tagelang kämpfte ich mit diesen geheimen Schrecknissen; kaum wagte ich bebend flüchtige Blicke auf Konstanzens geliebtes Antlitz zu werfen und mich mit leiser Hoffnung zu stärken und zu bestricken. Dann sagte ich mir wohl mit halbbewußtem Selbstbetrug: ‚Sie naht dir so in dieser schlichten Gestalt, um dir zu zeigen, daß Rang und Stand ihr gleichgültige Dinge sind, daß sie für dich keine Gräfin sein will, sondern einzig das liebende Mädchen, das freudig bereit ist, mit dir auch Niedrigkeit und Dienstbarkeit zu teilen; du darfst sie lieben — —‘ Doch ich glaubte dieser Stimme nur auf Augenblicke, dann stieß ich die Hoffnung von mir, denn ich wußte, daß sie Lüge war, und ich haßte alle Lüge mit so krankhafter Scheu wie eine geheimnisvolle Giftpflanze oder wie ein unterseeisches Scheusal mit saugenden Fangarmen.

„Einmal geschah es mir, daß ich die Augen lange Zeit mit aller Anstrengung nicht loszureißen vermochte von dem bestrickenden Zauber ihrer Schönheit, und ich wußte, daß sie meine Blicke fühlte, und in allem Entzücken verging ich fast vor namenloser Angst, sie möchte sich zu mir neigen und mit so liebevollem Vorwitz den dünnen Faden zerreißen, an den ihr Glaube an mich und mit ihm ihre Liebe gehängt war. — Die süße Gefahr ging vorüber, die Holde verharrte regungslos, von zarter Scham gefesselt; doch ich blieb noch stundenlang wie betäubt und im Innersten erschüttert.

„Da erkannte ich, daß ich etwas thun müßte, meine Seele zu befreien, wenn es noch anginge. Wohl fühlte ich, daß die ruhigen Kräfte meines Verstandes allein nicht mehr genügten, die qualmenden Geister des Wahnsinns zu zähmen und zu bannen; ich war ja nüchtern, sehend und scharf erkennend, und sie wühlten dennoch weiter, ohne daß ich sie zu hindern vermochte. Doch ich wußte ja, woher sie kamen: der russische Spuk war es, der mir die Einheit der Seele zerriß, ihn

mußte ich los werden, dann war ich gerettet. Ich mußte wieder zu der sicheren Empfindung kommen dessen, was ich doch wußte, daß all jene Menschen nichts waren als müßige Erfindungen meines eignen Kopfes, daß ich auch Konstanzen nie in jener gefabelten Welt in Wahrheit begegnet war; ich mußte den unbegreiflichen Widerspruch zwischen Wissen und Glauben zerreißen.

„Dies hoffte ich vielleicht erreichen zu können durch eine Thätigkeit, die mich ganz in Anspruch nähme, die meine wuchernde Phantasie ganz in feste, sichtbare Grenzen bannte und in ihnen festhielt, so lange ich hier verweilte. Das versuchte ich auf folgende Weise mir aufzuzwingen. Gegen Ende des Monats Juli feierte meine Mutter ihren sechzigsten Geburtstag. Das benutzte ich, um die ganze Stadt zu einem Feste aufzubieten, dessengleichen die alten Mauern wohl schwerlich schon gesehen haben. Ich wollte einen historischen Festzug veranstalten, wie dergleichen in den neueren Jahren mehrfach an anderen Orten zu dieser und jener Jubelfeier mit Glück und freilich mit reicheren Mitteln, als mir zu Gebote standen, ins Werk gesetzt worden war. Doch es war auch hier zu erreichen; die große Mehrzahl der leidlich begüterten Bürger mit ihren Frauen und Töchtern wurde ohne Mühe bewogen mitzuwirken: meine Mutter war beliebt unter ihnen durch ihre Regsamkeit und wohlthätigen Sinn, mein großer Name that auch das seinige, und ohnehin läßt sich das rheinische Völkchen die Gelegenheit zu einem absonderlichen und bunten Vergnügen nicht gern entgehen. Das bauliche Ansehen des schönen alten Reichsstädtchens wies von selbst auf die Zeit der Renaissance; meine Kenntnis der Trachten und Sitten dieser glücklichen Epoche war dem Bedürfnisse so gut genügend wie meine Gewandtheit in Tapezier- und Schneiderkünsten.

„Mein Gedanke erwies sich für meinen geheimen Zweck als der glücklichste: mein Eifer entbrannte so stark, daß in feuriger Arbeit alles Grübeln und Träumen von mir wich und ich auf einmal frei von andringenden Nebeln thätig und munter mitten im sonnigen Leben stand. Nicht am wenigsten wirkte meinen Eifer zu schüren, daß es vor allem auch galt, Konstanzen zur stillen Königin des Tages zu schmücken. Ich gab ihr aufs genaueste alles einzelne des kleidsamen Anzugs an, und ihre geschickte Hand wußte meine Winke trefflich zu benutzen. — So brachte ich in wochenlanger Arbeit und mit allgemeiner Teilnahme und Beihilfe ein Werk zustande, das ich als das einzige Kunstwerk meines Lebens bezeichnen darf. Ich kann auch sagen, ich schuf damit den glücklichsten Tag im Leben meiner Mutter.

„In der ersten Morgenfrühe lockte ich diese verabredetermaßen zu einem Spaziergange nach der stattlichen alten Burg hinauf, die unser Städtchen überragt. Mit freudigem Erstaunen fand sie das graue Getrümmer überall mit frischen Kränzen, Tannenzweigen und lustigen Fähnchen geschmückt.

„Als wir nun in dieser Höhe standen und auf das Städtchen hinabschauten, sahen wir es von einem starken Nebel überdeckt, aus dem nur der Kirchturm und hie und da ein höherer Giebel seltsam und inselhaft hervorragte. Mir ward schon bange um den Tag, allein der Nebel stieg nicht, sondern sank, und alles gedieh noch herrlicher, als es geplant gewesen.

„Wie aus einem weißlichen Meere stieg die Stadt uns langsam, feierlich empor, Giebel, spitze Dächer, Erker, Fenster, Straßen thaten sich kund; noch wallte der Nebel leise hin und wieder, als ob er in scherzhaftem Spiele einen Ausweg suchte; hier ward ein Haus wieder eingehüllt, dort ein anderes neu aufgedeckt: und was sich solcherart endlich voll herausarbeitete, war eine neue, wiedergeborene Stadt, prangend in nie gesehenem Festesglanz; Tannenzweige, Stechpalmen, Buchengrün, reich abwechselnd mit allen fröhlichen Farben, die sich durch Fahnen, Tücher und Teppiche entfalten ließen.

„Und nun ward es lebendig in den Straßenzügen von wimmelndem, buntem, fremdartigem Volke; es scharte sich zusammen, zog sich in Richtungen hin, kam in Bewegung und quoll, in sonniger Farbenfülle hinflimmernd, zum Thore hinaus unserm Berge entgegen. Behelmte Reiter auf schweren Schimmeln voran, dann Frauen in Sänften getragen, Jungfrauen mit Zöpfen und leuchtenden Sommergewändern, züchtig schreitend, Konstanze in ihrer Mitte, ihr schimmerndes Goldhaar die meisten überragend; hinter ihnen zu Schutz und Ehre der streitbare Trupp der gewappneten Bürger mit Fahnen und blitzendem Eisen.

„Es war eine Wonne unsern Augen, die herrliche Schar anrücken zu sehen die

Heerstraße entlang, jetzt den steinigen Bergweg hinauf. Der führende Schimmel begann zu schlagen, zu steigen; jetzt brach er los und schoß in mächtigen Sprüngen die Steile hinan; ich zitterte mehr noch vor Entzücken an dem Anblick als vor Sorge um den Reiter; glücklich erreichte dieser die Höhe, bändigte sein Roß und neigte sich grüßend vor meiner glückselig staunenden Mutter. Die anderen folgten in beschleunigtem Trabe, die jugendlichen Fußgängerinnen drängten sich vor, die Sänften überholend, und mit ihnen nahte sich uns in ihrem herrlich heiteren Schritt Konstanze.

„‚Ich habe wahrhaftig noch nicht gewußt, daß sie so schön ist,‘ flüsterte meine Mutter mir zu, und fast mußte ich bekennen, ich hatte es auch noch nicht gewußt.

„Nun folgte ein lustiges Treiben, Wogen, Lachen, Lärmen durch die Gänge und Räume der zu plötzlicher Jugendpracht erstandenen Burg. Tische wurden aufgestellt aus Brettern und Böcken; aus den Sänften entstieg mit den würdigen Patrizierinnen zugleich eine herzerfreuende Fülle von Gläsern, Flaschen und Speisekörben, und ehe man sich's versah, war ein frühes Festmahl im Gange, das in wechselnder Lust mit Tänzen und fröhlichen Aufzügen sich bis an den Mittag hinzog. Es ist selbstverständlich, daß auch ich nicht in meinem Alltagskleide stehen blieb; in einem umschlossenen Burggemache konnte ich mich verwandeln und schritt nun stolz einher in der heiteren und würdevollen Tracht eines glänzenden Kunstmeisters jener Zeit.

„Gegen Mittag kehrten wir zur Stadt zurück und füllten den ganzen Tag hindurch die sonst so stillen Gassen und Häuser mit dem holden Wirrsal des neuen freudesprühenden Lebens. Immer leuchtete Konstanze vor allen geschmückten Bürgertöchtern wie eine Herzogin in lauterer Anmut und Hoheit."

Der Vorleser hielt inne.

„Ist das nun alles auch erdichtet?" fragte er, nicht ohne heimliche Entzückung in das errötende Antlitz seiner Zuhörerin blickend, „oder ich muß sagen: wenn auch nur ein Teilchen davon der Wahrheit entspricht, so hätte ich wohl dabei sein mögen."

„Ich denke, Sie werden die Arbeit seiner Phantasie wohl selbst erkennen," versetzte Konstanze mit einem schalkhaften Lächeln, „nämlich, daß er die Vorzüge seiner Komtesse Plathe immerfort mit aller Gewaltsamkeit ihrer hiesigen armen Vertreterin unterschiebt, ohne daß ich deshalb behaupten will, es hätte in dem schönen Renaissancekleide mit Puffärmeln, Mieder und Zöpfen irgend eine von uns Mädchen hier geradezu mordshäßlich ausgesehen. Denn das ist richtig: alles andere ist zum Verwundern wahr und getreu so geschildert, wie es damals lebendig vor sich gegangen ist, und ich will ihm auch gerne das Recht zugestehen, dies Fest ein echtes Kunstwerk zu nennen. Wer es miterlebt hat, wird es nicht leicht vergessen. Und auch den Anblick der glückstrahlenden Mutter vergesse ich nicht: es ging ihr recht nach dem Herzen, sich so als Königin eines rauschenden Festes verehrt zu sehen, das ja doch im letzten Grund dem Ruhme ihres Sohnes galt. Ich hörte sie nie soviel von der Mutter der Gracchen reden wie an jenem Tage, und das ist meist bei ihr ein Zeichen tiefer Befriedigung."

„Es ist gut, daß wir einmal ein Mittel zur Kontrolle seiner Bekenntnisse zur Hand hatten," meinte Wiegand, „wir können ihm nun mit größerem Vertrauen weiter folgen."

Und er fuhr fort zu lesen:

„Ich fühlte diesen ganzen Tag hindurch eine vollkommene Gesundheit und Frische, selbst meine Leidenschaft wallte in beruhigtem Strome, meine Augen waren begierig weit aufgethan und sogen freudig all die edelfarbige Schönheit auf, meine Seele lag heiter und klar unter dem Sonnenscheine des Glückes.

„Als es jedoch Abend wurde und zu dunkeln begann, erwachte mit den Schatten der Dämmerung in mir ein neues folterndes Angstgefühl: der Gedanke war mir unerträglich beängstigend, daß all die bunte Herrlichkeit nun für immer wieder sollte ins Dunkel tauchen, daß ich die Stadt und ihre Menschen nun wieder im störenden gemeinen Alltagsgewande erblicken müßte. Und am meisten zitterte ich davor, den heute so harmlos fröhlichen Verkehr mit Konstanzen morgen wieder in die alte peinvolle Bahn beklemmenden Zwiespalts einlenken zu müssen.

„In dieser trüben Vorahnung faßte ich den raschen Entschluß, sofort abzureisen und die frisch geschauten lichten Festgestalten ungebrochen in scharfer Prägung mit mir fortzunehmen. Meiner Mutter gab ich als Vorwand das Auftauchen eines großen künstlerischen Gedankens, der einer unverweilten stillen Pflege in Einsamkeit bedürfe: eine

solche Erklärung, das wußte ich, schnitt bei ihr jeden Einwand ab. Von Konstanzen nahm ich keinen Abschied; es wäre eine leere Form gewesen; ich wußte, sie blieb ja doch bei mir.

„So wanderte ich still thalab in die Nacht hinein, das Nachsenden des Gepäcks meiner Mutter überlassend.

„Mit Nachtzügen schlug ich mich durch bis Heidelberg, wo ich noch kurz vor dem Morgendämmern ankam. Den ganzen Tag hindurch blieb ich eingeschlossen im Zimmer meines Gasthofes, denn ich zitterte vor dem Anblick der nüchternen Welt der Wirklichkeit draußen. Statt dessen nährte ich in stundenlangem Halbschlummer beglückt die neuen glänzenden Bilder in meiner Seele.

„Bei Nacht erst wagte ich mich ins Freie, verließ die Stadt und klomm im matten Schein des halben Mondes hinauf zu der wunderbaren Schloßruine, die ich noch nie gesehen hatte. Der Anblick ergriff mich mit übermächtiger Gewalt; ein berauschender Traum im vollen Wachen erfüllte mir die Räume sogleich mit all dem herrlich glühenden Leben, das gestern meine Sinne umjubelt hatte.

„Als ich zurückkam, trug ich in meinem Geiste eine vollendete Klarheit. Ich fühlte mit beseligender Gewißheit, daß ich gerettet war vor dem Dunkel der wühlenden Schrecknis: der Riß in meiner Seele war geheilt, die gefahrdrohende Kluft überbrückt; ich hatte die Einheit meines Lebens wiedergefunden. Ich wußte wieder, wer ich war; ich hatte keine Gemeinschaft mehr mit dem russischen Spuk, der in hohle Fernen vor mir zerflossen blieb; mein Geist verweilte rein und ungeteilt unter den edleren Gestalten der neuen glücklicheren Zeit.

„Ebendieselbe siegreiche Klarheit aber zeigte mir nun auch sogleich in scharfem Licht die neue Riesenaufgabe, zu der ich berufen war. Der Gedanke an Konstanzen war es, an dem dies Licht sich hier zuerst entzündete. Konstanze liebt dich, sagte ich mir, du darfst nicht zweifeln nach dem, was sie um deinetwillen gethan und auf sich genommen hat; allein so wenig ihre große Seele nach Glanz und äußeren Ehren fragt, eines ist doch gewiß: was sie ahnend in dir liebt, ist doch der schaffende, weltgestaltende Genius des großen Künstlers; du hast kein Recht auf ihre heilige Liebe, ehe du das nicht im höchsten und erfülltesten Sinne geworden bist. Mag auch der Genius unzerstörbar in dir weben; für jede andere Seele, auch die liebende, wird er dennoch erst zu einer Wirklichkeit, wenn er in Thaten sich ausstrahlt. Noch hast du nichts geschaffen als ein farbenschönes, doch vergängliches Spiel: ein echtes Kunstwerk aber ist nicht ohne den Gedanken der Ewigkeit. Du mußt etwas leisten, schaffen, zeigen! Vor die Welt mußt du treten und rufen können: ‚Hier bin ich, und hier ist mein Werk!‘ Die Welt soll auf dich blicken und zu dir emporstaunen — du aber wirst die wahre Welt in deiner Konstanze sehen!

„Mit dieser neuen Erkenntnis, die tiefe Sorgen und doch eine freie Zuversicht in ihrem Schoße barg, bin ich in meine Stolpenburger Klause zurückgekehrt. Ich wußte, daß ich leisten würde, was ich leisten mußte; aber ich kannte auch die ungeheuere Arbeitslast, die zwischen mir und meinem Ziele lag: galt es doch nicht bloß dies eine Schloß zu bauen — auch das fürwahr schon ein edles und würdiges Werk —, sondern es galt unendlich über alle Einzelheit hinaus das Neue, das Große, das Unausgesprochene — doch Gott weiß, nicht diese Heldenbürde des Schaffens war es, was mich jetzt von Tag zu Tage mehr bedrückte, ängstigte und quälte: es war das andere, das Kleine, Gemeine, die dennoch ungelöste und noch nicht lösbare Lüge. Die Briefe an meine Mutter, die nun heimlich zugleich Konstanzen galten, wurden mir fortan zu einer überströmenden Quelle stets erneuter Seelenpein.

„Denn ich war genötigt, meine Briefe wie zuvor aus Sankt Petersburg zu datieren: ich konnte ihr den übergewaltigen Geistesschwung nicht zumuten, sich mit mir aus jener ihr geläufigen Welt sogleich in mein neues edleres und wirkliches Dasein zu versetzen. Erst mußte ich mit langer, zäher Mühsal sie vorbereiten und dann zuletzt mein fertiges Werk ihr zeigen; bis dahin war ich verurteilt, sie zu täuschen mit dem trüben Schein unwirklicher Namen. Namen! Es waren nur Namen, die ich erlog, alles andere erzählte ich in gewissenhafter Treue, wie ich es erlebte; und was ich verschwieg, das durfte und mußte ich verschweigen. Aber diese Namen, diese entsetzlichen russischen Namen, mit denen ich den herrlichen Kern der Wirklichkeit umhüllen mußte, wurden mir zu unerträglichen Qualgeistern. Schon das bloße mechanische Schreiben dieser widerwärtig häß-

Digitized by Google

lichen Silben verursachte mir einen körperlichen Schauder und zuletzt nicht selten eine schreckliche Art von Nervenkrämpfen. Die ganze angeborne Wahrheitstreue brannte jetzt zu meinem Unglück in mir wieder auf. Ich kann nicht lügen, kann nicht; es ist mir das Schrecklichste auf der Welt, einen Menschen betrügen zu sollen. Und gar meine Mutter! Mein einziger Trost war der: Konstanzen betrog ich nicht; ihr sonniger Blick, das wußte ich ja, durchdrang alle Nebel dieser Lüge. Sie war bei mir und lebte mit mir all mein Glück und meine Leiden.

„Doch dieser lechzende Drang nach Wahrheit wuchs und wuchs und gebar in mir neue, schrecklichere Ängste. Nicht meiner Mutter allein, es durchwühlte mich mit rastlosem Stachel das zuckende Verlangen, aller Welt mit lautem Freudenschrei es zuzurufen und zu schildern, in wie goldener Zeit und wie schön ich lebte. Selbst vor den sonst so gleichgültigen Kollegen in Stolpenburg drängte es mich mit unerhörtem Kitzel mein Herz zu ergießen und stolz mein köstliches Geheimnis zu offenbaren.

„Noch behielt ich die Kraft, mich zu bezwingen und meiner lüsternen Zunge zu gebieten; doch unablässig plagte mich die Angst, ich möge doch einmal in schwächerer Stunde dem heißen Begehren unterliegen und wirr hinplaudern, was in mir brennt. Und diese Angst ist voll grimmiger Schauer, denn ich weiß mit furchtbarer Gewißheit, was dann meiner harrt: es wird mich die grausige Ironie des Schicksals treffen, für wahnsinnig zu gelten gerade jetzt, wo ich der aus dunklem Abgrund herlauernden Gefahr mit eigner stolzer Geistesthat entronnen bin! Ich weiß es, keiner wird sie mir glauben, die goldene Wahrheit, ehe denn mein Werk vollendet mit vernichtendem Zeugnis vor ihren blöden Augen steht, keiner, keiner — vielleicht nicht einmal meine Mutter! Für wahnsinnig werden sie mich erklären in der kahlen Dumpfheit ihrer staubfressenden Würmerseelen — und dann erbarme sich Gott meiner unglückseligen Mutter! — — —

„Und das Schreckliche ist dennoch geschehen vor wenigen Wochen — oder fast doch geschehen: im letzten Augenblick nur habe ich das äußerste Unheil noch aufgehalten. Ich beging die Tollheit, keinem anderen als unserm Direktor, diesem kalten, öden, mißtrauischen Kritiker, meine Berufung zum Bau des Heidelberger Schlosses mitzuteilen — weiter nichts, das Höhere behielt ich doch für mich, das Große, Unausgesprochene: und zum Glücke waren es gerade seine kalten, öden, mißtrauischen Augen, die mich noch rechtzeitig zur Besinnung brachten. Als ich diese Augen auf mir ruhen fühlte, zuckte ich zusammen und riß mein Vertrauen zurück; ich gab vor, an schlimmen Träumen zu leiden, die mich bisweilen in den hellen Tag verfolgten — eine Krankheit der Nerven offenbar, Überreizung oder wie man es nennen wolle. So gelang es mir, den dummen Teufel diesmal noch zu überlisten; der dürre Kritiker war hier der kindische Narr, mir alles zu glauben.

„Allein ich weiß auch, daß ich seitdem überwacht werde von klugen, freundlichen, langsam bethörenden Blicken, und ich weiß auch, es wird ein Tag kommen, da mein heldenhaftester Widerstand zum andernmal und dann vollkommen erlahmt: ich werde alles, auch das Große, heilig Geheimnisvolle aus offener Seele hinausjubeln in alle Welt; und ich werde rettungslos verloren sein. Denn welche Gewalt hat ein Opfer, das der platte Scharfsinn der Menschen für irrsinnig erklärt, sie zu überzeugen von der überlegenen Gesundheit und Tiefe seines eignen Geistes? Keine; je höher er sie überragt, desto wütender werden sie ihn hinunterzerren und unter ihre Füße treten. Ja, ich kenne mein Schicksal; ich stehe, als sei ein Strick um meinen Hals gelegt und über mir an das Galgenholz gebunden; noch vermag ich auf den Zehen hochgereckt mich so weit über dem Erdboden zu halten, daß sich die Schlinge nicht zuzieht: aber wie lange noch?

„Ich bin gefaßt auf das Schreckliche. Und dennoch will ich kämpfen und schweigen, solange meine arme Menschenkraft es erträgt, schweigen, schweigen, mag auch der wilde Drang nach Offenbarung langsam mein Herz zerfressen.

„Ich habe dieses alles mit eherner Wahrhaftigkeit zu Papier gebracht für euch, die ihr euch dann meine Ärzte nennen werdet, und doch in Wahrheit nicht für euch — denn wie sollte euer armer Scharfsinn das abgrundtiefe Geheimnis, das in mich gelegt ist, je begreifen? — sondern um die Nachwelt zum Richter aufzurufen zwischen euch und mir. Vernichten dürft ihr diese Blätter nicht, ich weiß es, vielmehr werdet ihr sie mit

Freuden offenbaren als lehrreiche Dokumente — o nicht dessen, was ihr meint, sondern in Wahrheit eurer eignen hochmütig hohlen Geisterblindheit. Die Nachwelt wird richten.

„Ich werde ihr hinterlassen, wonach sie urteilen mag. Dem Himmel sei Dank, ich bin auf dem Wege zu meinem Ziele, ich bin ihm nahe. Mein Werk ist im Entstehen. Unscheinbar, glanzlos, gestaltlos noch vor unerleuchteten Augen, wächst es im stillen gewaltig empor; denn kein einzelnes schönes Bauwerk unter anderen schönen ist es, was ich erschaffe, sondern die neue Baukunst selber ist es, die ich erschaffe, die Baukunst von innen heraus, der vielgesuchte, schlechthin neue, wahrhaft moderne Stil der Architektur, der aus diesem reinen Prinzip emporsprießen wird als eine Riesenblume aus tief versenktem Keime.

„Sie ist gefunden und ist verraten, die Zauberformel: von innen heraus. Ich nenne die neue Architektur die fünfte Projektion der Seele. Das Motto heißt: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. So geschieht es in Wahrheit. Die Seele projiziert sich zum erstenmal und gebiert den Körper, der eins ist mit ihr, untrennbar, ihr vollkommen deckendes Wiederbild. Der Körper projiziert sich und gebiert das Kleid — nicht das sinnlos von der Mode geschaffene, sondern das Prinzipialkleid, jedes einzelnen Körpers reines, individuelles Wiederbild. Das Kleid projiziert sich, indem es in dialektischem Prozesse sich zugleich im Raume zersplittert, und gebiert das Möbel. Das Möbel konzentriert sich in fortschreitender und zugleich rückläufiger Dialektik und gebiert die Halle oder den Innenraum. Die Halle projiziert sich, schlägt um (‚krempelt sich,‘ sage ich technisch), veräußert sich, schwitzt aus: das vollendete Architekturwerk ist geboren.

„In meinem Kopfe ist alles reif und fertig; die technische Ausführung ist mir vorgeschritten bis zur dritten Projektion; der vierte Prozeß ist in vollem Flusse; ihn möchte ich noch vollendet sehen vor Beginn der Sommerferien. Die letzte gewaltige Umsetzung wird wohl für sich ein rundes Jahr in Anspruch nehmen.

„Doch mit dem Schauen, der gewissen Hoffnung mischt sich die ewig nagende Angst der Verzweiflung. Das Werk wird gelingen, weil es schon gelungen ist, allein die Welt wird es nicht erkennen. Es werden Jahrhunderte vergehen, bis der ungeheure Gedanke sich durchgerungen hat. Dann wird man meinem Andenken Tempel bauen, die Menschheit wird mit dumpfer Selbstanklage an ihre Brust schlagen, daß sie den Genius, der in mir wohnte, zu Grunde gehen ließ — im Irrenhause! Wer aber tröstet meine unglückselige Mutter? Ich ertappe mich zuweilen auf einem schauderhaften Gedanken; ich sehne ihren Tod herbei.

„Wie Sonnenfinsternis brütet es grau über den weiten Gefilden meiner Seele.

„Wenn sie stürbe, bliebe das Schreckliche ihr erspart.

„Und mehr noch: ich selber könnte ein Ende machen. Ich sehne mich nach dem Ende, nach Erlösung von der Angst, nach Todesruhe.

„Welch eine Wonne, in freiem Sterben der Welt hohnlachend das Donnerwort ins Gesicht zu schweigen: Ich habe euch alle ein Leben lang mit göttlicher Riesenlist betrogen, und das erleuchtende Geheimnis meiner großen Wahrheit nehme ich mit mir ins Grabesdunkel!

„Doch meine Mutter lebt, und ich muß diese Qualen alle weiter dulden.

— — — — — — — — — — —

„Der Besuch des Kaisers bei unserm Kurfürsten gestaltete sich wahrhaft glänzend. Man bewundert allgemein die tiefgehenden Kenntnisse des hohen Herrn auf dem Gebiete der Astronomie und mancher verwandten Wissenschaft. Auch den Künsten zeigt er sich gnädig und voll rechten Verständnisses. Den Schloßbau unterzog er der eingehendsten Besichtigung, daß ein schlechter Werkmeister sich hätte fürchten mögen. Meine Seele blieb ruhig und ernst.

„Nachdem er zu Ende gekommen war, belobte er die Arbeiter, am meisten die Steinmetzen, mir aber schwieg er. Doch als die Herren und ich in ihrem Gefolge den harrenden Hofstaat wieder erreichten, da blickte die kaiserliche Majestät mit einem großartigen Lächeln im Kreise umher und fragte allen vernehmlich: ‚Ich sehe hier in den schönen Westländern des Reiches manche Früchte, die der Osten nicht zeitigt; sollte nicht auch der herrliche Lorbeer hier wachsend zu finden sein?‘

„Mein Kurfürst, seine Meinung verstehend, winkte eifrig, zu einem Gärtner zu schicken. Da trat zu aller Staunen die reizende Hofdame Konstanze von Plathe voll hoher An-

Digitized by Google



Maurenlied. Nach dem Ge[r



…emälde von R. Leinweber

Digitized by Google

mut einen Schritt dem Kaiser näher und sprach, indem sie einen mächtigen Kranz von blühendem Rotdorn, der so herrlich duftet, emporhob: ‚Es sollte Eurer kaiserlichen Majestät bekannt sein, daß Deutschland seine großen Männer mit duftenden Dornen zu krönen gewohnt ist.‘

„Und als der Kaiser ihrem fragenden Blicke mit einem milden Lächeln seine Zustimmung winkte, kam sie strahlend auf mich zugeschritten, der das Knie beugte vor ihr und der Majestät zugleich, und drückte den Kranz mit einer Gebärde von zartester Feierlichkeit auf meine Stirn. Ich merkte, daß die Dornen meine Haut anfritzten und Blutstropfen niederrannen; doch der süße Geruch betäubte meine Sinne so, daß ich nichts empfand als die Entzückung vollkommenster Seligkeit.

„Noch hörte ich den Kaiser vernehmlich die Worte sagen: ‚Beneidenswerter Mann, den solche Hände mit Dornen kränzen.‘ Und dann vergingen mir die Sinne in lauterer Wonne. Als ich aufwachte, lag ich mit jener Hoftracht angethan einsam in meiner Kammer auf dem Ruhebette; der Kranz war verschwunden, doch sein Duft durchwehte mit würziger Kraft den ganzen Raum, und ich wußte, daß Konstanze bei mir gewesen war.“

Hier endete die Handschrift.

Wiegand legte das Heft auf den Tisch und bewahrte, bewegt vor sich niederblickend, ein nachdenkliches Schweigen.

„Beneidenswerter Mann!“ begann er endlich. „Man möchte es auch fast sagen; oder ist der nicht noch zu beneiden, der aus einem verfehlten Leben solchen Ausweg findet? Und doch hat man den Mut nicht zu so zweifelhaftem Neide.“

„Und beweinenswerte Mutter!“ fiel Konstanze ein. „Welch eine schmerzliche Aufgabe für uns, sie so aus ihren Himmeln zu reißen. Ich weiß noch kaum, wie ich den Mut gewinnen soll, ihr diesen zweifelhaften Dienst zu leisten.“

„Die Wahrheit ist schließlich immer ein zweifelhafter Dienst,“ meinte Wiegand, „am meisten auch jene Wahrheiten, die der Menschheit ihren geliebten Aberglauben nehmen. Dieser unglückliche Spilling hat eben auch nur nicht den Mut gewonnen, der armen Frau so wehe zu thun; ich glaube nicht, daß wir ihn zum Muster nehmen dürfen.“

„Sie haben recht,“ sagte sie ernst, „wir dürfen nicht zögern, sie aufzuklären. Lassen Sie mich vorangehen und leise vorbereiten; dann mögen Sie kommen und mir helfen, den schmerzenden Schlag zu thun. Vielleicht eine Stunde nach mir, möchte ich Sie bitten. Oder sollten Sie etwa noch den Zorn des Volkes fürchten —“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Mit Ihnen im Bunde, nein!“ rief er heiter. „Und ich denke, ich habe auch keine Ursache mehr, denn wer kann gegen mich zeugen als Sie allein? Wer hat meinen gefährlichen Leumund verschuldet als Sie allein? Sie werden die Wunde heilen, die Sie geschlagen haben.“

Sie errötete leicht. „Im Notfalle wissen Sie ja auch verborgene Wege zu finden,“ lachte sie, „und ungesehen ins Haus zu dringen. Gebrauchen Sie Ihre kühnen Künste, wenn es nötig wird. — Indessen möchte ich gern dies inhaltsschwere Heft gleich mit mir nehmen; es könnte sich doch ergeben, daß ich in einem unvorhergesehenen Falle sein klares Zeugnis schon benutzen darf.“

„Es steht völlig zu Ihrer Verfügung,“ sagte Wiegand, „und ich werde nach der festgesetzten Stunde mich gehorsam zu Ihrer Unterstützung einstellen. Inzwischen genieße ich die Aussicht und die Erinnerung. Möge unser gemeinsames Werk sich glücklicher vollenden, als noch zu hoffen ist.“

Sie reichte ihm die Hand und ging. Sie schritt gesenkten Kopfes am Waldrand entlang und durch die Weinberge hinunter dem Städtchen zu.

Sie fand Frau Spilling in ihrem Garten, wo sie in sichtlicher Erwartung auf und nieder ging.

„Endlich kommen Sie wieder,“ rief die alte Dame ihr entgegen, „liebe Konstanze, ich warte schon lange auf Sie. Mir ist schlecht zu Mute, so sonderbar unruhig. Es nagt eine Angst an mir. Sehen Sie, Kind, was gestern der wunderliche Herr aus Pommern behauptete — es klang ja wie lauter Narrheit und Unverstand — und dennoch, es ist doch zu auffallend, daß auch heute noch kein Brief gekommen ist — und mein Sohn ist noch niemals ungemeldet hier erschienen, er liebt die Überraschungen ganz und gar nicht; wenn nun doch vielleicht irgend etwas Wahres daran wäre — er doch krank wäre, krank in der Fremde, und ich nicht bei ihm! Es könnte zum Beispiel — ich habe mir das

Digitized by Google

langsam zurechtgereimt: es könnte ja so zusammenhängen; und das Rätsel wäre vollkommen gelöst, und wir hätten dem fremden Herrn dann leider sehr unrecht gethan. Ach, wissen Sie, Kind, er sah im Grunde auch gar nicht so recht wie ein richtiger Verrückter aus, er hat mir im Anfang sogar sehr gut gefallen; ich meine nämlich so: mein Sohn ist auf der Reise krank geworden, ist in der pommerschen Stadt da liegen geblieben, und sehen Sie, um nicht etwa durch Kundgebungen und Ovationen belästigt zu werden, gab er sich einfach für so etwas aus — nicht wahr, für einen Zeichenlehrer, sagte der Herr? — Meinen Sie nicht auch, daß es so sein könnte? Aber dann müßte man doch sofort dorthin reisen — o mein Gott, wenn ich doch den Herrn noch einmal sprechen könnte, um Genaueres zu erfahren —"

„Sie sollen Genaueres erfahren, liebe Frau Spilling," unterbrach Konstanze mit fester Stimme ihren Redererguß, „ich habe soeben den Herrn zufällig noch einmal getroffen, er ist ein vollkommen vernünftiger und obendrein sehr liebenswürdiger Mensch, und Sie sind wirklich auf dem rechten Wege mit Ihrer Vermutung. Ihr Sohn liegt leider erkrankt in jener Stadt Stolpenburg — jedoch nicht lebensgefährlich, fürchten Sie nichts, sein Arzt ist gänzlich ohne Sorge — doch immerhin erkrankt und der mütterlichen Pflege bedürftig — "

Sie schwieg. Sie erwartete einen heftigen Erguß des Schreckens und übertriebenen Kummers zu vernehmen. Statt dessen brach die alte Dame in einen unverkennbaren Freudenruf aus: „Schnell, schnell, Konstanze, wir reisen! Noch heute. Auf der Stelle. O wie herrlich, daß ich ihn draußen aufsuchen und ihn mit eignen Händen pflegen kann. O mein Gott, seit wie vielen Jahren ist das meine heißeste Sehnsucht gewesen, wieder wie einst für ihn schaffen zu dürfen, tröstend an seinem Bette zu sitzen, seine Stirn zu kühlen, seine Hand zu halten und zu streicheln wie einem Kinde, wieder wie sonst seine Mutter, ganz seine Mutter zu sein! Aber nicht wahr, Konstanze, es ist recht frevelhaft und kindisch obendrein, mich zu freuen über eine Krankheit? Doch wenn Sie wüßten, welch ein Glück das ist, so ganz allein über einem Kinde zu wachen, das man an die Welt sonst halb verloren geben mußte — und o wie schnell soll diese Krankheit weichen, ich fürchte sie nicht, nein, nein, sie hält nicht stand vor den heilenden Gründen einer Mutter! — Kommen Sie, Kind, wir wollen uns zur Reise rüsten."

Konstanze horchte lebhaft auf bei diesem seltsamen Freudenausbruche. Mit kühnem Besinnen faßte sie einen schnellen Entschluß.

„Liebe Frau Spilling," sagte sie mit ernstem Nachdruck, „dieses Glück, dies verlorene Glück, wenn Sie es nun wiedergewinnen könnten auf immer — wenn Sie Ihren Sohn der fremden Welt entreißen und wieder ganz allein an Ihrem Herzen halten könnten — wenn es Sie nur eine kleine Entsagung kostete —"

Die alte Dame blickte sie erwartungsvoll und verwundert an.

„Eine Entsagung?" fragte sie. „Glauben Sie, daß es etwas gibt in der Welt, dem ich nicht entsagen könnte um meines Sohnes willen?"

„Und Sie sollen nur einem Gedanken entsagen," fuhr Konstanze eifrig fort, „einem leeren Wahne, einem Schatten, einem Traumbilde ohne Wesen und Wahrheit — und einem Traumbilde ohne Glück — wie oft habe ich Sie sagen hören, der Ruhm sei eine Dornenkrone! und nur diese Dornen sollen Sie vom Haupte Ihres Sohnes reißen, nur jenem Wahn von seinem Ruhme sollen Sie entsagen! Für den öden Glanz des Ruhmes sollen Sie das Glück eintauschen, das Glück für ihn und für sich selber."

Die Frau sah sie mit einem wunderlich verworrenen Blicke an. Plötzlich schien ihr ein Licht aufzugehen.

„Er ist in Ungnade gefallen!" rief sie lebhaft, mit Überraschung, doch ohne Schrecken im Tone. „O, ich verstehe. Und das, meinen Sie, sollte mir schwer werden zu ertragen? Freuen will ich mich, nur freuen. Er wird nur ein freierer Mann sein als zuvor, das ist alles. Was kann einem Künstler von Gottes Gnaden die Ungnade eines irdischen Herrschers sein? Eine bunte Scherbe, die zerbrach und über die er gelassen hinwegschreitet; nichts weiter. Nein, liebe Konstanze, das ist keine Entsagung, die uns schwer fiele; über solche Verluste lächeln wir. Er trägt seine Größe in sich selbst, die heiligen Schätze seines Innern kann niemand ihm rauben."

Konstanze griff diese pomphaft gesprochenen Worte eifrig auf. „O halten Sie das fest, liebe Frau Spilling," rief sie, „und sagen

Sie sich: was kann Ihnen denn der Ruhm bei allen anderen Menschen sein? Wie wenig muß Ihnen der Beifall der niederen Masse bedeuten, wenn Sie sogar eines Kaisers Gnade so leicht verschmerzen! Nicht wahr, und wenn er auch all seinen Ruhm bei den Menschen verlöre, wenn er nichts mehr wäre als ein einfacher Mann, der in stiller Stellung unbeachtet seine Pflicht in Ehren thut und nichts darüber — wenn Sie zum Beispiel die gewisse Nachricht erhielten, er sei der berühmte Künstler gar nicht, für den wir ihn hielten, er sei vielmehr in ruhigem, dunklem Wirken ein geschickter Handwerker oder auch ein fleißiger Zeichenlehrer — geachtet, geliebt, aber ganz und gar ohne Ruhm und äußeren Glanz — nicht wahr, wenn Sie das hörten, Sie würden auch dann die Fassung nicht verlieren, Sie würden auch dann mit echtem Stolze sich trösten und sagen: die Schätze seines Innern, das friedliche Glück eines bescheidenen Herzens — und den Schatz Ihrer Liebe kann ihm auf der Welt doch niemand rauben!"

Frau Spilling war immer aufmerksamer und immer unruhiger geworden; der ernste und dringliche Ton des jungen Mädchens mußte seine Wirkung thun; die Bänder ihrer Flügelhaube wackelten heftig wie die Schwingen eines gefangenen Vogels, der auffliegen möchte, ihre Füßchen trippelten rastlos auf dem Boden umher. Doch als Konstanze nun schwieg, nahm sie festen Stand, legte die Arme übereinander und sprach erhobenen Hauptes: „Fassung? Gute Konstanze, die Mütter großer Männer verlieren die Fassung nicht. Die Mutter der Gracchen sah ihre beiden Söhne sterben und verlor die Fassung nicht; denken Sie von mir nicht kleiner. Aber ich merke, Kind, Sie wollen etwas sagen und finden die Worte nicht — Sie thun so sonderbar — Sie wissen etwas — irgend etwas Unbegreifliches, Großes, das Sie für schwer und schrecklich halten — o ich merke das, Sie bilden sich ein, Sie müßten mich schonend vorbereiten — Sie liebe Närrin, Sie kennen die Kraft meines Charakters nicht, die Kraft zu dulden und zu entsagen — ich bitte, sprechen Sie endlich aus, was Sie ängstigt; Sie quälen mich mit Ihrem scheuen Ausweichen. Was kann es denn Schlimmes sein? Die Krankheit ist nicht gefährlich, sagen Sie selbst mit Bestimmtheit, und ich weiß, daß Sie nicht lügen, nicht lügen können, Sie sind eine ehrliche Natur, ganz wie mein Sohn, der auch in seinem Leben nicht lügen konnte, nicht einmal in Kleinigkeiten — o, es war ganz lächerlich, wie schwer es ihm allezeit wurde, auch nur aus Höflichkeit die Worte ein klein wenig zu einer Notlüge herumzudrehen — — aber Mädchen, so reden Sie doch endlich! Ich will es, sage ich Ihnen, ich will es! Alles will ich hören, was Sie wissen, sofort — o, Sie kennen meinen Charakter nicht!"

„Sie sollen es hören!" rief Konstanze schnell. „Alles sollen Sie wissen — nicht von mir, sondern von Ihrem Sohne selbst. Nur ein Wort noch von dieser Krankheit, wie er sie selbst beschreibt, hören Sie, mit eignen Worten beschreibt, genau, sachkundig und klar, wie kein Arzt es vermöchte — es ist ein Fall besonderer Art, ein Nervenleiden, eine Überreizung des Gehirns, gewissermaßen eine Krankheit der Phantasie —"

„Der Phantasie!" unterbrach sie Frau Spilling. „O, sehen Sie! Er war ein so unendlich phantasievolles Kind! Da ist es kein Wunder, wenn eine Überreizung eintritt. Doch das kann nicht bedenklich sein — seine Phantasie ist riesenstark — er ist ja ein Künstler!"

„Es ist nicht bedenklich," nahm Konstanze mit Ernst wieder das Wort, „zum wenigsten ist die Heilung in sicherer Aussicht: er selbst war der erste, der seine Krankheit erkannt und seinen Ärzten mit bewundernswerter Kunst beschrieben hat. Sie werden das lesen, liebe Frau Spilling, und Sie werden begreifen, daß die Heilung nicht zweifelhaft ist, da er selbst dem Arzte den Weg gewiesen. Es ist nur eine einzige falsche Idee, an der er leidet, und zudem eine Idee, die er aus eigner Kraft im Anfang in sich erzeugt und künstlich groß gezogen hat — mit Schrecken und mit Rührung werden Sie es lesen — was aber künstlich erzeugt ist, muß auch durch Kunst wieder zu entfernen sein, ganz zweifellos: sobald nur Sie, teure Frau Spilling, mit gutem Willen und heiterer Fassung dem Arzte zur Seite stehen — sobald nur Sie aus freiem Antriebe verzichten auf das dornenvolle Glück, einen berühmten Sohn zu haben —"

Die Frau war nun völlig verwirrt und betroffen, noch ohne Verständnis. „Glück?" stotterte sie, jede Haltung verlierend und heimlich schluchzend, „Glück? — Ich weiß

von keinem Glück, will von keinem wissen. Mein Sohn soll glücklich sein. Das ist alles. Ich begreife überhaupt kein Wort von dem, was Sie da reden."

„Lesen Sie, und Sie werden alles verstehen," sagte Konstanze, ihr das Heft überreichend. „Aber ganz für sich allein in Ihrem Zimmer sollen Sie es lesen, ganz ohne Zeugen, auch ohne mich. Sie werden einige schmerzliche Eindrücke dabei in sich zu verwinden haben; doch ich weiß, daß die Mutter der Gracchen nicht die einzige Frau war, die einem großen Schicksale groß ins Antlitz zu sehen wußte."

Bei diesem mit guter Absicht etwas salbungsvoll gesprochenen Anrufe reckte die alte Dame, ihre Verwirrung bekämpfend, sich stolz in die Höhe, empfing das Manuskript in feierlicher Stellung und mit einem kühl vornehmen Kopfnicken, da ihr die ahnungsvoll andringenden Thränen jedes Wort unmöglich machten, und eilte mit einem erzwungenen Schreiten, das immer wieder in ihr hastiges Trippeln zurückfiel, ihrem Hause zu.

Konstanze setzte sich müde und ergriffen auf die Gartenbank und verharrte geduldig in ihrem einsamen Nachdenken. Nach einer beträchtlichen Weile klang die Gitterthür; Wiegand trat herein und schritt vorsichtig näher. Sie ging ihm entgegen und lud ihn ein, bei ihr Platz zu nehmen.

„Es hat sich schneller entwickelt, als ich hoffte," sagte sie ernst, „sie ist bereits beschäftigt, für sich das Heft zu lesen; ich gab ihr alles Schlag auf Schlag, denn ich glaube den Punkt in ihrem Herzen gefunden zu haben, der sie schnell mit ihrem Schicksal versöhnen wird. Sie wird ihren Sohn fortan mit niemand mehr zu teilen brauchen, und sie wird um vieles glücklicher sein, als sie gewesen ist. So wird sie den Schlag ertragen lernen. Wir müssen hier nun warten, bis sie mit ihrem Herzen einig geworden ist."

So saßen sie nun auf der Bank bei einander und besprachen ernsthaft und leise die sonderbaren Dinge, die sie seit gestern wechselvoll zusammen erlebt und an sich hatten vorübergehen sehen.

„Es ist eine so verworrene Mischung von traurigen und lächerlichen Abenteuern," meinte Wiegand, „daß ich nicht weiß, ob ich das ganze Erlebnis morgen noch für etwas Wirkliches halten werde oder für einen bunten Traum — von der Gattung jenes Kaiserbesuches mit der Rotdornkrönung: nur daß ich eben auch im Traum nicht der Gekrönte bin."

„Mir scheint nun diese Mischung gerade recht für seine Wirklichkeit zu sprechen," versetzte sie lächelnd, „ich habe es wenigstens gar zu oft erlebt, daß ich zum Lachen gezwungen wurde, wenn mir recht weinerlich zu Mute war, und daß ich aus innerer Heiterkeit ebenso schnell in die Thränen fiel. Doch ich entsinne mich, Sie halten es nicht so sehr mit der Wirklichkeit. Sie beneideten den Mann, der sich mit einem goldenen Traume begnügt —"

„Ich beneidete den Mann, der seine Träume sich kühnlich zur Wirklichkeit macht," vermerkte Wiegand, „und würde den am meisten beneiden, der seine Wirklichkeit sich zu einem Traume zu gestalten weiß; von beidem ist bei mir nicht die Rede: ich brauche eine schrecklich reale Unterlage, um schön zu träumen —"

„So etwas Reales wird man wohl immer mit solider Erdenfaust erarbeiten oder erkämpfen müssen," meinte sie munter, „und wie ich Sie kennen lernte, haben Sie wahrhaftig recht reichlich das Zeug dazu — im merkwürdigen Gegensatze zu unserm armen Herrn Spilling, dem doch wohl nie im Leben etwas Handgreifliches gelungen wäre, und wenn er auch zehn Talente besäße. Mir scheint, wer so an seiner Mutter haftet, der ist auch bloß für sie allein und nicht für die übrige Welt zu gebrauchen."

„Das mag wohl richtig sein," versetzte Wiegand mit einem hörbaren Seufzer, „es gibt aber auch Dinge von sehr realem Wert, die keine Faust erringen kann und die nicht selten solchen Träumern frei vom Himmel herab in den Schoß fallen. Ich könnte Ihnen zum Beweise die schönsten Dichterstellen hersagen —"

„Mit Anleihen bei fremden Leuten werden Sie auch nicht weiter kommen," bemerkte sie trocken, „das ist eine unreelle Art des Erwerbes; da sollten Sie sich lieber doch auf Ihre gesunde Faust verlassen — ich meine nicht gerade im allzu buchstäblichen Sinne, am wenigsten, wenn Sie sich von schutzlosen Frauen Gehör erzwingen wollen — still, ich bitte Sie, da kommt die arme Frau, die jetzt vor uns gewißlich von Herzen schutzlos dasteht —"

Sie wies auf Frau Spilling, die eben aus dem Hause kam, noch königlicher schreitend auf ihre kleine Art als je. Als sie Wiegand erblickte, trat sie schneller auf ihn zu und sprach mit ihrer würdevollsten Herablassung: „Ich habe erst jetzt begriffen, mein Herr, welch eine edelmütige Anteilnahme an fremdem Geschick Sie hierher zu uns geführt hat. Ich kann nichts thun, als still Ihnen danken. Und auch dafür danke ich Ihnen besonders, daß Sie dies Schriftstück mir anvertrauten, daß Sie Vertrauen hatten zu meiner Fassung, zu der Kraft meines Gemütes, auch Schweres zu ertragen — o, Sie wußten, daß Mütter großer Männer auch dem Unerhörten gewachsen sind —"

Sie stockte einen Augenblick, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schien sich zu verwirren. Doch schnell gewann sie sich wieder und sprach mit fast noch gesteigerter Hoheit weiter: „Ich begreife wohl, daß Sie in Ihrem Innern lächeln über die seltsame Frau, die immer noch nicht von der eingebildeten Größe ihres Sohnes lassen will. Ja, so können Sie denken, der Sie ihn nicht kennen! Und wer kennt ihn in aller Welt denn außer mir? Und so weiß auch keiner, welches seine wahre Größe ist. Es mag ja sein, wie er selbst behauptet, daß ich sein Talent und sein Kunstgenie überschätzt — o, mein Herr, und er war doch ein so phantasievolles Kind! Alle Leute merkten es und sagten: Welch ein interessantes Kind! Aber das Richtige habe ich doch erst jetzt erkannt: im Gemüt, da liegt seine Größe. Das ist's. Ich hätte es auch eher wissen können und habe es auch gewußt, aber es wollte ja niemand gelten lassen; seine Herren Lehrer haben alle gelacht oder sich erbost, wenn ich ihnen von seiner Gemütsbegabung redete — natürlich, das steht ja nicht im Lektionsplane, und etwas anderes kennen die Herren Schulmeister nicht! — aber es bleibt doch wahr, und ich weiß, was ich weiß. Er ist ein Genie des Gemütes, und wenn ihr alle und die ganze Welt darüber spottet, so sage ich einfach: das versteht ihr nicht. Das versteht kein Mensch als seine Mutter. Und darum bedarf er eurer auch gar nicht und eures armseligen Ruhmes, den ihr doch immer an den Falschen hängt! Natürlich, solche Napoleons und Attilas und Dschingiskhans, die macht ihr berühmt, und die haben von Gemüt wahrhaftig doch so gut wie gar nichts an sich gehabt! Aber so ist die Welt. Und ich glaube nun auch, daß das wahre Gemüt hauptsächlich doch nur in Sachsen gefunden wird. — Kommen Sie, Konstanze, wir wollen uns jetzt zur Reise rüsten; heute abend noch müssen wir fort, vielleicht daß wir den Nachtkurierzug nach Berlin noch erreichen. Aber was zögern Sie? Sie wollen mich doch nicht allein diese große Reise machen lassen?"

„Gewiß nicht, liebe Frau Spilling," antwortete Konstanze, „Sie brauchen nur den Wunsch zu äußern, und ich begleite Sie, wohin Sie wollen. Nur müssen Sie bedenken: in jener Stadt, wo Ihr Herr Sohn wohnt, werde ich Ihnen gewiß von wenig Nutzen sein; oder vielmehr, Sie begreifen, — nach dem, was er über mich geschrieben hat — ich kann nur fürchten, daß mein Anblick für ihn schädlich sein möchte, vielleicht sehr qualvoll aufregend —"

Sie brach mit leichtem Erröten ab. Die alte Dame sah ihr mit großen, erst verwunderten und dann gekränkten Blicken ins Gesicht.

„O ich verstehe," rief sie im Tone kummervoller Bitterkeit, „den armen Zeichenlehrer verschmäht man: den berühmten Künstler hätte man sich eher gefallen lassen. O mein armer, armer Sohn, so verläßt dich denn alles! So bleibt dir in der ganzen Welt nichts mehr als einzig deine Mutter!"

Konstanze war im Begriffe, heftig aufzufahren, allein sie bezwang sich im Mitleid mit der schwer getroffenen Frau und entgegnete mit Gelassenheit: „Wenn Sie mir einen Vorwurf machen, liebe Frau Spilling, so ist er ungerecht. Dieser berühmte Mann — es wäre ja wohl möglich gewesen, daß der Schimmer des Ruhmes mein unerfahrenes Herz für ihn gewonnen hätte: nur durfte er sich dann nicht wie ein Narr vor meinen Augen gebärden, nicht den eitelsten Gecken vorstellen, wie er es that; sehen Sie, damit hat er bei mir sich alles verdorben: er mochte ein berühmter Mann sein, doch ein großer Mann war er mir nicht. Hätte ich freilich gewußt, daß auch das nur Maske war, oder hätte ich von Anfang an ihn als den armen Zeichenlehrer gekannt und so gekannt, wie es mir jetzt der Zufall gab: es ist sehr möglich, daß es dann anders gekommen wäre. So aber —"

„O liebes gutes Mädchen," rief die alte Frau auf einmal und fiel ihr weinend und

aller Würde vergessend um den Hals, „versuchen Sie es! Haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen! Sie werden ihn noch lieben lernen; es muß ihn jeder lieben, der ihn kennt. Und Sie sagen es ja selbst —"

Konstanze befreite sich sanft von ihrer Umarmung und sagte mit freundlicher, doch fester Stimme: „Das ist zu spät, teure Frau, es ist nicht mehr möglich; es ist anders gekommen —"

Sie stockte plötzlich, schwieg und errötete stark: sie sah Wiegands Blicke mit dem freudigsten Aufleuchten auf sich gerichtet. Er machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte er ihr dankend die Hand entgegenstrecken. Augenblicks verwandelte sich ihr Gesicht; ein fremder, kalter Ausdruck dämpfte seine Freudigkeit.

„So habe ich ihn denn künftig ganz, und ganz für mich allein!" sagte Frau Spilling, und es lag fast mehr geheimer Jubel als Betrübnis in dem Ausruf. Nachdem sie sich darauf mit feierlichen Dankesworten von Wiegand verabschiedet hatte, nahm sie einen königlichen Abgang nach dem Hause zu. Konstanze wandte sich schnell ihr zu folgen; er machte einen Versuch, sie zurückzuhalten: eine kühle, steife Verbeugung wies ihn zurück. Betroffen, verwirrt und gekränkt verbeugte er sich gleichfalls und verließ den Garten.

Seine Schweizerreise nahm nicht den glücklichsten Verlauf. Das Wetter zwar begünstigte ihn im höchsten Maße, es schien keine Wolken mehr in der Welt zu geben; allein die Alpen gefielen ihm leider bei weitem nicht so, wie er gehofft hatte. Sie waren ja unleugbar ganz nett und großartig in ihrer Weise, aber was er überall vermißte, war — waren die feineren Formen der Vogesen, deren zart gerundete, edel geschwungene Kuppen ihm ungleich mehr zusagten als diese derb gerissenen, launischen Zacken der Hochalpen. Er war sehr glücklich, als er diese ästhetische Entdeckung gemacht hatte.

Gleich darauf kam ihm ein vermittelnder Einfall: sehr möglich, daß die Alpen aus einer gewissen Ferne gesehen reinere Formen gewinnen. Der Versuch war leicht zu machen. Die Höhe des Jura bot sich dar, ward genommen und erwies eine merkliche Aufbesserung des künstlerischen Stiles der Alpen. Folglich mußten die südlichen Gipfel des Wasgenwaldes unbedingt eine noch günstigere Gruppierung der ungeschlachten Schweizer Bergkolosse ergeben. In der That, die Aussicht vom Belchen entsprach so ziemlich den gehegten Erwartungen: jetzt nur noch ein klein wenig nördlicher, und das glücklichste Verhältnis wird gewonnen sein.

Und eines schönen Tages erschien Herr Dr. Wiegand auf der Waldhöhe über dem Thannweier Thale zwischen den zwei Edelkastanien, von wo aus man allerdings vermöge eines unglücklichen Zufalls gar keine Aussicht auf die Alpen, wohl aber einen bescheidenen, freundlichen Blick auf ein bescheidenes, freundliches Städtchen und eine Umgebung von grünen Weinbergen hat.

Er saß dort sehr lange, eine Stunde um die andere, bis die Sonne sich gegen den Abend neigte. Und da endlich hatte er eine neue ästhetische Entdeckung in die abschließende Form gekleidet: „Wenn sie fühlte wie ich, so wäre sie jeden Tag, den Gott werden ließ, hier herauf gepilgert."

Und er beschloß, immer noch eine Stunde zu warten, bis zum vollendeten Sonnenuntergang. Und dann: dann war die Sonne untergegangen.

Doch er hatte in Wahrheit kaum noch eine Viertelstunde zu warten. Da kam ein helles Sommerkleid in Sicht, gefällig und reizvoll am Waldesrande hinschwebend. Und als es ganz nahe war, hatte er unglücklicherweise einen jähen Anfall von krankhaftem Herzklopfen, sprang auf und tauchte in die Tiefe des Waldesdunkels.

„Einmal ist keinmal," sprach er erläuternd zu sich selber, „es kann ein reiner Zufall sein, der sie gerade heute hier heraufgeführt hat. Wenn sie auch morgen wiederkommt, dann allerdings — aber einen Korb sich zu holen, ziemt dem denkenden Manne nicht."

So verblieb er im Waldesdunkel und nächtigte mehr schlecht als recht im nächsten Dorfe.

Am folgenden Nachmittage war er höchst pünktlich zur Stelle und wartete wie gestern. Und wartete wie gestern nicht umsonst: das schwebende Kleid erschien am Waldesrande, kam näher und näher; und der denkende Mann ergriff die Flucht wie gestern.

„Sie hat es sich selber zuzuschreiben," bedeutete er sich, „jene furchtbar bösartige Abschiedsverbeugung ist noch nicht wett gemacht."

Am dritten Tage aber hielt er stand, tauchte aus dem Waldesdunkel ans Licht heraus und fragte: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, habe ich vielleicht meinen Regenschirm hier vergessen?"

Konstanze ward von Gluten übergossen, stand und sah dem Schicksal in hilflosem Schweigen entgegen.

„Nicht?" fuhr er fort, denn sein erkünstelter Übermut verhalf ihm doch zu wirklichem Mute, „dann muß es etwas anderes sein, das ich hier verloren habe, etwas noch Wichtigeres — es ließ mir in der Schweiz keine Ruhe, bis ich hier nachgeforscht — ich meine — ich glaube, ich meine, mein —"

„Warum fällt sie mir jetzt nicht um den Hals," dachte er, „und macht der peinlichen Verhandlung ein Ende?"

Doch sie that auch nicht andeutungsweise dergleichen, sondern verharrte in ihrem schrecklichen Schweigen, nur daß sie allmählich den Ausdruck der Befangenheit zu unterdrücken wußte.

„Sie muß ein schlechtes Herz haben," dachte er, „mich so zu quälen." Und recht kleinlaut redete er weiter: „Ich meine, ich wollte nur nachfragen, wie es unserm Patienten und seiner Mutter ergeht; ich dachte wohl eigentlich beide schon hier zu finden."

„Mit anderen Worten: mich nicht mehr hier zu finden," fiel sie ein mit einem Versuche, gleichgültig zu lächeln: es wurde aber ein ganz grimmiges Lächeln. „Diese Hoffnung hat Sie betrogen. Sie finden beide noch in Ihrem lieben Stolpenburg, wenigstens wenn Sie recht schnell reisen."

„Ich gedenke aber durchaus nicht schnell zu reisen," rief er fast heftig, „nicht schnell von hier abzureisen — im Gegenteil —"

„Versteht sie mich denn noch nicht? Fällt sie mir immer noch nicht um den Hals?"

Sie aber berichtete mit unheimlicher Gelassenheit: „Mutter und Sohn kehren bald in ihre alte Heimat, nach Sachsen, zurück. Nach allen Nachrichten geht es so gut als möglich. Die Fieberkrankheit ist völlig gehoben und hat zum Glück, so scheint es, alle Wahnvorstellungen mit sich fortgenommen. Der Genesende ist glücklich, sich mit der Mutter ins reine gesetzt zu sehen, und sie ist glücklicher noch, ihn pflegen und allein besitzen zu können."

„Und jene heftige Leidenschaft?" fragte er.

„Ist auch verschwunden, so hoffe ich, und so hat es den Anschein," erwiderte sie mit einem feinen Erröten.

„Das ist nicht möglich!" rief er lebhaft aus, „eine solche Leidenschaft verschwindet nicht, — auch nicht, wenn sie unglücklich war — ich spreche aus ganz frischer Erfahrung —"

„Jetzt aber ist es Zeit!" dachte er, „oder sie hat wirklich ein schlechtes Herz."

Doch sie überhörte den Zwischenruf ohne das geringste Zeichen menschlichen Mitgefühls und erzählte ruhig weiter: „Das Haus wird verkauft. Ich habe den Auftrag, das Geschäft mit Hilfe eines Agenten, wenn es sein kann, einzuleiten."

„Und dann?" fragte er dringend, „was wird dann aus Ihnen?"

„Dann bin ich wieder heimatlos," sagte sie mit lächelndem Munde, doch nicht ohne einen leisen Nebenton der Wehmut, „bis ich eine neue Stellung finde — irgendwo in der großen Welt."

„Und wenn es nun in Hinterpommern wäre?" fragte er hastig einfallend.

„Der Gedanke ist furchtbar," versetzte sie mit einem wetterleuchtenden Aufzucken der Schelmerei in den Augen, „allein um gute Behandlung und gute Kost ginge man schließlich auch nach Sibirien."

„Die Kost ist vorzüglich in Hinterpommern," bemerkte er eifrig, „ich erinnere nur an Gänsebrüste, große Krebse, fetten Lachs — nur frischer Bärenschinken ist neuerdings nicht mehr aufzutreiben; dafür brauchen Sie sich weder vor diesen noch vor anderen reißenden Tieren zu fürchten, selbst Wölfe laufen wirklich nicht mehr so wild herum, wie Sie glauben, wenn es auch in den Menagerieen noch nicht gelungen ist, sie ganz zu zähmen, aber sie beißen nicht, außer wenn man so unvorsichtig ist, die Hand durchs Gitter zu stecken — mein Fräulein, glauben Sie mir, das Land ist besser als sein Ruf, ich verpflichte mich sogar, Ihnen echte Naturschönheiten vorzuführen: man hat da nämlich die Ostsee in der Nähe — Sie sind geprüfte Lehrerin: sollten Sie sich entschließen können, im Fache zu bleiben — ich meine nicht eigentlich in pädagogischer Thätigkeit, die Ihnen widerstrebt; vielmehr — gewissermaßen — vielleicht als Hausfrau —"

„Nun ist's heraus!" dachte er, „jetzt muß sie!"

Digitized by Google

Und ein Gefühl wie das einer wohlthätigen Ohnmacht überkam ihn für einige Augenblicke.

Sie aber sagte mit Nachdruck, und der schelmische Zug trat kräftiger hervor: „Vertreterin der Hausfrau — warum nicht? In einem guten Hause —"

„Herr mein Gott, Fräulein Konstanze," rief er verzweifelnd aus, „sind Sie aber schwerfällig! Verstehen Sie mich doch endlich — und jagen Sie mich doch fort — oder machen Sie mir noch einmal eine so abscheuliche, so niederschmetternd kalte Verbeugung wie damals, als ich verabschiedet wurde!"

„Aber warum denn?" fragte sie mit boshafter Gelassenheit, „heute haben Sie mir ja noch gar nichts zuleide gethan."

„Und damals?" rief er aufgeregt, „was hatte ich Ihnen damals gethan?"

Sie zauderte ein Weilchen, indessen ihre Wangen sich immer glühender färbten; und endlich sprach sie mit gesenkten Blicken: „Sie hatten die Dreistigkeit gehabt, mich auf einem heimlichen Geständnis zu ertappen, einem sehr, sehr dummen Geständnis — ich glaube, ich sagte, es sei anders mit mir gekommen — und dann hatten Sie die noch viel größere Dreistigkeit, das doch nicht zu benutzen, sondern wie ein thörichter Knabe davonzulaufen — und ich hoffe, das werden Sie nun gleich noch einmal thun und dann aber wirklich sehr, sehr klug und vernünftig damit handeln! Ganz merkwürdig ist mir nur, wie verwegen Sie sich für fremde Leute ins Zeug zu werfen wissen, weder Einbrüche noch Hausfriedensbrüche scheuen, noch gewaltsame Angriffe auf wehrlose Mädchen — und dagegen in eigner Sache —"

Aber da hatte er sie schon bei den Händen ergriffen wie ehedem, rang noch einmal mit ihrer tapferen Gegenwehr und gewann einen Sieg der rohen Körperkraft, der nicht viel leichter, aber bedeutend vollständiger war als jener erste im Winzerhäuschen. Das Ende vom Liede war, daß sie sich kraftlos von ihm küssen ließ und zwar beträchtlich öfter als zwei- oder dreimal.

„Bis zum Herbste werden wir dich jetzt im Hause meiner Mutter unterbringen," sagte er freudig, „es ist dein dauerndes Verhängnis, Müttern ungeratener Söhne Gesellschaft zu leisten und diesen armen Söhnen selbst den Kopf zu verdrehen: aber der eine war heilbar, und der andere ist es nicht. Und im Herbste richten wir uns eine eigne Speisekammer ein mit einem Fäßchen Heringe für die Schultage und saurem Lachs und Gänsebrüsten für den Sonntag."

„Da wird das Leben auszuhalten sein," sagte sie lachend. „Es ist doch wunderbar, wie man zu einer eignen Speisekammer kommen kann! Wer hätte das damals gedacht, als ich beim ersten Anblick dich —"

„Für das hielt, was ich nun wirklich geworden bin," fiel er lustig ein, „ein Mensch, mit dessen gesundem Verstande gar kein Staat mehr zu machen ist — der freilich dafür etwas Besseres gewonnen hat als den Verstand der Verständigen! Wie sagte doch jener Kaiser unsers armen Freundes? ‚Beneidenswerter Mann, den solche Hände mit Dornen kränzen.' Was meinst du zu den Dornen, Geliebte?"

„Sie werden nicht ausbleiben," erwiderte sie, „wie ich mich kenne."

„Es gibt einen alten schönen Spruch," sagte Wiegand,

„Daß man der Dornen nicht acht't,
Das haben die Rosen gemacht.

An den wollen wir uns halten."

„Das wollen wir!" sagte Konstanze.

Sie küßten sich immer noch einmal, blickten zu Thale nieder und sahen die Sonne hinter den Rebenhügeln untergehen.

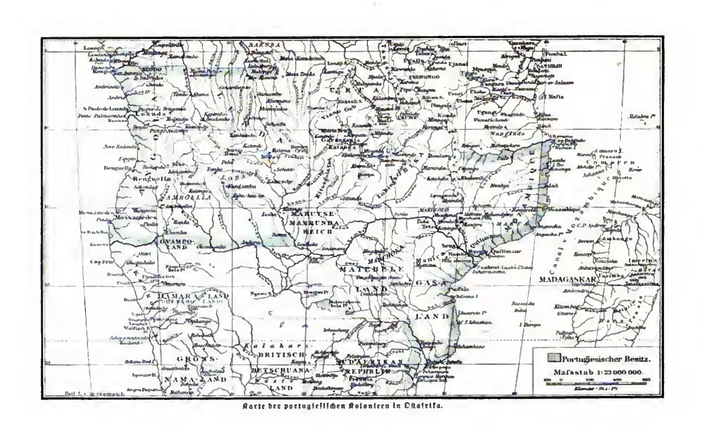
Dann nahmen sie Abschied und gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Die portugiesischen Kolonieen in Ostafrika.

Von Oskar Lenz-Prag.

(Abdruck verboten.)

Bei der sich vor unsern Augen vollziehenden Teilung Afrikas zwischen England, Deutschland, Frankreich und Italien erinnern sich die Portugiesen auch daran, daß sie seit mehr als 400 Jahren sowohl an der West- wie an der Ostküste ausgedehnten Kolonialbesitz ihr eigen nennen dürfen, dessen Grenzen nach dem Innern zu allerdings nie-



Karte der portugiesischen Kolonieen in Ostafrika.

mals genau festgesetzt worden sind. Eigentlich wurden die portugiesischen Volksvertreter jährlich an die Existenz dieser Kolonieen erinnert durch die seit einer Reihe von Jahren regelmäßig eintretenden Defizite in den Budgets dieser überseeischen Besitzungen; aber wiederholte schwache Versuche, diese Kolonieen zu heben und für das Mutterland nutzbar zu machen, scheiterten an der Schwäche der Regierung und an dem Mangel von Verständnis in den weiteren Kreisen. Jahrhundertelange Vernachlässigung und ebensolange während Fehler in dem ganzen Systeme der kolonialen Verwaltung lassen sich aber nicht auf einmal gutmachen. Ein finanziell so schwaches Land wie Portugal wird es auf die Dauer nicht ertragen können, wenn die Budgets allein der ost- und westafrikanischen Kolonieen jährlich mit einem Defizit von etwa $3^1/_2$ Millionen Mark abschließen.

Portugal ist zweifellos die älteste Kolonialmacht in Afrika, aber es war ein anderes Geschlecht, welches zur Zeit Vasco de Gamas lebte; diesem großen Manne, sowie einigen anderen hervorragenden Seefahrern verdankt Portugal nach Entdeckerrecht die Ansprüche an die Besitzungen Westafrikas vom Kongo abwärts bis zum Kunenefluß, sowie in Ostafrika die sogenannte Mozambiqueküste. Portugal gleicht jetzt einer alten, vornehmen, herabgekommenen Familie, die den ehemaligen Glanz ihres Hauses mit schweren finanziellen Opfern durch äußere Formen der ungläubigen Gegenwart bemerkbar machen will. Die Aufrechterhaltung der portugiesischen Kolonieen, die etwa zwanzigmal mehr Fläche umfassen als das Mutterland, ist in der That für Portugal ein der historischen Tradition gebrachtes schweres finanzielles Opfer, und die neueren Kolonialmächte haben jedenfalls ein bezeichnendes Beispiel vor Augen, wie man nicht kolonisieren soll. Hierzu mag aber gleich bemerkt werden, daß wir die Fehler der Portugiesen beim Kolonisieren nicht etwa in dem Verhalten derselben zu den Eingeborenen erblicken, sondern in erster Linie in der schlechten und korrupten Verwaltung. In zahlreichen Fällen hatten wir Gelegenheit zu beobachten, daß der Respekt des Eingeborenen vor dem Europäer in portugiesischen Kolonieen ein viel größerer ist als z. B. in denen der Engländer, wo man den Grundsatz „We are all brethren" in einer Weise zu verwirklichen sucht, die für die Stellung der Weißen geradezu verhängnisvoll ist.

Noch immer aber ist es auch für Portugal an der Zeit, die Vernachlässigung der afrikanischen Besitzungen nach und nach wieder gutzumachen, insbesondere durch Einführung einer geordneten, strengen Verwaltung und Anstellung von ehrlichen und thatkräftigen, aber auch gut und regelmäßig besoldeten Beamten. Früher wurden diese Gebiete nur betrachtet als die unerschöpfliche Quelle für den Export von Sklaven nach Brasilien; dann wurden sie Deportationsgebiete für die gemeinsten Verbrecher; beides trug natürlich nur dazu bei, die eingeborene Bevölkerung noch mehr zu verrohen und zu verwildern. In Wirklichkeit aber könnten die afrikanischen Besitzungen Portugals ein großes Plantagenreich werden, dazu ein wichtiges Absatzgebiet heimischer Industrie, während jetzt fast überall der Handel in fremden Händen ist. Dazu kommt noch, daß die Portugiesen sich besser als irgend ein europäisches Volk für das Leben in den tropischen Gebieten Afrikas eignen und daß sie dort, wo sie die heimische Sitte der Mäßigkeit im Trinken bewahren, im allgemeinen besser gedeihen und länger aushalten als die Vertreter nordeuropäischer Völker; auch wissen sie sich instinktiv mit den Eingeborenen auf einen besseren Fuß zu stellen als letztere.

Die Kolonieen Portugals in Westafrika reichen, abgesehen von einigen Küstenplätzen in Oberguinea, vom Südufer des Kongostromes bis zur Mündung des Kuneneflusses etwa unter dem 17° südl. Br., umfassen also die Landschaften Angola, Benguela und Mossamedes; die Grenze nach dem Innern zu ist unbestimmt; es hing von den Machtverhältnissen der jeweiligen Regierung ab, wie weit dieselbe ihren Einfluß nach Osten hin geltend zu machen suchte. Man gab sich damit wenig Mühe und legte auch weiter keinen Wert darauf, da sich jahrhundertelang niemand um das tropische Afrika zu kümmern schien; erst die neuere Kolonialbewegung, wo um jede Sandbank lange diplomatische Verhandlungen stattfinden, rafft auch Portugal auf, um an Kolonialbesitz zu erhalten, was noch zu erhalten ist. Die Hauptstadt dieser westafrikanischen Besitzungen ist St. Paul de Loanda, zur Zeit des Sklavenhandels eine große, blühende Stadt mit zahlreichen schönen Kirchen und gutgebauten Steinhäusern. Es

Digitized by Google



Negerhütten bei Quilimane.

Digitized by Google

war überhaupt lange Zeit hindurch die einzige nach europäischem Muster gebaute, große Stadt Afrikas; noch jetzt zeigt sich das an den größtenteils verfallenen Kathedralen und an den vielfach noch gut erhaltenen Häusern. Dagegen versandet infolge Verwahrlosung der früher gute Hafen immer mehr und auch die Stadt samt Umgebung sind infolge des Mangels an Vegetation der Versandung preisgegeben. Hier in St. Paul de Loanda war lange Zeit hindurch der Hauptmarkt für den Sklavenexport; von hier wurden diese kräftigen Arbeiter, versehen mit erzbischöflichem Segen, auch wohl massenweise getauft, in die neue Welt befördert, um dort mit ihrer Hände Arbeit die Grundlagen zu bilden für die Entstehung reicher Plantagenstaaten; diese aber werden sich umwandeln in Industriestaaten, in denen die lebendige Kraft afrikanischer Neger ersetzt wird durch die ausgiebigeren Kräfte toter Maschinen. Dann wurden diese Länder Verbannungsorte für schwere Verbrecher; die Garnisonen, die hierher versetzt wurden, betrachteten es als eine Strafe, und mißtrauisch wurde in Portugal jeder angesehen, der aus diesen Kolonieen zurückkehrte. Später etablierten sich verschiedene europäische Handelshäuser an den Küstenplätzen, es entwickelte sich ein lebhafter Handel, Deportierte erhielten Land zur Einrichtung von Plantagen von Kaffee, Zuckerrohr, Tabak &c., und den Mangel an Einkommen infolge des Aufhörens von Sklavenexport suchte die Regierung in Lissabon zu ersetzen durch Einführung unverhältnismäßig hoher Export- und Importzölle, die den Handel schädigten, aber doch nicht die erhoffte reiche Einnahme brachten, eben infolge schlechter Beamtenwirtschaft. Erst ganz neuerdings thut man etwas für das Land und hat sogar den Bau einer Eisenbahn von St. Paul de Loanda nach dem Innern begonnen, die bereits bis Amboka, etwa 60 Kilometer, befahrbar ist.

Was nun die portugiesischen Besitzungen im östlichen Afrika betrifft, so erstrecken sich diese vom Kap Delgado (etwa unter 11° südl. Br.) bis zur Delagoabai (unter 27° südl. Br.), umfassen also die Mozambiqueküste im Norden und die Küstenstrecken südlich des Sambesi bis über die Mündung des Limpopoflusses hinaus mit dem interessanten Gasalande. Die wichtigsten Küstenpunkte, von denen eine Anzahl von englischen Postdampfern der Castle-Line angelaufen werden, sind von Nord nach Süd: die Insel Ibo, die Pombabai, die Insel Mozambique, Quilimane, Imhamissena, Inhamboio, Sofala, Inhambane, Inhampura und Lorenço Marquez an der Delagoabai. Diese ganze lange Küstenstrecke gehört seit Jahrhunderten zu Portugal, aber der Einfluß dieses Staates reicht hier noch weniger weit in das Innere, als an der Westküste Afrikas, mit Ausnahme am Sambesiflusse, wo allerdings schon seit längerer Zeit einige Handels- und Militärstationen bestehen. Es sind demnach die Grenzen der portugiesischen Herrschaft nach innen, nach Westen, hier ebensowenig fixiert wie in Westafrika, und dieser Umstand rächt sich jetzt, indem er zu notwendigen Verwickelungen mit benachbarten Kolonialmächten führt, wie es der Streit zwischen Portugal und England über die Länder am Nyassasee zeigt, über den wir weiter unten noch einmal ausführlicher zu sprechen haben. Es liegt natürlich für Portugal der Wunsch ziemlich nahe, hier im Süden Afrikas einen quer durch den Kontinent, vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean reichenden Kolonialbesitz zu haben; daß dem nicht schon längst so ist, daran trägt Portugal selbst die Schuld.

Schon seit den ältesten Zeiten kennen wir einen lebhaften Verkehr der Stämme der arabischen Halbinsel mit der Ostküste Afrikas, und schon zur Zeit Vasco de Gamas war das gesamte Küstengebiet, von der Somalihalbinsel angefangen bis zur Delagoabai, von arabischen Händlern besetzt, die wesentlich zur Einführung des Islam unter den daselbst im Laufe der Zeit entstandenen afrikanischen Mischvölkern beigetragen haben. Wo immer Vasco de Gama bei seiner Fahrt um das Südkap Afrikas nach Indien landete, überall fand er bereits mohammedanische Araber, denen Indien wohlbekannt war und die ihm als Piloten dienten. Als 1498 die Portugiesen zum ersten Male in jenen Gewässern erschienen, glaubten die Araber Glaubensgenossen aus der Berberei vor sich zu haben und kamen denselben freundlich entgegen; bald aber merkte man, daß die Fremdlinge politische und religiöse Gegner seien, und seitdem war ein permanenter Kriegszustand zwischen Portugiesen und Arabern. Ersteren gelang es im Laufe der Zeit, an zahlreichen Küstenpunkten festen Fuß zu fassen; es wurden vielfach feste Burgen



Flußlandschaft bei Quilimane.

Digitized by Google

errichtet, deren Reste man noch mehrfach in jetzt ganz verwilderten Gegenden findet, und dasselbe Ausbeutungssystem, welches die spanischen Konquistadoren ausübten, kam auch hier zur Anwendung. Die Gewinnung von Gold, Elfenbein und Sklaven, jene drei Objekte, die seit dem grauesten Altertum in dem Handelsverkehr orientalischer Völker die Hauptrolle spielten — das war das einzige Bestreben der christlichen Eindringlinge, und jedes Mittel hierzu war recht. Die portugiesischen Kolonieen erreichten in der That im XVI. Jahrhundert eine hohe Blüte, Militär und Geistlichkeit waren die Stützen der Herrschaft; als aber der Zufluß von wertvollen Produkten nach Europa nachließ und man anfing, die kostspielige Militärmacht zu verringern, erhoben sich Araber und Neger gegen die Herrschaft der Portugiesen; Engländer und Holländer suchten ihnen Konkurrenz zu machen, besonders aber waren es die immer mächtiger werdenden Sultane von Maskat, welche die Besitzungen der Portugiesen, die ihre Macht unterdes weit nach Norden, bis über Mombas hinaus, ausgedehnt hatten, auf das ernstlichste bedrohten. Das Kriegsglück war wechselnd, und in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelang es den Portugiesen nochmals, sich fast der ganzen Ostküste zu bemächtigen; aber die ganze nördliche Partie ging doch bald wieder an die Araber verloren, mit dem Falle von Mombas (das jetzt bekanntlich die Engländer zur Hauptstadt ihres Gebietes nördlich von den Distrikten der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft machen werden) hörte hier die Herrschaft der Portugiesen auf; seit 1740 beschränkt sich ihr Einfluß auf die vorhin erwähnten Küstenstrecken zwischen Kap Delgado und Delagoabai.

Neben den Arabern von Maskat finden wir aber auch schon seit Jahrhunderten indische (buddhistische) Händler in Ostafrika, besonders sogenannte Banianen aus der Gegend von Bombay, sowie einige große und angesehene Parsenfamilien, die sich in Indien niedergelassen haben und ihre sehr intensive Handelsthätigkeit auch auf Ostafrika ausdehnen. Die Verhältnisse zwischen Indiern und Arabern, die sich beide als Fremdlinge in Ostafrika betrachten und nur zur handelspolitischen Ausbeutung hierher kommen, haben sich nun im Laufe der Zeit in folgender Weise geregelt: die Indier und Parsen sind sämtlich britische Unterthanen; die Araber sind Unterthanen des Sultans von Maskat und erkennen größtenteils die Autorität des Sultans von Sansibar an, der bekanntlich ein Bruder desselben und in gewisser Beziehung von ersterem abhängig ist. Die Indier, als äußerst friedliche, dabei aber höchst raffinierte Kaufleute, haben sich überall, vom Somaliland bis nach Natal hinab, an allen Küstenpunkten als Groß- und Kleinhändler etabliert und geben den gleichfalls über diese Küstengebiete verstreuten Arabern und Halbarabern Kredit in Waren, um im Innern Afrikas Elfenbein zu erwerben. Daher finden wir nun diese Maskater Araber vom Viktoriasee im Norden bis über den Sambesi hinaus im Süden, und von Sansibar im Osten bis zu den Stanleyfällen am Kongo im Westen, überall mit indischem Gelde für die Banianen und Parsen Elfenbein kaufend.

Bei dem Mangel an Kommunikationsmitteln sind nun diese Araber genötigt, große Massen von Trägern für den Transport der Güter zu halten; da sich dieselben natürlich nicht gutwillig finden, so kauft man sie von einheimischen Häuptlingen, raubt auch wohl gelegentlich ein paar Dörfer aus. An der Küste bei Sansibar wurde nun früher der von den Strapazen der Reise übriggebliebene Rest dieser Träger als Sklaven nach Arabien verschifft; seit dem Vertrage Sir Bartle Frères mit dem verstorbenen Sultan Said Bargasch geschieht dieser Sklavenexport im großen wenigstens nicht mehr; hin und wieder mögen wohl einige kleine Dhaus (Segelboote) versucht haben, von Sansibar oder irgend einem anderen Küstenorte aus einige Sklaven nach Maskat zu schaffen, aber seit der strengeren Bewachung der Küsten wird auch das immer seltener. Die in indischen Wucherhänden befindlichen arabischen Händler sind durch ihr Geschäft zur Erwerbung von unfreiwilligen Trägern gezwungen worden, und wenn mit Recht gewisse Grausamkeiten und Brutalitäten der Araber gegenüber der eingeborenen Bevölkerung Afrikas strengstens verurteilt werden müssen, so fällt doch indirekt ein Teil der Schuld jenen feigen und heuchlerischen indischen Wucherern zu, die, selbstbewußt auf ihre Eigenschaft als britische Unterthanen, eigentlich mehr zu verurteilen sind als die Araber.

Die gegenwärtigen Besitzungen der Portu-



Straße St. Domingo in Quilimane.

Digitized by Google

giesen in Südostafrika stehen unter einem Generalgouverneur, welcher in der Stadt Mozambique, die nahe der Küste auf einer kleinen Koralleninsel errichtet ist, residiert. Das diesem Generalgouverneur unterstehende Gebiet, dessen Größe von den einen zu etwa 990 000 Quadratkilometer, von anderen zu 1 250 000, von manchen sogar mit noch bedeutend höheren Zahlen angegeben wird, ist gegenwärtig in neun Distrikte geteilt, welche von Gouverneuren, die im Range eines Majors stehen, verwaltet werden. Ebensowenig, wie man die Größe des von Portugal beanspruchten Gebietes mit nur einiger Genauigkeit angeben kann, ebenso unsicher ist die Zahl der Bevölkerung. Für die eigentlichen Küstengebiete nehmen die Portugiesen mehr als 300 000 Bewohner an (darunter wohl nicht viel mehr als 1000 rein Weiße); dagegen gibt es im Innern stellenweise sehr dicht bevölkerte Gegenden. Nachdem die Grenzen des portugiesischen Gebietes überhaupt nicht genau feststehen, ist es auch ganz müßig, derartige, nur auf Schätzung beruhende Angaben zu machen. Die erwähnten neun Distrikte der Kolonieen sind in der Richtung von Nord nach Süd folgende: 1. Distrikt Kap Delgado mit dem Handelsplatze Ibo auf der gleichnamigen Insel, sowie den kleinen Koralleninseln Wamisi, Matemo, Mahato, Kerimba rc. Der Fluß Rovuma bildet hier auf eine Strecke die Nordgrenze der portugiesischen Besitzungen; 2. Mozambique, Insel mit der Hauptstadt; 3. die Inselgruppen Angoscha nebst dem benachbarten Festlande, Hauptort Angoscha; 4. Distrikt Quilimane und Sena, umfassend das Gebiet des Flusses Quaqua und den Unterlauf des Sambesi bis zu der Militärstation Sena, Hauptort Quilimane; 5. Tete und Sumbo, die Gebiete an beiden Seiten des Sambesi aufwärts, Hauptort Tete; 6. Sofala mit der Insel Chiloane und der Gruppe der Basaruto-Inseln, Hauptort Sofala; 7. Distrikt Inhambane mit der Stadt Inhambane; 8. Lorenço Marquez an der Delagoabai, und endlich 9. der neuerdings wegen seines angeblichen Goldreichtums mehrfach besuchte Distrikt Manika, landeinwärts von der Sofalaküste gelegen, im Norden des sogenannten Gasalandes; Hauptort Villa Guveia. Jedem dieser Distriktsgouverneure steht eine Anzahl meist schwarzer Soldaten zur Verfügung; die Hauptmasse derselben befindet sich in den Distrikten Quilimane und im Sambesigebiete, als den für den Handel jedenfalls wichtigsten Provinzen. Die Kolonie Mozambique ist durch zwei Deputierte im Parlamente in Lissabon vertreten; die geistlichen Angelegenheiten werden von einem in der Stadt Mozambique lebenden Bischof geleitet, der unter dem Erzbischof von Goa steht. Dem eigentlichen Generalgouverneur, wozu man gewöhnlich einen höheren Marineoffizier wählt; steht ein aus öffentlichen Beamten zusammengesetzter Regierungsrat (Conselho do governo) zur Seite. Ferner existiert ein Finanzkomitee, ein Komitee für öffentliche Arbeiten und für Gesundheitspflege. Einer besonderen Pflege seitens der Gouverneure erfreuen sich die Zölle, welche man für den Export von afrikanischen Produkten, besonders aber für den Import europäischer Waren eingeführt hat, und deren Höhe wiederholt Veranlassung zu Beschwerden seitens der fremden Kaufleute gegeben hat.

Wenn man auch auf den Karten einen mehr als 100 000 Quadratkilometer großen Landstrich als portugiesische Kolonie angegeben findet, so kann doch keine Rede davon sein, daß dieses Gebiet wirklich von Portugal beherrscht wird. Der Einfluß der Regierung geht nicht weit über die nächste Umgebung eines mit einer kleinen Garnison versehenen Handelsplatzes hinaus und beschränkt sich vorherrschend auf die Küstengegenden, wo durch Kriegsschiffe die Bewohner geschützt werden können. Das ausgedehnte, größtenteils geographisch noch sehr mangelhaft bekannte Gebiet wird von zahlreichen kleinen Stämmen von Bantu-Negern bewohnt, die wohl früher stellenweise und zeitweise größere zusammenhängende Reiche gebildet haben mögen, die aber jetzt auch hier, wie überall im tropischen Afrika, in Uneinigkeit untereinander leben. Und darauf beruht eben die Möglichkeit, daß ein europäischer Staat mit verhältnismäßig geringer Truppenmacht seinen Einfluß auf große Gebiete erstrecken kann.

Reine Portugiesen leben sehr wenig in dieser Kolonie, dagegen gibt es viele Mischlinge, und unter diesen spielen an vielen Orten die Weiber eine besonders hervorragende Rolle, die in eigentümlichen gesetzlichen Erbschaftsbestimmungen begründet ist. Man hört vielfach von größeren Besitzungen, Plantagen rc., die einer Donna Anna, Donna

Digitized by Google



Ansicht von Luitemane von Schamba Tembo aus.

Digitized by Google

Isabel ꝛc. gehören, welche Damen sich dann als Halbblut zwischen Negern und Portugiesen entpuppen, wobei aber das Negerhafte, auch in Kleidung und Benehmen, stark hervortritt. Im vorigen Jahrhundert wurden, um die Bevölkerung der Kolonie Mozambique zu heben, zahlreiche portugiesische Frauen dahin geschickt, denen man Land schenkte mit der Bestimmung, dort ansässige Portugiesen zu heiraten; diese Ländereien vererbten sich nicht auf die Söhne, die aus diesen Ehen hervorgingen, sondern an die Töchter. Wie in allen tropischen Ländern, blieben aber die Ehen der Europäer bald kinderlos; es fehlte nun thatsächlich an gesetzlichen Erben für diese Landschenkungen, und so gab man diese Besitzungen Töchtern aus Mischehen. Da öfters mehrere solcher Besitzungen in einer Hand vereinigt wurden, so entstand im Laufe der Zeit eine Art Großgrundbesitz, der, im Besitz zahlreicher Sklaven, häufig einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Regierung ausübte, so daß die Portugiesen wiederholt Gesetze gegen die Kumulierung von größeren Grundflächen in einer Hand erlassen mußten.

Der Sambesifluß trennt diese portugiesische Kolonie in eine nördliche und eine südliche Hälfte; erstere wird gewöhnlich schlechthin als Mozambiquegebiet, letztere als Sofalaküste und Gasaland bezeichnet; letzteres zeigt vielfach Steppencharakter, während die nördliche Partie mehr Wald- und Graslandschaft ist. Die Küstenverhältnisse sind nicht besonders günstig, am besten dort, wo Koralleninseln wasserreiche Ankerplätze gewähren, während die Flußniederungen und Mündungsgebiete meist versandet und verschlammt sind, so daß in dem großen, vielarmigen Sambesidelta z. B. nicht ein Arm existiert, durch welchen Seeschiffe in den Fluß einlaufen könnten. Heftige Brandung, dann der starke Mozambiquestrom, in der Nähe des Landes Untiefen und verborgene Korallenklippen machen dieses Gebiet zu einem für die Schiffsfahrt gefährlichen; wo aber nur irgend ein Ankerplatz für Schiffe sich findet, da gibt es auch Handelsniederlassungen: meist kleine Negerstädte, in denen sich bald indische Banianen etablierten; bald kamen portugiesische Beamte wegen der Zölle und vielfach errichteten europäische Handelshäuser von Mozambique und Quilimane Zweigfaktoreien. Die Küstenregionen, besonders im südlichen Teile, sind meist öde, mit Mimosengestrüpp bewachsene Ebenen von steppenartigem Charakter, im Norden sumpfige, waldreiche Niederungen, weiter landeinwärts mit Borassuspalmen bedeckt, während in der Nähe der bewohnten Küsten die Kokosnußpalme in großen Beständen angepflanzt ist; Kopra (getrocknete Kokosnuß) wird thatsächlich ziemlich viel exportiert. Aber auch Plantagen von Baumwolle und Zuckerrohr gibt es, die gewöhnlichen tropischen Früchte gedeihen überall, auch Nutzhölzer gibt es stellenweise und in den Wäldern des Hinterlandes von Quilimane hat man den Muskatnußbaum gefunden. Weiter landeinwärts verläuft dann der Ostrand des südafrikanischen Plateaulandes mit kleinen der Küste parallelen Bergketten. Größere Erhebungen finden sich nördlich des Sambesi, im Süden des Nyassasees, durch welche sich die breite Alluvialebene des Shireflusses (des Abflusses des Nyassa) in nordsüdlicher Richtung erstreckt. Das Klima gilt als ungesund, obgleich dasselbe nach unsern Erfahrungen viel besser ist als an den meisten Plätzen Westafrikas. Heiß ist es allerdings trotz der kühlenden Seewinde; die Regenzeit dauert von November bis April, unterbrochen von einer kleinen Trockenzeit im Dezember und Januar. Eine große Plage bilden in den an Flußmündungen gelegenen Ortschaften, wie z. B. dem wichtigen Quilimane, die Moskitos, während man in den auf Koralleninseln erbauten Niederlassungen diese Insekten weniger zahlreich findet. Die im Innern, besonders in den bergigen Distrikten zwischen Nyassasee und Shirwasee gelegenen Landschaften, die 2—3000 Fuß hoch sind, gehören mit zu den schönsten und gesündesten Teilen des tropischen Afrika.

Die Regierung hat zwar allerhand Pläne zur Hebung der Kolonie, und dahin gehört vor allem Verbesserung der Kommunikationsverhältnisse, also Verbesserung der Flußschiffahrt, Bau von Eisenbahnen und Telegraphen; aber der ganze schwerfällige Gang der Regierungsmaschine, persönliche Interessen einzelner maßgebender Faktoren, vor allem der Mangel an Geld, trotz der bedeutenden Zolleinnahmen, wird diese wohlgemeinten Pläne wohl noch lange nicht zur Ausführung kommen lassen. Der Bau der Eisenbahn von Lorenço Marquez durch das portugiesische Gebiet bis zu der vorherrschend von Holländern bewohnten südafrikanischen Republik ist aller-



Hof im Hause der Schweizer Firma A. Fabre et fils in Quilimane.

dings in Angriff genommen, trotz der vielen Schwierigkeiten, die England diesem Unternehmen entgegenstellte; bekannt ist der Streit, der vor kurzem ausbrach zwischen den portugiesischen Behörden und dem englischen Syndikat, welches die Ausführung der Arbeiten übernommen hatte. Auch am Sambesi hat man kurze Bahnstrecken projektiert, um die schlecht schiffbaren Teile dieses Flusses zu umgehen.

Die importierten europäischen Artikel bestehen wie überall in erster Linie aus den verschiedenartigsten Baumwollstoffen, ferner allerhand europäischen Kurzwaren und Schmuckgegenständen, Waffen und Munition und Spirituosen. Exportiert werden: Elfenbein, und zwar ausschließlich von frischgeschossenen Tieren, Hippopotamuszähne, Tierfelle (Zebra, Antilope, Büffel zc.), verschiedene ölhaltige Samen, besonders Erdnüsse (Arachiden), Kopra. An den Küstenplätzen ist überall Geldverkehr, im Innern dagegen noch Tauschhandel. Auch die Plantagen von Baumwolle fangen an etwas zu tragen; Gold wird gegenwärtig sehr wenig gefunden, denn die goldhaltigen Distrikte stehen noch zu wenig unter portugiesischem Einflusse, als daß dort Europäer mit genügender Sicherheit arbeiten könnten. Wie erwähnt, ist fast der gesamte Groß- und Kleinhandel in den Händen der Banianen, gegen welche die europäischen Kaufleute schwer aufkommen können; deren Geschäfte sind thatsächlich im Rückgang. Am längsten haben sich gehalten ein französisches Haus (Regis aus Marseille) und ein Schweizer Haus (Fabre et fils); die holländische „Oostafrikaansche Compagnie“ hat ihre Thätigkeit eingeschränkt, und das deutsche Haus Scharrer & Tiede hat nur kurze Zeit bestanden. Der Versuch einer englischen Kompanie, am Quaquafluß eine Mohnplantage zu errichten, um Opium zu gewinnen, ist gescheitert, und ebensowenig hat es sich verlohnt, Indigo in größeren Quantitäten anzubauen.

Ebenso wie in den portugiesischen Kolonieen in Westafrika, bestand auch Jahrhunderte hindurch hier im Osten ein lebhafter Sklavenhandel; die Schiffe fuhren um das Kap Horn nach Westindien und Brasilien, und dieser

Digitized by Google

Handel trug der Regierung mehr ein als der Handel mit Naturprodukten. Erst seit 1878 hat der Sklavenexport offiziell aufgehört, aber noch in den sechziger Jahren war der Verkehr mit Sklavenschiffen zwischen Mozambique und Cuba ein sehr lebhafter. Sehr zahlreich war auch die Verschiffung von afrikanischen Negern von Mozambique nach Madagaskar, und die dort lebenden eingewanderten Hova sowie die einheimischen Sakalave bezeichneten einfach jeden vom Festland stammenden Sklaven mit dem Namen „Mozambiquer."

Wie in allen spanischen und portugiesischen Kolonieen, hatte sich auch bald nach Besetzung dieser Länder durch Portugal das Missionswesen eine einflußreiche Stellung zu verschaffen gewußt, und gerade so wie im Westen Afrikas, in Angola, San Salvador ꝛc., im XVI. und XVII. Jahrhundert zahlreiche christliche Kirchen und Negergemeinden existierten, so gab es auch früher im Innern der Mozambiquekolonie Niederlassungen von Jesuiten und Dominikanern, so daß das Christentum seiner Zeit eine viel größere Verbreitung unter diesen Kafirstämmen hatte als heutzutage.

Aber auch hier sind mit Verfall des portugiesischen Ansehens die ehemaligen Kirchen längst verfallen; nicht wenig hat dazu beigetragen die Rivalität zwischen Jesuiten und Dominikanern, und die christliche Gemeinde, welche jetzt dem Bischof von Mozambique untersteht, ist klein; sie besteht nur aus den dort zeitweilig oder für immer lebenden wenigen Portugiesen, sowie einer Anzahl Farbigen und Mischlingen, die im Dienste des Gouvernements stehen oder in Handelshäusern beschäftigt sind. Die große Masse der Bevölkerung hat so gut wie gar keine Religion oder sie kehren wieder zu dem alten Fetischismus zurück, der besonders in den westafrikanischen Kolonieen Portugals zu voller Blüte gelangt ist. Neuerdings haben sich in der Nähe der Küsten wieder Jesuiten angesiedelt, während weiter im Innern, besonders am Shireflusse und Nyassa, englische, resp. schottische Missionare eine sehr lebhafte Thätigkeit entwickeln, allerdings in Gegenden, wo niemals weder die portugiesische Regierung noch die katholischen Missionare irgend einen Einfluß ausgeübt haben. Die jahrhundertelange Benutzung dieser Länder seitens Portugals zur Gewinnung von Sklaven und dann die Benutzung der okkupierten Gebiete als Deportationsort für schwere Verbrecher ist eben auch hier von schlimmem Einfluß auf die Eingeborenen gewesen.

Von all den verschiedenen Militär- und Handelsstationen, Städten und Dörfern dieser portugiesischen Kolonie sind die wichtigsten die Städte Mozambique und Quilimane, erstere als Centralpunkt der Behörden und Sitz des Generalgouverneurs, letztere als bedeutendster Handelsplatz und Ausgangspunkt für die Reise auf dem Sambesi.

Die Stadt Mozambique ist, wie erwähnt, auf einem kleinen, nur wenig Meter über das Meer hervorragenden Korallenfelsen erbaut und ist durch einige alte, starke Fortifikationen vor Überfällen seitens der Eingeborenen geschützt. Die Insel, ganz von Korallenschutt und Sand bedeckt, ist öde, fast baumlos und ohne Trinkwasser; letzteres wird durch Auffangen des Regenwassers in öffentlichen Cisternen, sowie durch Wasserbehälter auf den flachen Dächern der Privathäuser sorgfältig gesammelt, wird auch, wenn genügend vorhanden, zu hohen Preisen an vor Anker liegende Schiffe verkauft, die Tonne bis zu 1 Lstrl. Die Stadt ist von der Festung durch einen kleinen freien Platz getrennt, den man durch Anpflanzung von Palmen und schönblühenden Akazien mit großer Mühe und Kosten zu einer Art öffentlichen Stadtparks verwandelt hat. Die Festung, mit zahlreichen Geschützen armiert, enthält die portugiesischen Truppen, ist Sitz der obersten Behörden und macht einen imposanten Eindruck; gegen Angriffe von Arabern und Eingeborenen haben diese Befestigungen wohl immer genügenden Schutz geboten, ein Kriegsschiff von heute würde der Herrlichkeit aber bald ein Ende machen. Wie alle portugiesischen Städte in den afrikanischen Kolonieen, ist auch Mozambique sehr gut gebaut. Die Häuser sind groß, geschmackvoll, aus festen Steinmauern errichtet, gewähren Schutz gegen die sehr starke Hitze, weshalb auch die übrigens ungemein reinlich gehaltenen Straßen sehr eng sind. Die Stadt enthält mehrere hübsche Kirchen und Kapellen, einige schöne öffentliche Gebäude und hat einen guten, vor Winden ziemlich geschützten und genügend tiefen Hafen, in welchem stets eine ganze Anzahl Kriegs- und Handelsschiffe vor Anker liegen. Sie besitzt ein Post- und Telegraphenbüreau (ein Tele-



Teil von Quilimane.

Digitized by Google



Ankerplatz im Quaquafluß bei Quilimane.

gramm von 10 Worten nach Sansibar kostet etwa 25 Mark, bei Depeschen nach Europa das Wort etwa 5 Rupien = 8 Mark), die größeren Handelshäuser sind gleichzeitig Vertreter der verschiedenen englischen und französischen Schiffahrtsgesellschaften, welche Mozambique anlaufen; diese führen auch meistens die Konsulatsgeschäfte der verschiedenen Nationen; deutscher Konsul war seiner Zeit, und wohl noch jetzt, Herr Philippi. England hat aber einen Berufskonsul daselbst, und zwar den bekannten gelehrten Afrikareisenden O'Neill. Das Meer bei Mozambique ist reich an Fischen, dann aber auch an prachtvollen großen Seemuscheln und Schnecken, sowie reizenden Korallenstöcken, die von den Eingeborenen, welche in ihren kleinen geflochtenen Booten die Schiffe umschwärmen, den Passagieren angeboten werden.

Die Stadt hat allerdings gegen 7000 Bewohner, davon sind aber nur wenig Europäer, ziemlich viel indische Banianen, die den ganzen Kleinhandel sowie den Geldwechsel in den Händen haben, und das übrige sind Mischlinge und Neger. Wie fast an der ganzen Ostküste, vom Somaliland an bis zu der englischen Kolonie Natal hinab, cirkuliert als Hauptmünze die indische Silberrupie, auch indisches Kleingeld; daneben findet sich selten altes portugiesisches Silbergeld in Form von rechteckigen, mit Stempel versehenen, rohbearbeiteten Silberklumpen. Portugiesische Mischlinge aus der ostindischen Kolonie Gorré finden sich gleichfalls nicht selten in Ostafrika; eine recht gute Musikbande des Sultans von Sansibar z. B. besteht aus Gorréesen.

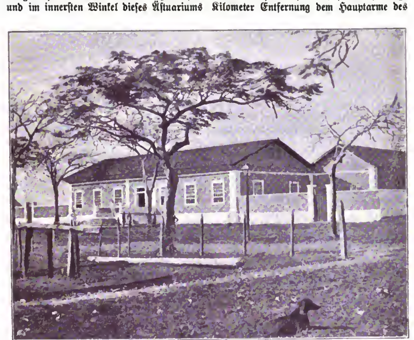
Als Handelsplatz ist die Stadt Mozambique weniger wichtig, da gerade hier das gegenüberliegende Festland schwer zugänglich ist, überhaupt noch zu den am wenigsten durchforschten Gebieten Ostafrikas gehört. Ein größerer, schiffbarer Fluß mündet hier nicht, und das Eindringen mit eingeborenen Trägern in die von mißtrauischen Eingeborenen besetzten Gebiete ist sehr umständlich. Mozambique ist eben nur wichtig als Sitz des Generalgouverneurs, des Bischofs, der oberen Behörden und der Konsuln; und von hier aus erhalten die Distriktsgouverneure ihre Ordres, und portugiesische Kriegsschiffe besuchen von Zeit zu Zeit die einzelnen Küstenplätze.

Während die ostafrikanische Küste von Kap Delgado bis Mozambique im allgemeinen in nordsüdlicher Richtung verläuft, wendet sich dieselbe dann nach Südwest und bildet eine weite flache Bucht, in welche der Hauptstrom Südafrikas, der Sambesi, mündet. Eine lange Kette von Korallenriffen und Koralleneilanden begleitet anfangs diese Küste in durchschnittlicher Entfernung von 20 bis 30 Kilometer Entfernung, wodurch ein Streifen Wassers zwischen offenem Ozean und Festland abgeschnitten wird, der an zahlreichen Punkten günstige tiefe Ankerplätze liefert.

Digitized by Google

Aber bald haben wir sumpfige Flachküsten mit versandeten Flußmündungen, und selbst das große Sambesidelta hat, wie erwähnt, keinen Arm aufzuweisen, in welchem zu jeder Zeit Seeschiffe einlaufen könnten. Wohl haben es einzelne Schiffe bei hoher Springflut wiederholt versucht, über die vorliegende Sandbarre hinwegzusegeln, und auch manchmal mit Erfolg, aber es blieb doch immer ein riskantes Unternehmen. Daher kommt es denn, daß wir an den Mündungen eines so großen Stromes keine Stadt, keine nennenswerte Ansiedelung finden, und dieser Umstand war zweifellos für die Entwickelung der Hinterländer sehr ungünstig. Die Nachricht, welche neuerdings auftaucht, daß ein englischer Kapitän eine permanente Fahrstraße in den Sambesi gefunden haben will, bedarf doch noch sehr der Bestätigung; denn wir besitzen schon lange recht genaue englische Admiralitätskarten von jenen Küstengegenden. Dagegen ergießt sich nördlich von den Sambesimündungen der kurze Küstenfluß Quaqua mit einem weiten und langen Mündungstrichter in den Kanal von Mozambique, und im innersten Winkel dieses Ästuariums liegt die wiederholt genannte portugiesische Stadt Quilimane, die gegenwärtig unter allen Handelsplätzen der ostafrikanischen Besitzungen Portugals den ersten Rang einnimmt.

Der Quaqua hat im allgemeinen von seinem Quellgebiete an ein gewundenes, von West nach Ost verlaufendes Bett bis zu der erwähnten Stadt; dort biegt der Fluß scharf nach Süden um und erweitert sich zu dem langen Ästuarium, welches von NNW nach SSO verläuft. Während der Mündungstrichter breit und tief ist und eine große Wasserfülle enthält, so daß große Seeschiffe bis dicht an die Stadt Quilimane herankommen können, verengt sich das Flußthal gleich oberhalb der Stadt in auffallender und rascher Weise; das Bett ist tief eingeschnitten in die weichen, lehmigen Alluvialmassen, aber die Wassermenge des Flusses ist eine ungemein geringe, so daß bald nur noch Kanoes verkehren können. Weiter oberhalb besteht der Fluß nur noch aus einer schmalen tiefen Schlucht mit einer minimalen Wasserrinne, und hier nähert er sich bis auf wenige Kilometer Entfernung dem Hauptarme des



Gebäude der Schweizer Firma A. Fabre et fils in Quilimane.

Digitized by Google



Hafen der Stadt Mozambique.

Sambesi. Die Erosion geht ununterbrochen vor sich, noch befördert durch merkwürdige, zeitweise sehr heftig auftretende Fluterscheinungen, und es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die schmale und flache Scheidewand zwischen beiden Strömen einmal durchbrochen wird und der Sambesi einen Teil seiner Wassermassen dem Quaqua zuführt; dieser würde dann den zukünftigen nördlichsten Arm des Sambesideltas bilden. Übrigens vereinigen sich schon jetzt während der Regenzeit beide Gewässer, da dann die niedrige Ebene zwischen beiden Flüssen überschwemmt ist; auch besteht bereits ein anderer seichter, nicht immer mit Wasser angefüllter Kanal zwischen diesen so nahe bei einander gelegenen Strömen. Die erodierende Wirkung des Flusses ist so groß, daß dicht am Ufer gelegene Handelsfaktoreien verlassen und mehr landeinwärts errichtet werden mußten.

Die Einfahrt in das Ästuarium des Quaqua ist nun beständig für große Seeschiffe offen, da sich eine tiefe Wasserrinne in der auch diesem Flusse vorgelagerten Sandbank befindet, und so bildet der Quaqua mit der Stadt Quilimane den eigentlichen Hafenplatz für das Sambesigebiet. Es gehört ja mit zu den Projekten der portugiesischen Regierung, den Quaquafluß zu regulieren und durch einen Kanal mit dem Sambesi zu verbinden, so daß die kostspielige und langwierige Bootfahrt auf dem Quaqua vermieden und die Sambesidampfer sofort die Ladung in Quilimane löschen und laden könnten. Es wäre das ein sehr nützliches Unternehmen, da doch bei einem einmal eintretenden natürlichen Durchbruch der schmalen Scheidewand zwischen Sambesi und Quilimane und bei dem plötzlichen Hereinbrechen bedeutender Wassermengen eine große Gefahr für die tiefgelegene Stadt Quilimane, sowie für die zahlreichen Plantagen in der Umgebung entstehen würde.

Einen ganz anderen Eindruck als die Felsenstadt Mozambique macht nun das mehrere Meilen landeinwärts am Quaqua-Ästuarium gelegene Quilimane, oder wie es auch offiziell genannt wird, Saõ Martinho, während es die Eingeborenen Tschuambo nennen. Eine weite, flache, stellenweise sumpfige und morastige Ebene erhebt sich nur wenige Fuß über den Fluß, und ganz eingeschlossen von schönen, ausgedehnten Palmenwäldern (meist angepflanzte Kokosnuß) liegen die überaus zierlichen, villen-

Digitized by Google



Hauptstraße in Quilimane.

Digitized by Google

artigen Häuser der Stadt, vielfach von Gärten umgeben, und selbst in den Straßen findet sich eine herrlich blühende, üppige Tropenvegetation. Diese schöne Lage inmitten einer reichen und interessanten Flora, der heitere Anblick der hübschen kleinen, mit Veranden und Säulen geschmückten Häuser, die aus den verschiedensten ethnographischen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung, ein äußerer Anstrich von Wohlhabenheit und Behagen müssen auf jeden einen überaus wohlthuenden Eindruck machen, besonders aber für einen Reisenden, der jahrelang in den Wildnissen des Innern gelebt und hier zum ersten Male wieder europäisches Leben und Treiben, vermischt mit indischem und afrikanischem, vor sich sieht. Trotz der tiefen Lage der Stadt und der Nähe der Sümpfe, sowie von Terrains, die den Überschwemmungen ausgesetzt sind, ist das Klima nicht so schlecht, als man annehmen möchte, und wenn man auch hier manchmal jene Bleichgesichter sieht, wie sie in Westafrika schon typisch sind, so ist wohl in den meisten Fällen unmäßiges Leben daran schuld. Die größte Mehrzahl der Europäer, die wir hier zu sehen Gelegenheit hatten, war von vortrefflichem Aussehen. Eine äußerst lästige Plage in dieser Stadt bilden nun allerdings die Moskitos, welche den Aufenthalt im Freien nach Sonnenuntergang — neben den frühen Morgenstunden die angenehmste Tageszeit — fast unmöglich machen.

Die Stadt wurde vor etwa $3^1/_2$ Jahrhunderten gegründet und war gleichfalls lange Zeit hindurch, bis tief in unser Jahrhundert hinein, Ausfuhrplatz für Sklaven nach Brasilien und Madagaskar. Dieselbe ist erst seit dem Jahre 1853 fremden Händlern durch die Portugiesen zugänglich gemacht worden.

Von den 2000 bis 3000 Bewohnern in Quilimane ist allerdings nur ein geringer Bruchteil weißer Abstammung: der Vizegouverneur und die Mehrzahl der portugiesischen Beamten und Offiziere, die Vertreter dort etablierter europäischer Handelshäuser, die Mitglieder der Jesuitenmission und die zahlreichen indischen Kleinhändler (Banianen); alles andere sind Mulatten und christianisierte Neger; auch das Militär besteht größtenteils aus Negern.

Ein altes, festgebautes Haus inmitten der Stadt erregt noch besonderes, wenn auch jetzt nur historisches Interesse: es war der Sklavenbazar, wo die aus dem Innern gekommenen Schwarzen bis zu ihrer Verschiffung untergebracht wurden. In der Nähe ist jetzt eine französische Jesuitenmission, die gleichfalls inmitten eines großen Gartens mit Palmen, Orangenbäumen, Mangropflaumen, Tamarinden etc. gelegen ist. Etwa eine Stunde außerhalb der Stadt befinden sich Ziegeleien, die einer sogenannten Donna Maria gehören; auch eine von den Negerinnen, deren Vorfahren seiner Zeit Land vom Staate geschenkt erhielten; es ist ein beliebter Ausflugsort der Quilimaner zur Veranstaltung von Picknicks.

Zur Verbesserung des Klimas fängt man auch hier an, australische Eucalyptenbäume anzupflanzen; in noch größerem Maßstabe findet das statt in den später zu erwähnenden englischen Missionen zwischen Shirefluß Shirwasee.

Das Leben in einem solchen Orte ist für die dort ansässigen Kaufleute im allgemeinen billig, es wird aber verteuert durch die hohen Zölle, Steuern und Stempel, die auf alles Mögliche gelegt werden. Es gibt Kommunalsteuern und Gouvernementsteuern, und eine Schätzungskommission bestimmt die jährliche Steuerquote für jedes Handelshaus und zwar auf Grund der Gütermengen, welche die Douane passiert haben, unbekümmert darum, ob diese Güter wirklich verkauft wurden oder nicht. Diese Steuer beträgt 10% ad valorem, und da diese Kommission nur aus einheimischen Portugiesen besteht, so kommen die Vertreter anderer Nationen schlecht dabei weg. Dann gibt es eine Lizenzsteuer für Branntwein, jeder Zettel von der Behörde muß mit Stempeln versehen werden, die Erlaubnis, mit einem Schiffe abreisen zu dürfen, kostet zehn Mark, und so wird Geld zu erpressen gesucht, wo immer es geht, und doch können diese Kolonieen sich noch nicht selbst erhalten und kosten dem Mutterlande noch jährlich bedeutende Summen. Portugal muß bald daran gehen, ein anderes Verwaltungssystem einzuführen, denn diese Gegenden, besonders das Hinterland von Quilimane, sind der Mühe wert, daß man sich mehr darum kümmert; als einziger Eingang für das Stromgebiet des großen Sambesiflusses könnte gerade Quilimane eine ganz andere Stellung einnehmen, als es gegenwärtig innehat.

Digitized by Google

Wir haben im Vorstehenden in allgemeinen Umrissen die Verhältnisse in den portugiesischen Kolonieen Südostafrikas besprochen und schon erwähnt, daß wegen des Mangels einer genauen Begrenzung nach Westen einmal der Fall eintreten kann, daß andere Länder auf gewisse Gegenden Anspruch erheben werden. Dieser Fall ist nun thatsächlich eingetreten. Durch den Schutzbrief, den die Königin von England der Englischen südafrikanischen Gesellschaft erteilt hat, erhebt diese Kompanie Ansprüche auf Republik, also die Gebiete nördlich des 22. Grades südl. Br., die nach Norden zu vorläufig ohne Grenze sind und sich bis an die Südostgrenze des Kongostaates ausdehnen können; ebenso unbestimmt ist die Begrenzung nach Ost und West, wo das englische Gebiet einerseits an die westafrikanischen Besitzungen Portugals anstößt, anderseits an die ostafrikanischen dieses Staates. Es umfassen diese enorm ausgedehnten Ländereien thatsächlich das Stromgebiet des mittleren Sambesi; dazu gehört das neuerdings vielfach ge-



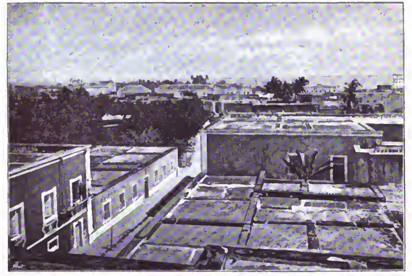
Häuser mit flachen Dächern und Reservoirs für Regenwasser in Mozambique.

Gebiete, die so nahe den portugiesischen Küstenplätzen liegen, daß Portugal hierüber Einwendungen zu machen genötigt wurde. Zum besseren Verständnis der einschlägigen Verhältnisse mag auf folgendes aufmerksam gemacht werden.

Die erwähnte neugegründete Kompanie ist zunächst nur eine private Handelsgesellschaft, die, unter staatlichem Schutz und Kontrolle stehend, für 25 Jahre das Monopol erhalten hat, in einem zum großen Teil geographisch noch sehr wenig bekannten Gebiete zu arbeiten. Es handelt sich dabei um die Länder nördlich von Britisch-Betschuanaland und der sogenannten südafrikanischen nannte Matabeleland und vermutlich wird die Gesellschaft auch in Aussicht genommen haben, ihre Thätigkeit bis in das Marutse-Mabunda-Reich auszudehnen. Diesem großen Reiche — Britisch Zambesia — fehlt nun allerdings die Meeresküste, es würde ein reiner Binnenstaat sein, denn die Ost- und Westküsten des Kontinentes sind in diesen Breiten unstreitig portugiesisch, soweit nicht die Interessensphäre der Deutschen in Südwestafrika hierbei in Anschlag kommt.

Der zunächst noch diplomatische Streit zwischen England und Portugal bezieht sich aber vorderhand nicht auf die noch größtenteils wenig durchforschten und schwer zugäng-

Digitized by Google



Teil der Stadt Mozambique.

lichen Länder des Innern, sondern es handelt sich um den Besitz der Gebiete am Nyassasee und um dessen Abfluß, den Shire-Strom, der in den unteren Sambesi mündet, sowie darum, wie weit stromaufwärts auf dem Sambesi Portugal noch berechtigte Ansprüche hat. Die Thatsache, daß Portugal bis über die Landschaft Tete hinaus, ja bis Sumbo, seit langem Militärstationen gehalten hat, läßt sich nicht hinwegstreiten, und gutwillig wird Portugal hier nicht weichen; ungern wird es auch am Shire nachgeben wollen, wo allerdings erst in den letzten zwei Jahren portugiesische Offiziere mit Aufnahmen und Verhandlungen mit den Häuptlingen der Eingeborenen thätig sind.

Als neuesten Gegenkoup Portugals muß man die Gründung einer großen portugiesischen südafrikanischen Handelsgesellschaft auffassen, welche den am Shire und Nyassa seit langem thätigen Engländern, die dort bisher de facto, weniger de jure ein Monopol ausübten, Konkurrenz machen soll.

Es war erwähnt worden, daß das Hinterland von Quilimane, besonders die Gebiete am Shirefluß und Nyassasee von einer zahlreichen, konsumtionsfähigen Negerbevölkerung bewohnt werden, unter denen die Makololo eine hervorragende Rolle einnehmen. Es ist dies ein Zweig des großen Barutsevolkes in Südafrika, der in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts nach Norden auswanderte und sich in den Ebenen zwischen Shire und Sambesi festsetzte. In diesen Gebieten nun treibt seit einigen Jahren eine große schottische Handelsgesellschaft, die African Lakes Company, einen nicht unbeträchtlichen Handel; in engster Beziehung zu dieser Handelsgesellschaft steht die Livingstonia-Missionsanstalt, die besonders am Süd-, West- und Norduser des Nyassasees eine sehr lebhafte Thätigkeit entwickelt. An der Spitze dieser beiden großen Unternehmungen steht in Schottland Mr. James Stevenson; Vorstand der Missionsstationen ist Dr. Laws, der sich in der Station Bandawe in der Mitte des Westufers des Nyassasees etabliert hat; Chefagent des Handelshauses in Afrika ist Mr. Moir, der die Hauptstation der Lakes Company in Mandala errichtet hat.

Die Art und Weise, wie diese African Lakes Company in jenen Gegenden den Handel betreibt, geht in folgender Weise vor sich. Die europäischen Waren kommen mit englischen Postschiffen in Quilimane an, wo sich eine Niederlassung der Gesellschaft befindet. Von da werden dieselben in Booten den Quaquafluß aufwärts gebracht, soweit

Digitized by Google

er schiffbar ist, gewöhnlich bis zu der Ortschaft Mopea, einer sogenannten Praço do coroã (ein großes zu Plantagen- und Handelszwecken von der Regierung verpachtetes Terrain), welche der früher erwähnten englischen Gesellschaft zur Gewinnung von Opium gehört. Von hier müssen die Waren zwei englische Meilen weit über Land zum Hauptarm des Sambesi getragen werden, wo die Company die Station Visentis errichtet hat. Hier liegt ein Flußdampfer, die „Lady Nyassa," neuerdings noch ein zweiter, welcher die Waren teils abwärts, in einige kleine, im Sambesidelta gelegene Handelsplätze führt, die Hauptmasse aber stromaufwärts, anfangs den Sambesi, dann den Shirefluß bis zur Station Katungas. Hier hindern die sogenannten Murchison Falls, kleine Katarakte, den Weiterlauf des Dampfers am Shire. Nun werden die Waren auf einer sehr gut gebauten, über die Gebirge führenden Straße nach dem 26 englische Meilen entfernten Hauptort der Company, Mandala geschafft. Von da aus werden dann die Stationen am oberen Shire und Nyassa mit Waren versehen. Von Mandala müssen dieselben wieder bis zum Shire getragen werden und zwar zu der 34 englische Meilen entfernten Station Matope, wo ein neuer Dampfer, die „Ilala," die Güter in die Seestationen verteilt; die wichtigste derselben ist die an der Nordwestecke des Nyassa gelegene Station Karongas, die in der letzten Zeit wegen des Andringens der Araber, mit denen sich die Engländer nicht vertrugen, verlassen werden mußte. In derselben Weise werden dann die eingekauften Produkte zurückbefördert, zuerst in die Hauptstation Mandala, dann an die Küste. Man sieht, daß das zweimalige Umladen der Waren sehr umständlich und kostspielig ist und wie vorteilhaft es wäre, wenn Quaqua und Sambesi durch eine Wasserstraße verbunden wären, oder wenn von der Sambesimündung aus Seeschiffe direkt bis zur Station Visentis fahren könnten. Der Mangel eines schiffbaren Armes in dem großen Delta dieses Flusses ist in der That eine Kalamität. Eifersüchtig hat nun die African Lakes Company seit einigen Dezennien darüber gewacht, daß kein anderes Handelshaus hier in Konkurrenz tritt, und



Mozambique vom Meere aus.

Digitized by Google

es ist auch bisher gelungen, dieses Monopol zu erhalten. Jetzt aber beanspruchen die Portugiesen diese Gebiete, auch die anderen europäischen Händler wollen an dem ergiebigen Austausch von Produkten und Waren teilnehmen, und von Norden her drohen der Gesellschaft die Araber.

Es ist richtig, daß Portugal sich nie recht um diese Gebiete gekümmert hat, man nahm es stillschweigend als portugiesisches Terrain an, ohne durch Militärstationen die Europäer zu schützen. Auf der anderen Seite haben aber die Engländer bei den nicht seltenen Streitigkeiten und Kriegen mit den Eingeborenen stets gewußt, das Eingreifen der portugiesischen Behörden zu verhindern, um eben nicht anerkennen zu müssen, daß dies portugiesisches Terrain ist. Dieselben Beamten der englischen Seenkompanie, die heute als friedliche Händler und Missionare wirkten, mußten morgen mit den Waffen in der Hand ihren Besitz gegen die sehr tapferen und dabei wohlbewaffneten Negervölker jener Gegenden verteidigen.

Neben dieser Handelsthätigkeit der Engländer ist nun aber auch noch die Thätigkeit der Livingstonia-Missionen in jenen Gegenden hervorzuheben. Eine der schönsten und luxuriösest eingerichteten Missionsanstalten Afrikas überhaupt befindet sich dicht bei Mandala, in herrlicher, gesunder Lage, genannt nach dem Geburtsorte Livingstones, Blantyre. Aber auch unter den wilderen Völkern am Nyassa suchen diese Missionare zu wirken, und wenn wir auch nicht den Schwerpunkt ihrer Erfolge in der Bekehrung dieser Neger zu Christen finden — denn der Geist des Christentums ist diesen Leuten doch unverständlich —, so haben die Missionare hier wie überall in Afrika doch zweifellos den Erfolg, daß sie mildernd und versöhnend auf die oft recht rohen und wüsten Sitten und Gebräuche der Eingeborenen einwirken und die dortigen Menschen vorbereiten, daß spätere Generationen mehr vom christlichen Geist aufnehmen können als die jetzigen.

Die vereinigte Handels- und Missionsgesellschaft hat aber auch vor einigen Jahren ein anderes großes Kulturwerk unternommen, das leider unvollendet geblieben ist und jetzt wieder verfällt: den Bau einer Straße vom Nordende des Nyassasees zum Südende des Tanganjika. Aber ein Ingenieur nach dem anderen starb dabei und viele Tausende von Pfund Sterling sind umsonst ausgegeben worden. Trotzdem aber bleibt immer noch der Weg vom Sambesi zum Tanganjika der bessere und kürzere, als der lange Karawanenweg von Sansibar über Tabora nach Ujiji.

Wir sehen also, daß in diesen Gegenden seit fast 25 Jahren die Engländer neben ihrem Handel auch eine lebhafte und nutzbringende kulturelle Thätigkeit entfalten, und wir sehen anderseits, daß Portugal seine Thätigkeit bis vor kurzem dort darauf beschränkte, von den in Quilimane eingeführten Waren und exportierten Produkten der African Lakes Company enorm hohe Zölle zu erheben, ebenso von den in großen Quantitäten eingeführten konservierten Nahrungsmitteln, ohne die nun einmal Europäer in Afrika nicht leben können, so daß also auch die Lebensweise der Missionare sehr verteuert wird.

Es existieren nun natürlich diplomatische Vereinbarungen zwischen England und Portugal, betreffend die African Lakes Company; fand es England doch sogar angezeigt, schon vor einigen Jahren einen hochbesoldeten Konsul in jene Gegenden zu versetzen, dem mit enormen Kosten ein prachtvolles Haus in schöner, hochgelegener Gegend bei Mandala gebaut wurde. Indessen scheint es, daß diese Vereinbarungen mehrfacher Deutungen fähig sind, denn fortwährend hört man von Klagen der African Lakes Company beim auswärtigen Amt in London über die portugiesischen Behörden. In erster Linie sind es die allerdings sehr bedeutenden Zölle, welche Portugal in Quilimane erhebt. Eine zweite Klage der Engländer ist der starke Import von Feuerwaffen und der Verkauf derselben an die Neger und Araber. In dieser Richtung haben übrigens die Engländer in ihren Kolonieen gerade so gesündigt, jetzt erkennt man die Folgen dieses gewinnsüchtigen Handels. Nirgends sieht man die Neger mit so guten Gewehren bewaffnet als am Shire und Nyassa, und natürlich fällt es nun auch den arabischen Händlern leicht, sich mit Munition und Gewehren reichlich zu versehen. Das konnte übrigens bisher in noch bequemerer und ausgiebigerer Weise geschehen von Sansibar aus, wo doch bis vor wenig Jahren englischer Einfluß der maßgebendste war. So natürlich also die Klagen der europäischen Händler und Missionare sind, so wenig ist gerade England berechtigt, in diesem

Punkte den Portugiesen besondere Vorwürfe zu machen.

Portugal hat jedenfalls den Fehler begangen, nicht schon längst die ihm so nahe liegenden Gebiete in seine Handelsthätigkeit einbezogen zu haben, und wenn jetzt die englische Handelsgesellschaft Erleichterungen in ihren nicht nur dem Handel, sondern auch der Civilisation gewidmeten Bestrebungen verlangt, so kann Portugal diese Forderungen nicht so ohne weiteres von sich weisen, sondern wird eine entgegenkommende Haltung einnehmen müssen.

Nord drängender Keil zwischen die Kolonieen Portugals im Osten und diejenigen im Westen Afrikas. Die Hoffnung Portugals, hier in Südafrika einmal ein großes, quer durch den Kontinent reichendes Kolonialreich zu besitzen, scheint vernichtet, größtenteils durch eigne Verschuldung.

Seit der Entdeckung jener Gegenden vor vierhundert Jahren haben sich die Portugiesen dort festgesetzt, aber sehr wenig ist geschehen, um diese Gebiete dem europäischen Einfluß zugänglich zu machen. Der jahrhundertelang dort getriebene Sklavenhandel, die Benutzung dieser Länder als Strafkolonie, schlechte Verwaltung, Korruption der Beamten infolge mangelhafter und unregelmäßiger Bezahlung — das sind alles Umstände, welche dem Gedeihen von Kolonieen nicht förderlich sein können. Änderungen in dieser Richtung werden eintreten, sobald man in Portugal begreift, daß Kolonieen auch heute noch für das Mutterland von Wert sein können, wenn auch in anderer Richtung als in früheren Zeiten. Im Interesse der Erhaltung der noch im thatsächlichen Besitz befindlichen Kolonieen wird also Portugal gut thun, geordnete administrative und soziale Verhältnisse daselbst zu schaffen.


Rathaus in Mozambique.

Auf alle Fälle ist es aber auch Aufgabe der an der Kongokonferenz in Berlin beteiligten Mächte, acht zu haben, daß die Gebiete des Freihandels nicht eingeschränkt werden; ebenso wird man eine Reihe historischer Rechte Portugals in diesen Teilen Südafrikas auch nicht so ohne weiteres abschaffen können, wenn auch gerade in Afrika vielfach Gewalt vor Recht geht.

Mag nun der Streit zwischen Portugal und England beigelegt werden wie immer, sei es durch einfache diplomatische Verhandlungen, sei es durch ein Schiedsgericht, sei es durch Gewalt, eines ist sicher: England schiebt sich wie ein mächtiger, von Süd nach



Kaiser Joseph II. Im Jahre 1777 gemalt von Kymli.

Digitized by Google

Zum Andenken an Kaiser Joseph II.

Von Gottwalt Traut. (Abdruck verboten.)

Am 20. Februar 1790 verschied einer der edelsten Fürsten, welche jemals einen Thron geziert haben, Kaiser Joseph II. Er hat es wohl verdient, daß auch das heutige Geschlecht seiner gedenke.

Die Eltern Josephs waren der Großherzog Franz Stephan von Toscana, welcher 1735 aus allgemeinen politischen Gründen sein Stammland Lothringen zu gunsten Frankreichs hatte aufgeben müssen, und Maria Theresia, die Tochter Kaiser Karls VI. Seit 1736 war diese Ehe geschlossen; aber fünf Jahre währte es, bis Maria Theresia ihrem Gemahl und ihrem Volke den lange erwarteten ersten Stammhalter des Hauses Habsburg-Lothringen schenkte. Am 13. März 1741 ward der Erzherzog Joseph geboren; „nun können die Feinde losen," sang ein Festdichter, „weil Östreich träget Hosen." Die erste Zeit dieses jungen Lebens war aber stürmisch genug; gegen das Erbrecht Maria Theresias, welche am 20. Oktober 1740 kraft der „pragmatischen Sanktion" ihrem Vater in Böhmen, Österreich und Ungarn nachgefolgt war, erhoben sich Feinde ringsum. Aus der größten Gefahr ward die Königin im September 1741 durch die Ungarn gerettet, denen sie dafür die Selbständigkeit ihres Landes gewährte. Es ist eine bekannte Erzählung, daß sie, als sie in Preßburg hilfesuchend vor die Magnaten trat, ihr halbjähriges Söhnchen auf den Armen getragen habe: der Bericht ist aber falsch. Das Kind war, wie nur natürlich, in Wien zurückgelassen worden.

Joseph war ein schöner Knabe, von reichen Anlagen, aber stolz, launenhaft, spottlustig und eigensinnig; seine Erziehung war nicht durchweg in den besten und feinsten Händen, obschon es ihm an guten Lehrern nicht fehlte. Wenn er schließlich ein tüchtiger Mensch geworden ist, so war das dem guten Kern zuzuschreiben, welcher doch in ihm steckte; er war von tiefem Gemüt, äußerst liebebedürftig und von Anfang an voll von Eifer, Lernlust, Arbeitsamkeit. Es ist überaus merkwürdig, wie sehr sein Wesen dem des großen Preußenkönigs glich, welcher der Bedränger seiner Mutter war und bald für Joseph selbst das bewunderte Vorbild werden sollte. Die psychische Grundanlage war bei beiden geradezu wunderbar ähnlich, nur daß Friedrich der Große sein Feuer weit besser zu zügeln verstand und erst wog, dann wagte. Vom Jahre 1759 ab wurde Joseph in den Verwaltungsdienst eingeweiht; zwei Jahre später trat er in den Staatsrat ein, und wie selbständig schon sein Denken geworden war, das zeigt die 1761 von dem Zwanzigjährigen entworfene Schrift, rêveries, Träumereien, betitelt, in welcher er die Reformen darlegt, welche nach seiner Ansicht auf allen Gebieten des Staatslebens vorzunehmen waren. Bereits treten uns die Grundgedanken entgegen, welchen er später als Herrscher nachgelebt hat. So verschieden seine Denkweise in religiöser und politischer Hinsicht von der Maria Theresias war — Joseph war ein Sohn der neuen, aufgeklärten, von Rousseaus Gedanken beherrschten Zeit — so verband ihn doch mit der Mutter die zärtlichste Liebe. Kein Sohn, bezeugt Graf Khevenhüller, war je so gehorsam und so voll Verehrung für die Mutter. Doch behielt letztere die Zügel der Regierung, so lange sie lebte, im wesentlichen in ihrer Hand; auch als Joseph 1765 nach dem Tode des Vaters römischer Kaiser geworden war, als Maria Theresia ihn als Mitregenten angenommen hatte, überließ sie ihm nur die Leitung des Kriegswesens, das Joseph nach preußischem Muster umgestaltete, und bis zu einem gewissen Grade die auswärtige Politik: die erste polnische Teilung vom Jahre 1772 ist bekanntlich von Maria Theresia nicht eigentlich mitgemacht, sondern mehr zugelassen worden. Joseph zeigte sich an Hoffesten in der Uniform des Feldmarschalls; durch ihn hat der Wiener Hof erstmals statt des gravitätischen spanischen Zuschnittes ein militärisches Gepräge nach preußischem Muster erhalten, was von den Anhängern des Alten natürlich bitterlich beklagt und als Vorzeichen totalen Umschwunges betrachtet wurde.

Schon Maria Theresias Ratgeber in auswärtigen Dingen, Fürst Kaunitz, hatte es als eine Notwendigkeit angesehen, das deutsche Element in Österreich als das Hauptbindemittel des vielsprachigen Staates zu stärken und deshalb für den Verlust des überwiegend deutschen Schlesiens, welcher 1740 eingetreten war, Ersatz zu schaffen. Joseph pflichtete

dieser Ansicht vollkommen bei und versuchte 1777, nach dem Aussterben der Wittelsbachschen Hauptlinie in Bayern, den Erben des Landes, den Kurfürsten Karl Theodor, zur Abtretung eines Teiles von Bayern zu bestimmen, worüber auch zu Anfang 1778 ein Vertrag abgeschlossen wurde. Wenn der Plan trotzdem scheiterte, so war es nur dem Eingreifen Friedrichs des Großen zuzuschreiben, welcher nicht zugeben wollte, daß Österreich in Süddeutschland eine übermächtige Stellung gewinne, und deshalb den voraussichtlichen Nachfolger Karl Theodors, den Herzog Karl von Zweibrücken, bei seinem Einspruch gegen den Vertrag mit den Waffen in der Hand unterstützte. Nachdem 1778 in der Gegend von Königgrätz unbedeutende Gefechte stattgefunden hatten, schloß der bayrische Erbfolgekrieg — spöttisch der „Kartoffelkrieg" genannt — am 13. Mai 1779 mit dem Frieden von Teschen ab, in welchem Joseph sich mit der Erwerbung des vierzig Quadratmeilen großen Innviertels (samt Braunau) begnügen mußte. Für die deutsche Geschichte ist dieser kurze Krieg von größter Bedeutung: hätte Joseph seinen Plan durchgesetzt, so wäre Süddeutschland direkt oder indirekt unter Österreichs Machtbereich gefallen; das Deutsche Reich — wenn es überhaupt zu einer solchen politischen Bildung gekommen wäre — würde heute am Main endigen; vielleicht allerdings würden in Österreich die Deutschen niemals in der Weise in die zweite Linie gedrängt worden sein, wie das in unsern Tagen geschehen ist.

Am 29. November 1780 starb Maria Theresia mit dem Gefühle, „nicht mehr en vigueur zu sein, niedergedrückt durch den Tod ihrer Freunde, die Irreligion, die Verschlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt." Friedrich der Große, welcher anläßlich der Ereignisse, welche die erste polnische Teilung einleiteten, 1769 und 1770 mit Joseph persönlich zusammengekommen war, sagte sogleich voraus, daß jetzt eine „neue Ordnung der Dinge" beginnen werde. Er hatte recht: Joseph ging alsbald an die Arbeit; es schien, daß im ganzen weiten Reiche der Habsburger kein Stein auf dem anderen bleiben solle.

Das alte österreichische Regierungssystem — das in gewissem Sinne 1879 durch den Grafen Taaffe neu belebt worden ist — beruhte auf der Erkenntnis, daß zur Erhaltung des — Deutsche, Slawen, Italiener, Magyaren und Rumänen in sich vereinigenden — Staates sehr feste Grundlagen besonderer Art erforderlich seien. Als solche betrachtete man nun den ungemein reichen Adel und die beim Landvolk allmächtige römisch-katholische Geistlichkeit. Diese Stände galt es also willig zu erhalten, und deshalb rüttelte man nicht an den Vorrechten des Adels und überließ ihm, dafern er nur der Dynastie treu blieb, die großen Staatsämter; aus Rücksicht auf den Klerus aber hielt man alle protestantischen und freigeistigen Regungen mit solcher Strenge nieder, daß 1752 ein Erlaß erging, nach welchem kein Unterthan ohne Mitwissen seines Seelsorgers ein Buch anschaffen sollte. Zugleich schonte man, soweit es irgend anging, die Selbständigkeit der einzelnen Kronländer, in welchen ebenfalls Adel und Klerus das Heft in der Hand hatten. Maria Theresia hatte zwar in mancher Hinsicht eine straffere Centralisation erstrebt und die Fronen der ungarischen Bauern (die Robot) beschränkt; aber im wesentlichen hielt sie an dem alten System fest, unter welchem der Staat bisher Bestand gehabt hatte; ja Ungarn erreichte, wie oben erwähnt, unter ihrer Regierung einen höheren Grad der Selbstverwaltung, als es ihn früher besessen hatte, d. h. der magyarische Adel gewann die Leitung der Staatsverwaltung.

Joseph II hatte von dem, was not thue, eine der Auffassung seiner Vorgänger ganz entgegengesetzte Ansicht.

Erstens hielt er es für seine Hauptaufgabe, aus Österreich einen Einheitsstaat zu schaffen, in welchem alle landschaftlichen Besonderheiten aufhören und der absolute Herrscher befugt sein sollte, ohne jede Beschränkung durch bevorrechtete Stände, von sich aus Gesetze zu erlassen. Mit knappen Worten hat Joseph dies in einem Briefe an seinen Bruder Leopold so ausgedrückt: „Die Monarchie muß eine einzige, in allen Einrichtungen und Lasten gleiche Provinz bilden, eine einzige Masse, welche auf gleiche Weise gelenkt wird." Mit solcher Energie strebte Joseph diesem Ziele entgegen, daß er auch vor den Sonderrechten Ungarns und Belgiens nicht Halt machte. Er ließ sich nicht einmal zum König von Ungarn krönen, weil er dabei hätte die ungarische Verfassung beschwören müssen. Das wollte er aber gerade nicht: er ließ sogar die Stephanskrone von

Preßburg nach Wien bringen, um aller Welt klar zu machen, daß der Schwerpunkt Ungarns von Ofen-Pesth nach Wien verlegt sei. „Wo der König ist, da muß die Krone sein."

Zweitens sollte als Kitt der Monarchie das Deutschtum dienen: die deutsche Sprache ward selbst für Ungarn zur Staatssprache erhoben.

Drittens sollte die Macht der römischen Kirche, die bisher als Stütze des Reiches gegolten und einen von den Herrschern sorgfältig respektierten Staat im Staate gebildet hatte, gebrochen werden. Dazu ergriff Joseph zwei Mittel: er unterband den Verkehr der Bischöfe mit Rom und suchte die Aufklärung des Volkes zu befördern, indem er von 2100 Klöstern 700 einzog und die daraus gewonnenen Mittel großenteils zur Gründung von Schulen verwendete; indem er die Prozessionen, Wallfahrten und andere religiöse Übungen verbot und die freisinnige Litteratur freigab. Der Kaiser war durch und durch duldsam gegen die Nichtkatholiken, welche bisher amtlich verfolgt worden waren; am 13. Oktober 1781 erließ er das berühmte Toleranzpatent, welches zwar den Begriffen unsers Jahrhunderts nicht voll entspricht, weil selbst Joseph mit den katholischen Gefühlen rechnen mußte, aber doch die evangelische Kirche Österreichs ins Dasein rief. Wo hundert Familien evangelischen Bekenntnisses einigermaßen nahe zusammen wohnten, da sollten sie eine Kirche und Schule haben und vom Staate zu diesem Zwecke einen Zuschuß empfangen.

Viertens sollten alle Unterthanen in Pflichten und Rechten völlig gleich sein. Aus diesem Grundsatze entsprang das Patent vom 15. Januar 1781, welches die Leibeigenschaft da, wo sie noch bestand, in Böhmen, Mähren, Galizien, Innerösterreich und Ungarn, für aufgehoben erklärte; ebenso wurde jenes Zieles wegen 1786 die Riesenarbeit einer neuen Landvermessung (Kataster) begonnen, damit alle Grundstücke nur nach ihrer Lage und Güte, nicht nach dem Stande ihres Besitzers, besteuert werden könnten. Joseph II war Physiokrat, d. h. kurz gesagt, ein Freund der Bauern: es ist bezeichnend, daß er die Judenfrage dadurch lösen wollte, daß er die Juden aus Schacherern und Wucherern zu Bauern machen wollte, aber wohlgemerkt zu wirklichen Bauern, welche ihr Grundstück mit eignen Händen beackern sollten.

Es waren ungeheure Aufgaben, welche Joseph sich gesteckt hatte: wenn sie überhaupt lösbar sein sollten, so galt es, alle Kraft auf sie allein zu verwenden. Aber diese Notwendigkeit hat der Kaiser nicht erkannt; er ließ sich daneben auch in auswärtige Abenteuer ein, welche seine Kräfte zersplitterten. 1785 versuchte er nochmals, Bayern von Karl Theodor sich abtreten zu lassen, was Friedrich der Große vermittelst des „Fürstenbundes" hintertrieb, und 1788 unternahm er im Verein mit den Russen einen Krieg gegen die Türken, wobei die Österreicher dermaßen Unglück hatten, daß sie hinter die Donau zurückgeworfen wurden und ihr Reich, was fast hundert Jahre nicht mehr vorgekommen war, von einem osmanischen Einfalle bedroht ward; kaum daß endlich Laudon der Sache eine bessere Wendung gab und im Oktober 1789 Belgrad eroberte. Die Unfälle, welche Joseph gegen die Türken erlitt, machten den Niederländern Mut, so daß sie ihm den Gehorsam aufkündigten und seine Soldaten verjagten, und erzeugten auch in Ungarn eine solche Widerspenstigkeit, daß man dem Könige, der nicht gekrönt sei, das Recht bestritt, Steuern einzutreiben und Mannschaften auszuheben. In dieser Not, selbst vom Sumpffieber angesteckt, seine Kräfte rasch hinschwinden fühlend, gab der Kaiser nach: er gestattete wieder die religiösen Übungen, um den verletzten religiösen Gefühlen des Volkes Genugthuung zu leisten, und widerrief alle gegen Ungarns alte Verfassung erlassenen Verordnungen. Er hatte nur noch einen Wunsch, den geliebten Bruder Leopold, den Großherzog von Toscana, seinen Nachfolger, noch einmal zu umarmen und ihm die Zügel des Staates zu übergeben, ehe sie seiner sterbenden Hand entglitten. Von zwei Gattinnen, welche ihm 1763 und 1767 im Tode vorangegangen waren, hatte ihm die erste, heißgeliebte Isabella von Parma zwei Töchter geboren, welche aber beide der Tod wieder fortnahm; die zweite, niemals ins Herz Josephs aufgenommene, Maria Josepha von Bayern, war kinderlos geblieben. So stand der seit bald dreiundzwanzig Jahren verwitwete Kaiser ganz allein; ehe der Bruder eintraf, ist er, am 20. Februar 1790, in seinem Schlosse Laxenburg verschieden.

Der Tod ward ihm schwer, wenn er daran gedachte, wie vieles er unvollendet hinterließ, wie vieles auch sich als unerreichbar herausgestellt hatte, woran sein Herz hing. Aber auch leicht ward ihm das Scheiden, weil es ihn von aufreibenden und vielleicht hoffnungslosen Kämpfen abrief. „Der Dichter hat unrecht,“ sprach Joseph kurz vor seinem Tode, „wenn er sagt: ‚Vom Throne zum Sarge ist fürchterlich der Schritt.‘ Ich fühle mich ruhig; mich kränkt nur, daß ich durch so viel Lebensplage so wenige Glückliche und so viele Undankbare gemacht habe.“

Von Gestalt war Joseph stattlich, die Augen groß, klar und scharf, das Gesicht von regelmäßiger Schönheit, ganz durchgeistigt. Man kann wohl sagen, daß er das beste wollte, aber zu stürmisch: wie er auf seinen Reisen mit Windeseile voranging, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspässe, ohne Rast noch Ruhe: so war sein Regieren; aus Liebe zu den Menschen konnte er die Menschen vergewaltigen, sie zu dem zwingen, was er für ihr Glück hielt. Vieles von seinen Entwürfen ist noch zu seinen Lebzeiten wieder zurückgegangen, vieles nach seinem Tode; aber drei Dinge haben ihn überlebt und bilden sein Mal in der Geschichte: die religiöse Duldung, die Freiheit der Bauern, die deutsche Staatssprache, welche in Cisleithanien unüberwunden ist bis auf diesen Tag; für unsere deutschen Brüder in Österreich ist Kaiser Joseph ein Bannerträger ihrer Gedanken bis zur Stunde. Das schönste Gedächtnis aber ist ihm in den Herzen der Armen und Bekümmerten bereitet worden, denen er mit erbarmendem Herzen und offener Hand geholfen hat, wo er sie antraf; wie manche Witwe hat der Kaiser in ihrem Dachstübchen getröstet. War Friedrich der Große le roi des gueux, ‚der König der Bettler‘, Joseph II war es fürwahr nicht minder.

Auf seinem Erzbild stehen auf Lateinisch die Worte: „Er lebte dem allgemeinen Wohle nicht lange, aber ganz.“ Manche Inschrift an solcher Stätte lügt: diese kündet schmucklos zwei Wahrheiten, eine erschütternde und eine erhebende.

Berliner Feuilleton.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Abdruck verboten.)

(Herr F. W. Schullze aus Berlin O. — Nebelgrau. — Ein Museum der Dankbarkeit. — Unter den Linden. — Das Eckfenster. — Zwei von „des Kaisers Fünf.“ — Schlaraffenstimmung. — Bismarcks Bleistift.)

Ich habe längst schon den Rentner F. W. Schullze aus Berlin O. um die Naivität beneidet, mit der er seiner Lokalpatriotenpflicht gerecht wird, über die wachsenden Verhältnisse seiner Vaterstadt auf dem Laufenden zu bleiben. Herr F. W. Schullze bewohnt die Frankfurter Linden, eine breite und stattliche Avenue, die zwar jugendkräftigere Bäume, aber nicht ganz so prächtige Läden und solch eleganten Verkehr aufzuweisen hat als die historischen Original-Linden am Brandenburger Thor. Es ist die Gegend der altbürgerlichen Rentner, behäbiger Leute, die etwas, zumeist mehrere Häuser, hinter sich gebracht haben, und nun, nach einem Leben voll Arbeit und Unrast, die behaglichste Idylle auskosten. Sie hegen eine offenkundige Verachtung für die prunkvollen Münchener Bräupaläste, wie für den ungemütlichen Klingklang der Wiener Cafés; sie sind ihrer klassischen Berliner Weißen treu geblieben, die sie mit dem kennerhaften Bewußtsein schlürfen, daß kein anderes Getränk diesem goldiggelben Weizensaft gleichkommt; von ihrer abendlichen Skatpartie aus blicken sie mit voller Seelenruhe auf das aufregende Getriebe, das dort drüben in Berlin W. und C. und N. durcheinanderbrodelt; hinter ihrer angestammten und unentbehrlichen Vossischen Zeitung verschanzt, genießen sie mit behaglichstem Gefühl die detaillierten Berichte, die ihnen der Lokalreporter am Morgen semmelwarm zum Frühstück bietet — genug, daß die nicht minder behäbige Mama mit den heiratsreifen Töchtern von Zeit zu Zeit am Abend die Pferdebahn besteigt, um in einem der Berliner Theater ihrer Bildungspflicht nachzukommen — genug, daß der Herr Junior auf dem Rennplatz von Hoppegarten seine gigerlhafte Dandyfigur macht und zur geheimen Freude Seniors verschiedenen kostspieligen, aber kavaliermäßigen Passionen huldigt. Senior selbst läßt sich aus seiner Idylle nicht aufstöbern, es sei denn, daß zur Zeit der Wahlen sein Blut in einige Wallung geriete.

Herr F. W. Schullze macht von solchem Philistertum eine rühmliche Ausnahme. Alljährlich reizt ihn plötzlich ein großstädtischer Tick, dann entsagt er seiner Weißen, reißt sich schweren Herzens von seiner Skatpartie und nicht ganz so schweren Herzens aus den Armen seiner Gattin los und besteigt unter der Adresse irgend eines Bahnhofs, von wo er eine Geschäftsreise anzutreten vorgibt, eine Droschke zweiter Klasse, die

aber unterwegs Kontreordre bekommt und in dem bekannten Trotteltempo auf ein Hotel der Großen Friedrichstraße lossteuert. Hier logiert er sich mit der Absicht ein, einen Repetitionskursus über Berlin und Berliner Dinge durchzumachen. Es ist ein altes, wurmstichiges Gasthaus, denn die internationale Karawanserei des Centralhotels schreckt ihn doch etwas, aber bequem gelegen, um von hier aus das großstädtische Leben nach allen Richtungen, ausgenommen nach der philiströsen O-Richtung, zu durchstreifen. Gewissenhaft werden nun die Zerstreuungen der buntbeklebten Anzeigesäule in ihrem ganzen Umfange durchgekostet; unser „Stadtfremder“ ist überall zu finden, wo „was los ist,“ man sieht ihn auf der Zuschauertribüne des Reichtags sitzen, beide Arme aufgestemmt, und stundenlange Oppositionsreden erdulden; mit Heldenmut erträgt er die fünf Akte einer klassischen Jambentragödie; er besteigt das neueste Panorama und läßt sich in dem famosen Irrgarten von Castans Panoptikum vexieren; er versucht mit steigender Befriedigung die Hacker-, Spaten- und andere Werkzeugbräus — alle seine Gewohnheiten sind über den Haufen geworfen, nur nicht seine geliebte „Tante Voß,“ denn siehe, prangt dort nicht, wie alljährlich, unter der Spitzmarke: „Die Originale sterben nicht aus“ die Notiz eines neuigkeitsfrohen Berichters über seine eigne Berliner Reise?

Ja, ich habe längst schon Herrn F. W. Schultze um solche Naivität beneidet! Sind wir anderen hier im fashionablen Westen nicht ähnlich festgebannt im Kreise unserer Gewöhnungen? Beruf und Arbeit, Engros-Ärger und Detail-Sorge, Zwang und Rücksicht nach allen Seiten, das Vergnügen, das oft nicht mehr als eine lästige Pflicht, die wir mit süßem Heuchellächeln erfüllen, und die Pflicht, die oft kein Vergnügen bedeutet — so mag sich für manchen von uns das große Berlin mit seinen reichen, vielgestaltigen Lebenserscheinungen zu einem Raum einengen, dessen Grenzen durch einige Theater und Konzerte, einige Ausstellungen und die verschiedenen Stationen des geselligen Verkehrs bezeichnet werden. Da stellt sich wohl ein Gelüste ein, einmal in F. W. Schultzescher Manier den Berliner Tag, wie er sich gerade bietet, zu durchschlendern, einmal überall da zu sein, wo es was zu schauen, zu hören und kennen zu lernen gibt, kurz, Berlin einmal vom Morgen zum Abend zu repetieren. —

Es ist ein mißmutig grauer Januarmorgen, der den Neid des Novembers erwecken könnte, so feuchtkalt dunstet der Nebel, die Straßenfernen verdämmernd, so schwer schleppen die Wolkenschleier über die Dächer dahin, so melancholisch tropft es von den naßschwarzen Bäumen, so unbehaglich die Stimmung, die auf Wandel und Verkehr lastet. In diesem lauesten und ungesundesten Winter scheinen alle Wetterrechte und -Pflichten sich um und um verschoben zu haben — keinerlei Saison will zustandekommen. Schweigend und einsam ruhen die buchtenreichen Seeflächen des Tiergartens, die sonst, vom Eise überspannt, das fröhliche Getümmel der Schlittschuhläufer trugen; es feiern zwischen ihren buntgestrichenen Bretterzäunen die allerlei schwedischen, russischen, norwegischen und grönländischen Eisbahnen, die Pächter schauen verzweifelt nach dem Himmel, der ihnen keine flotte Saisonernte bringen will. Nicht minder verzweifelt blicken die Lieferanten, hat ihnen doch der Tod der Kaiserin Augusta die Aussicht auf glänzende Festreihen abgeschnitten. Der Hof trauert, Offiziere und Beamte trauern, und was der offiziellen Vorschrift nicht unterliegt, trauert aus Pietät — wer unterfängt sich, zu entscheiden, wo diese aufhört und die Mode anfängt? Und schwarz ist Mode — schwarze Farbe und graue Stimmung....

Ich habe den Pferdebahnwagen bestiegen, der die herrlichste Chaussee entlang mitten durch den Tiergarten nach Charlottenburg fährt; mein Ziel ist Schloß und Park der Nachbarresidenz. Zur Frühlings- und Sommerszeit war es mir immer ein Genuß, diese Pferdebahn zu benutzen: man sitzt auf dem hohen Oberdeck des Wagens und schaut dicht in die üppig grünen Baumkronen hinein, deren Gezweig fast das Dach des Wagens streift; in das eintönige Rollen der Räder schallen Vogelrufe aus dunklen Waldestiefen; helle Punkte huschen und hüpfen über den Wegen und lauschigen Plätzen, es ist die Kinderwelt, die am Morgen das Hauptpublikum des Tiergartens bildet; in dem Dämmer der von alten Baumriesen überwölbten Alleen tummeln sich Kavalkaden von Reitern und Reiterinnen.

Heute klingt das näselnde Orgelstück des alten Invaliden dort unter der knorrigen Eiche ganz besonders mißstimmig, denn auch ihm, dem braven, mit Denkmünzen geschmückten Alten, mangelt die Saison des frostklaren Winterhimmels und des goldigen Sonnenscheines, die den Berliner in Scharen an seinem Liede vorüberführen soll.

Die Residenzstadt Charlottenburg hat bis in die Nivellierungswut der Jetztzeit hinein viel von ihrem alten Lokalkolorit bewahrt. Wenn auch hier und da zwischen den bescheidenen einstöckigen Häuschen die modernen Mietspaläste mit ihrem übertriebenen Stuckornament emporschießen und das Tamtam der Großstadt reklamerasselnd durch die breite, von Bäumen besetzte Hauptstraße zieht, so gibt es doch noch stille Plätze und Nebenstraßen, wo die alte poetische Stimmung wohnen geblieben ist. In dem Schatten breiter Laubkronen blinken dort in ihrer Sauberkeit jene altfränkischen Landhäuser mit dem hohen verbräunten und von dem Wehen der Jahre verzogenen Ziegeldach, mit den funkelnden Fenstern, die bunte Blumen schmücken, mit dem Vorgärtchen, in dem wohl der alte, zur Ruhe gesetzte Staatspensionär im Käppchen über dem militärisch gestrichenen Haar, und selbst jetzt im Negligee die Bänderchen im Knopfloch, seine Rosen beschneidet — ein Bildchen aus einer untergehenden Welt, das erquickend anmutet in dieser Zeit des Hastens.

Jetzt taucht dort aus dem Nebelgrau der Kuppelturm des Charlottenburger Schlosses empor; von einer der kronengeschmückten Luken hängt schlaff in der schweren Luft eine Preußenfahne auf Halbmast, während die leicht aufschwingende Göttin der Turmspitze wie die Zieraten des gleichfalls vergoldeten Hofgitters sich bemühen, Licht und Glanz zu werfen in die melancholische Szenerie. Hier vor diesem Gitter war es in jenem verhängnisreichen Vorfrühling 1888, wo ganze Tage

lang, bis in die Nacht hinein, sich das Volk staute, um an einem der hohen Fenster des Schlosses eine gewisse Gestalt auftauchen zu sehen — nur einen Schimmer einer solchen, ein edles königliches Dulderhaupt, das blaß, mit mühsamem Lächeln, mit kaum merklichem Neigen, nach der vor Aufregung und Ungeduld wogenden Menge hinüberwinkte, ein letzter Gruß Kaiser Friedrichs an sein Volk. Für lange Jahre wird die unsägliche Wehmut solcher Tage Schloß Charlottenburg und seinen Park umschweben....

Heute sehen wir schwarzgekleidete Besucher, Damen in langwallenden Kreppschleiern, solche, die mit dem Hofe in Beziehung stehen, sogar tief verhüllt, alte Herren in gebückter Haltung, wohl einige von den „Getreuen“ des hochseligen Kaiserpaares, noch einem Pförtchen hinwandeln, das am linken Flügel des Schlosses den Eingang zur neuen Orangerie bildet. Hier findet auf Befehl Kaiser Wilhelms die Ausstellung der Blumen- und Liebesspenden statt, die sich zum Schmuck des Paradebettes der jüngst verklärten Kaiserin Augusta von nah und fern zu wahren Hügeln auftürmten. Und wohl lohnte die Pracht und verschwenderische Fülle der Blumengaben und der Aufwand so viel liebevollen Geschmacks eine öffentliche Ausstellung!

Der langgestreckte, nicht zu hohe Raum ist mit jenen wundervollen Orangebäumen dicht besetzt, die zur Sommerszeit die Gartenterrasse des Schlosses zieren; nur in der Mitte zwischen den mächtigen Kübeln blieb ein Gang für die Besucher frei, tief überdacht von dem saftigstrotzenden Blattwerk. Es herrscht ein geheimnisvolles Gründunkel, und der dumpfe Geruch welkender Blumen vermischt sich mit der feuchten Warmhausluft; andächtige Flüsterstille über all dem schleichenden Gedräng der Köpfe, die sich an einigen Stellen bücken müssen, um nicht das Laub zu streifen. Gegen die Stämme der Bäume gelehnt, von ihren Ästen niederhangend, hoch aufragend bis in die Kronen hinein, staut sich hier die Fülle der blühenden Gaben der Liebe — Hunderte und Hunderte, so weit das ziemlich große Gebäude reicht, ein rührend großartiges Museum der Dankbarkeit, der „Samariterin auf dem Throne“ errichtet von den Kranken, Bresthaften, Bedürftigen und Verkümmerten. Unzählige Wohlthätigkeitsvereine haben ihren bunten Dank beigesteuert, war ihnen allen doch die hohe Verklärte eine allzeit unermüdliche und in Rat und That hilfreiche Beschützerin. Deutlicher und eindringlicher als die Ruhmesrede, die von einem ersten Vertreter der Wissenschaft bei Gelegenheit einer Versammlung der hiesigen medizinischen Gesellschaft der gekrönten Samariterin geweiht wurde, reden diese Gewinde aus lebenden und künstlichen Blumen, diese mit sinnigstem Geschmack ausgeführten Kränze, diese Kissen aus Blüten hergestellt, die feierlichen Palmwedel; lange wimpelartige Schleifen mit bunten Emblemfarben bezeichnen die Spender in Inschriften von Gold und Silber und Schwarz, einige tragen kostbares Stickwerk, und das hochentwickelte Kunstgewerbe der Hauptstadt, dem die Verklärte nicht minder ihre fördernde Gunst zuwandte, bethätigt sein Können in Anordnungen originellsten Geschmackes; oft hat man die Blumen selbst ihre einfache Sprache sprechen lassen, so leuchtet das rote Kreuz, das Sinnbild der Barmherzigkeit, in roten Nelken auf hellem Blütengrunde.

Schwarzbehandschuhte Damenhände wenden die Schleifen, um die Widmungen deutlicher zu lesen. In großer Zahl sind die vaterländischen Frauenvereine vertreten, wie die Vereine zur Pflege Verwundeter im Kriege, die beiden Hauptschöpfungen der Kaiserin; dann die Krankenhäuser, Waisenanstalten, Asyle für Alte und Obdachlose, die Suppenanstalten, Hilfsgenossenschaften für arme Wöchnerinnen und verschämte Arme — rührend wirken gewisse Gaben, von dankbaren Einzelhänden gespendet, das Kränzlein eines Geheilten aus dem Augustahospital, das andere eines ehemaligen Zöglings des Augustawaisenhauses; ein Taubstummer stammelt in einfachen Blümlein seinen innigen Dank für die kaiserliche Gnade, die auch ihm einst in sein verkümmertes Dasein zufloß....

Weiterhin wölbt sich jener hallenartige Mittelbau, wo unter Palmen und Blumen der todkranke Frühlingskaiser seinen Regentenpflichten oblag und sich Vorträge halten ließ — ein Beet mit kostbarem Blütenarrangement, ganz so wie es das Auge des Kaisers erfreute, wenn es aus der unsäglich schweren Mühe der Arbeit Erholung suchend aufblickte, bewahrt die Erinnerung an solch wehmutsvolle Tragik. Hier häufen sich die Spenden der Fürsten und hohen Verwandten, wahre Kunstwerke der in Berlin so hochentwickelten Kranzbinderei. Der jenseitige Trakt der Orangerie birgt die Gaben der Behörden, Offizierkorps und Städte; unter letzteren fällt ein Kranz mit der Inschrift „das trauernde Koblenz“ auf, war doch diese rheinische Stadt der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin, hier fühlte sie sich am heimischsten, und so hat sie auch ein reiches Maß von Gunst und Gaben über den herrlichen Erdenfleck ausgeschüttet. Ihr Werk waren jene nun zu einer Berühmtheit emporgeblühten „Rheinanlagen,“ die sich am Gestade des rauschenden Stromes, im Ausblick auf die romantische Bergszenerie wohl eine halbe Meile lang hinziehen. Dreimal hat der winterlich grollende Strom diese Rebengänge, diese sinnig und künstlerisch ausgeschmückten Ruheplätze, diese Tempelchen, Grotten, Spielplätze und Denkmale, all den sorgsamen Fleiß der Jahre mit seinen brutalen Eisschollen vernichtet — sie, die Kaiserin aber begann in ihrer resoluten Art immer wieder von neuem aufzubauen, zu pflanzen und zu schmücken, und so mag es als ein ganz besonderer Akt der Pietät seitens ihres kaiserlichen Enkelsohnes gelten, wenn er selbst den Schutz für die poetische Gartenschöpfung fernerhin gewährleistete.

Ein von düsteren Tannen eingeengter und überschatteter Gang führt von der Orangerie nach dem Mausoleum, in dem das hochselige Kaiserpaar, nach kurzer Trennung vereint, die letzte Ruhe gefunden. Jetzt stört noch das Getöse der Arbeiter, die den notwendig gewordenen Erweiterungsbau des ursprünglich nur für Friedrich Wilhelm III und Königin Luise bestimmten Grabtempels ausführen, die Weihe dieses Ortes; wenigen kränzespendenden „Getreuen“ aus dem engeren Hofhalte der Kaiserin Augusta ist heute

Digitized by Google

der Zutritt zu den beiden mit Purpursamt bezogenen und mit goldenen Adlern und Kranen verzierten Särgen gestattet — wir anderen verweilen nur eine kurze andachtsvolle Stille vor dem prunklosen, klassisch-einfachen Tempelbau, dessen Säulen von der Bestattung her noch mit schwarzem Tuche ausgeschlagen sind und dessen Treppe ein dunkler, silberbefranster Baldachin überdacht. Doch an der metallenen, auf einem Dreifuß ruhenden Opferschale, die das Frontispiz des Tempels krönt, zeigt sich ein leiser rötlicher Lichthauch. Ist es die spät erwachende Wintersonne, die diese Stätte erhabener Trauer mit ihrem Gruße bestrahlt? Heil dir, du goldene Himmelsleuchte, daß du dein Recht behauptest über das dumpfe, schwerlastende Nebelgrau! Heil dir, du neue Zeit, die du gerade von dem Giebel dieses Grabes so verheißungsvoll zu leuchten beginnst . . . .

Ferne, über den kahlen Wipfeln des Schloßparkes, die ein wachsender Rosahauch verklärt, klingelt und lärmt es von weltlicher Tagesarbeit, ein Lokomotivenpfiff tönt laut herein in diese Andacht. Aber den Schläfern dort im Mausoleum bedeutet er keine Entweihung — haben sie nicht den vielgestaltigen Wunderbau des modernen Lebens aufrichten helfen mit kühner That und weisem Rat? Durchzuckt nicht etwas von dem Pulsschlag ihrer großen, starken, erbarmungsreichen Herzen das Walten und Schaffen unserer Zeit in allen guten Dingen? Strömt nicht von ihren Sarkophagen ein Hauch des milden Segens hinüber auf das Werdende, Kommende? . . .

Und wir folgen diesem Lokomotivensignale. — Es ist mir immer als ein besonderer Reiz des vorzüglich entwickelten Verkehrswesens von Berlin erschienen, daß man, wenn es beliebt, mit einer gewissen zauberhaften Geschwindigkeit aus der landartigen Stille der entlegenen Stadtteile mittenhinein in das lärmerfüllte Centrum der Großstadt versetzt zu werden vermag. So führt uns der Stadtbahnzug binnen Minuten nach Bahnhof Friedrichstraße, über den Wipfeln des Tiergartens hinwegeilend, an Bahnhofsanlagen, Zollstätten, Hafenplätzen vorüberrasselnd, hinein in die gewaltig überwölbte Halle, deren Getös nach mit seinem Dampfzischeln vermehrend. Es ist der engste Bahnhof der Welt, und seine ineinandergeschachtelten, gleichsam aufeinandergestülpten Verkehrseinrichtungen lassen es als ein Wunder erscheinen, daß die massenhafte Personenbeförderung sich so glatt vollzieht. Die Gegend dieses Bahnhofes mutet weltstädtisch an wie kein anderer Punkt Berlins. Um das hoch auf dem Viadukt emporragende Ungeheuer der gewaltigen Glaswölbung, die am Abend bei ihrer elektrischen Innenbeleuchtung einen seltsam magischen Eindruck macht, beginnen sich die Gasthöfe in erdrückender Konkurrenznähe zu scharen, mit dem kühnen Bestreben, das riesenhafte Centralhotel, das ein ganzes Häuserviertel besetzt hält, durch Komfort und Eleganz noch zu überbieten — und alle sind sie mit Gästen besetzt. Unaufhaltsam flutet hier der rastlos-geschäftige Verkehr durch die an dieser Stelle sehr enge Friedrichstraße, das Leben atmet hier in fieberisch schnellem Tempo, rasselnde Omnibusse, rollende Wagen, das Gedränge der eilenden Fußgänger, Lärm und Reklame in lauten Rufen der Straßenhausierer und in schreiend effektvollen Ladenauslagen — an ein genießendes Flanieren ist hier nicht zu denken, und wir eilen mit den anderen, um erst aufzuatmen in der freien Weite der großartig geräumigen Lindenpromenade.

Unserm Programm gemäß zögern wir nicht, uns auf dem Trottoir der belebteren und fashionableren Südseite unter die Müßiggänger einzureihen. Berlin ist nicht die Stadt der Spaziergänger, es besitzt auch keine traditionelle Promenade, auf der sich alltäglich zur bestimmten Stunde die Berühmtheiten, die wahren und die talmiartigen, die Notabilität und Eleganz zum Stelldichein einfände; wie es ja auch keinen regelmäßigen Wagenkorso aufzuweisen hat, so sehr die schattigen Alleen des Tiergartens dazu auffordern — böse Leute behaupten sogar, daß eben die Equipagen dazu mangelten. So finden wir hier hauptsächlich die Fremden und Provinzialen vertreten, biedere Leute, denen ein Stückchen des roten Bädekers aus der Tasche und der Besichtigungseifer aus dem Antlitz schaut. Früher brachte diese Mittagszeit den Lindengängern zumeist ein glänzendes Intermezzo: das Anrücken der Wachtparade, die mit rauschendem Preußenmarsche an dem berühmten historischen Eckfenster des kaiserlichen Palais am Opernplatze vorbeidefilierte. Jetzt ragt der raumartig so bescheidene Königsbau einsam und verwaist, mit herabgesenkten Vorhängen und verschlossenem Portale, vor dem die beiden Schildwachen wie zwecklos auf und nieder pendeln, aus dem frohflutenden Verkehr; klanglos, ohne Spiel, nur mit lauthallendem Schritt marschiert die Wache vorüber, der umflorte Offizier an der Tete; nicht mehr zuckt das Kommando „Richt euch!" durch die Rotten, das die Köpfe der biederen Gardisten wie in einem Rucke rechtshin schnellen ließ, nach jenem hohen Parterrefenster hin, wo dann die Mullgardinen sich teilten und die von der Last der Jahre immerhin gebeugte Gestalt des geliebten Heldenkaisers sichtbar wurde; die roten Rabatten der Uniform leuchteten, es schimmerte am schwarzen, silbergeborteten Bande der blaue pour le mérite — bei dem Anblicke seiner Soldaten ging es wie ein Aufrichten jugendlicher Freude durch die ehrwürdigen Glieder, deutlich gewahrte man das Aufblitzen der alten scharfen Augen, wie sie musternd die Sektionen entlangführen — ein kurzes Nicken als Erwiderung des Honneurs — ah, da sind ja noch andere, die seines Erscheinens harrten! Die vielen Hunderte, die täglich dort zur Mittagszeit um das Reiterdenkmal Friedrichs des Großen geschart hielten, in der Hoffnung, ihren Kaiser zu sehen. Auch sie erhalten ein huldvolles Neigen des greisen Hauptes zum Dankesgruße, dann schließen sich wieder die Mullgardinen, da drinnen am Schreibtisch setzt der Kaiser wieder seine Arbeit fort — die Hunderte aber hier draußen harren auch jetzt noch eine gute Weile, als hielte sie eine Art zauberischer Bann im Bereich dieses Eckfensters zurück.

Noch einmal in diesen Tagen sah das Palais eine Parade eigner Art. Es war am Tage

nach dem Tode der Kaiserin, als Kaiser Wilhelm II an der Spitze des kombinierten Bataillons Königin Augusta-Regiments, das aus seiner Garnison Koblenz hier angelangt war, unter diesen Fenstern vorbeirückte. Es begann zu dämmern, weit dort hinten über dem Brandenburger Thore verglutete der Abend purpurrot, und das eben aufblitzende Licht der elektrischen Glocken warf seinen fahlen Schein über die Montierung und Waffen der marschierenden Truppe und über die florumhangenen, heute schweigenden Instrumente des Musikkorps. Hoch aufgerichtet auf seinem Rappen ritt Kaiser Wilhelm dem Regimente seiner hohen Großmutter voraus, kein Zucken einer Regung auf dem tiefernsten, fahl angehauchten Antlitz, nur an jener Ecke wendete sich leise sein Haupt, und stumm grüßend traf sein Blick das verhangene Fenster. Dann geleitete er die Truppe weiter über die Brücke nach dem Schlosse hinüber, damit sie die Ehrenwache bezöge am Paradebette der Verklärten . . . .

Doch wir wollten vom Tage greifen, was er uns gerade bietet — siehe, auch uns spendet er heute ein kurzes, liebliches Intermezzo: vom Schlosse her rollt eine Equipage, mit Rappen bespannt, heran, jetzt der Trauerlivreen wegen nicht sofort als eine königliche zu erkennen. Damen stellen sich am Trottoirrande auf, um ihre Verbeugung zu machen, einzelne Herren lüften den Hut, alles Militärische aber salutiert in strammer Haltung — „die Prinzen! Die kaiserlichen Prinzen!" Es sind nur zwei von „des Kaisers Fünf," die beiden Jüngsten. Durch das Wagenfenster schimmert es duftig weiß in Schwan und Kaschmir und Seide, und zwei frische, rosig angehauchte Köpfchen ragen aus der hellen Duftwolke. Die eine der winzigen Hoheiten winkt mit den Händchen nach den Grüßenden hin, die andere, von der Gouvernante ermutigt, bemüht sich zu nicken, beide lächeln sie — ist es nicht, als breitet sich von diesem Lächeln aus helle, sonnige Stimmung über die Straße und ihre Spaziergänger; als käme die Sonne, die dort droben immer noch in matter Blöße mit dem hartnäckigen Nebelgrau kämpft, nun endlich zum Durchbruch? . . . .

Doch ich sehe, ich werde mit meinem Rentner aus Berlin O. nicht rivalisieren können im Aufstöbern von Sehenswürdigkeiten, im gourmandartigen Verschlingen von Neuigkeiten. Mich bannen die Erinnerungen, und die Poesie weist mir verheißend den Weg ins Zukünftige. So versäume ich es, den neuesten Verbrecher in Wachs bei Castan aufzusuchen; so will es mich nicht gelüsten, die zweifelhaften musikalischen Genüsse kennen zu lernen, die in einem Laden neben dem Passagepalast das „Grammophon," ein deutscher Konkurrent der Edysonschen Sprechmaschine, und wie es heißt, ein nicht zu verachtender, seinen Besuchern zum besten gibt; so schlendere ich zerstreut an der neubesetzten Kunstausstellung von Schulte vorüber, ohne mich durch die dortigen Hellmaler „impressionieren" zu lassen. Aber — „kennen Sie schon das neue Austernparadies, das Kempinski, alten, bewährten Rufes, vor kurzem in der Leipziger Straße eröffnet? . . ." so fragt mich jemand. Plötzlich bei diesem Namen erwacht wieder mein Wissensdrang, und ich begebe mich die Friedrichstraße hinab nach dieser modischen Sehenswürdigkeit.

Ein grausamer Spötter hat behauptet, die überall auftauchende Klage über Verteuerung der Lebensmittel entspränge nur einer fixen Parteiidee: würde denn das Hauptnahrungsmittel, die Auster, nicht immer billiger, und speziell die von Kempinski nicht immer größer und schmackhafter? Während ich in dem gewölbten Raume sitze, unter einem realistisch zum Greifen gemalten Stillleben riesenhafter Leckerbissen, und mir zum goldigen Chablis die würzigen Holländer munden lasse, will mir der Jammer der sozialen Frage allerdings die Laune nicht verderben — plötzlich dringt von einem Nachbartisch ein Ruf an mein Ohr, der mich sofort aus meiner verbrecherischen Schlaraffenstimmung reißt: „Bismarck wird reden . . ."

„Kellner, zahlen!" Sofort ist meine Tagespflicht erwacht und ich eile die Leipziger Straße hinab noch dem Reichstagsgebäude. Alle äußeren Anzeichen einer in der Luft hangenden Bismarckrede sind dort vorhanden: die Trottoirs dicht mit Gaffern besetzt, die den graugestrichenen Bau mit einem Eifer betrachten, als müsse sich jeden Augenblick eines der erleuchteten Fenster öffnen, um ein neues geflügeltes Wort des größten lebenden Humoristen herausflattern zu lassen; ein Aufgebot zahlreicher Schutzleute, die fort und fort den Refrain: „Bitte, nicht stehen bleiben!" wiederholen; eine lange Reihe von Equipagen mit reichbetreßten Dienern, das sicherste Zeichen, daß dort drinnen „etwas los ist." Man hört das Gejammer einer Schar von Provinzialen, die beim Cerberus des Hauses vergeblich um Einlaß auf die brechend vollen Tribünen flehten: hie und da stürzen die bekannten Setzerlehrlinge aus dem Seitenportale, den hungrigen Zeitungen neues Parlamentsfutter zutragend; auf der Treppe des Hauptportales erscheint ein Abgeordneter, läßt unter dem Schlapphut einen ironischen Rundblick über die Menge gleiten und bahnt sich mit souveräner Gleichgültigkeit einen Weg durch das Gedränge. „Wie kann jemand das Haus verlassen, da Bismarck reden will — unglaublich, der Mann muß taub sein!" heißt es.

Durch die Konnexion eines Vetters aus der olympischen Regierungsregion gelingt es mir, zu einer der reservierten Tribünen vorzudringen. Seltsam mit der aufgeregten Erwartung dort draußen kontrastiert die schwüle Flüsterstimmung des Hauses, über dessen ziemlich tückenhaften Bänken von der Rednertribüne aus eine eintönige Rede herniederrieselt, rieselt und immer dünner rieselt, trotz der Unaufmerksamkeit der Herren Reichstägler. Wird nicht Bismarck kommen und reden? Auch den Feinden des großen Kanzlers will die Stimmung nicht gedeihen, bis sich dort drüben über den oval hinziehenden Regierungstischen das kleine Pförtchen geöffnet und die Hünengestalt des Erwarteten erschienen ist.

„Wird er kommen?" — „Ei gewiß! — sehen Sie denn nicht die braune vollbepackte Ledermappe dort auf dem Platze am Ende des vorderen linken Bundesratstisches liegen?" — Wiederholt ist einer der mit silberner Kette versehenen Diener des Hauses an den Tisch herangetreten und hat

den Lehnstuhl vor dem leeren Pulte zurechtgerückt, jetzt nähert er sich abermals, nimmt etwas in die Höhe, etwas sehr Langes, Tünnes und legt es mit einer respektvollen Miene wieder parallel zu der geheimnisvollen Ledermappe nieder — „Bismarcks Bleistift!“ ruft eine Dame in einer Nebenloge, und ganz erregt vor Entzücken richtet sie ihr Opernglas dorthin. Der Ruf verbreitet sich flüsternd über die anderen Logen, alles merkt auf — „Bismarcks Bleistift, ah! — Famos!“ ruft fast halblaut ein Patriot. „Bismarcks Bleistift, reizend, wundervoll!“ entfährt es bebend vor Freude einem lieblichen Backfisch. „So, das ist also Bismarcks Bleistift“ registriert ein Pedant. „Aber wo denn, ich bitte Sie?“ — „Nun dort das feine, ellenlange Ding —“

Auch über die große Tribüne, wo in fürchterlicher Enge sich die Besucher pferchen, hat sich der Ruf verbreitet, und er bringt Bewegung in die gestaute Masse — „Bismarcks Bleistift — na, da muß er ja kommen!“ — Er ist die sicherste Gewähr, daß Se. Durchlaucht erscheinen wird, er ist gleichsam die Avantgarde, die dem hochbedeutsamen Gros vorausmarschiert. Und aller Augen, bewaffnete und unbewaffnete, auf die Stelle gerichtet, wo diese Avantgarde hält — die Eingeschläferten sind erwacht, die vom langen Harren Mißmutigen richten sich zu neuer Hoffnung empor.

So vergeht abermals eine halbe Stunde Das matte Oberlicht, im Verein mit einem neuen Redegeriesel, beginnt wieder die Aufmerksamkeit herabzustimmen. Einige entfernen sich enttäuscht, die meisten lassen nicht ab, an die Verheißung des Bismarckbleistiftes zu glauben, und harren weiter. Mir schräg gegenüber, auf der vorderen Reihe der großen Tribüne, sehe ich zwei feiste und breite Ellbogen auf die Brüstung gestemmt, dazwischen ein von Eifer und Erwartung und Zweifel rotgedunsenes Biedermannsgesicht mit winzigen Äuglein, wie sie Weißbiertrinkern eigen sind — desto aufgerissener glotzen die Gläser des Krimstechers vor ihm in das gelbliche Dämmerlicht des Saales hinein.

Ist das nicht — und eine seltsame Freude überwältigte mich — ist das nicht Herr Rentner F. W. Schultze, mein Vorbild für die heutige Tagesarbeit? Doch gleich auf diese Freude folgte die Beschämung. Hatte ich nicht stümperhafte Arbeit geleistet? — hatte ich meine kostbare Zeit nicht mit Betrachtungen und Rückblicken vergeudet? Den Abend würde ich nicht massenhafter verbrauchen, das wußte ich! In diesem Gefühl der Scham zwängte ich mich hinaus, alles im Stiche lassend.

Draußen bestieg ich die Pferdebahn und rollte nach meinem W. zurück, mit einem geheimen Neid in der Brust: Herr F. W. Schultze würde doch nach vierstündigem vergeblichen Harren voll naiver Befriedigung das Haus verlassen — wenn auch Bismarck nicht persönlich erschienen war, sein Bleistift wenigstens war dagewesen, und das genügt für einen Stadtfremden aus Berlin O.

Aus der Welt des Wassertropfens.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Wer zum erstenmal durch ein Mikroskop in einen Tropfen geschickt eingefangenen Sumpfwassers blickt, den überrascht das Durcheinanderwimmeln von allerlei kleinen Geschöpfen, die, meist ebenso durchsichtig wie das Wasser, dem Auge gestatten, ihre inneren Lebenswerkzeuge wahrzunehmen, und doppelt so anziehend wären, wenn sie weniger hastig eilten und sich mit mehr Ruhe beobachten ließen. Da gibt es kugelförmige und muschelgestaltige, solche, die wie Maiglöckchen aussehen, und solche, die Ähnlichkeit mit einem Trichter haben. Gar mannigfache und merkwürdige Formen können wir mit dem Auge verfolgen, aus deren lebhaften, selbständigen Bewegungen wir schließen, daß diese seltsamen Gebilde dem Tierreiche zugehören.

Alles, was Tier heißt, ernährt sich und pflanzt sich fort, es sorgt für sich, indem es seinen Unterhalt sucht, sich vor schädlichen Einflüssen und Feinden schützt und im Kampfe mit der übrigen Lebewelt zum Angreifer wird. Es sorgt ferner für seine Nachkommenschaft und wenn auch in noch so bescheidenem Maße, indem es wenigstens einen geeigneten Ort ausspürt, an welchem die junge Brut sich mit ziemlicher Sicherheit entwickeln kann. Das Familienleben der Tiere übt einen großen Reiz auf den Menschen aus. Man sieht, wie die Tiere miteinander umgehen, wie Abneigung und Zuneigung ihr Handeln beeinflussen, wie Ichsucht, Eifersucht, Freundschaft und Liebe, Klugheit und Beschränktheit in den verschiedensten Abstufungen auch bei ihnen zu finden sind, so daß es dem Beobachter möglich wird, indem er menschliches Empfinden als Leitfaden nimmt, sich in das Leben der Tiere zu versetzen und in demselben ein Spiegelbild menschlicher Weisheit oder Thorheit zu erblicken — je nachdem. Das Kind läßt die Tiere sprechen und liebt die Märchen vor allen, in denen die Tiere reden, der Erwachsene erfreut sich an der Tierfabel mit lehrhaft und witzig zugespitzten Schlußsätzen, demjenigen aber, der sich der ernsten Forschung befleißigt, enthüllen sich nach und nach die Gesetzmäßigkeiten, in denen sich alles Werden und Vergehen, der Lebenslauf irdischer Wesen vollzieht.

Digitized by Google

Gelten die Gesetze des Lebens ebenfalls für die Geschöpfe des Wassertropfens? Besitzen auch diese Empfindung, wie die Tiere, welche in Gestalt und Lebensverrichtung sich dem Menschen nähern? Haben sie Leidenschaften, können sie lieben und hassen, können sie sich ihres Daseins freuen, bereiten widrige Umstände ihnen Mißbehagen und Schmerz? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich jedem aufdrängen, dem das Mikroskop die Welt des Wassertropfens zeigt; es regt sich die Lust an der Erkenntnis, der Trieb, die Rätsel der Natur zu ergründen, welcher zum Forschen drängt und zum Wissen führt. Wer da weiß, welche Mühe es kostet, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, die Lebensgeschichte größerer Tiere wahrheitsgetreu zu ermitteln, wie z. B. diejenige der Bienen, der Ameisen, der Schlangen ꝛc., wird einsehen, daß die winzig kleinen Geschöpfe des Wassertropfens in dieser Beziehung nicht nur besondere Mühe verursachen müssen, sondern auch das Ersinnen von eigenartigen Mitteln und Wegen erfordern, welche das gewünschte Ziel erreichen lassen. In der That ist es einem französischen Forscher, Herrn E. Maupas, gelungen, Aufschlüsse über das Leben einzelner Infusorienarten zu erlangen, die an und für sich ebenso bemerkenswert sind wie die klug ersonnenen Wege, auf denen er zu den Ergebnissen gelangte.

Herr Maupas ging zunächst von dem Gedanken aus, daß zur Beobachtung der Infusorien es notwendig sei, die einzelnen Arten derselben rein zu züchten und die von störenden Mitbewohnern freien Kolonieen lange Zeit hindurch tagtäglich zu mustern.

Es klingt sonderbar: „Infusorien züchten,“ aber da man heute, nach dem Verfahren unsers berühmten Landsmannes, Professors Koch, dahin gekommen ist, Bakterien rein zu züchten, mußte es auch gelingen, die bedeutend größeren Infusorien einzeln zu fangen und in einem Wassertropfen zur Vermehrung zu zwingen. Es wurde dafür gesorgt, daß der Tropfen Regenwasser, in welchen ein Einzelinfusorium gesetzt worden war, nicht eintrocknete, und gleichzeitig ergaben fortgesetzte Versuche die Temperatur, bei welcher das Tier am reichsten mit Nachkommen gesegnet wurde.

Die Vermehrung der Infusorien geschieht durch Teilung. Das Einzeltier schnürt sich ein, so daß zwei Hälften entstehen, jede dieser Hälften richtet ihren eignen Lebenshaushalt ein, und sobald die für das Bestehen erforderliche Tüchtigkeit erreicht worden, reißen die beiden voneinander und schwimmen als neue, selbständige Wesen weiter, die den soeben durchgemachten Werdevorgang in kurzer Frist wiederholen. In fünf Tagen ist ein Einzelwesen im stande, der Urahne von zehn Millionen Nachkommen zu sein, in der Mitte des siebenten Tages würde sein Geschlecht schon zehn Milliarden zählen.

Wie vorhin erwähnt, fand Herr Maupas die geeigneten Wärmegrade, bei denen die Vermehrung der einzelnen Infusorienarten am vorteilhaftesten vor sich ging. Die Temperatur ist auf den Vorgang der Teilung von größerem Einflusse als die Einwirkung des Lichtes, da die Infusorien in völliger Dunkelheit eine ebenso zahlreiche Sippe zu gleicher Zeit aufweisen, wie im hellen Sonnenlichte. Dagegen bedürfen einige Infusorien einer mittleren Temperatur von 20, andere von 22, wieder andere von 25—26 Grad Celsius zur ausgiebigsten Vermehrung.

Aus diesen Unterschieden der Wärmegrade ersehen wir nun, daß es im Wassertropfen ebenso wie auf dem zonenumgürteten Erdballe Tierarten gibt, die zum völligen, besten Gedeihen ein ihnen zusagendes Klima beanspruchen. Wird ein Wärme begehrendes Infusorium kühl gehalten, so ergeht es ihm wie den tropischen Tieren, welche in gemäßigte Breiten versetzt werden: sie bleiben arm an Nachkommen, ihr Geschlecht geht an dem unzusagenden Orte nach wenigen Lebensaltern zu Grunde. Es sind also einzelne Infusorienarten ebenso wie hochentwickelte Tiergattungen des Festlandes auf eine bestimmte Wärme, auf das Klima, angewiesen, sie besitzen nicht bloß die Empfindung für kalt und warm, sondern ihr Wohlergehen richtet sich nach verhältnismäßig geringen Temperaturunterschieden.

Die in reinem Regenwasser gezüchteten Infusorienvölker befinden sich in ebenso ungünstiger Lage wie eingepferchte Herden, wie eingekäfigte Tiere überhaupt, da sie, des Umherschweifens im Freien beraubt, ihre Nahrung nicht selbst aufzusuchen vermögen, sondern von der Gnade ihres Hirten und Hüters abhängig sind. Sollen die zur Beobachtung dienenden Kolonieen längere Zeit hindurch erhalten bleiben, so muß ihnen Futter zugeführt werden.

Digitized by Google

Was aber essen die Infusorien, welche Speise sagt ihnen zu, bei welcher Kost gedeihen sie regelrecht? Man bedenke, daß ihrer Hunderte in einem Wassertropfen wohnen und nicht jedes einzelne nach seinen Eßgelüsten gefragt werden kann.

Daher mußten Vorversuche angestellt werden, um nicht allein über die Ernährungsweise der Infusorien Aufschlüsse zu erlangen, sondern auch die Nahrung herauszufinden, welche der einen oder der anderen Art am zuträglichsten ist. Es stellte sich nun heraus, daß es pflanzenfressende, fleischfressende und allesfressende Infusorien gibt. Die Pflanzenfresser konnten mit Abkochungen von Mehl in Regenwasser ernährt werden, auch sagten ihnen Leckereien zu, welche als kleinste Pilzwesen ihnen vielleicht dasselbe sind, was uns Champignon und Trüffel, ferner verschlangen sie mit Vorliebe einzellige Algen jener winzigen Gebilde, welche die einfachste Form des Pflanzenreiches darstellen. Für die Fleischfresser, die von ihresgleichen leben, wurden besondere Zuchten kleiner Infusorien angelegt, die sich mit Mehlabkochung verpflegen ließen.

Wie einfach das ist, und doch wie seltsam! Man spricht von der Welt des Wassertropfens oft genug, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob das Leben im Tropfen auch Thatsachen biete, welche schlußrechte Vergleiche mit dem Leben in der großen Welt gestattet, der auch wir angehören. Jetzt haben wir eine solche Thatsache. Denn in unserer Welt sehen wir, ohne besondere Schärfung des Auges, wie das Pflanzenreich gewisse kleinere Tiere ernährt, die ihrerseits die Beute der Fleischfresser bilden; denselben Vorgang beobachtet der Forscher im Wassertropfen, beiden Welten sind also dieselben Gesetze gemeinsam. Und wenn wir nun gar unsere Erde — unsere Welt — dem Weltall gegenüberstellen, mit den Zahlen der Sternkundigen im Geiste messend und wägend, dann erscheint die Erde wahrlich nichts mehr oder nichts minder als so eine Welt des Tropfens. Wir aber dürfen die Folgerung ziehen: wenn sich im Wassertropfen dieselben Lebensgesetze vollziehen, wie auf der Erde selbst, wenn die winzigen Geschöpfe von denselben Neigungen beherrscht werden, wie die hochentwickelten Wesen, dann haben diese Gesetze auch Gültigkeit für ferne Weltkörper, für die Millionen „Tropfen“ der Weltenwelt, und mit dem Blicke, den wir auf die leuchtenden Punkte am Nachthimmel, auf das Dämmerlicht des Sternenringes der Milchstraße richten, dürfen wir den Gedanken hinaussenden — dort überall wird Leben sein, und wo Leben ist, werde ich es mitempfinden, verstehen können. So bin denn ich nicht bloß ein staubgeformter Zellenstaat, sondern durch das Leben und durch geistiges Erfassen des Lebens allem Leben zugehörig, wo es auch sei.

Doch weiter in den Beobachtungen der Infusorien, deren Thun und Treiben noch vielerlei Übereinstimmung mit der Thätigkeit hochentwickelter Erdbewohner zeigt.

Wie bei höheren Tieren nehmen die einzelnen Arten nicht ohne Unterschied alles sich Darbietende als Nahrung an. Schon die Ausbildung des Mundes und der Wimperhaare, welche denselben umgeben, ist bei verschiedenen Arten sehr verschieden und läßt erkennen, daß die Nahrungsaufnahme nicht die gleiche sein kann. Die festsitzenden Arten, wie das Maiglockentier, erregen mit ihren Wimperhaaren einen Strudel, der die im Wasser fein verteilten Nahrungskörperchen dem Munde zuführt, während die frei herumstreifenden auf Jagd ausgehen, ihre Beute mit den starken Wimperhaaren betasten und sie verschlingen, falls sie ihnen schmackhaft vorkommt.

Sobald ein Tier in seiner Speise wählerisch ist, besitzt es auch Empfindung zwischen Unterschieden des Wohlbehagens in Bezug auf das Schmecken. Das eine Beutetier schmeckt dem Infusorium besser als das andere. Um dies zu erkennen, während es die Beute betastet, muß es entweder Instinkt besitzen — den unerklärlichen Trieb, das Gefühl, welches auch zuweilen unerklärlich der Menschen Handlungen leitet — oder sich persönliche Erfahrungen erworben haben. In fünf Tagen kann ein Infusorium bereits zehn Millionen Nachkommen haben. Woher nehmen diese alle die Zeit und die Gelegenheit, Erfahrungen zu machen? Spielt sich etwa in dem kurzen Lebenslaufe eines Infusoriums das Entstehen, Entwickeln und Vergehen rascher ab als in dem Lebensgange eines höher gegliederten Geschöpfes, ohne daß, in Betracht der Kleinheit des Wesens und der Kürze der Zeit, die Verhältnisse der Erfahrung geringere sind? Wer vermag das zu entscheiden? Nur vermuten dürfen wir, daß unsere Erdjahrhunderte einem Sinne, dem

die Weltenjahrtausende faßbar und übersichtlich sind, noch winziger vorkommen müssen, als uns die den Infusorien zur Entwickelung gegebenen Zeitabschnitte erscheinen.

Auf dem Festlande der Erde sind die Pflanzenfresser den Fleischfressern unterlegen. Die Fleischfresser würden nicht vorhanden sein, wenn sie ihrer lebendigen Nahrung, den Pflanzenfressern, nicht an Kraft und List überlegen wären. Dieselben Wechselbeziehungen finden im Wassertropfen statt.

Zunächst machen die pflanzenfressenden Infusorien, — jene, welche künstlich mit Mehlabkochung gefüttert wurden — sich gegenseitig die Nahrung streitig, indem die größeren Arten die kleineren verdrängen, und von derselben Gattung das stärkere dem schwächeren Einzelwesen den Platz wegzunehmen sucht. Die Pflanzenfresser müssen jedoch den Allesfressern und den Fleischfressern unterliegen, welche im Wassertropfen gar bald die Oberhand gewinnen, denn sie greifen die Pflanzenfresser ohne Furcht an. Die innere Gewalt, welche ihnen den Mut zum Angriffe verleiht, ist der — Hunger, dieselbe treibende, welche die Fleischfresser des Festlandes „wild“ und kühn macht, welche den Menschen zur Jagd zwang und selbst zum Kannibalismus. Die Verfolgten suchen sich im nicht begrenzten Reviere eine neue, an Nahrung reiche Stätte, im beengten mikroskopischen Tropfen sind sie dem Feinde rettungslos verfallen. Steht ihnen der Weg offen, dann beginnen auch die Infusorien Völkerwanderungen, sie ziehen davon wie die Nomaden, welche den Kriegern die eroberte Heimat überlassen.

In der That gibt es Krieger unter den Infusorien; es sind dies kleinere, aber besser bewehrte Einzelwesen, welche schlecht bewehrte größere anfallen und bezwingen. Hier ist es die trefflichere und gefährlichere Ausrüstung, welche dem Kleinen den Sieg über den körperlich Umfangreichen verleiht.

Haben nun die fleischfressenden Infusorien im Wassertropfen die Pflanzenfresser vernichtet, so tritt auch an sie das Verhungern, sobald neue Zufuhr ausbleibt. Die Landwirtschaft — sozusagen — ist zu Grunde gerichtet, der Staat ist verwüstet, Not muß eintreten.

In solcher Not zwang Herr Maupas die siegreich überlebenden Infusorien zu verschiedenartiger Nahrung, um zu sehen, welchen Einfluß dieselbe ausübe. Es ergab sich aus einer Reihe von Versuchen, daß einzelne Arten bei reichlicher Zufuhr zusagender Nahrung bedeutend wuchsen und ihre Gestalt veränderten. Es wurde in kurzer Zeit erreicht, wozu Viehzüchter Jahre gebrauchen: es wurden Infusorienrassen gezüchtet, welche sich an behäbiger Größe und Gestalt wesentlich von ihren Vorfahren unterschieden — es waren Mastinfusorien geworden.

Selbst bei guter Pflege treten nach einer längeren Reihe von Teilungen, also nach der Entstehung zahlreicher Geschlechter, Veränderungen an dem Körper der Infusorien ein, welche Maupas die greisenhafte Entartung nennt. Die Körpergröße schwindet, die zum Haschen und Heranstrudeln der Beute bestimmten Wimpern nehmen, ähnlich wie dies bei den Mastinfusorien beobachtet wurde — an Zahl ab, die Beweglichkeit vermindert sich, die Fähigkeit sich zu ernähren erleidet Einbuße, und das Volk der Infusorien — durch viele, stets schwächer werdende Geschlechter von dem Stammvater getrennt, nähert sich dem Ende durch allmähliches Aussterben. Wie Völker der Erde entstanden, blühten und vergingen, so vergehen die rasch geborenen Völker des Wassertropfens. Sie würden für immer dem Tode anheimgefallen sein, wenn nicht einzelne der dem Untergange rettungslos Verfallenen durch die Zusammenschmelzung ihrer Zellkerne einem neuen Wesen ihrer Art frisches, verjüngtes Leben gäben. Durch das Hinwegwerfen des Absterbenden, durch die Vereinigung zweier schwacher Innenkerne entsteht geheimnisvoll aus zwei Todgeweihten ein starkes, kraftbegabtes Wesen, das als Ahnherr des neuen Geschlechtes die Teilung beginnt und sich ins Millionenfache vermehrt. So stirbt das Einzelwesen, die Art aber lebt als Ganzes, da ihr die Kraft der Verjüngung gegeben, sie erscheint unsterblich, solange sie in der Welt lebt, welche ihr Nahrung und Aufenthalt gewährt — in der Welt des Wassertropfens.

Dem Aufgußtierchen — dem Infusorium — ist der Wassertropfen die Welt, in der sein Geschlecht sogar so lange unsterblich ist, als der Tropfen dauert. Uns klugen Menschen ist der Wassertropfen ein Nichts im Vergleiche zu den ungezählten Tropfen der irdischen Gewässer, und dennoch bietet er dem sehenden Auge ein bedeutsames Abbild der großen Welt, selbst schon jetzt, da wir so wenig von ihm wissen.

Neues vom Büchertisch.

Ein vaterländisches Geschichtswerk.

Von Gottlob Egelhaaf.

(Abdruck verboten.)

Seit mehreren Jahren verlautete, daß der Direktor der preußischen Staatsarchive, Heinrich von Sybel, mit der Ausarbeitung eines Werkes beschäftigt sei, welches die Entstehung unseres nationalen Staates zum Gegenstand habe.*) Nescio quid mains, mochte man vorahnend sagen, nascitur Iliade. Nunmehr liegt der Beginn dieses Werkes in zwei Bänden vor, welche bis zum Vorabend der schleswig-holsteinischen Verwickelung im Jahre 1863 herabreichen. Für dieses Werk hat Sybel am 19. März 1881 seitens des Reichskanzlers die Erlaubnis der Benutzung der Bestände der Staatsarchive, sowie der Registratur des auswärtigen Amtes erhalten; damit war eine Stoffsammlung in seine Hand gegeben, welche die eindringendste Erforschung der Ereignisse ermöglichte. Daß Sybel diese Erlaubnis in mustergültiger Weise ausnutzen würde, das ließ sich von vornherein erwarten, und nun wird es durch die vorliegenden Bände für jedermann erkennbar, daß hier in der That ein gewaltiger Stoff in die Hände des rechten Mannes gekommen ist. Auch die Schönheit der Darstellung, welche man einst schon an Sybels Geschichte der französischen Revolution bewunderte, ist dem neuen Werke in gleichem Maße eigen. Der Ton und die Farben sind vielleicht etwas gedämpfter, wie das die umrollenden Jahre dem Menschen mit sich bringen; aber wenn ein Unterschied gegen früher überhaupt besteht, so ist es kein Unterschied der Art, sondern nur des Grades. Derselbe große Historiker steht vor uns, welcher die furchtbaren Ereignisse der Revolution uns einst so ergreifend vor die Seele gestellt hat.

Versuchen wir einiges aus dem neuen Werke herauszuheben.

Der erste Band beginnt mit einer Einleitung von 125 Seiten, welche in meisterhafter Weise das Werden des deutschen Einheitsgedankens bis zum Jahre 1848 darlegt. In den Anfängen unserer Geschichte stoßen wir auf keine Spur eines nationalen Bewußtseins; die einzelnen deutschen Völkerschaften befehden sich untereinander und leihen dem fremden Eroberer gegen die eignen Stammesgenossen den Arm. „So sind die Deutschen Partikularisten von Natur; das nationale Bewußtsein erscheint bei ihnen erst als Erzeugnis der fortschreitenden Bildung.“ Das deutsche Kaisertum des Mittelalters hat eine Einheit der Nation nicht zustandegebracht; Norddeutsche und Süddeutsche standen sich fremd, wie zwei Völker verschiedenen Stammes, gegenüber; die großen Ritter- und Minnedichtungen der Schwaben und Bayern blieben im Norden, das Tiermärchen der Niederdeutschen blieb im Süden unverständlich. Die Anläufe zu einer ständischen Regierung des Reichs, welche unter Kaiser Maximilian I begannen, und an welche sich nach Sybel doch einige Hoffnung auf die Gewinnung fester politischer Formen knüpfen ließ, wurden dadurch wieder mit Unfruchtbarkeit geschlagen, daß Karl V, indem er sich der Reformation entgegenwarf, eine starke katholische Partei im Reiche um sich sammelte und so die dauernde religiöse und politische Spaltung der Nation begründete. So kam die Reformation schließlich bloß den partikularen Gewalten zu gute, welchen sie das Recht verlieh, das Bekenntnis ihrer Unterthanen zu bestimmen. Der westfälische Friede drückte dieser Entwickelung vollends das Siegel auf; er entschied die Niederlage des Kaisers, die Verstärkung der Souveränität der Fürsten; den Bestand von nicht weniger als drei Kirchen an Stelle der einen stellte er endgültig fest. „Die Reichsgewalt und die nationale Gesinnung waren auf Null heruntergesunken. Der Partikularismus hatte vom deutschen Boden und dem deutschen Geiste vollständig Besitz ergriffen.“

Nachdem es so weit war, gab es bloß noch einen Weg zur Erlangung der nationalen Einheit. Die partikularistische Entwickelung, welche durch die Selbstsucht der Teile hervorgerufen war und nur ihr noch Raum ließ, konnte vielleicht dahin führen, daß einer dieser Teile, von Tapferkeit, Klugheit und Glück unterstützt, sich so sehr vergrößerte, daß er allen anderen Teilen und Teilchen den Vorsprung abgewann, daß er am Ende mit der Mehrheit der Nation zusammenfiel und so für ihn dann Selbstsucht und Nationalsinn ein und dasselbe wurden. In Deutschland mußten die Dinge, wenn die Einheit überhaupt erreichbar sein sollte, einen ähnlichen Verlauf nehmen wie in England, wo die Angelsachsen zuerst in sieben Staaten zerfallen waren und dann die Könige von Wessex durch Unterwerfung der übrigen Staaten die englische Krone zusammenschmiedeten; oder wie in Frankreich, wo die karolingischen Könige von Francien allmählich alle anderen Herzöge und Grafen zur Anerkennung ihrer königlichen Oberhoheit zwangen.

Längere Zeit bemühten sich nun sogar zwei deutsche Partikularstaaten darum, die verlorene Einheit auf dem angedeuteten Wege herzustellen: Österreich und Preußen. Das erste erlangte einen gewaltigen Länderbesitz, welcher es selbst den vereinten Kräften der übrigen deutschen Stände weit überlegen erscheinen ließ, fand die hingebende Unterstützung der hohen katholischen Reichsprälatur, weil es in seinem Innern sich vor allem der Hilfe der Kirche bediente, um seine vielsprachigen Bevölkerungen in Ordnung und Unterwürfigkeit zu erhalten, und hatte stets zahlreiche Mitglieder des Adels aus dem Reich in seinen Diensten, vor allem unter seinen Fahnen. Preußens Besitz war dem äußeren Umfange nach viel kleiner; aber wenn Österreich immer ein loses Bündel von

*) Heinrich von Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Band I, II. München, 1889. R. Oldenbourg.

einzelnen Landschaften blieb und schon vor 1699 auf vier Deutsche dort drei Nichtdeutsche kamen, seitdem aber (durch den Hinzutritt des größten Teils von Ungarn und seiner Nebenlande 2c.) das Verhältnis gar wie 1:3 sich gestaltete: so hat sich dagegen Preußen zu einem straff in sich geschlossenen, ganz überwiegend deutschen Staate entwickelt, welcher um so mehr zur Wahrung der deutschen Interessen berusen wurde, je mehr sich Österreich durch seine nichtdeutschen Natianalitäten außerstandgesetzt sah, von deutschen Gesichtspunkten auszugehen. Bewußtermaßen deutsche Politik hat Preußen freilich nicht getrieben; selbst der graße König, welcher es zur europäischen Großmacht erhob, hat sich bei allen seinen Maßnahmen bloß von dem Gedanken an die Unabhängigkeit und Größe Preußens leiten lassen. Aber schlagend tritt am siebenjährigen Kriege hervor, wie sehr bereits die preußischen Interessen sich mit den deutschen deckten, während für Österreich die letzteren weit abseits lagen. „Wäre Österreich der Sieg geblieben, so hätte es Ostpreußen den Russen und Belgien dem franzäsischen Pratektarate überliefert und bei der Wiedergewinnung Schlesiens dadurch keine Schmälerung seiner eurapäischen Machtstellung erlitten.“ Preußens Niederlage aber hätte auch die deutsche Nation aufs schwerste geschädigt; die ihm entrissenen Gebiete wären aus dem Leibe Deutschlands herausgeschnitten worden.

Erwägt man nun, wie sehr Österreich allmählich durch seine Siege über die Türken aus Deutschland hinauswuchs, während Preußen mehr und mehr auf deutschem Boden sich ausbreitete, so kann es einem Zweifel nicht unterliegen, daß das, was 1866 sich vallzog, nur der naturgemäße Abschluß einer etwa anderthalbhundertjährigen Entwickelung war; was Bismarck 1863 den Österreichern riet, „sie sollten ihren Schwerpunkt nach Ofen verlegen,“ das war thatsächlich längst von ihnen geschehen, und wenn Österreich wirklich die führende Macht in Deutschland sein wollte, so mußte es nicht mehr und nicht weniger als von Grund aus seine Bahn ändern und gemäß der Kaunitzschen Politik wieder mehr nach Deutschland hineinwachsen, wavon es aber bei den Friedensschlüssen van Campo Formia 1797 und bei den Wiener Verträgen von 1815 gerade das Gegenteil gethan hat. Statt die während der napoleonischen Zeiten verlorenen „vorderösterreichischen“ Gebiete vom Arlberg bis zum Rhein wieder zu beanspruchen, zog es sich mit voller Absicht von der Wacht am Rhein zurück, legte seine Hand auf Oberitalien bis zur piemantesischen Grenze und streiste seinen deutschen Charalter, soweit von einem solchen überhaupt nach geredet werden kannte, fast gänzlich ab; selbst der Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde hat es 1815 widerstrebt, um nicht zu einer deutschen Politik gezwungen zu sein. In der Hofburg wollte man weder deutsch noch italienisch sein, wohl aber Deutschland und Italien indirekt beherrschen; deshalb entschloß man sich auch 1813, die deutschen Mittelstaaten dadurch an sich zu fesseln, daß man ihre Souveränität zu begünstigen sich anstellte und den natianalen wie den liberalen Bestrebungen einen Kampf auf Tod und Leben ansagte. Dadurch war aber vallends entschieden, daß die deutsche Einheit und Freiheit nur im Gegensatz zu Österreich und folglich entweder gar nicht ader nur mit Hilfe Preußens zu verwirklichen waren. Der Weg, welcher an dieses Ziel führte, war freilich gewunden und langwierig genug. Als 1848 die Revolution losbrach, eine deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. einberufen ward und diese dem König Friedrich Wilhelm IV die deutsche Kaiserkrone anbot, da zeigte sich, daß der in Aussicht genammene Führer der Natian selbst von der ihm zugedachten Würde nichts wissen wollte. Der König hatte in den schweren Zeiten, da Preußen an den Folgen der Niederlage von Jena zu Grunde zu gehen in Gefahr schwebte, die Überzeugung in sich aufgenommen, daß nur das Zusammenstehen der beiden deutschen Graßmächte Heil verhieße, daß es gelte, die Bruderhand Österreichs für alle Zeit festzuhalten, und er wollte deshalb dem Kaiser von Österreich die deutsche Kaisertrane vorbehalten wissen. Ja, falls derselbe mit der Stellung „eines Ehrenhauptes deutscher Nation“ nicht zufrieden sein sollte, war er bereit, ihm „die valle Regierungsgewalt im deutschen Reiche“ zuzugestehen: für sich selbst beanspruchte er nur das Amt eines erblichen „Reichserzfeldherrn“ über die außerösterreichischen Truppen Deutschlands, welche im Fall eines Krieges nach sechs „Reichswehrherzagtümern“ gegliedert und von je einem König, Kurfürsten oder Großherzog geführt sein sallten. Van der Übertragung der Kaiserkrone an ihn selbst wallte Friedrich Wilhelm IV nichts wissen, weil dadurch der Verlust der deutschen Erblande Österreichs herbeigeführt und eine „unerträgliche Verstümmelung des Vaterlandes“ veranlaßt werden würde. Aus der Hand des Volkes gar wallte er die deutsche Krone erst recht nicht annehmen; auf einen solchen Antrag war er sogar geneigt „mit Kanonen zu antworten.“

So erstaunlich es klingt: während alle Zeichen der Zeit auf die Ausführung der „kleindeutschen“ Idee hinwiesen, war der König von Preußen, befangen in seinen palitischen Phantasieen und romantischen Gedanken, selbst ein „Großdeutscher“ vam reinsten Wasser. Und wenn er nichts von einem salchen Staatengebilde wissen wollte, in welchem Preußens Dynastie die führende Ralle zufallen und in welchem die Fürsten und Städte des nichtösterreichischen Deutschlands unter Preußens Leitung zu gegenseitigem Schutz und Schirm zusammengeschlossen sein sallten, sa wurde diese Abneigung in breiten Volkskreisen, namentlich im deutschen Süden voll und ganz geteilt. In tausend Zeitungsartikeln, Plakaten und Klubreden hatte die republikanische Partei seit den Märztagen van 1848 ihren mächtigsten Gegner mit Schimpf und Hohn überschüttet und den Grimm des Valkes erweckt gegen den feigen Tyrannen, der zuerst sein eignes Volk niederkartätschen lasse, dann besiegt elend um Gnade bitte und jetzt die ehrlase Stirn mit der deutschen Kaiserkrone schmücken walle: vor allem in Baden und Sachsen waren durch salche Hetzereien die Volksmassen mit rasendem Hasse gegen Friedrich Wilhelm IV erfüllt worden. Nimmt man dazu

Digitized by Google

die Abneigung der anderen Könige, sich unter die Leitung der Hohenzollern zu stellen, und den Widerstand Österreichs, das bei der Aussicht auf die Einbuße seiner indirekten Herrschaft über Deutschland plötzlich — mitten in der größten Bedrängnis durch Italiener, Ungarn und inländische Demokraten — sich ermannte und vorgab, daß es „germanisch sei in jeder Ader“: nimmt man das alles zusammen, so begreift man, daß die nationale Revolution eigentlich bei ihrem Beginn schon halb verloren war; es war im Grunde noch niemand, abgesehen von einzelnen folgerichtigen Köpfen, für die Lösung der deutschen Frage reif, und König Friedrich Wilhelm IV, so viele Entwürfe seine ruhelose Phantasie auch noch gebar, blieb beständig in Gedankenkreisen befangen, welche so unpraktisch und antipreußisch waren als möglich. Während gerade die kleineren Staaten, wie Baden, Hessen, Coburg rc., auf preußischer Seite standen, nährte er, beeinflußt von seinem Glauben an die mystische Würde der Königskrone, fortwährend den Gedanken der Schaffung eines „Königskollegiums,“ durch welches die Nation, — indem jedem König die ihm benachbarten kleineren Fürsten angegliedert worden wären, — in sechs Vaterländer zerfallen wäre; dabei hielten die „Pairs“ des Königs von Preußen, namentlich die Könige von Bayern und Württemberg, sorgsam darauf, daß Preußen unter keinen Umständen weitergehende Rechte erhalte als die anderen Könige auch. Anläßlich der kurhessischen Frage sollte Friedrich Wilhelm IV gründlich über die Gesinnung der „Pairs“ aufgeklärt werden. Österreich, Bayern, Württemberg wollten das Land anläßlich des Zwistes zwischen Fürst und Volk besetzen, um das damals noch in eine östliche und westliche Hälfte zerspaltene Preußen durch die Besetzung desjenigen Gebietes lahmzulegen, durch welches seine Heerstraßen von Berlin nach Köln führten; zugleich sollte Hessen dadurch aus dem engeren Bunde mit Preußen, der sogenannten Union, gelöst und so die letzte Hoffnung auf eine brauchbare kleindeutsche Organisation zerstört werden; der Minister von der Pfordten hat in München letzteres Ziel mit größter Offenheit zugestanden. Friedrich Wilhelm IV wollte nun weder Kurhessen im Auftrage des von Österreich kurzerhand hergestellten Bundestages besetzen lassen, da er ihn gar nicht als zu Recht bestehend anerkannte, noch wollte er seine Union fallen lassen; für die von dem Kurfürsten schnöde verletzte Verfassung aber war er im Grunde so wenig eingenommen als seine Gegner. Er hielt die charaktervollen Anhänger dieser Verfassung, welche ihrem fürstlichen Herrn den Gehorsam wegen Verfassungsbruches weigerten, eigentlich für nichts als Rebellen: so ließ er durch seinen Halbbruder, den redlichen Grafen von Brandenburg, seinem Schwager, dem Zaren Nikolaus, in Warschau versichern, daß er, wenn er Kurhessen von den Österreichern und Bayern nicht besetzen lassen wolle, nur preußische und nicht demokratische Politik treibe. *Die Art, wie man bisher diese Vorgänge aufgefaßt hat, ist vollkommen falsch*; im Anschluß an einen früher schon (1887) von ihm in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 58) veröffentlichten Aufsatz erzählt uns Sybel, daß, wenn es am Ende zum Zurückweichen Preußens kam, dies nicht etwa jäh und unvermittelt und auch nicht im Gegensatze zum Grafen von Brandenburg geschehen ist — welcher nach einer bekannten Legende „am gebrochenen Herzen“ über diese Schmach gestorben sein soll —, sondern daß der Wechsel sich allmählich vorbereitete und Brandenburg selbst die Ansicht vertrat, daß, nachdem Österreich von der Anerkennung des Bundestages durch Preußen Abstand genommen hatte, ein stichhaltiger Grund zur Heraufbeschwörung eines großen Krieges nicht mehr vorhanden sei. In der kurhessischen nicht minder wie in der holsteinischen Frage war ja der König von Preußen derselben Ansicht wie Nikolaus und Franz Joseph I, daß nämlich die Bevölkerung im Aufruhr sei gegen ihre rechtmäßigen Herrscher. Wenn aber Preußen am Ende in dem Olmützer Vertrage völlig vor Österreich und Rußland kapitulierte, so erblickt auch Sybel darin einen dunkeln Flecken, der auf Preußens Ehrenschild fiel; aber nicht weil der König eigentlich dabei seine Überzeugung vor den Drohungen der Gegner geopfert hätte, sondern weil er gezwungen das zu thun schien, was er aus freien Stücken hätte thun können und, so wie seine Gesinnung war, auch hätte thun sollen; der „Übertritt ins reaktionäre Lager“ entsprach ja nur seinem innersten Empfinden.

Wenn nach einem solchen Fiasko Preußens endlich ein erneuter Aufschwung und ein vollkommener Sieg der nationalen Idee erfolgt ist, so verdankt man es dem Manne, welcher im Gegensatze zu seinem Bruder von Anfang an durch klares, nüchternes politisches Denken ausgezeichnet war: dem Prinzen von Preußen, welcher 1857 vorläufig, 1861 endgültig das Ruder des Staates ergriff, das den Händen Friedrich Wilhelms IV allmählich entglitten war. Von ihm, dem Schöpfer des neuen Reiches, entwirft Sybel, (II 281—291) eine meisterhafte Charakteristik, deren strenge Wahrhaftigkeit wir alle, welche wir unsern ersten Kaiser lange Jahre hindurch an der Arbeit gesehen haben, aus vollem Herzen bestätigen können. „In der schweren Schule des Lebens gereift, im politischen Urteil befestigt, in seinem Interessenkreis erweitert, trat er jetzt in die höchste irdische Stellung ein, eine stattliche Gestalt, mit festem Schritt, im Antlitz den Ausdruck ungesuchter Überlegenheit, milden Ernstes und herzlichen Wohlwollens. Er war ein gläubiger Christ, der mit einfacher Überzeugung auf dem Bekenntnis der Vorfahren stand. Er war weder zweifelnder Philosoph wie Friedrich der Große, noch Liturgiker oder Theosoph wie Friedrich Wilhelm IV, und fern lag ihm der Gedanke, Reformator der christlichen Kirchen zu werden. Seine Frömmigkeit war, wie das Evangelium, Matthäi am 6., es vorschreibt, ohne Prunken noch Kopfhängen, ohne Rechthaberei und Unduldsamkeit. Aber sie war das Brot seines Lebens, der Trost seiner Schmerzen, das Richtmaß seines Handelns. Aus seinem Glauben erwuchs ihm sein unbedingtes Gottvertrauen, das sein ganzes Wesen erfüllte, ganz nach dem alten Worte: weil ich weiß, daß ich ohnmächtig bin in Gottes Hand, bin ich stark gegenüber aller Welt. So

war er bis zur Ängstlichkeit gewissenhaft bei jeder Erwägung, und absolut furchtlos bei jeder Gefahr. Es war das nicht bloß der ritterliche Mut aus Nervenreiz oder Ehrtriebe; die Worte Furcht und Gefahr hatten für ihn überhaupt keinen Sinn. Er schritt durch das Leben, niemals zagend, niemals prahlend, stets in innerem Gleichgewicht."

Daß die deutschen Dinge einer gründlichen Besserung bedurften, war dem Prinzen von Preußen seit langem klar; er wußte auch schon im Mai 1849, als er gegen die badischen Rebellen auszog, „daß wer Deutschland regieren will, es erobern muß; à la Gagern geht es nun einmal nicht." Aber da er fest entschlossen war, ohne absolute Not nicht an das Schwert Berufung einzulegen, einen Angriffskrieg zur Verwirklichung der deutschen Einheit niemals zu beginnen, so glaubte er, indem er seine sechzig Jahre bedachte, daß er diese Einheit selbst nicht mehr erleben werde: seinem Sohne oder Enkel möchte das, so äußerte er im Januar 1863 gegen den englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan, wohl beschieden sein. Im gleichen Jahre aber noch trat die schleswig-holsteinische Verwickelung durch den Tod Friedrichs VII ein, wodurch die Entscheidung über Deutschlands Geschick selbst herausgeführt werden sollte. Bereits war das preußische Heer trotz aller Opposition reorganisiert; bereits umgaben König Wilhelm die Männer, welche die Welt später seine Paladine nannte, vor allem der mächtige Staatsmann, von dem Sybel (II 143) mit Recht das vor allem rühmt, daß er sowohl die Kühnheit besaß, sich die Ziele seiner Aktion möglichst hoch zu stecken, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausche über die Grenze des Erreichbaren hinauszuschweifen. Wie König Wilhelm mit der Hilfe dieser Männer das selbst ins Werk richtete, was er seinen Nachkommen vorbehalten geglaubt hatte, und wie er am Ende der sieben ereignisreichsten und fruchtbarsten Jahre unserer neueren Geschichte sich das Kaiserdiadem um die Stirn wand: das wird uns Sybel in den folgenden Bänden erzählen.

Zu unsern Bildern.

Paul Meyerheim, der geniale Tiermaler, hat in seinem Gemälde „Glück" mit liebenswürdigem Humor alle die Dinge zu einem farbenreichen Potpourri vereinigt, die uns als Glückssymbole gelten. Den Mittelpunkt natürlich bildet Frau Fortuna selbst, die das Glücksschwein und seine zahlreiche Nachkommenschaft mit vierblätterigen Kleeblättern füttert. Unter blühendem Goldregen spielen Amoretten mit Seifenblasen und Würfelbecher. Aber es hieße das Interesse des Beschauers abschwächen, wollte man ihm mit einer eingehenden Erklärung an die Hand gehen. Es wird unsern Lesern mehr Vergnügen machen, die ironisch-heitere Allegorie selbst zu enträtseln. Das große Gemälde Julius Falats stellt die Rückkehr Kaiser Wilhelms von der Bärenjagd auf den ausgedehnten Besitzungen des Fürsten Anton Radziwill, dem Herzogtum Nieswicz im Gouvernement Minsk in Russisch-Polen dar, wo der Kaiser als Prinz wiederholt Gast des Fürsten war. Der auch für diesen Winter in Aussicht genommene Besuch des Kaisers mußte wegen der Trauer in der kaiserlichen Familie abgesagt werden. R. Leinweber malt in seinem „Maurenlied" eine der anmutigsten Szenen aus dem armen Leben orientalischer Frauen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Adelmann, Alfred Graf. — Im Königsforst. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Drummond, Henry. — Innerafrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.
Elbe, A. von der. — Graf Floris. Hist. Roman. 2 Bde. E. Piersons Verlag, Dresden.
Exner, A. H. — China. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Mit Illustr. T. O. Weigel Nachfolger, Leipzig.
Gesellschaft von Berlin. — Hand- und Adreßbuch. 1889/90, 1. Jahrg. Adolf Hein, Berlin.
Groller, Balduin. — Leichtlebiges Volk. Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden.
Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustr. Pracht-Ausg. Lfg. 3. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.
Hobrecht, Max. — Neue Novellen. Max Babenzien, Rathenow.
Kurz, Isolde. — Florentiner Novellen. G. J. Göschensche Verlagshandlung, Stuttgart.
Lehfeldt, Prof. Dr. P. — Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Heft VI. Herzogl. Sachs.-Mein.: Amtsgerichtsbezirk Saalfeld. Mit 13 Lichtdr. und 47 Abbild. Gustav Fischer, Jena.
Lützendorff Leiburg, Willibald Leo Freiherr von. — Familiengeschichte, Stammbaum und Ahnenprobe. Wilhelm Rommel, Frankfurt a/M.
Neitzel, Otto. — Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart. I. Band. Deutsche Opern. Abteil. 1. A. G. Liebeskind, Leipzig.
Oser, Friedrich. — In bangen Stunden. Lieder aus der Stille. Emil Sommermeyer, Baden-Baden.
Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. C. L. Hirschfeld, Leipzig.
Ribot, Th. — Psychology of Attention. The Open Court Pub. Co. Chicago.
Spättgen, Doris Freiin von. — Jone. Roman. E. Piersons Verlag, Dresden.
Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung. Herausgegeben von J. Scott Keltie. 5. Aufl. F. A. Brockhaus, Leipzig.
Sternbanner-Serie. — Amerikanische Humoristen und Novellisten. Bd. I. Stockton, Ruderheim. Bd. II. Mark Twain, Unterwegs und daheim. Bd. III. Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story." Bd. IV. Stocktons Kuriose Geschichten. Bd. V. Mark Twain, Leben auf dem Mississippi. Bd. VI. B. W. Howard, Guenn. Eine Welle am Strande der Bretagne. Bd. VII. Süd und Nord. Gesammelte Erzählungen von Cable und Deming. Robert Lutz, Stuttgart.
Suttner, Bertha von. — Die Waffen nieder. Eine Lebensgeschichte. 2 Bde. E. Piersons Verlag, Dresden.
Tovote, Heinz. — Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman. Ad. Zoberbier, Berlin.
Voß, Richard. — Die Sabinerin. J. Engelhorn, Stuttgart.

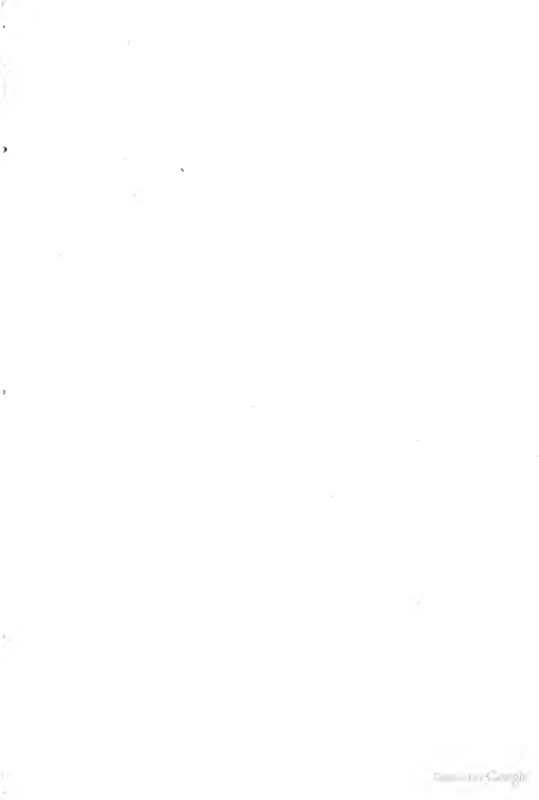
*) Besprechung vorbehalten.

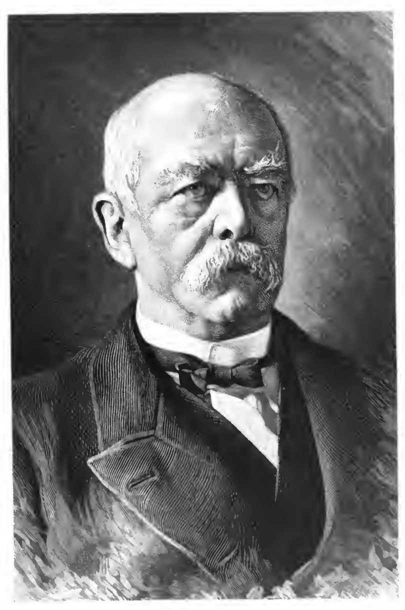
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.





Fürst Bismarck. Zu seinem 75. Geburtstage.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Pilartz in Kissingen.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 8, April 1890.

Ungleiche Waffen.

Von Olga Wohlbrück.

(Abdruck verboten.)

„Es ist ja schon halb sieben, wie wär's, wenn wir uns drückten?" Mit diesen Worten wandte sich ein junger eleganter Mann mit blondem, aufgekämmtem Schnurrbart an seinen Nachbarn, der, nachlässig in einem Sessel zurückgelehnt, mit einer silbernen Bleifeder flüchtige Notizen auf eine Karte warf.

„Gehen wir!" erwiderte der Angesprochene, „es übersteigt selbst meine Genußfähigkeit, mich während voller drei Stunden ununterbrochen ansingen und andeklamieren zu lassen. Gehen wir!"

Doch die beiden waren kaum aufgestanden, als auch schon die Klänge eines Rubinsteinschen Duetts ertönten. Die beiden Freunde sahen sich lächelnd an.

„Kein Entkommen," sagte der eine.

„Aushalten!" bemerkte der zweite, und sie ließen sich auf ihre Plätze zurückfallen.

Im nächsten Augenblick trat auch schon die Hausfrau auf sie zu und flüsterte mit dem liebenswürdigsten Lächeln, dessen ihr nicht mehr junges, sorgenvolles Gesicht fähig war: „Aber Sie denken doch nicht schon an den Aufbruch? Herr Delsart von der Oper hat sein Violoncell mitgebracht. Sein Vortrag ist der Glanzpunkt unserer Matinee; Sie dürfen nicht fort, ohne ihn gehört zu haben."

Die Herren verneigten sich zustimmend, und die Hausfrau fuhr fort:

„Sie wissen doch, daß die Jury des ‚Salon' zwei Bilder meines Mannes angenommen hat. Hoffentlich werden dieselben gut gehängt! Nicht wahr, Sie sehen sich die Bilder, wenn sie eintreffen, noch einmal an?" wendete sie sich nun speziell an den Herrn mit der silbernen Bleifeder, der Journalist war.

„Gewiß, gewiß!" versicherte sie der Herr, doch schon war sie mit einem flüchtigen „Vielen Dank, verehrter Freund," und „Verzeihen Sie, mein Herr," auf eine andere Gruppe zugeeilt, wahrscheinlich gleichfalls, um einen Fluchtversuch zu vereiteln.

„Das ist eine recht unglückliche Frau," bemerkte der Journalist, als er sah, wie lachlustig der Mund seines Freundes zuckte.

„Unglücklich in der Ehe?" fragte dieser.

„Unglücklich im ganzen Leben," antwortete der Journalist, vielleicht ernster als er beabsichtigte.

„Hat sie ein Vermögen verloren?"

„Nein, denn sie hat nie eins besessen. Wohl aber wird sie täglich an Hoffnungen und Aussichten ärmer."

„Ist sie ehrgeizig?"

„Jedenfalls war sie es, nun ist sie es bloß dem Anschein nach."

„Was strebt sie denn an?"

„Vielleicht ein bißchen Ruhm für ihren Mann, gewiß aber ein halbwegs sorgenfreies Dasein für sich und ihre Kinder."

„Und was thut der Mann?"

„Sie sehen ja, er malt!" antwortete der Journalist und deutete auf die verschiedenen Bilder, Skizzen und Zeichnungen, die auf kleinen und großen Staffeleien, an den Wänden und in den Ecken des geräumigen, schönen Ateliers angebracht waren; selbst auf dem Klavier, vor welches sich nun ein junger Pianist gesetzt hatte, stand ein kleines Bild: das Bildnis der Hausfrau.

Der junge Mann blickte sich nur flüchtig um. „Hat er Talent?" fragte er dann, sich mehr auf den Ausspruch seines Freundes, als auf sein eignes Urteil verlassend.

Der Journalist zuckte die Achseln und antwortete gedehnt:

„Wie man's nimmt; für einen Dilettanten zu viel, für einen Künstler zu wenig. Ich habe ja oft ganz artige, niedliche Bildchen von ihm gesehen, etwa im Genre von

Bouguereau, nur etwas keuscher. Wie Sie sehen, kann man jedes junge Mädchen getrost hierher führen, es braucht nicht zu erröten oder sich abzuwenden; ja mehr noch, manches Bild von ihm wird einer jungen Dame als Neujahrsgeschenk dargebracht und hängt dann über deren Bett oder Toilettentisch."

Der junge Mann lachte leise auf.

„Wer kauft ihm denn die Bilder ab?" fragte er weiter, da er sich nun für die Auskünfte zu interessieren begann.

„Wer? Seine Mäcene, alte und junge, meist aber junge, etwa in Ihrem Alter. Leute, die eingeladen werden und sich dann für das Vergnügen, Herrn Delsart oder Fräulein Deschanesl von der Oper im intimeren Kreis gehört zu haben, durch den Ankauf eines Bildes revanchieren müssen. Der Preis schwankt je nach dem Ansehen der Person und der Größe des Bildes zwischen zweihundert und zweitausend Frank."

„Und das genügt, um die Kosten eines solchen Ateliers zu bestreiten?" rief der junge Mann überrascht aus.

„Wer sagt Ihnen denn, daß es genügt?" gab der Journalist zur Antwort. „Sehen Sie, lieber Freund, wir Journalisten kommen zufolge unserer Stellung oft in intime Beziehungen zu gar manchen Menschen und erhalten einen tieferen Einblick in problematische Verhältnisse, deren Rätsel nie durch strenge, mathematische Berechnungen, sondern stets nur mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitstheorie zu lösen sind."

„Und wie dürfte die wahrscheinliche Lösung dieses Rätsels lauten?" fragte der junge Mann.

Der Journalist zuckte mit den Achseln.

„Das hängt von der Geduld und Gutmütigkeit der Gläubiger, sowie von der Zahl der rekrutierten Mäcene ab."

„Der rekrutierten Mäcene?" wiederholte der junge Mann.

„Ja, so sonderbar das klingen mag: auch Sie gehören bereits zu den Rekrutierten! Sie glauben es kaum, wieviel Elend diese schweren, persischen Stoffe verdecken, wieviel Angst und Sorge um die Zukunft in dem liebenswürdigen Lächeln unserer Hausfrau steckt, die jetzt durch gesellschaftliche Beziehungen das zu erreichen hofft, was sie früher allein von dem Talente ihres Mannes erwartete."

„Und was sagt der Mann zu alledem?"

„Der Mann? Sehen Sie ihn nur an... Doch Vorsicht, er scheint zu merken, daß wir von ihm sprechen..." Und der Journalist deutete auf den Hausherrn, der, über die Stuhllehne einer pikanten Dame gebeugt, mit müdem, erzwungenem Lächeln einige höfliche Phrasen abhaspelte.

Manchmal streifte sein Blick die beiden Herren, und es war, als ahnte er, worüber sie sich so lebhaft unterhielten. Eine gewisse Gereiztheit bemächtigte sich seiner, als er die Blicke der beiden auf sich haften sah. Seine schmalen, schwarzen Augenbrauen zogen sich wie in nervösem Schmerz zusammen, und die lange, hagere Hand nestelte unruhig an der lose gebundenen Lavallièrekravatte, die malerisch unter dem breiten, weißen Umschlagekragen heraus auf den braunen Samt des kurzen Jacketts fiel.

In diesem Augenblick erschallte verzücktes Bravorufen und Händeklatschen. Die letzte Nummer des Programms war eben erledigt worden.

Der Maler benutzte die allgemeine Bewegung, um sich seiner Frau zu nähern.

„Wer ist der junge Mann neben Parsis?" fragte er leise.

„Neben Parsis? Warte einen Moment — er heißt — von Blois, von Brois — — ich habe den Namen nicht recht verstanden. Parsis stellte ihn mir heute vor. Er soll sehr reich und kunstliebend sein, mehr weiß ich nicht von ihm."

„Er mißfällt mir," sagte der Maler kurz.

„Warum denn?"

Es erfolgte keine Antwort, denn die Gäste umringten das Ehepaar, um sich zu verabschieden und für den erlittenen Genuß zu danken. Auch Parsis trat mit seinem Freunde auf die Hausfrau zu und drückte ihr herzlich die Hand.

„Mein Freund darf doch wiederkommen, gnädige Frau?"

Frau Halais blickte sich flüchtig nach ihrem Manne um; er stand mit dem Rücken gegen sie und schien in ein Gespräch vertieft.

„Gewiß," beeilte sie sich zu antworten. „Wir geben jeden Dienstag eine Matinee, Sie sollen uns stets willkommen sein; auch werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen die Bilder meines Mannes zu zeigen. Vergessen Sie ja nicht den ‚Salon,'" wendete sie sich gleich darauf an Parsis, als ihr Mann auf die Gruppe zutrat.

„Mein Mann — Herr von Blois!" stellte sie vor.

„Von Poix!" verbesserte lächelnd der junge Mann, zog eine Visitenkarte aus der Rocktasche und überreichte sie mit einer leichten Verbeugung der Hausfrau.

Die Gäste verließen einer nach dem anderen das Atelier. Frau Halais stand an der Portiere, sagte noch jedem einzelnen ein verbindliches Wort, reichte den jungen Leuten die behandschuhte Rechte und drückte einen Kuß auf die Stirn der jungen Mädchen, die mit einem „Auf Wiedersehen am nächsten Dienstag" oder „Vielen Dank" an ihr vorüberhuschten und dann lachend und plaudernd mit ihren Eltern oder Brüdern im Vorsaal verschwanden.

Halais war zurückgetreten ans Klavier und blätterte zerstreut in dem aufgeschlagenen Liederbuche. Er kannte die stets wiederkehrenden Phrasen seiner Gäste, die stets gleichlautenden Antworten seiner Frau; er ahnte auch die Bemerkungen hinter der Portiere und erriet den Grund der Ausgelassenheit im Vorsaal. Er selbst war ja bei solchen Matineen Gast in seinem eignen Hause, er selbst hatte ja das Bedürfnis, nach all dem Zwang wieder ein lautes, freies Wort zu sprechen, er selbst hätte gern wieder einmal fröhlich aufgelacht, aber die Sorgen lasteten schwer auf ihm.

Seine Frau trat näher. Sie legte schweigend die Visitenkarte des jungen von Poix auf das Klavier, zog vorsichtig die langen, schwedischen, oft geputzten Handschuhe aus und rollte sie mit ihren hageren, gelblichen Fingern sorglich ineinander, wobei der dünne Trauring bis an das erste Glied des Goldfingers herunterrutschte.

Der Maler blickte sich nicht um. Er sah seine Frau nicht, aber er fühlte ihre Nähe an den dumpfen, matten Schlägen seines Herzens. Gleich einer schweren Wolke verdüsterte sie stets die wenigen Augenblicke, in denen er sich kraft seiner Phantasie und seiner Kunst zum Licht emporschwang.

Der Diener löschte die Kerzen und Öllampen aus, nur eine kleine Petroleumlampe, die in der Nähe des Klaviers stand, ließ er brennen. Er rückte die Stühle zurecht, mehr zum Schein, als um Ordnung zu schaffen, dann räusperte er sich und trat vor Frau Halais.

„Ich wollte bitten ..."

„Ja, ja, ich weiß!"

Frau Halais griff in die Tasche ihres schwarzseidenen Kleides und holte ihr Portemonnaie hervor; ein Goldstück erglänzte zwischen den knöchrigen Fingern.

„Da ist Ihr Lohn für die vier Dienstage. Nächste Woche kommen Sie natürlich wieder um dieselbe Zeit. Ich bin mit Ihnen zufrieden."

Der Diener verbeugte sich wie ein Kavalier und ließ das Goldstück scheinbar achtlos in die Westentasche gleiten.

„Danke, gnädige Frau," sagte er leichthin, verbeugte sich wieder und verschwand.

Justine, das „Mädchen für alles," stieg geräuschvoll die kleine Wendeltreppe herunter, welche von der Privatwohnung des Malers ins Atelier führte. Die runde Haube mit den rückwärts gebundenen, breitgebügelten Bändern, die blendendweiße Schürze hoben sich scharf von den weichen, harmonischen Schattierungen der dunkelfarbigen Draperieen ab.

„Gnädige Frau, das Diner ist serviert," sagte das Mädchen.

Auch die Stimme klang hart und übermäßig laut in den dämmerhaft beleuchteten Raum hinein, der noch erfüllt zu sein schien von leisem Rascheln seidener Gewänder, geflüsterten Bemerkungen wohlerzogener Gäste und den weichen Klängen der Musik.

„Es ist gut, nehmen Sie die Lampe, Justine. Waren die Kinder artig?"

„Die armen Dinger, sie können das Diner kaum erwarten vor Hunger. Natürlich, es ist ja gleich halb acht."

„Die lieben Kinder; ich freue mich darauf, ihr munteres Geplauder zu hören — das erfrischt einen wieder!" sagte der Maler und stieg eilig die Wendeltreppe hinauf, welche in das kleine Speisezimmer führte, in dem die Familie sich stets versammelte und die Abende verbrachte.

Halais liebte die Kinder über alles; sie allein gaben ihm den Mut zu leben, die Möglichkeit, sich des Lebens manchmal zu freuen.

„Georg, Lilli!" rief er und breitete die Arme aus.

„Ach Papa, wie schön, daß du endlich kommst," sagte Lilli und erhob sich langsam, nicht nach Kinderart, von einem niederen Lehnstuhl, in dem sie regungslos gesessen. „Georg ist schon eingeschlafen; er war so müde, so hungrig."

„Du wohl auch, mein Liebling," sagte der Vater und streichelte zärtlich das braune Haar des zwölfjährigen Mädchens.

„Ja, ich auch — ein ganz klein wenig!"

Justine ging mit der brennenden Lampe geräuschvoll durch das Zimmer in die anstoßende kleine Küche.

„Wie war es heute im Konservatorium? Hast du vorspielen müssen?"

„Nein, Mama, wir haben Noten geschrieben, aber nächsten Dienstag spiele ich die Variationen von Mozart."

Frau Halais nickte flüchtig.

„Ja, ja, mein Kind, übe nur recht fleißig."

„Das möchte ich schon, aber da das Klavier unten steht, so kann ich ja nicht so oft spielen, als ich will, und dann — es ist manchmal auch grimmig kalt im Atelier!"

„Das Kind kann doch nicht in einem ungeheizten Raume Klavier spielen," bekräftigte Justine, die Lillis letzte Worte gehört hatte und eben die Suppenschüssel auf den Tisch stellte.

„Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nichts angehen, Justine," sagte Frau Halais gereizt, steckte die Serviette zwischen zwei Knöpfe ihrer Kleidertaille und nahm den Schöpflöffel zur Hand. — „Vorwärts, Georg, komm'!"

Der Maler hatte den Kleinen schon seit einigen Minuten vom harten Divan aufgenommen und versuchte es, den schlaftrunkenen kleinen Mann auf die Füße zu stellen.

„Komm' essen, mein Junge," wiederholte er immer wieder.

„Will nicht, will nicht," erwiderte weinerlich der Kleine, sich unsicher auf den dünnen Beinchen haltend, — „will schlafen, schlaa—fen."

„Aber Kind, die Suppe steht auf dem Tisch ..."

„Mag keine ..." und das Köpfchen sank wieder zurück auf den Arm des Vaters.

Justine, die auf die Zurechtweisung ihrer Herrin bloß die Augen gen Himmel aufgeschlagen, packte jetzt Georg mit ihren kräftigen Armen an, setzte den Widerstrebenden auf seinen Stuhl zwischen Vater und Mutter und band ihm die Serviette vor.

„So, mein Junge, jetzt iß," sagte sie resolut, „bekommst auch nachher eine omelette soufflée."

Georg blinzelte aus den geschwollenen Augenlidern hervor.

„Omelette soufflée!" fragte er ungläubig, und ein seliges Lächeln verklärte seine Züge.

„Davon weiß ich nichts," sagte Frau Halais und reichte den gefüllten Suppenteller Justine, die ihn vor das Kind hinstellte.

„Na, die Kinder müssen doch auch etwas vom Dienstag haben," meinte Justine und wandte sich mit unerschütterlicher Ruhe der Thür zu.

Die Familie blieb allein um den runden Tisch. Der Maler war verstimmt; seine Frau blickte ihn manchmal von der Seite besorgt an, aber sie fürchtete jede Auseinandersetzung vor den Kindern, die oft Dinge zu hören bekamen, welche sie nur zu früh auf den Ernst, die Misere des Lebens aufmerksam machten. Und doch konnte Frau Halais es nicht vermeiden, daß auch heute wieder ein unerquicklicher Mißton in das kurze Beisammensein klang.

„Diese Justine ist unverschämt!" sagte Halais und spielte nervös mit Gabel und Messer. „Ich begreife nicht, daß du dir das gefallen lässest. Kündige ihr doch endlich!"

„Ich bin ihr seit drei Monaten den Lohn schuldig," sagte Frau Halais ganz leise.

Aber Lilli hatte es doch verstanden; mit dem Instinkte frühreifer Kinder wendete sie sich ab, als wollte sie nichts hören von dem, was ihre Eltern verhandelten; mit der Neugierde ihres Alters aber lauschte sie aufmerksam auf jedes noch so leise Wort.

„Du hast doch den Diener bezahlt!"

„Weil dies das Wichtigste war. Ich kann mich nicht der Möglichkeit aussetzen, nächsten Dienstag vergebens auf ihn zu warten."

„Wozu brauchst du ihn überhaupt?" fragte Halais ungeduldig.

„Wozu? Für deine Karriere!"

„Meine Karriere?"

Eine ätzende Bitterkeit lag in den zwei Worten.

Justine schnitt jede Entgegnung ab, indem sie eben eine kleine Hammelkeule hereintrug. Das frugale Mahl verlief, ohne daß ein heiteres Wort seitens der Kinder die peinliche Stille unterbrochen hätte. Lilli war nicht unbefangen genug, um aus eigner Initiative das Eis zu brechen, Georg zu schläfrig.

Nach dem Dessert wurden die Kinder von Frau Halais zu Bett geschickt.

„Löschen Sie dann die Kerze sofort aus und gehen Sie selbst auch zu Bett."

„Sparen Sie mit dem Petroleum," hieß das in Justines Übersetzung.

„Sowie ich in der Küche fertig bin," antwortete sie bestimmt und ging laut auftrappend aus dem Zimmer.

Frau Halais zuckte mit den Achseln und griff nach einem Nähkorb.

Der Maler zündete sich eine Cigarette an, und ging mit kleinen, nervösen Schritten im Zimmer auf und ab.

Seine Karriere! Wie oft hatte er das Wort während seiner fünfzehnjährigen Ehe mit Klementine hören müssen. Er selbst hatte es ja anfänglich oft gebraucht, er selbst hatte ja auf dasselbe seine ganze Existenz, die Existenz einer Familie gegründet. Lag es an ihm, daß dieses Wort nichts gehalten von dem, was es versprochen? Sein Talent hatte ihm die Thüren des „Salon," das Talent seiner Frau die der Salons geöffnet. Er war bekannt; zu bekannt, um berühmt zu werden.

Und doch träumte seine Frau von Ruhm, von Unsterblichkeit. Sie überzeugte sich bald, daß die künstlerisch veranlagte, aber nicht bedeutende Natur ihres Gatten, seine ansprechende, anmutige, aber durchaus nicht eigenartige Pinselführung einer großen Aufgabe nicht gewachsen waren. Sie wußte bald, daß es für ihn keine Entwickelung mehr gab, daß sein Können auf dem bereits erlangten Grad der Technik stehen bleiben und daß somit er selbst, was den Klang seines Namens, den Preis seiner Bilder anbelangte, in einem Jahre um zehn zurückschreiten mußte. Als kluge Frau wollte sie ihn, ihre gemeinsame Existenz gesellschaftlich stützen. Man durfte den Namen Halais nicht vergessen. Derselbe mußte ab und zu genannt werden, sei es nun in der Besprechung von Bilderausstellungen dritten Ranges oder den Berichten über eine bei ihm abgehaltene Matinee.

Die ernste Kritik hatte ihn zwar längst abgethan, aber die Tagesblätter des leichtlebigen Paris sahen in ihm noch immer den „sehr bekannten Maler" und erhielten seine Bilder auf der Höhe von zweihundert bis zweitausend Frank.

Freilich kosteten diese Preise die kluge Frau Halais mehr, als sie sich anfänglich eingestehen wollte. Sie konnte sich nicht entschließen, das prachtvolle Atelier in der Avenue de Villiers aufzugeben. Das Publikum des „Ganz-Paris" war ja zu sehr gewöhnt, dorthin zu wandern, mancher Künstler — sich dort zu produzieren. Man wechselt in Paris nicht gerne sein Heim, wenn man nicht auch zugleich den Kreis seiner Bekannten verändern will — und dieses durfte Frau Halais nicht, da sie ja auf dieses Stammpublikum angewiesen war, um die Bilder ihres Mannes zu verkaufen.

Die, welche die wirtschaftliche Lage des Ehepaares nicht kannten, spotteten über die Frau, deren rastlose Sucht nach reichen Beziehungen sie nur übertriebenem Ehrgeiz oder einer lächerlichen Eitelkeit zuschrieben; die jedoch, welche einen geschärfteren Blick besaßen und den zur Schau getragenen Glanz durchschauten, machten sich über die Pracht des Ateliers, über den Lohndiener, der ihnen an den „Dienstagen" die Thüre öffnete, ja über die Matineen selbst lustig, die sie trotzdem regelmäßig und — gern besuchten.

Halais, der eigentlich eine stille, scheue Natur war und sich dem Willen seiner Frau oft mehr fügte als ratsam, war es zufrieden, daß er nie von ihr um Rat gefragt wurde, daß er thun und lassen konnte, was ihm beliebte, und daß seine Frau ihm die Sorge um den Bestand seiner Kasse abnahm. Er malte, sie verkaufte die Bilder, empfing und verwahrte das Geld. Er selbst hatte keine Bedürfnisse, aber er wunderte sich doch manchmal über das frugale Leben, das oben in der kleinen Wohnung geführt wurde, über die einfache Kleidung der Kinder, über die stete Ebbe im Portemonnaie seiner Frau.

Es war schon mehrmals vorgekommen, daß er diesem oder jenem Modell den Lohn schuldig bleiben mußte, oder daß er tagelang nicht arbeiten konnte, weil kein Geld im Hause war, um die Feuerung für das große, kalte Atelier zu bestreiten. Er rechnete dann wohl nach, was er in der letzten Zeit verdient hatte — es war oft eine ganz stattliche Summe. Wagte er es endlich, seiner Frau eine Bemerkung zu machen oder seine Verwunderung auszusprechen, so nahm sie ein kleines, graues Büchlein zur Hand, in dem Zahlen an Zahlen gereiht waren, die den Maler von vornherein verwirrten.

Die Rechnung war klar!

„Das Atelier mit den drei kleinen Zimmern, Küche und Zubehör kostet 3600 Frank jährlich, das macht eine runde Summe von 300 Frank monatlich," sagte Frau Halais,

auf die deutlich geschriebenen Zahlen weisend, „sage 300 Frank monatlich; unser Haushalt kostet uns, so sparsam ich auch bin, ebenfalls 300 Frank pro Monat, inklusive Wein, exklusive Feuerung und Beleuchtung, 150 Frank schlage ich mindestens auf Farben, Leinwand, Modelle ... das ist, wie gesagt, sehr gering gerechnet. Der Lohn von Justine beträgt 50 Frank, dazu kommen der Lohn des Dieners, die Kleidung der Kinder, die unserige, Steuern, unvorhergesehene Ausgaben — Summa Summarum 950 Frank monatlich. Was hast du in diesem Monat verkauft? Gar nichts! Was im vorigen? Zwei Bilder à 600 Frank, macht zusammen 1200 Frank für zwei Monate — ich bitte, rechne nach!"

Halais rechnete nicht nach. Ihn schreckte das Defizit.

„Es ist ja möglich, daß du im nächsten Monat zwei Bilder à 1000 Frank oder mehr verkaufst, aber darum wären wir nicht reicher. Es wäre nur das Defizit behoben und der laufende Monat knapp gedeckt."

„Ich sehe daraus nur, daß unsere Ausgaben zu groß sind und nicht im Verhältnis zu unseren Einnahmen stehen," bemerkte der Maler.

„In unserem Fall speziell richten sich die Einnahmen nach den Ausgaben," erwiderte Frau Halais und klappte das Buch zusammen.

„Wenn wir heute die Avenue de Villiers verlassen, um uns in irgend einer Seitengasse des Boulevard des Batignolles zu verlieren, so sind deine Bilder nicht mehr die Hälfte von dem jetzigen Preise wert. Die reichen Leute, welche wir durch unsere Matineen in unser Haus ziehen, hätten dann keine Veranlassung mehr, uns zu besuchen, der Verkehr würde somit allmählich abbrechen, das Interesse für dich und dein Talent absterben, und nach einem Jahre hieltest du dort, wo du vor zwanzig Jahren begonnen. Deiner Karriere, unserer Existenz sind wir es schuldig, die äußeren Rücksichten zu wahren, an unsere geordneten Verhältnisse glauben zu lassen. Im Quartier des Batignolles würde man dir aus purem Mitleid 50 Frank *schenken* für ein Bild, das man jetzt mit 200 Frank mindestens kauft."

„Das wäre mir immer noch lieber, als 700 Frank Defizit zu haben!"

„So! Und die Kinder?"

„Was meinst du damit?"

„Daß du nicht das Recht hast, von vornherein die Existenz deiner Kinder zu untergraben und ihnen das Einzige zu nehmen, was wir ihnen zu bieten in der Lage sind — Beziehungen. War es nicht die Beziehung zu Delsart, welche mir eine Freistelle für Lilli im Konservatorium gewinnen half? Baue ich nicht auf den Vater Bachelot, um Georg im nächsten Jahr im Jesuitenkolleg unterzubringen? Je größer die Kinder werden, desto mehr werden sie auf unsere Beziehungen angewiesen sein. *Deine* Karriere ist nur die Grundlage zu der deiner Kinder, aber diese Grundlage muß fest und unerschütterlich sein. Mit allen nur erdenkbaren Mitteln müssen wir uns auf der schwer genug erklommenen Höhe halten. Ein Fehltritt in gesellschaftlicher Beziehung, und wir stürzen in die Tiefe des Zigeunertums, aus der es keinen Aufschwung mehr gibt und die einen Maler zur komischen Figur stempelt!" —

Halais erinnerte sich an dieses Gespräch, als er mit kurzen, nervösen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Die dünne Cigarette war an ihrem obersten Ende arg zugerichtet, der trockene Tabak fiel in leichten Stäubchen heraus und setzte sich an seine Lippen fest. Er spie ärgerlich aus und warf die Cigarette fort. Dann nahm er eine kleine Mappe, die auf einer Etagere lag, setzte sich mit derselben an den Tisch unter die Hängelampe und verglich prüfend die verschiedenen Skizzen.

Frau Halais saß ihm gegenüber, wortlos, scheinbar ganz in ihre Arbeit vertieft. Es war keine elegante Häkelarbeit, keine moderne Stickerei, es war ein gewöhnliches Flicken, Stopfen, Ausbessern. In regelmäßigen kurzen Pausen hob und senkte sich die schmale Hand; dann und wann griff sie nach der großen, blanken Scheere, die mit dem ihr eigentümlichen, leisen Geräusch den Faden oder den Stoff durchschnitt, um gleich darauf klirrend auf den Tisch zurückzufallen.

Ein ganz leiser, unterdrückter Seufzer entrang sich Frau Halais' Lippen; aber es war so still im Zimmer, daß er wie ein lautes Stöhnen an des Malers Ohr drang.

Er blickte auf. Seine Frau hatte die Arbeit nicht unterbrochen. Das Gesicht war unbeweglich auf das dunkle Tuchhöschen gerichtet, in welchem sich zwei kunstfertig eingesetzte große Flicken durch ihre frischen Farben grell vom übrigen, verwetzten Tuch abhoben.

Digitized by Google

„Georg braucht bald einen neuen Anzug," sagte sie.

„Geh doch morgen zur belle jardinière," erwiderte der Maler.

„Ich kann augenblicklich nicht über einen Sou verfügen," versetzte Frau Halais, indem sie das Höschen glättete. „Ich muß warten, bis wir wieder ein Bild verkauft haben. Aber an wen? Wer sollte jetzt an die Reihe kommen? Ja, richtig ... Herr von Poix."

„Dieser Poix ist mir im höchsten Grade unsympathisch," antwortete der Maler kurz.

„Das kann dich doch nicht hindern, ihm ein Bild zu verkaufen. Schade, daß wir noch nicht wissen, ob er Landschaften oder Genrebilder liebt."

„Er soll nur wählen: au choix! Wie in einem Bazar!" Der Maler lachte bitter auf.

Frau Halais blickte ihn verwundert an.

„Wirst du plötzlich ehrgeizig?" fragte sie gedehnt.

„Plötzlich ist reizend! Warum arbeite ich denn überhaupt?"

„Um Brot zu verdienen! Ehrgeiz ist etwas, was man sich nur erlauben darf, wenn man jung oder zum mindesten reich ist. In deinen Jahren und deinen Verhältnissen ist Ehrgeiz ein Luxusartikel."

Der Maler war bei den Worten seiner Frau sehr blaß geworden.

„Und wenn ich mir nun doch diesen Luxus gönnen würde?"

„So müßtest du ins Irrenhaus gesperrt werden!"

„Klementine!" Der Maler packte seine Frau beim Arm und drückte ihn so heftig, als wollte er ihn zerbrechen.

„Du bist, du bist —" ein böses Wort schwebte auf seinen Lippen.

Die großen, müden Augen seiner Frau blickten ihn voll an.

„Ich bin vor allem die Mutter deiner Kinder, und habe als solche die Verpflichtung, sie vor dem Elend zu schützen," sagte sie fest. „Ich begreife den Ehrgeiz, wie keine; ich selbst habe ihn in vollstem Maße empfunden, als ich das Größte für dich erstrebte. Aber der Ehrgeiz stirbt ab, wenn die Nahrungssorgen an uns herantreten; wenn die Jahre vergehen, mit ihnen die Schaffensfreudigkeit und mit ihr das Schaffensvermögen. Es ist eine schwere, traurige Stunde, die, in welcher man seinen letzten Hoffnungen die letzte Thräne nachweint und nichts mehr von der Zukunft verlangt, als das tägliche Brot! . . ."

Der Maler hatte den Arm seiner Frau losgelassen.

„Verzeih'," sagte er leise, als sie verstummte und die Hand an die glühende Stirn preßte. —

Ein heiterer Morgen folgte dem verstimmenden Abend. Die Sonnenstrahlen, welche sich durch die dünnen Gardinen siegreich Bahn brachen, beleuchteten das kleine Schlafzimmer bis in den verborgensten Winkel und woben einen Goldschein um das blonde Köpfchen von Georg, der in seinem langen Nachtkittel auf des Vaters Bett saß und sich amüsierte, den Papa beim Bart zu zupfen.

Halais lag mit dem Kopf tief in die Kissen vergraben, blinzelte den kleinen Burschen freundlich an und lauschte auf die rhythmisch markierten Skalen, die Lilli unten im Atelier spielte. Er fühlte sich fast behaglich.

Frau Halais steckte den Kopf zur Thür herein.

„Stehst du auf zum Frühstück oder soll ich dir deinen Kaffee ans Bett bringen?" fragte sie.

Im Tone dieser Worte lag eine weit größere Herzlichkeit, als sie sonst zwischen den Gatten üblich war. Der Maler winkte seine Frau zu sich heran und ergriff ihre Hand.

„Du bist wirklich zu gut," sagte er; „an mir ist es doch eigentlich, früher aufzustehen und dich zu bedienen."

Frau Halais errötete fast wie ein junges Mädchen, was ihre Züge ungemein verschönte.

„Darüber sind wir doch schon hinaus," sagte sie beinahe verlegen.

In dem nüchternen, der Sorge geweihten Leben blieb den Gatten wenig Zeit zu flüchtiger Liebeständelei. Wie zwei Kollegen arbeiteten sie einem gemeinsamen Ziele entgegen. Ein galantes Wort wäre dem Maler seiner Frau gegenüber seltsam erschienen; er hatte über der männlichen Energie und Thatkraft, die sie entwickelte, ihr Geschlecht vergessen, wie sie es ja selbst verleugnete im rastlosen Kampfe ums Dasein. Erst als er am vorigen Abend in seiner Frau das Weib verletzte, erinnerte er sich, daß ein Weib vor ihm stehe, ein Weib, das ohne Murren und Klagen viele harte Jahre an seiner Seite verlebte, ein Weib, das mutig den Kampf

Digitized by Google

mit dem Leben aufgenommen hatte, das selbst den Schein der Lächerlichkeit nicht gescheut, um ihr Haus vor dem Zusammensturz, vor dem Elend zu bewahren.

„Gib der Mama einen Kuß," sagte Halais, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, die ihn selbst erfaßt hatte. „Und dann laßt mich einen Augenblick allein, damit ich mich rasch anziehen kann. Um neun Uhr kommt mein Modell. Nun heißt es arbeiten und viel, viel Geld verdienen."

Frau Halais führte Georg aus dem Zimmer. „Ein Goldjunge dieser Georg!" dachte Halais, „auch Klementine ist sehr nett, gar nicht so kalt, wie sie mir oft erschien ... wie sie in ihrem Alter noch errötet ... freilich, ich habe sie nicht sehr verwöhnt! Das brave, mutige Weib! Und Lilli ... ein hübsches, verständiges Mädchen, so talentvoll ... wie hübsch sie jetzt den Gradus ad parnassum spielt! Eine Etüde nach der anderen, alle fehlerlos . . . bravo, bravo!!"

Halais nickte, als könnte Lilli die Zeichen seiner Anerkennung sehen; „bravo, vortrefflich!" Er fing an, leise zu pfeifen und die Hauptmotive gefühlvoll zu begleiten.

Er war so heiter, wie er es seit lange nicht gewesen war. Eine Erklärung konnte er dafür nicht finden; aber bedarf es eines Anlasses bei einem Künstler, dem Stimmungsmenschen aus dem Grunde?

Als Halais um halb neun ins Atelier trat, um Stoffe für ein neues Modell, das er erwartete, und Farben für das Bild zu ordnen, überkam ihn wieder jener Ehrgeiz, gegen den seine Frau so sehr ankämpfte.

Er kannte den Vorwurf, den man gegen seine Bilder erhob: sie waren zu glatt, zu einförmig, zu schablonenhaft. Aus Furcht, keinen Käufer zu finden, vermied er es, in die Fußstapfen der Impressionisten zu treten, obwohl gerade diese Richtung seinem Talent am meisten entsprach. Wie im Leben, so war er auch in der Kunst Stimmungen unterworfen. Er hatte es satt bekommen, rosige Engelsgesichter, antik gekleidete Jungfrauen, Sonnen-Auf- und Untergänge, Mondscheinlandschaften 2c. zu malen. Es drängte ihn förmlich dazu, der neuesten Kunstrichtung zu folgen.

Seiner Frau hingegen war die neue Richtung in der Malerei ein Greuel, die Anarchie in der Kunst.

„Großer Gott, wohin soll das führen?" war ihr ständiger Ausruf, wenn das Gespräch auf die Naturalisten und Impressionisten kam. Wie im Leben, so liebte sie auch in der Kunst das Klare, Begrenzte und — Saubere. Ein Gedicht von Baudelaire, ein Bild von Manet waren ihrer innersten Natur gleich zuwider. Sie haßte den Naturalismus in der Kunst, wie einen Fleck in den Sonntagskleidern ihrer Kinder.

Halais wartete ungeduldig auf das neue Modell, das ihm ein Freund zu schicken versprochen hatte, und das er für ein Bild benutzen wollte, welches er bacchante moderne zu nennen beabsichtigte.

Endlich läutete es, und herein trat eine kleine, hagere Person, sehr chic gekleidet, mit tiefliegenden, unheimlich lodernden Augen, mit über und über gepudertem Gesicht und karminroten Lippen.

Halais empfand eine gewisse Befangenheit dieser neuen Erscheinung gegenüber; sie stand auch in einem zu seltsamen Gegensatz zu den jungen, braunen Italienerinnen und den schönen, blonden Deutschen, welche er bisher in seinem Atelier gesehen und die es verschmäht hatten, ihre Körperformen, ihre Hautfarbe irgendwie künstlich zu heben.

Endlich wies er auf eine Waschtoilette, welche hinter einem Gobelinvorhang in einer Ecke des Ateliers stand, und sagte, indem er einen Kreis über das angepuderte Gesicht beschrieb:

„Schaffen Sie das da fort!"

Das Modell schüttelte lachend den Kopf.

„Lieber ohne Hemd, als ohne Puder!"

Halais war nahe daran, die Person wegzuschicken, da kam ihm plötzlich die Idee. die „bacchante moderne" als eine Brasseriedame darzustellen, die auf einer Tischkante sitzend den letzten „Bock" leert, während sich das Frühlicht, welches durch ein Fenster bringt, mit dem schmutzig-gelben Schein der Gasflamme vereint und ihrem Gesicht jenes wüste Aussehen verleiht, das ihm bei so vielen Bildern des Salon der Impressionisten aufgefallen war.

„Wir können gleich anfangen," sagte er, und die Sitzung begann.

Der Maler war schon seit drei Stunden mit dem Modell im Atelier, als Frau Halais das Mädchen hinunterschickte, um zu fragen, ob ihr Mann unten oder in der Wohnung frühstücken wolle.

„Im Atelier," sagte der Maler kurz, ohne sich umzublicken.

„Aber ein bißchen rasch, ja? ich sterbe vor Hunger, und der Herr Maler ist nicht sehr unterhaltend!" sagte das Modell.

„Ich werde Ihnen das Frühstück bringen, sobald es fertig ist," erwiderte Justine gereizt. „Wir sind hier in keinem Hotel. Hat das Fräulein sonst noch Wünsche?"

„Ja, meine Liebe, ich wünsche mir ein Karafon mit Kognak," sagte das Modell und ließ sich von der Tischkante heruntergleiten.

„Der gnädige Herr trinkt keinen Kognak..."

„Aber ich, parbleu!" erwiderte das Modell.

Justine kehrte der anspruchsvollen Dame entsetzt den Rücken.

„Ist das Ihre Wirtschafterin?" fragte das Modell den Maler.

„Es ist unser Mädchen," antwortete Halais, und zu Justine gewendet: „Gehen Sie, gehen Sie!"

„So, so! Na, ich hätt' mir's denken können, daß Sie verheiratet sind ... Haben Sie eine Cigarette?"

„Nein, setzen Sie sich gefälligst wieder auf Ihren Platz und halten Sie sich noch ein wenig ruhig."

„Oh la la! ... Hop!"

Das Modell saß wieder oben auf dem Tisch.

„Eine schreckliche Person," sagte Justine oben zu Frau Halais, die das letzte Restchen Kognak in ein Karafon goß. „Und häßlich! Wie man nur so etwas malen kann."

Halais war ganz in seine Arbeit vertieft und bemerkte es kaum, daß Justine nebenan auf dem Gueridon deckte und absichtlich mit den Tellern klapperte.

„Uff! Wie wär's, wenn wir frühstückten?" fragte das Modell und reckte sich.

„Ja, wenn Sie schon Appetit haben."

„Schon? Es ist gleich zwölf Uhr! Jetzt sitze ich bald drei Stunden, ohne mich zu rühren. Wenn Sie das mit allen so machen!"

Der Maler stand widerstrebend auf und ließ sich dem Modell gegenüber am Gueridon nieder.

In dem Augenblick wurde an der Atelierthür geläutet.

„Ich bin für niemand zu sprechen," sagte Halais zu Justine, die im Vorsaal verschwand.

„Sie empfangen keinen Besuch, wenn Sie arbeiten?" fragte das Modell gedehnt.

„Ich möchte Herrn Halais unbedingt sprechen," sagte eine Männerstimme, „es ist auch für ihn von einiger Wichtigkeit."

„Halt, die Stimme erkenne ich!" rief das Modell. „Das ist ja Herr von Poix!"

Der Maler blickte verwundert auf. Herr von Poix! Was mochte ihn hierher getrieben haben?

Justine schob von außen die Portiere zurück.

„Herr von Poix wünscht Sie unbedingt zu sprechen."

„Ich lasse bitten!"

Der Maler warf seine Serviette unmutig auf den Tisch und ging dem Besucher entgegen.

„Verzeihung, wenn ich störe," sagte Herr von Poix und reichte dem Maler seine tadellos behandschuhte Rechte. „Ah, Fräulein Bertha! Wo habe ich doch zuletzt das Vergnügen gehabt Sie zu sehen? ... Bei Roll, nicht wahr? Aber ich sehe eben, Sie frühstücken, ich bitte, lassen Sie sich nicht stören, bitte, bitte, Herr Halais."

Fräulein Bertha ließ sich auf ihren Platz nieder und schenkte sich Kognak ein. Halais wies dem jungen Manne einen altertümlich geschnitzten Armsessel und setzte sich seinem Gaste gegenüber.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er, und sein Gesicht nahm wieder jenen Ausdruck nervösen Unbehagens an, das ihn angesichts jeder neuen, unvorhergesehenen Lage erfaßte.

Herr von Poix antwortete nicht sogleich. Er stellte seinen hohen Cylinder vorsichtig auf den Teppich, nahm seinen Stock mit dem goldenen Knopfe, in welchem eine kleine Uhr angebracht war, zwischen die Kniee und schlug mit einer leichten Bewegung den hellen Überzieher zurück. Seine Augen schweiften dabei wie prüfend durch den Raum und blieben längere Zeit an den verschiedenen Bildern hängen.

„Finden Sie nicht, daß es heute unverhältnismäßig warm ist?" fragte er endlich.

„Ich weiß nicht, ich war noch nicht im Freien."

„So? Merkwürdig! Um acht Uhr bin ich ins Bois geritten... Der Pré Catelan bot einen reizenden Anblick! Schöne Equipagen, schöne Pferde, schöne Frauen... Die Komtesse B. hatte ein Hütchen auf — die letzte Schöpfung der Virot — entzückend,

sage ich Ihnen. Es erhob sich ein förmliches Beifallsgemurmel, als sie im Landauer an der Seite ihres Repoussoir, der Baronin X., angefahren kam."

„Wirklich! Ich kenne übrigens die Komtesse B. nicht," sagte Halais und wollte hinzufügen, „weiß auch nicht, warum Sie mir Dinge erzählen, die mich nicht interessieren, sondern bloß aufhalten!"

„So! Merkwürdig! Alle Welt kennt die Komtesse B. Aber Sie werden sie schon kennen lernen; ich stelle Sie vor."

„Zu gütig!" Halais zog die Augenbrauen in die Höhe. Was sollte ihm das alles!

„Um halb zehn war ich bereits in der Salle d'Escrime. Fechten Sie?"

„Mit dem Pinsel," sagte Halais und blickte ungeduldig von seinem Gaste auf die Staffelei.

„Das eine steht dem anderen nicht im Wege," warf Herr von Poix ein, „ich kenne viele Ihrer Kollegen, die täglich fechten. Das stärkt die Nerven. Es ist sehr gesund."

„Meine Zeit und mein Beruf erlauben mir nicht eine Stunde zu verlieren," entgegnete der Maler scharf.

„Ihre Worte mahnen mich daran, daß ich selbst Ihre Zeit mehr als billig in Anspruch nehme," sagte Herr von Poix mit einem leisen Lächeln. „Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung! Unsereins hat leider nur zu viel Zeit und verliert darüber den Begriff von ihrem Werte."

„Die Stunde sechs Frank," ließ sich die Stimme von Fräulein Bertha vernehmen.

Herr von Poix wandte sich um; auch der Maler warf einen Blick der Überraschung und des Unwillens auf das Modell.

Fräulein Bertha saß bequem zurückgelehnt, mit übereinander geschlagenen Beinen, in ihrem Stuhl, ihre Hand hielt den Karafon, welchen sie soeben vom Munde abgesetzt hatte. Die Augenlider waren gerötet, die Augen feucht und glänzend, und die geschminkten Lippen hatten da eine hellere Färbung, wo die ätzende Flüssigkeit sie berührt hatte.

„Der Kognak ist gut; das einzig Gute in der Baracke," sagte Fräulein Bertha liebenswürdig.

Halais stand auf.

„Ich meine, wir setzen unsere Sitzung morgen fort," sagte er.

„Schade, jetzt wäre ich gerade in der Stimmung zu arbeiten."

„Aber ich bin's nicht mehr," erwiderte Halais.

Fräulein Bertha setzte den Karafon wieder an den Mund und that einen kräftigen Schluck.

„Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!"

Dann stand sie auf, ergriff Hut, Handschuhe und Mantille und machte vor dem Spiegel Toilette.

„Wünschen Sie das Geld gleich oder..."

„Niemals oder!"

Sie hielt die Hand hin. Halais legte ein Zwanzigfrankstück hinein.

Fräulein Bertha lächelte verschmitzt und hob das Goldstück zwischen zwei Fingern in die Höhe.

„Sie fragten eben nach dem Werte der Zeit," sagte sie zu Herrn von Poix, „da ist er. Für ihn," sie zeigte auf Halais, „für ihn groß, für mich klein, für Sie nicht vorhanden. Empfehle mich!"

Auf der Thürschwelle wendete sie sich noch einmal um, warf den beiden Herren ein graziöses Kußhändchen zu und ließ die Portiere hinter sich zurückfallen.

Herr von Poix brach in lautes Lachen aus.

„Welch ein Typus!" rief er.

Den Maler hatte die Auseinandersetzung des Modells weniger erheitert als verblüfft; Herrn von Poix's Lachen verletzte ihn.

„Sie lachen nicht mit?" fragte der junge Mann, der sich die ernste Miene seines Wirtes nicht zu erklären vermochte.

„Es steckt zu viel Wahrheit in den Worten dieser Person, als daß ich lachen könnte," sagte Halais gereizt.

„Auch diese Wahrheit ist relativ," lenkte von Poix ein, „ich komme soeben von Ihrem —" Er schien das Wort zu suchen und sagte endlich „doch — Kollegen, Carolus Durand, bei dem ich mit unserm gemeinschaftlichen Freunde Parsis frühstückte."

Halais horchte auf. Carolus Durand war Mitglied der Jury vom Salon und hatte großen Einfluß auf die Entscheidungen.

„Sprach er von meinen Bildern?"

„Er nicht, aber Parsis und ich. Unser Freund vertrat Ihre Interessen auf das lebhafteste, und ich sekundierte, so gut es bei meiner privaten Stellung und meinem bescheidenen Urteil zulässig war."

Halais verbeugte sich kurz.

„O, bitte, es bedarf keinerlei Milderungsgründe; wir Künstler sind es gewöhnt, uns von jedermann protegieren zu lassen."

Herrn von Poix' Gesicht wurde ernst.

„Sie mißverstehen mich gänzlich," sagte er. „Ich bin überzeugt, daß Sie keiner Protektion bedürfen, am allerwenigsten der einer so unbekannten Persönlichkeit wie ich bin. Ich erwähnte des unbedeutenden Vorfalls nur, um Sie von der Echtheit meiner Teilnahme zu überzeugen."

„Ich will gerne an Ihr Interesse glauben, obwohl es mir nach der so kurzen, flüchtigen Bekanntschaft zwischen uns rätselhaft erscheint," sagte Halais etwas ruhiger und blickte seinen Gast verwundert an.

„Nun gut denn, ich will Ihnen dieses Interesse nicht aufdrängen," erwiderte der junge Mann und griff nach seinem Hute. „Der eigentliche Zweck meines Besuches war natürlich nicht der, Ihnen eine irrtümliche Vorstellung von meiner scheinbaren Zudringlichkeit zu geben. Ich komme als Abgesandter der Marquise von P., welche ich ebenfalls bei Carolus Durand getroffen habe und die mich ersuchte, Sie zu fragen, ob Sie geneigt wären, 50 Bonbonnieren mit einer kleinen Genremalerei zu verzieren. Ihre Tochter heiratet nämlich im Laufe des nächsten Monates und die Marquise möchte jeder von den Damen, die nach der Feierlichkeit an dem großen ‚Lunch' teilnehmen, eine Aufmerksamkeit erweisen. Ich persönlich würde mich natürlich sehr freuen, wenn Ihre Antwort im bejahenden Sinne ausfiele."

„Die Bestellung ist ja sehr ehrenvoll," sagte Halais mit gezwungenem Lächeln, „und doch zögere ich, dieselbe anzunehmen. Aufrichtig gesagt, schreckt sie mich — quantitativ. Ich fürchte, das Fabrikgenre nicht gut genug zu treffen ... außerdem habe ich gerade jetzt eine große Arbeit vor..."

„Das ist wohl gleichbedeutend mit einem Nein?" sagte Herr von Poix, dem die Nervosität und Empfindlichkeit des Malers auf die Dauer lästig wurden und der nur noch den Wunsch hatte, sich aus der schiefen Lage, in die er geraten war, herauszuziehen.

Halais zögerte mit der Antwort. Hätte er seinem innersten Gefühl folgen können, er würde unbedingt mit einem „Nein" geantwortet haben; aber der Auftrag — er wußte es — repräsentierte eine verhältnismäßig große Summe Geldes, die er seiner darbenden Familie zu entziehen nicht das Recht hatte. Jetzt, wo er kaum den ersten Regungen eines neu erwachenden Ehrgeizes gefolgt war und seine Phantasie auf großen, weiten Schwingen ihren Flug genommen hatte, jetzt sollte er sie plötzlich gewaltsam zurückhalten und, des alltäglichen Erwerbes gedenkend, der künstlerischen Befriedigung entsagen!

Und in dieser ärgerlichen Lage befand er sich, weil es Herrn von Poix beliebte, sich für ihn zu interessieren! Er fühlte nicht, wie ungerecht und unlogisch diese Folgerung war, er empfand nur die Unmöglichkeit eines freien, selbständigen Entschlusses.

Das Rascheln eines seidenen Kleides veranlaßte ihn, den Kopf zu heben.

Es war Frau Halais, die — als Justine ihr den Namen des Besuchers genannt — rasch Toilette gemacht hatte, um ihrem unpraktischen Mann bei etwaigem Verkauf eines Bildes zur Seite zu stehen.

„Wie liebenswürdig, daß Sie uns heute schon besuchen," sagte sie zu Herrn von Poix, der sie respektvoll begrüßte.

Sie warf einen Blick auf das Frühstückstischchen und erschrak, als sie des leeren Karafons ansichtig wurde. Diese Unverschämtheit! dachte sie.

„Ich habe Ihren Herrn Gemahl eigentlich beim Arbeiten gestört und bin außer mir darüber."

„O, mein Mann wird sich gewiß sehr gefreut haben, Sie näher kennen zu lernen," erwiderte Frau Halais ahnungslos. „Nun, und wie ist Ihnen unsere kleine Matinee bekommen? Hat Belsart nicht wundervoll gespielt?"

„Sehr schön in der That!"

„Ja, er sagt auch stets, daß er sich nirgends in einer so gehobenen künstlerischen Stimmung befinde wie in unserm Atelier. Früher hatte er sogar die ... Toquade, den Apollo meines Mannes beim Spielen stets vor Augen haben zu wollen. Den Apollo, Sie wissen ja ... er war im Cercle des Mirlitons ausgestellt... Der Prinz von B. hat ihn gekauft."

Der junge Mann verneigte sich höflich.

„Was mein Mann jetzt im Atelier hat, ist kaum von großer Bedeutung. Skizzen, Pochaden ... höchstens die zwei Bilder hier haben einigen Wert."

Frau Halais zeigte mit der langen Lorgnette auf zwei große Gemälde, die in ver-

hältnismäßig schmalrändrigen Goldrahmen an der Wand hingen; dann warf sie einen raschen, beobachtenden Blick auf den jungen Mann und von diesem auf ihren Gatten, der sich mit den Fingern nervös durch den Bart fuhr.

„Sie werden doch nicht sogleich gehen?“ sagte sie in einschmeichelnd süßlichem Ton, den sie unwillkürlich annahm, sobald sie mit Menschen sprach, von denen sie etwas erhoffen zu dürfen glaubte.

„Ich fürchte, Ihren Herrn Gemahl schon zu lange mit meiner Gegenwart belästigt zu haben. Wenn ich kam, so geschah dies, um Ihrem Gatten einen Auftrag zu übermitteln, dessen Annahme mich sehr erfreut hätte.“

Frau Halais sah ihren Mann fragend an.

„Es war eine recht originelle Bestellung,“ sagte dieser, scheinbar ungezwungen und dem Blicke seiner Frau ausweichend. „Fünfzig Bonbonnieren zu bemalen, eine beneidenswerte Aufgabe! Ich habe mich noch zu keinem Ja entschließen können, das Nein fällt mir ebenso schwer, und ich ziehe es vor, dir die Entscheidung zu überlassen.“

Halais wendete sich ab, als interessierte ihn die Antwort seiner Frau gar nicht, und machte sich an der Staffelei des Bildes zu schaffen, das er an diesem Morgen begonnen.

„O, wenn die Entscheidung in Ihren Händen liegt, gnädigste Frau,“ sagte Herr von Poix, „dann bin ich einer Zusage gewiß, und dieselbe wäre mir persönlich — ich gestehe es offen — aus verschiedenen Gründen sehr angenehm.“

„Ich erkenne mir nicht das Recht zu, die Absichten und Wünsche meines Mannes zu beeinflussen,“ sagte Frau Halais mit jener absichtlich zur Schau getragenen Bescheidenheit, die den Zweck hatte, ihrem Manne der Welt gegenüber den Anschein der Selbstständigkeit zu geben, die sie ihm im intimen, häuslichen Leben vollständig absprach. — „Mein Mann wird Ihnen in der allernächsten Zeit seinen Entschluß mitteilen. Nicht wahr?“ wendete sie sich an Halais.

Der Maler schien sich von den skizzenhaften Umrissen seines neuesten, im Entstehen begriffenen Werkes nicht losreißen zu können. Er antwortete nicht auf die Ansprache seiner Frau, sondern nickte nur, müde und gelangweilt, wie einer, der zum zehnten Male auf dieselbe Frage dieselbe Antwort gegeben hat.

Und war dem nicht auch in der That so?

Die dem äußeren Anschein nach so belanglose Szene spielte sich nicht zum ersten Male in dem reichen, eleganten Atelier ab. Es war nicht das erste Mal, daß seine Frau eigenmächtig das Programm seiner Arbeiten entwarf, es war nicht das erste Mal, daß er sich diesem Programm fügte, weil er sich fügen mußte, nicht das erste Mal, daß ein kaum begonnenes Bild, an dessen Ausführung seine ganze Seele hing, auf lange, wenn nicht gar auf immer in eine Ecke wanderte, nicht das erste Mal, daß er der Not seiner Familie den Reichtum seiner Kunst zum Opfer brachte.

Wohl hatte er Augenblicke der Empörung, des Zornes — aber was nützte seine Auflehnung? Das nachsichtslose Leben zwang ihm ab, was die Bitten und Vorstellungen seiner Frau ihm nicht immer abzugewinnen vermochten.

„Du siehst!“ sagte sie dann.

Es war nicht ein Ausruf der Freude, des Triumphes oder auch nur der inneren Genugthuung, es war die Feststellung einer Thatsache und klang so nüchtern und kalt wie das Urteil eines Richters.

Herr von Poix trat auf den Maler zu.

„Wenn Ihre Antwort eine bejahende sein sollte, so kommen Sie, bitte, morgen vormittag persönlich in mein bescheidenes Junggesellenheim Avenue Friedland 176. Wir können dann bequem alles Nähere besprechen.“

Er reichte dem Maler die Hand.

„Also auf Wiedersehen, gnädigste Frau!“ wandte er sich dann an Frau Halais.

„Auf Wiedersehen, Herr von Poix,“ sagte sie und geleitete den jungen Mann in den Vorsaal.

„Künstler sind Kinder!“ setzte sie dann hinzu, gleichsam als wollte sie ihren Mann entschuldigen.

„Glücklich der Künstler, der in seiner Frau eine mütterliche Freundin und Beraterin findet!“ erwiderte der junge Mann mit einer gewissen Wärme im Ton.

Frau Halais lächelte traurig.

„Leider wird uns diese Anerkennung selten von unsern Gatten zu teil.“

Herr von Poix machte eine protestierende Handbewegung, Frau Halais schüttelte den Kopf.

„Es ist keine Anklage, die ich gegen die Künstler erhebe. Wir Künstlerfrauen sind thatsächlich oft die Feindinnen unserer Männer, nicht weil wir dem Fluge ihres Genius

Digitized by Google

nicht zu folgen vermögen, sondern weil wir nur zu oft die Unmöglichkeit einsehen, den Anforderungen des positiven Lebens auf Grund ihrer idealen Bestrebungen nachzukommen."

Fast erschrocken über die ernste Wendung, die das Gespräch genommen hatte, hielt sie inne und bot dem jungen Manne die schmale, gelbliche Hand.

Auf der Treppe hörte man leichte, regelmäßige Schritte, eins, zwei ... eins, zwei ...

„Meine Kleine kommt wohl aus dem Konservatorium," sagte Frau Halais. Schon stand auch Lilli in ihrem einfachen, dunkelblauen Kleidchen, die Notenmappe in der Hand, vor der Thür.

Sie machte einen zierlichen Knix, als sie den fremden Herrn gewahrte, und richtete die dunklen Augen auf ihre Mutter.

„Guten Tag, Mama," sagte sie, ohne daß ein kindliches Lächeln die über ihre Jahre hinaus ernsten Züge erhellte.

Herr von Poix grüßte das Kind wie eine Erwachsene, so betroffen war er von der geistigen Reife, die sich in dem Kindergesicht ausprägte, von der Sicherheit der Bewegungen dieses zwölfjährigen Mädchens.

„Geh ins Atelier zu Papa," sagte Frau Halais.

„Jawohl, Mama."

Wieder folgte ein ruhiger, zierlicher Knix und ebenso leicht und gleichmäßig schritten die kleinen Füße über den dunklen Teppichläufer zum Atelier.

„Ein reizendes Kind!" sagte Herr von Poix.

„Wir haben noch einen kleinen Knaben, das einzige wirklich heitere Element im Hause. Lilli hat nur zu früh den Ernst des Lebens kennen gelernt, und das raubt ihr die fröhliche Unbefangenheit des Kindes. Sie steht schon jetzt sich selbst, ihrer ganzen Umgebung, ja sogar ihren Eltern kritisch gegenüber. So liebt sie z. B. ihren Vater unendlich, aber es würde mich gar nicht wunder nehmen, wenn sie eines Tages in ihrer altklugen Weise sagen würde: lieber Papa, du bist ein Kind!"

Frau Halais suchte den letzten Worten eine scherzhafte Färbung zu geben, aber der Gast fühlte die gezwungene Heiterkeit heraus und war peinlich von ihr berührt.

Als er endgültig Abschied genommen hatte und die teppichbelegten Stufen hinabschritt, konnte er sich einer ernsten Stimmung nicht erwehren. Zum ersten Male hatte er einen tieferen Blick in das „glänzende Elend" geworfen.

„Ich bitte um eine Gabe, gnädiger Herr," sagte eine in Lumpen gehüllte Frau und streckte ihm die schmutzige Hand entgegen.

Er warf ihr einige Kupfermünzen hin.

Die Frau nickte.

„Danke, gnädiger Herr," sagte sie in mehr höflichem als dankendem Tone und trat dann sofort mit derselben Gebärde trotzigen Verlangens vor zwei Damen, die eiligen Schrittes über das Trottoir huschten."

„Ich bitte um eine Gabe, meine Damen."

Herr von Poix vergegenwärtigte sich in dem Augenblick ganz unwillkürlich die distinguierte Silhouette der Frau Halais, wie sie in ihrem dunklen Seidenkleide, den verwaschenen schwedischen Handschuhen, im Atelier von einer Gruppe zur anderen schreitend, hier ein freundliches Lächeln, dort ein banales Kompliment verschwendete.

Er sah sie vor sich, mit der langen Lorgnette von einem Bilde zum anderen zeigend, und las von ihren sorgenvollen Augen die Bitte der in Lumpen gehüllten Straßenbettlerin ab: Ich bitte um eine Gabe, meine Damen und Herren! . . .

„Na, bist du verliebt?" tönte dem jungen Mann eine joviale Stimme entgegen, und ein Dandy mit kaum markiertem Schnurrbärtchen bot ihm die Hand zum Gruß.

„Nein, augenblicklich nicht," erwiderte Herr von Poix mit zerstreutem Lächeln und schüttelte seinem Cerclefreunde die Rechte. „Ich habe nur ein wenig nachgedacht."

„Und worüber, wenn es erlaubt ist, zu fragen?"

„Über das glänzende Elend!"

„Puah! Böses Kapitel! kenne ich!"

Herr von Poix lachte auf.

„Lache nicht!"

Der Dandy steckte seine in rote Dandyhandschuhe eingezwängten Hände in die Taschen des taubengrauen Überziehers, dann in die seiner großkarierten, hellen Beinkleider.

„Leer!" rief er mit komischem Pathos. „Eine Idee! Hast du etwas Besonderes vor! Nein, nicht wahr? Dann pumpe mir 50 Frank und komme mit nach Auteuil; heute finden dort Flachrennen statt! Ich setze auf Sisiphus. Großartiges Pferd! Hat

vorige Woche in Neuilly den ersten Preis gewonnen. Abends ist eine Premiere im Renaissancetheater und nachher . . . na, da könnten wir ja bei Durand zu Abend essen. Ich lade dich ein."

„Danke verbindlichst! Aber wenn du verlierst?"

„Dann ladest du mich ein!"

„Es bleibt also bei dem Programm?"

„Natürlich, avanti!"

In denkbar schlechtester Laune kehrte Herr von Poix am frühen Morgen in sein Junggesellenheim zurück.

Sisiphus war „natürlich" gestürzt, sein Freund und er hatten zusammen 300 Frank verloren, die Premiere im Renaissancetheater war flau, schon sommermäßig, das Souper bei Durand unverschämt teuer, schlecht und — langweilig gewesen.

Passiva 500 Frank, Aktiva — ein wüster Kopfschmerz und nervöse Reizbarkeit.

Der Zeiger der goldenen Reiseuhr, die in der Ecke des Schlafzimmers auf dem Gueridon stand, zeigte auf elf Uhr als leise und respektvoll an die Thür geklopft wurde.

„Was wollen Sie, Lucien?" fragte Herr von Poix, indem er sich laut gähnend über die Augen fuhr.

Ein älterer Diener, in eleganter, geschmackvoller Livree trat geräuschlos ins Zimmer und überreichte auf einer persischen Tablette aus getriebener Bronze eine Karte.

„Schlagen Sie, bitte, die Vorhänge zurück, ich sehe nichts," sagte der junge Mann.

„Sapristi!" rief er dann, als er einen Blick auf den Namen geworfen hatte, und schnalzte mit den Fingern. „Der hat mir heute gerade noch gefehlt! Führen Sie den Herrn in das Bibliothekzimmer und ersuchen Sie ihn, sich zehn Minuten zu gedulden," wendete er sich an Lucien.

„Wenn man Pech hat, kann man nicht einmal ausschlafen," brummte er darauf, indem er hastig Toilette machte. „Ein Genuß, mit dem verrückten Menschen zu sprechen, das muß man sagen! Bin gerade heute in der Laune! Und wozu setze ich mich all den Unannehmlichkeiten aus? Um von der Marquise zu ihren berühmten ‚Mittwochen' eingeladen zu werden. Lächerlich! Thue ich nie wieder!"

Er zupfte die blauen Quästchen seines rohseidenen Hemdes zurecht, steckte das Cigarrenetui in die Tasche des Coin du Feu aus blauem Flanell und fuhr sich einigemal mit der Stahlbürste durch das dichte blonde Haar. „Entsetzlich!" seufzte er auf und trat aus dem Zimmer.

Halais schritt in der geräumigen Bibliothek seiner Gewohnheit gemäß auf und ab.

Die Begrüßung war eine sehr kühle, förmliche. Keiner der Herren wollte zuerst das Gespräch auf den eigentlichen Zweck des Besuches lenken.

„Ach, Sie haben ja eine Mappe mitgebracht. Das ist reizend!" sagte Herr von Poix endlich, als er ein braunes Portefeuille auf einem der Sessel erblickte.

„Das sind kleine Skizzen, unbedeutende Entwürfe . . ."

„Könnten Sie nicht einige davon für die Bonbonnieren verwerten? Apropos, Sie haben sich doch gewiß für die Annahme der Bestellung entschlossen? Glauben Sie mir, es ist für Sie ganz praktisch, wenn Sie dieselbe ausführen. Was sagen Sie übrigens zu meiner Bildersammlung?" unterbrach er sich plötzlich, als ob er von einem unliebsamen Thema abspringen wollte.

„Ich habe diese Sammlung eben bewundert," sagte Halais und fixierte den jungen Mann. „Wie kommen Sie dazu, einige Bilder von Passini aus seiner allerersten Zeit zu haben oder hier die Skizzen von Delacroix und nun gar die ersten Karikaturen von Grevin?"

„Die Sache ist ganz einfach," erwiderte Herr von Poix und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück. „Diese Wohnung und alles, was Sie in derselben sehen, gehörte bis vor wenigen Jahren einem entfernten alten Verwandten von mir, der mich zum Erben seiner Reliquien und seines Dieners — leider aber nicht seines Vermögens eingesetzt hat . . . Na, letzteres habe ich ja glücklicherweise verschmerzen können. Dieser alte Herr hatte einen merkwürdig geschärften Blick im Entdecken junger Talente. Delacroix stand noch lange nicht auf der Höhe seines Ruhmes, als mein Verwandter ihm eine Menge Bilder abkaufte zu einem Preise, der ganz lächerlich gering war, selbst für die damaligen Verhältnisse. Fünf Jahre später waren die Bilder das doppelte, nach zehn Jahren das vierfache wert und nun . . . Sie kennen ja die Preise! Dasselbe wiederholte sich bei den in seiner Sammlung befindlichen Werken von Lefebvre, Grevin und anderen. Ich be-

sitze kaum mehr die Hälfte der Bilder, die ich hier vorfand, denn, aufrichtig gestanden, ziehe ich edle Pferde den schönsten Bildern vor. So vertauschte ich vor einigen Monaten zwei Löwen von Delacroix gegen ein englisches Vollblutpferd, das bei drei Rennen hintereinander den ersten Preis gewann. Sie können sich denken, wie hoch Delacroix bei mir in Ansehen steht!"

Herr von Poix lachte gutmütig auf und blickte Halais freundlich an. Plötzlich schien er betroffen.

Halais stand schweigend auf und ergriff seinen Hut.

„Sie gehen schon?" fragte der junge Mann verwundert und streckte die Hand aus, als wollte er den Maler zurückhalten.

Halais übersah dieselbe.

„Ich gehe zu spät," antwortete er mit unterdrückter Stimme und bebenden Lippen, „sonst hätte ich die Illusion mitgenommen, daß ich es mit einem Mann von Welt zu thun habe und nicht mit einem —"

„Gentleman-rider," ergänzte Herr von Poix den Satz, und sein Gesicht nahm einen frostigen Ausdruck an. „Ich freue mich, es Ihnen erspart zu haben, ein anderes Wort zu gebrauchen, dessen Folgen mir gerade hier in meinem Hause höchst peinlich gewesen wären. Übrigens bin ich mir durchaus nicht bewußt, Sie persönlich verletzt zu haben," fügte er einlenkend hinzu.

„Der Stand hat auch seine Ehre, wie jeder einzelne Mensch," antwortete Halais erregt, „und jeder einzelne ist verpflichtet, für die Ehre seines Standes, nicht bloß für die seiner Person einzutreten. Die Ehre meines Standes verbietet mir, auch nur eine Sekunde länger in einem Hause zu verweilen, in welchem Bilder unsterblicher Meister gegen Pferde verschachert werden."

„Verschachert? Ein Kavalier schachert nicht; das scheint man in Ihren Kreisen nicht zu wissen," erwiderte Herr von Poix hochmütig.

„Und in den Ihrigen hat man es bereits vergessen, wenn ich die anderen nach Ihnen beurteilen soll."

„Sie gehen, scheint es, direkt darauf aus, mich zu beleidigen. Jedenfalls bin ich nicht der Mann, mir etwas bieten zu lassen, und verlange von Ihnen Satisfaktion," sagte von Poix mit erzwungener Kaltblütigkeit.

Über den Maler war plötzlich eine merkwürdige Ruhe gekommen. Er verneigte sich kurz.

„Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung und erwarte Ihre Sekundanten," sagte er und verließ das Zimmer.

Im Vorsaal traf er mit einem jungen Dandy zusammen, demselben, der gestern mit Herrn von Poix auf dem Rennplatz gewesen.

Während Halais die Thür hinter sich ins Schloß fallen ließ, trippelte er, graziös mit dem Stöckchen spielend, in das Gemach seines Freundes.

„Kommst du mit nach Longchamp?"

„Hol' dich der Teufel, nein!"

„Hast du kein Geld?"

„Ja, aber keine Lust! Du machst einen ganz blödsinnig mit dem ewigen Rennen!"

„Du langweilst mich!" erwiderte der Dandy und drehte sich auf dem Absatz um. „Ich gehe in die Avenue des Champs Elysées, da sehe ich wenigstens alle übrigen nach Longchamp fahren. Kommst du mit?"

„Nein, zum Kuckuck!"

„Na, denn Adieu!"

„Gott sei Dank!" atmete Herr von Poix auf, als sein leichtlebiger Freund pfeifend forttänzelte; dann rief er Lucien, kleidete sich um und fuhr im offenen Wagen nach der Stadt. Er freute sich des schönen sonnigen Tages und der vielen, eleganten Damen, welche an ihm vorbeifuhren und von denen ihm manche liebenswürdig und kokett zunickte.

„Welch eine Albernheit, dieses Duell!" dachte er. „Wie komme ich nur dazu? Zugegeben, es war etwas taktlos, einen sensitiven Künstler so offen in meine Karten blicken zu lassen. Gott, ist das eine blödsinnige Geschichte! Dabei will ich heute auf alle Fälle noch meine Karte bei der Marquise abgeben.... Na, Kutscher, fahren Sie doch zu — aha — ich sehe schon, wir kommen nicht durch!"

Er griff plötzlich nach seinem Hut.

Knapp an dem langsam vorüberfahrenden Wagen stand Frau Halais mit einem kleinen Paket in der Hand, augenscheinlich auf den Augenblick wartend, wo es ihr möglich sein würde, die andere Seite des Boulevards zu erreichen. Sie grüßte Herrn von Poix freundlich mit der Hand.

„Mein Mann war doch bei Ihnen?" fragte sie.

Zum Glück war es dem Angeredeten erspart, darauf eine ausführlichere Antwort zu geben, denn in dem Augenblick fuhren die Wagen in raschem Tempo vor, und auch sein Kutscher beeilte sich, den Zeitverlust nachzuholen.

Er hob daher bloß seinen Hut hoch in die Luft und nickte.

„Ja wohl, ja wohl!"

Er hatte nicht den Mut sich nochmals umzuwenden und dem dankbaren Blick der sorgenvollen Frau zu begegnen.

Die ernste, ja tragische Seite des bevorstehenden Duells stand ihm plötzlich vor Augen; er verfiel in tiefes Sinnen und stieg fast zögernd aus dem Wagen, der ihn vor das Haus eines seiner Sekundanten gebracht hatte. — —

— — Erst spät in der Nacht kam Halais mit bleichem Gesicht und wirrem Haar nach Hause.

„Was ist dir?" fragte seine Frau besorgt, indem sie ihre dünnen, langen Flechten am Hinterkopf zusammensteckte.

Halais antwortete nicht.

„Hast du Geld?" fragte er nach einer längeren Pause.

„Nein!"

Das Nein klang schroff, und ein phosphorartiger Glanz der sonst so matten blauen Augen gab dem spitzen Profil eine stählerne Härte.

Halais' Blicke irrten in dem kleinen, spärlich beleuchteten Schlafzimmer umher, plötzlich blieben sie an dem abgegriffenen, schwarzen Portemonnaie haften, dessen gelblich angelaufenes Schloß ihm aus der Dunkelheit entgegenglänzte. Mit einem raschen Griffe hatte er sich desselben bemächtigt und wühlte nun in den abgegriffenen Seitenfächern.

„Hier ist ein Zehnfrankstück," sagte er und zeigte triumphierend die Goldmünze.

„Es ist das letzte!" antwortete Frau Halais, und das Auge richtete sich wieder matt und teilnahmlos auf den Spiegel.

Sie sah, wie ihr Mann eine Sekunde lang das Portemonnaie zögernd in der Hand behielt, wie er es endlich hastig fortlegte und das Goldstück an sich nahm.

„Ich gehe auf einen Augenblick zu den Kindern," sagte der Maler, um die peinliche Pause zu unterbrechen.

Er öffnete vorsichtig die angelehnte Thür, welche in den Schlafraum der Kinder führte, und schloß sie dann von innen zu.

Ein kleines Nachtlicht warf einen geheimnisvollen Schein auf das primitiv eingerichtete Stübchen, in welchem außer den zwei Bettchen nichts als eine kleine Waschtoilette und zwei Stühle standen.

Halais schob die Kleidungsstücke, welche ordentlich zusammengelegt auf Lillis Sessel lagen, ein wenig zurück und setzte sich behutsam auf dessen Kante. Er saß eine geraume Weile so da, ohne die Kinder auch nur anzusehen, deren regelmäßige Atemzüge allein die tiefe Stille unterbrachen.

Der Friede that ihm wohl.

Er hatte dieselbe Empfindung wie damals, als er noch ein kleiner Bursche war und sich einst mit schlechten Zensuren auf dem Wege nach Hause befand. Sein Weg führte ihn an einer Kirche vorbei; er trat ein. Die Kirche war wie ausgestorben. In einer dunklen Nische ließ er sich auf die Kniee nieder und betete: „Lieber Gott, mach', daß gute Censuren an Stelle der schlechten stehen, wenn ich sie dem Vater vorzeige!" Er war sehr gläubig damals und betete lange. — Und allmählich fühlte er, wie die kindische Angst von ihm wich, wie tiefe Ruhe, stiller Frieden über ihn kamen — er betete nicht mehr — er lehnte den Kopf an den Pfeiler und richtete die Augen auf das Altarbild, auf den Priester, der leise Gebete murmelnd die Hände auf der Brust gefaltet hatte...

Fünfunddreißig Jahre waren vergangen. Die Kirche hatte er seitdem nicht oft wieder betreten, die Gebete hatte er vergessen — und nun schien es ihm plötzlich, als wollten sich seltsame Worte auf seine Lippen drängen, Worte, die seit lange, lange keinen Sinn mehr für ihn hatten und die auch jetzt mehr verklungene Stimmungen als klare Bilder in ihm erweckten...

Wie lange er so still in sich versunken dagesessen hatte, wußte er nicht; als er aus dem Kinderzimmer trat, lag seine Frau bereits mit geschlossenen Augen.

„Hat sich Georg auch nicht aufgedeckt?" fragte sie im Halbschlaf.

„Georg?"

Halais besann sich — er hatte den Knaben gar nicht angesehen.

„Nein, nein, ich glaube nicht," erwiderte er rasch und undeutlich.



Digitized by Google



Es ist kein Meister vom Himmel gefallen. Gemalt von F. Hibbemann.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Dann löschte er die Kerze aus und warf sich angekleidet aufs Bett. —

Das Duell war von den beiderseitigen Sekundanten, die das Nähere in einem Café des Boulevard des Italiens besprochen, auf den nächsten Tag festgesetzt worden. Es sollte in einem versteckten Winkel des Bois de Vincennes stattfinden, auf einer kleinen Wiese, die an Sonntagen der Tummelplatz einer fröhlichen Kinderschar zu sein pflegte.

„Na, paßt dir der Platz etwa nicht?" hatte einer der Zeugen den Maler gefragt, als derselbe bei der Nennung des Ortes eine leise Bewegung nicht unterdrücken konnte.

„O warum nicht? Der Ort ist so gut wie ein anderer!"

„Besser wie ein anderer," fuhr der Zeuge, ein in dürftigen Verhältnissen vegetierender Bildhauer fort. Und nun folgte eine genaue Schilderung der kleinen Wiese.

Halais kannte sie nur zu gut. Wie oft war er mit seiner Familie hinausgewandert und hatte mit ihr dort das frugale und doch so beliebte déjeuner sur l'herbe eingenommen!

„Also halte dich bereit!" Um dreiviertel auf Fünf holen wir dich ab; im Wagen natürlich. Es ist schon lange her, daß ich in einem Wagen gefahren bin," setzte er mit gutmütigem Lachen hinzu.

„Auf die Art sehe ich endlich einmal dein berühmtes Atelier, in welchem es ja an gewissen Tagen von Gräfinnen und Herzoginnen wimmeln soll!" meinte der zweite Zeuge, ein herabgekommener Maler, der sich fast ausschließlich mit dem Restaurieren beschädigter, moderner Bilder befaßte. Nicht einmal Bilder alter Meister! sagten die Kollegen geringschätzig und wichen ihm aus, im Grunde mehr, weil sie seine böse Zunge fürchteten, als weil sie sein Talent geringachteten. —

Um vier Uhr in der Früh war Halais unten im Atelier. Der Morgen dämmerte herauf und warf fahle, gebrochene Streiflichter auf die in dem Raume befindlichen Gegenstände.

Halais fröstelte. Er trat vor die Staffelei und warf die Schutzleinwand zurück, welche über die kühn hingeworfenen Umrisse der bacchante moderne gebreitet war.

„Ja, ja, so hatte ich sie mir gedacht!" murmelte er. „Gerade bei der Beleuchtung! Natürlich, hierher muß ja das Licht fallen — oh, wie schön das Auge dadurch wird!"

Halais trat zurück, kramte in seinen Pinseln, griff einen heraus, spritzte einige matte Farben auf die Palette und fixierte dann mit nervös zitternder Hand Licht und Schatten. Mit fieberhafter Eile arbeitete er so eine halbe Stunde lang, bis ein vorsichtiges Klopfen an der Ateliertür ihn aufschreckte.

„Wer kann das sein?" dachte er. Aber Leichenblässe bedeckte im nächsten Augenblick sein Gesicht. Er stürzte zur Thür.

„Bist du bereit?" fragte der Bildhauer.

„Mir scheint gar, du bist in voller Arbeit," bemerkte der Maler und deutete auf die Palette, welche Halais noch immer in der Hand hielt.

Halais' Mundwinkel zuckten krampfhaft und er zog die beiden Kollegen hastig ins Atelier.

„Du bist zu aufgeregt für einen Duellanten, du blamierst uns noch!" sagte der Bildhauer und schüttelte mißbilligend seinen großen Kopf.

„Ach, das Duell!" Halais zuckte mit den Achseln. — „Darum handelt es sich gar nicht. Ich will euch etwas zeigen, ein Bild . . . es ist eben erst begonnen, aber ihr werdet's doch beurteilen können . . . es ist vielleicht meine letzte Arbeit . . .," stieß Halais in kurzen Sätzen hervor, und ein fast verlegenes Lächeln stahl sich auf seine Lippen.

„Sind es wieder Engelsköpfchen?" fragte der Maler mit boshaftem Lächeln.

„O nein, nein, ich habe mit meiner früheren Richtung gebrochen," gab Halais heftig zur Antwort, „Ihr werdet sehen, ich habe mich sehr verändert!"

Die beiden Freunde standen nun vor dem Bild.

Halais sah sie mit einem flehenden Blick an, als wollte er ihnen zurufen: Sagt jetzt nichts Schlechtes von dem Bild, denn ich finde es so gut, so wahr — —. Dann wendete er sich ab und legte die Palette aus der Hand.

„Nun?" fragte er endlich, ohne sich umzusehen.

Es erfolgte keine Antwort.

Halais machte sich mit den Pinseln zu schaffen.

„Nun?" fragte er etwas leiser.

Digitized by Google

„Endlich einmal etwas Vernünftiges," sagte der Maler, „aber das Bild kauft dir keine Gräfin ab!" schloß er hämisch und sah sich mit neiderfüllten Blicken im Atelier um.

Der Bildhauer stand noch immer vor der Staffelei.

„Sehr brav, mein Alterchen!" sagte er endlich und klopfte Halais auf die Schulter. „Aber jetzt müssen wir fort."

Eine große Ernüchterung kam plötzlich über Halais.

„Gehen wir," sagte er kurz und stellte die Staffelei zur Wand.

„Hast du keine Briefe zu hinterlassen?" fragte der Bildhauer, indem er einen kleinen, schwarzen Kasten ergriff, den er beim Eintreten auf einen Stuhl gestellt hatte.

„Ach so! Ich vergaß ganz!"

Er blickte sich um.

„Hier habe ich weder Feder noch Tinte zur Hand!"

Der Maler streckte ihm einen kleinen, zerbissenen Bleistift entgegen.

Halais suchte aus der Seitentasche seines Rockes ein kleines Skizzenbüchlein hervor, das er stets bei sich zu tragen pflegte, riß ein weißes Blatt aus demselben und setzte den Stift an. Plötzlich zitterte seine Hand, und zum ersten Male überkam ihn das klare Bewußtsein von dem Schritt, den er zu thun im Begriffe war.

Er sollte jetzt mit ein paar ihm gleichgültigen Menschen hinausfahren, sich einem anderen, ihm ebenso gleichgültigen Menschen gegenüberstellen und sich totschießen lassen, oder ihn totschießen. — Warum? Bloß weil — . . . weil was? Er suchte sich an das Thema, an den Wortlaut seines Gespräches mit Herrn von Poix zu erinnern. Er hatte die Stunden, welche seit der Herausforderung verstrichen, in einem solchen Fieber, einem solchen Taumel verbracht, er hatte dermaßen mit den materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, welche sich ihm, dem unbemittelten Manne in den Weg gestellt, daß ihm jetzt, wo er die Schwierigkeiten zum Teil überwunden, die materielle Seite aufs notdürftigste geregelt, zu Mute ward wie einem Manne, der, aus einem schweren Rausch erwacht, sich plötzlich über einem Abgrund schweben sieht.

Was sollte der Bleistift in seiner Hand? Was der Fetzen weißen Papieres? Er hätte die Treppe hinaufstürmen, die Kinder aus den Betten heben mögen, um sie an sein Herz zu drücken, sie um Verzeihung zu bitten für das, was geschehen konnte, geschehen mußte... Es war ihm, als sollte er seiner Frau zu Füßen stürzen, ihre gelben, hageren Finger an seinen Mund pressen, ihre Vergebung erflehen und ihr einmal, ein einziges Mal sagen, was er seit mehr als zehn Jahren nicht über seine Lippen gebracht, daß er sie liebte und verehrte, wie man nur eine Frau verehren kann, die unbekümmert um die trostlosesten Verhältnisse treu und fest an seiner Seite gestanden.

„Beeile dich, wir haben keine Zeit mehr," sagte der Bildhauer.

Halais drückte den Stift fest auf das Papier.

Die Spitze brach ab.

„Es ist besser so!" murmelte er und gab dem Maler sein Eigentum zurück. „Ans Leben wird es mir wohl nicht gleich gehen," sagte er mit einem leichten Anflug von Galgenhumor, — „und sollte mir doch etwas passieren — —"

Er brach ab. Er hatte bisher an die Möglichkeit des Todes nicht gedacht; jetzt, wo diese Möglichkeit an ihn herantrat, da fühlte er, daß ihm ein kalter Schweiß auf die Stirne trat. Was sollte aus Frau und Kindern werden, wenn er nicht mehr da war?

„Ihr nehmt euch der Meinigen an, nicht wahr?" wandte er sich mit bewegter Stimme an seine beiden verbummelten Kollegen, ein paar ihm gleichgültige Menschen, die er seit Jahren kaum dann und wann gesehen.

„Na, na, so schlimm wird's wohl nicht werden," beruhigte der Bildhauer und setzte gutmütig lachend hinzu: „Dich kann ich ja in keinem Falle ersetzen, und was den nervus rerum betrifft, so sind die deinen ja wohl geschützt."

Halais schüttelte den Kopf.

„Das sieht alles nur so aus," sagte er bitter; „hier ist mein ganzes Vermögen — ich weiß nicht einmal, ob es die Wagenfahrt hinaus deckt."

Er nahm das Zehnfrankstück aus der Westentasche und zeigte es auf der flachen Hand vor.

Die beiden Zeugen sahen sich einen Augenblick lang sprachlos an. Dann ließ der Bildhauer ein unverständliches Gemurmel vernehmen.

Der Maler wühlte in seiner Hosentasche herum und griff eine Handvoll Silbermünzen heraus, die er Halais hinstreckte.

„Es ist nicht viel — — aber wenn du es gerade brauchen kannst — ich entbehr's gerne!"

„Daß ein Bursche mit deinen Verbindungen und deinem Talent —" brachte der Bildhauer endlich hervor.

Freudig erglänzten Halais' Augen.

„Ihr findet es also gut?" fragte er mit zurückgehaltenem Atem, indem er auf das Bild deutete.

„Gut? Es ist deine beste Arbeit!" sagte der Maler im Tone der Überzeugung, „und es wäre jammerschade, wenn sie unbeendet bliebe. Ja, Kamerad, ich freue mich, daß du dich doch zur Wahrheit in der Kunst bekehrst, zu unserm Wahlspruch: Nicht bloß das Schöne ist schön!"

Eigentlich freute er sich noch mehr darüber, daß Halais nicht der reiche, vornehme Streber, für den er ihn gehalten, sondern daß er der kämpfende, meist unterliegende Kollege war, dessen Schicksal ihn verwandter berührte und ihm den Menschen näher brachte.

Der Bildhauer wackelte nur zustimmend mit seinem großen Kopfe und drückte dann in großer Bewegung Halais' Hände.

Herr von Poix promenierte bereits seit einer Viertelstunde im versteckten Winkel des Bois de Vincennes mit seinen zwei Zeugen auf und ab.

Einer der Zeugen war Parsis, der andere ein älterer Arzt, der in einem fort auf die Uhr blickte und schließlich bemerkte, es sei doch recht sonderbar und durchaus nicht fair, einen Gegner so lange warten zu lassen.

„Das liebste wäre mir, er käme überhaupt nicht," raunte Herr von Poix seinem Freunde Parsis zu.

„Das ist kaum anzunehmen," gab Parsis zur Antwort. „Halais ist eine nervöse, aber durchaus vornehme Natur. Wahrscheinlich ist er im letzten Augenblick aufgehalten worden. Ist Ihnen kalt?" unterbrach er sich plötzlich, als er Herrn von Poix ins Gesicht blickte und dessen Blässe gewahrte.

Der junge Mann ließ die Spitzen seines blonden Schnurrbartes durch die langen, wohlgepflegten Finger gleiten.

„Es wäre doch unangenehm, wenn ich ihn träfe," sagte er leise und ohne Parsis' Frage zu beantworten. „Er hat den ersten Schuß?" wendete er sich dann mit veränderter Stimme an die Zeugen. „Apropos, wir frühstücken dann à la cascade? Ich habe mein Reitpferd hinaus bestellt — etwas Bewegung wird mir gut thun!"

„Ein Wagen nähert sich!" sagte der ältere Herr und entfernte sich einige Schritte.

„Sie sind zu nervös," bemerkte Parsis und blickte Herrn von Poix besorgt an.

„Ja, weiß Gott, ich komme mir vor wie ein dummer Junge, der sich vor seinem Examen fürchtet! Am Tage meines ersten Duells war ich ruhiger als heute. Es ist nicht die Angst um mein Leben, sondern die um das Leben meines Gegners, welche mich aufregt."

„Ich begreife und ehre Ihren Standpunkt," sagte Parsis warm. „Sie glauben nicht, wie peinlich mir dieser ganze Handel ist! Hätte ich das geahnt, als ich Sie in das Haus des Malers einführte, Sie der Frau vom Hause als Mäcen vorstellte!"

Parsis war unwillkürlich in seinen leichten Boulevardton hineingeraten; sein Freund machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin Ihnen auch noch heute für Ihre Einführung dankbar," entgegnete er. „Zum erstenmal habe ich den ganzen Ernst des Lebens kennen gelernt. Zum erstenmal fühle ich meine Teilnahme erwacht, nicht nur für die Ereignisse unsers verflachenden gesellschaftlichen Treibens, sondern für die Schicksale meiner Mitmenschen; zum erstenmal sollte ich erfahren, wie viel krasses Elend, wie viel Arbeit und Kampf sich unter der Maske zur Schau getragener Eleganz und geheuchelter Sorglosigkeit verbergen. Ja, ich habe bei der Gelegenheit sogar etwas von einem Philanthropen in mir entdeckt — ja, ja, lächeln sie nur! Gestern abend, als ich ganz verstimmt in meinen Klub ging und einige hundert Frank verspielte, da dachte ich an die vielen, denen mit einem Bruchteil dieser Summe ein großer Dienst geleistet würde. Und plötzlich überkam mich die Empfindung, als hätte ich all diesen Bedürftigen das verspielte Geld entzogen, ja, gestohlen!"

„Oho, mein Liebster, der Provinziale kommt bei Ihnen zum Durchbruch, Sie werden sentimental!" sagte Parsis mit leiser Ironie. „Da kommen übrigens die Herren."

Die Begrüßung war kurz und förmlich.

Halais blickte scheu um sich, weigerte sich aber mit einer Art Heftigkeit, das beleidigende Wort zurückzunehmen und sich zu entschuldigen.

Die Zeugen maßen zwanzig Schritt Entfernung und überreichten den beiden Gegnern die geladenen Pistolen.

Herrn von Poix' Arm zitterte.

Halais nahm die Waffe, wie das Kind ein ungewohntes Spielzeug zur Hand nimmt.

Er hatte nur eine ganz dunkle Vorstellung vom Gebrauch einer Pistole. Man drückt auf den Abzug, es kracht, und dann sieht man etwas Dunkles auf der Erde und viel, viel Blut... Er stellte sich besonders viel Blut vor; ob das seinige oder das von seinem Gegner, davon gab er sich keine Rechenschaft.

„Eins, zwei, drei," hörte er plötzlich das Kommando eines Zeugen.

Halais kniff die Augen zusammen, hob die Schultern, bog den Kopf auf die Seite, als wollte er wenigstens ein Ohr zuhalten — und drückte los.

Als er es wagte, die Augen zu öffnen, schwebte noch ein leichtes Dampfwölkchen vor ihm auf.

„Gott sei Dank!" dachte er, als er seinen Gegner mit erhobenem Lauf vor sich stehen sah.

„Eins, zwei, drei," erscholl es wieder.

Herr von Poix zögerte einen Moment, dann machte er mit der Pistole eine Schwenkung nach rechts und schoß in die Luft.

Ein Gemurmel erhob sich unter den Zeugen.

Halais stürzte auf seinen Gegner zu. „Das gilt nicht, das gilt nicht!" rief er mit bebenden Lippen. „Wir stehen uns hier gegenüber im loyalen Kampfe, mit gleichen Waffen."

„Mit gleichen Waffen, ja, doch nicht gleich bewaffnet!" sagte sein Gegner ernst. „Oder glauben Sie wirklich, die Ausrüstung zum Duell bestehe nur in der Pistole oder dem Degen, und nicht noch weit mehr in anerzogenen und angeborenen Eigenschaften, in gegebenen Thatsachen, sowie in den Gedanken und Stimmungen, mit denen wir auf den Kampfsplatz treten?"

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Halais und blickte seinen Gegner verblüfft an.

„Ich werde Ihnen erklären, welche Beweggründe meinen Entschluß leiten; zuerst aber bitte ich Sie, in die dargebotene Hand einzuschlagen, als wäre einer von uns bereits schwer verwundet."

„Vortrefflich," rief Parsis, als er sah, wie sich die beiden Duellanten die Hände schüttelten.

Halais' Zeugen schnitten verwunderte Gesichter, und der ältere Herr blickte auf die Uhr und sagte: „Um so besser! Um so besser! Dann können wir also jetzt nach der Stadt zurückfahren."

„Gewiß," erwiderte Herr von Poix lächelnd. „Sie verzeihen wohl, daß wir Ihre kostbare Zeit ohne das geringste Blutvergießen in Anspruch genommen haben. Übrigens steht meine viersitzige Equipage den Herrschaften zur Verfügung. Dieselbe wird Sie, lieber Doktor, vor Ihrem Hause absetzen und Sie, meine Herren, werden hoffentlich gegen eine Fahrt durch das Bois de Boulogne und ein Rendez-vous bei der Kaskade nichts auszusetzen haben! Wir, d. h. Herr Halais und ich, kommen im zweiten Wagen nach! Einverstanden?"

„Ja, aber bitte rasch!" sagte der Arzt und lüftete den Hut.

Halais nickte verständnislos.

Er begriff noch immer nicht die unerwartete Lösung und stieg fast widerstrebend in den Wagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen wurde.

Als das Pferd anzog, sich langsamen Trabes von der kleinen Wiese entfernte und in die breite, wohlgepflegte Chausseestraße einbog, da erst öffnete Halais die Lippen und seufzte tief auf.

„Darf ich wissen, wo Ihre Gedanken jetzt weilen?" fragte Herr von Poix.

„Bei meiner Frau und meinen Kindern," erwiderte der Maler betroffen.

„An wen dachten Sie, als Sie zum Kampfplatz fuhren?" fuhr Herr von Poix fort. „Gewiß ebenfalls an dieselben! Woran dachte ich? An ein Frühstück bei der Kaskade, an mein Reitpferd. Wer hätte, wenn ich im Duell gefallen wäre, an mir eine Stütze verloren? — Niemand. Was aber wäre aus den Ihrigen geworden, wenn meine Kugel Sie getroffen hätte? Ich wage den Gedanken nicht auszudenken. Ich wußte, daß mir im Falle einer Verwundung die namhaftesten Ärzte, die beste Pflege sicher waren, Ihnen aber im gleichen Falle nicht. Mir gestattet mein Reichtum schlimmstenfalls den Luxus

Digitized by Google

einer monatelangen Krankheit, Sie aber zwingt die bittere Notwendigkeit zu ununterbrochener Arbeit. Ich habe mich mindestens zehnmal wegen der nichtigsten Dinge geschlagen; Sie duellierten sich heute — ich merkte es nur zu gut — zum ersten Male. Aus den angeführten, wie aus tausend anderen Gründen ist es begreiflich, daß ich leichten und Sie schweren Herzens den Kampfplatz betraten. Konnte unter solchen Umständen Ihr Blick so ruhig, Ihre Hand so sicher sein, wie dies bei mir der Fall war? Sie müssen mir zugeben, wir standen uns doch — trotzdem der äußere Schein dagegen sprach — mit ganz ungleichen Waffen gegenüber! — —"

Halais war ergriffen von dem warmen, ernsten Tone, in welchem der junge Lebemann zu ihm sprach.

Er fand kein Wort der Entgegnung, sondern verfolgte im stillen den angeregten Gedankengang weiter.

„Und so stehen sich alle auch im alltäglichen Leben, im Kampfe ums Dasein stets nur mit ungleichen Waffen gegenüber," sagte er endlich leise für sich, gleichsam die letzte Schlußfolgerung aus einer langen Kette von Gedanken und Empfindungen ziehend.

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Jahre sind vergangen.

Frau Halais hat wieder ihren „Dienstag"; allerdings nicht im luxuriösen Atelier der Avenue de Villiers, sondern in einem behaglichen kleinen Salon der Rue de Clichy. Es ist neun Uhr abends. Einige Damen und Herren unterhalten sich halblaut, während Frau Halais den goldgelben Thee in japanischen Schalen herumreicht. Lilli blättert in einem Notenheft, aus dem sie gewiß gleich etwas vorspielen wird, und Halais schüttelt einem eben eintretenden jungen Manne herzlich die Hand.

Es ist Herr von Poix.

Er tritt auf die Hausfrau zu und begrüßt dann auch mit liebenswürdiger Familiarität die ganze kleine Gesellschaft.

„Jedesmal, wenn ich hier eintrete, verspüre ich eine unbezwingbare Sehnsucht nach dem gepriesenen und oft verlästerten eignen Herde, und wäre es auch nur, um eine Tasse guten Thees zu bekommen und eine, ich will sagen, meine hübsche Frau unter einem rosa Lampenschirm stehen zu sehen."

Lilli, die gerade unter einem solchen Schirm steht, erröiet und lacht kindlich-nervös auf.

„Lilli wird uns ein Concerto von Weber vorspielen," sagt Frau Halais mit einem sanft verweisenden Blick auf ihr Töchterchen.

Alle rufen: „O, wie schön!"

Frau Halais läßt sich am Kamin in einen Armsessel nieder, und Lilli spielt das Concerto.

Halais und Herr von Poix haben sich in eine Ecke des Salons zurückgezogen.

„Sie sind ein glücklicher Mensch!" seufzt letzterer endlich auf, nachdem Lilli unter allgemeinem Beifall geendet.

„Glücklich?" Der Maler blickt erstaunt auf.

„Ich habe nie mehr darüber nachgedacht, ob ich glücklich oder unglücklich bin," sagt er dann. „Jedenfalls fühle ich mich zufrieden, und diese Zufriedenheit, dieses negative Glück verdanke ich Ihnen."

„Mir?"

„Ja, Ihnen. Durch Sie habe ich den großen Fächerfabrikanten kennen gelernt, dessen Bestellungen mich schon seit geraumer Zeit der Sorge entheben, für meine Unsterblichkeit zu arbeiten. Ich bin jetzt ganz gut gestellt, male hier in diesem Salon statt in einem Atelier und arbeite zu bestimmten Stunden wie ein Kanzleibeamter. Ich bezahle regelmäßig meine Miete, meine Steuern, meine Lieferanten, trage keine Lavallièrekravatten mehr und kein Samtjackett, verkehre nicht mehr mit Gräfinnen und Herzoginnen, nicht mit Künstlern und Schriftstellern, sondern mit simplen, bürgerlichen Elementen, die keinen Diener im Frack an meiner Vorsaalthür beanspruchen und denen das Concerto von Lilli gespielt, weit mehr gefällt als eine Wagnersche Ouvertüre vom ganzen Lamoureuxschen Orchester!"

Herr von Poix wird nachdenklich.

„So, so," sagt er dann, „schade, schade! Sie werden auch wirklich ganz stark!"

Halais lächelt und klopft sich auf die Weste.

„Nun, und wie stellt sich Frau Halais dazu?" sagt Herr von Poix weiter.

„Meine Frau ist glücklich, denn ich male keine anschaulichen Bilder mehr, brauche keine kostspieligen Modelle . . ."

„Apropos! was macht denn das Bild, zu dem Ihnen Fräulein Bertha Modell gesessen hat! Bacchante moderne? Es versprach ein Meisterwerk zu werden."

Halais zögert einen Augenblick.

„Es ist unvollendet geblieben!“ sagte er dann: „Der Entwurf verspricht viel, ich weiß es; er verspricht mehr, als die Ausführung je gehalten hätte. So ist es mir bei den meisten meiner Bilder gegangen. Ja, ja! Jetzt hängt Bacchante moderne in meinem Schlafzimmer, als eine Art Mahnung an unser vor zwei Jahren geführtes Gespräch. Sie wissen doch, als wir vom Bois de Vincennes kamen?“

Halais errötet leicht und fährt in hastigem Tempo fort: „An dem Tage überkam mich zum ersten Male die Empfindung, daß ich mich dem ganzen Leben, aller Welt gegenüber in einer schiefen Stellung befand, weil ich mich auch innerlich in mir selbst ungleich bewaffnet fühlte, bei dem ewigen Kampfe zwischen einem starken Wollen und — einem — heute kann ich's mit der Ruhe der Resignation bekennen — schwachen Können!“

„Bravo! bravo!“

Der letzte Ton des Concerto's ist verklungen.

Lilli steht auf und macht bescheiden lächelnd einen Knix.

„Darf ich noch jemand eine Tasse Thee anbieten?“ fragt Frau Halais.

Sternschnuppen.

(Abdruck verboten.)

In meiner Kindheit sah ich's gern,
Fiel weithin leuchtend Stern auf Stern.
Wie schlug mein Herz erfreut!
Sternblumen einer hehren Welt
Nannt' ich sie wohl, die glanzerhellt
Ein Engel ausgestreut.

Und jubelnd ihre lichte Bahn
Verfolgte ich: den holden Wahn
Barg froh des Kindes Herz,
Daß jeder Stern des Glückes Pfand,
Gespendet mild von Gottes Hand,
Zu heilen ird'schen Schmerz. . .

Wenn jetzt ich Sterne fallen seh,
Erfüllt mein Herz mit tiefem Weh
Das wundersame Bild —
So sank aus lichten Höhn herab
Manch hehres Ideal ins Grab
Im irdischen Gefild.

Wie ist entrückt so weit, so weit
Mit jener gläub'gen Kinderzeit
Der Hoffnung güldner Stern.
Der Himmel, der mir einst so nah,
Als ihn des Kindes Auge sah,
Wie ist er heut so fern!

H. Wolff.



E. Harburger, Selbstporträt. Nach einer Zeichnung.

Edmund Harburger.

Von Adolf Rosenberg.

(Abdruck verboten.)

Es geht die allgemeine Rede unter den Künstlern, den Kunstkennern und den Schriftgelehrten der Kunst, daß ein Künstler, dem die Ungunst des Geschickes es gefügt, erst in reiferen Jahren der brünstigen Neigung seines Herzens folgen zu dürfen und deshalb die Vorbereitungsstufen zum Allerheiligsten des Tempels mit hastigen Schritten durcheilen zu müssen, niemals die Spuren seiner dilettantischen Vorübung loszuwerden vermöge, die vielmehr einem schärfer blickenden Auge immer erkennbar blieben. In dieser Anschauung spiegelt sich aber nur der lehrhafte Zug eines Zeitalters, in welchem selbst das einfachste Handwerk nicht mehr von der Überlieferung von Hand zu Hand lebt, sondern



Pfiffikus. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

sogar die Korbflechter und Drahtbinder ihre Fachschulen haben, in denen die Lehrlinge durch eine umständliche pädagogische Methode mit den Kunstgriffen ihres Gewerbes bekannt gemacht werden. Man will nichts mehr der Natur, dem Zufall, der Selbsthilfe überlassen, sondern man schafft überall wohlthätige und gemeinnützige Einrichtungen, in welchen nach bestimmten, scharfsinnig erdachten Paragraphen Vorsehung gespielt wird. Die natürliche Folge ist, daß man die Bedeutung solcher mit großem Aufwand an Geld und Klugheit ins Leben gerufenen Zuchtanstalten für angehende Künstler und Kunsthandwerker überschätzt und alles mit Mißtrauen anblickt, was sich gar nicht oder doch nicht beizeiten in die Obhut einer Akademie oder Kunstschule begeben hat.

Weit entfernt, die Notwendigkeit von Akademieen und ähnlichen Lehranstalten zu bestreiten, wollen wir nur darauf hinweisen, daß unsere Zeit auch außerhalb dieser staatlichen Einrichtungen Mittel genug besitzt, um Künstler mit allem technischen Rüstzeug auszustatten. Immer häufiger werden die Beispiele, daß autodidaktisch gebildete Künstler in ihren Werkstätten ohne Vermittelung der Akademie wiederum junge Künstler ausbilden,



An der Quelle. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

daß Offiziere in höheren Chargen, Richter und andere Beamte in reiferen Jahren zur Kunst übergehen und so schnell zur Beherrschung aller technischen Mittel gelangen, daß es selbst den scharfblickenden Augen ihrer akademisch erzogenen Kunstgenossen schwer wird, in ihren Arbeiten die Schwächen einer abgekürzten Erziehung aufzuspüren. Ein wie wenig unfehlbares Mittel zur Erreichung einer hohen künstlerischen Stufe die frühzeitige Unterweisung in der Handlangerarbeit der Kunst ist, lehrt weiter ein Blick in die Kunstgeschichte. Die Söhne großer Künstler, welche bei ihren Vätern von früh auf in die Lehre gegangen, sind selten große, niemals größere Künstler geworden, und große Künstler haben selten Ursache, zu kunstberühmten Vätern emporzublicken.

Angeborene Begabung und zähe Thatkraft, Genie und Energie sind immer die Grundbedingungen eines künstlerischen Daseins geblieben und werden es bleiben, und je mehr diese Grundbedingung zur Regel wird, je weniger die Heranbildung künstlerischer Talente Sache der Akademieen und anderer Lehranstalten wird, desto tiefer wird die Kunst im Volke Wurzeln fassen, desto schärfer, eigenartiger und allgemein verständlicher wird sich ihre volkstümliche Physiognomie ausprägen. Eine lebendige Illustration zu diesem geschichtlichen Erfahrungssatze liefert der Mann mit der hochgewölbten Stirn,

dem durchdringenden Blick, dem energischen Zuge um die bärtigen Lippen und der auf festes Zugreifen deutenden Hand, dessen von eben dieser Hand gezeichnetes Bildnis eine Reihe geistvoller Skizzen eröffnet, welche uns einen Blick in die Kunst und das Leben Edmund Harburgers gewähren.

In der uralten Bischofsstadt Eichstätt in Mittelfranken am 4. April 1846 als Sohn eines Kaufmanns geboren, kam Harburger schon als einjähriges Kind mit seinen Eltern nach dem goldenen Mainz, welches ihm eine zweite Heimat wurde und an das ihn später noch zartere Bande knüpfen sollten. Nachdem er die Klassen einer Privatschule durchgemacht, mußte er mit fünfzehn Jahren als Lehrling in ein Baugeschäft eintreten, obwohl er lieber Maler geworden wäre. Aber diejenigen, welche über sein Schicksal zu bestimmen hatten, sahen in einem den Mann nährenden Bauhandwerk eine solidere Grundlage für seine zukünftige Existenz, und so mußte Harburger lange Jahre den stürmischen Drang seines Herzens beschwichtigen, bis es ihm endlich durch die Unterstützung seines Bruders Wilhelm ermöglicht wurde, 1866 nach München zu gehen und dort seine Kunststudien zu beginnen. Um einen regelrechten Kursus an der Akademie in allen vorgeschriebenen Stufen durchzumachen, mochte er sich schon zu alt fühlen. Er begnügte sich daher, fleißig nach der Antike zu zeichnen, seinen Formensinn zu bilden und zu läutern und die Hand an Sicherheit und Schärfe des Strichs zu gewöhnen. Und als



Harburgeriana.
Nach einer Zeichnung.

es dann ans Malen ging, begab er sich auch nicht zu dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Allerweltslehrer Piloty, sondern zu dem geistig tiefer angelegten Wilhelm Lindenschmit, welcher einen Teil seiner Jugend auch in Mainz bei seinem Oheim Ludwig, dem trefflichen Erforscher der germanischen Vorzeit, verlebt hatte. Unter den damaligen Kunstverhältnissen Münchens konnte Harburger keinen besseren Lehrer finden, wenigstens keinen, der seinem künstlerischen Naturell, seiner Neigung zur Darstellung des Kleinlebens in kleinem Kreise,



Gedankenvoll. Nach dem gleichnamigen Gemälde von E. Harburger.

mehr entgegengekommen wäre als Lindenschmit. Unter den großen Maschinen, den kalten Haupt- und Staatsaktionen Pilotys würde sich Harburger wahrscheinlich ebensowenig wohl gefühlt haben wie etwa um dieselbe Zeit sein nachmaliger Freund und engerer Kunstkollege Adolf Oberländer, der damals schon aus Pilotys Atelier, wo er sich „Malens halber“ aufhielt, verstohlen zum alten Kaspar Braun schlich und bei ihm Zeichnungen absetzte, welche bei ihrem Erscheinen in den „Fliegenden Blättern“ ganz und gar nichts Historisches an sich hatten.

Obwohl auch Lindenschmit in erster Linie Geschichtsmaler war und ist, unterscheidet er sich doch in seiner Charakteristik wie in seiner koloristischen Darstellungsart wesentlich von Piloty. In der einen wie in der anderen geht er mehr auf intime Wirkungen aus, und in den anziehendsten seiner Geschichtsbilder, in denjenigen, welche historische Figuren in geschlossenen Räumen vorführen, sucht er in der feinen Durchbildung des Helldunkels und in der liebevollen Behandlung der Möbel, Geräte und des sonstigen Beiwerks mit den alten Niederländern zu wetteifern. Wenn man sich aus manchen seiner Bilder, z. B. aus dem „jungen Luther bei Andreas Proles,“ dem „Ulrich von Hutten im Kampf mit französischen Edelleuten“ und dem „Walter Raleigh im Kerker“ die Figuren hinwegdenkt, hat man Innenräume vor sich, die in mehr als einem Punkte mit den Bauern-, Wirts-, Keller- und Dachstuben Harburgers verwandt sind.



E. Harburgers Haus in der Nymphenburgerstraße in München.

künstlerischen Entwickelung fiel in jene Zeit, wo die deutschen Kunstfreunde und Kunstsammler anfingen, Geschmack und Verständnis für rein koloristische Vorzüge zu gewinnen, wo eine geistreiche, originelle Erfindung allein nicht mehr ausreichte, das Glück eines Bildes zu machen. Und diesen Neigungen eines verfeinerten Kunstgeschmacks kam Harburger im Fortgang seiner Entwickelung mehr und mehr entgegen. Schon um das Jahr 1880 war sein koloristischer Vortrag zu einer solchen Virtuosität, Geschmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit gediehen, daß er alle Schwingungen des Lichtes in dämmerigen Räumen mit sicherer Hand festhalten, daß er den Lokaltönen Kraft, Saft und Glanz geben konnte, ohne daß die Harmonie des bald kühler, bald wärmer gehaltenen Gesamttones darüber aus dem Gleichgewicht kam. Und diese

Die Menschenwelt freilich, in welcher sich letzterer heimisch fühlte, war eine völlig anders geartete als die Lindenschmits. Die historische Vergangenheit gewährte ihm eine ungleich geringere Befriedigung als das fröhliche Leben des gegenwärtigen Volkes um ihn herum, und wenn er sich zu geschichtlichen Studien verstand — und wo anders kann ein Maler Geschichtsstudien treiben als in den Sammlungen alter Gemälde? —, so fand er in der alten Münchener Pinakothek genug klassische Eideshelfer, welche ihn in seinem Glauben an das, was ihm schon frühzeitig als besonders darstellungswürdig erschien, kräftiglich bestärkten. Brouwer, Ostade, Teniers und andere fröhliche Gesellen von gleicher Geistes- und Stammesart wurden ihm die Führer, welche ihn auf der Suche nach Motiven und Figuren begleiteten und die ihm auch bei der Ausbildung seiner Malweise behilflich waren.

Der Erfolg, welchen sein erstes, unter Lindenschmits Leitung gemaltes Bild, „der Dorfbarbier,“ fand, bewies ihm, daß er auf dem rechten Wege war. Der Beginn seiner

Gewandtheit in der rein malerischen Schilderung stellte sich keineswegs als das Ergebnis der Nachahmung jener alten Meister dar. Trotz der Verwandtschaft mit ihnen hat Harburgers Kolorit etwas durchaus Selbständiges und Persönliches. Zu dem, was er Brouwer, Ostade und anderen abgelernt hat, gesellt sich ein völlig modernes Element. Jene Alten haben, wenn man ihr Werk als ein Ganzes betrachtet, etwas Einseitiges und Begrenztes. Sie bewegen sich in einer bestimmten Anzahl von Typen, die sich häufig wiederholen, und in einer koloristischen Ausdrucksweise, die von einem gewissen Zeitpunkte an auch typisch geworden ist und nur noch wenig schwankt. Demgegenüber tritt uns in Harburgers Gemälden die weit um sich blickende Universalität entgegen, welche das sichere Kennzeichen desjenigen Künstlers ist, der sich über der Nachahmung der Alten zu der völligen Freiheit und der sozusagen objektiven Unbefangenheit des modernen Menschen erhoben hat. Wenn man die Wirtshausbilder, die Raufer, Trinker und Würfler, die Bauerntänze und Schlägereien

Digitized by Google



Das Speisezimmer im Hause Harburgers.

Brouwers, Ostades und Teniers' betrachtet, wird man das Gefühl nicht los, daß ihre Maler auch zugleich mitzechende und mitwirkende Personen in diesen burlesken Szenen gewesen sind, und die Chronisten der holländischen Kunst haben auch diese Empfindung zum Nachteil ihrer malenden Helden weidlich ausgebeutet. Vor ähnlichen Bildern Harburgers hingegen, vor seinen einsamen und Gesellschaftstrinkern, vor seinen Rauchern und Kartenspielern, vor seinen Bierverzapfern und Weinschenken nimmt man wahr, daß der Maler mit kühler Gelassenheit und mit unbeeinflußter Aufnahmefähigkeit über seinen Modellen stand. Wenn ihn bei seinen Studien, bei der Arbeit der Ausgestaltung eine Leidenschaft beseelt hat, so war es die, alle Linien, Fältchen, Runzeln und Warzen der Haut, welche durch das jeweilige Mienenspiel seiner Originale in Bewegung gesetzt werden, mit peinlicher Sorgfalt auch auf die gemalten Abbilder zu übertragen. In diesem Bestreben spitzt sich sein Pinsel fast zu der Feinheit des Zeichenstiftes zu, und hier kam ihm die große Übung zu statten, welche er sich im Zeichnen angeeignet hatte. Der Zeichner Harburger ist sogar früher ein bekannter und hochgeschätzter Künstler geworden als der Maler Harburger, der langsamer aus der Anerkennung kleiner Kreise zu allgemeiner Beachtung auf den großen Kunstausstellungen emporwuchs.

Schon seit dem Anfang der siebziger Jahre war er als Mitarbeiter an den „Fliegenden Blättern" thätig, und bald errang er sich eine Beliebtheit und Volkstümlichkeit, welche er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Neben dem genialen Satiriker Oberländer, welcher mit kräftiger Hand die Geißel gegen alle Thorheiten dieser thörichten Zeit schwingt, ist Harburger der am liebsten gesehene Illustrator des Münchener Witzblattes, und für ein künstlerisch gebildetes Auge gewährt jede Nummer der „Fliegenden," welche einen Harburger bringt, einen besonders festlichen Anblick. Während Oberländer ein übermütiger Karikaturenzeichner ist, welcher mit menschlichen Angesichtern und Gliedmaßen ein wahrhaft groteskes Spiel treibt, folgt Harburger auch in seinen ausgelassensten Erfindungen immer mit höchstem Respekt den Spuren der Natur. Auch in ihrer trostlosesten Vernachlässigung, in ihrer ärgsten Verlotterung flößt ihm die menschliche Ge-



Blick auf das Speisezimmer und den Erker in Harburgers Hause.

stalt noch diejenige Achtung ein, welche ein künstlerischer Organismus fordern darf, und wenn man wirklich einmal vor einem gar zu vollen, auf zwei Beinen wandelnden Bierfaß stutzig wird, kann man versichert sein, daß Harburger solch einen dicken Schlemmer irgendwo leibhaftig zu Gesichte bekommen und sogleich in seinem Skizzenbuch festgehalten hat. Harburgers Zeichnungen haben, besonders wenn er durch sein fein ausgebildetes Helldunkel wirken kann, etwas, das an die Radierungen Rembrandts erinnert. Unser Selbstbildnis ist ein Beleg dafür und nicht minder die drei Studienköpfe auf der Palette (s. die Abbildung auf S. 154), welche uns ähnliche radierte Köpfe Rembrandts, sogenannte „Einfälle," ins Gedächtnis rufen. Den alten Mann mit der spitzen Nase rechts auf der Palette lernen unsere Leser auch in der Vorderansicht unter dem treffenden Namen „Pfiffikus" (s. S. 152) kennen. Es ist die getreue, die präzise und doch so schmiegsame und saftige Malweise Harburgers glücklich widerspiegelnde Wiedergabe eines Gliedes aus der langen Reihe von gemalten Studienköpfen und Halbfiguren, von Trinkern, Rauchern, Zeitungslesern und behaglich sich ihres Lebens freuenden Nichtsthuern, welche neben den Interieurs und den figurenreicheren Genrebildern des Künstlers entstanden. Auch in die Angesichter dieser gemalten Figuren trägt der Pinsel des Künstlers Züge von einer Feinheit ein, welche man auf den Genrebildern eines Brouwer, Ostade und Teniers vergebens sucht. Brouwer insbesondere hat auch eine Reihe von Studienköpfen und Halbfiguren gemalt, welche Trinker, Raucher, Menschen unter dem Einfluß verschiedener Leidenschaften und Affekte darstellen. Aber diese Köpfe haben etwas Lebloses, Starres, Einförmiges, wenn man sie mit den Köpfen Harburgers vergleicht, in welchen jede Muskel der runzligen Haut, jedes Fältchen um Augen, Nase und Lippen eine beredte Sprache führen.

Zu dieser Gattung von Einzelfiguren, welche aus der Fülle des bayrischen, insbesondere des Münchener Volkslebens herausgegriffen sind, gehört auch der feiste, „an der Quelle" sitzende, verschmitzt mit den Augen blinzelnde Geselle (s. die Abbildung auf S. 153), der durch seine günstige Leibesbeschaffenheit ein glaubwürdiges Zeugnis für die Güte des von ihm verzapften Stoffes ablegt. Auch die Figuren und die Raummotive zu Harburgers größeren Kompositionen sind zumeist denselben Lebenskreisen entnommen,

Digitized by Google

dem kleinen Bürgertum der Städte, den kleinen Handwerkern und Gewerbetreibenden, seltener der ländlichen Bevölkerung. Ein anderes Volkstum hat auf Harburger keinen oder doch nur einen flüchtigen Eindruck gemacht. Einmal hat er sich im venezianischen Volksleben umgesehen, ohne jedoch etwas Nennenswertes heimzubringen oder doch künstlerisch zu gestalten, und gelegentlich hat er auch in Tirol Motive gefunden, die seiner Kunstanschauung schon näher lagen. Das 1883 gemalte „Wirtshaus in Tirol" ist das erste Bild, welches die Interieurmalerei des Künstlers auf der vollen Höhe ihrer Virtuosität und zugleich seinen scharfen Blick für das Eigenartige und Charakteristische zeigt. An Harburgers Innenräumen wird gewiß manches arrangiert oder doch aus verschiedenartigen Motiven zusammengesetzt sein. Aber der Beschauer wird niemals durch das Gefühl des Absichtlichen in seinem Genusse herabgestimmt, sondern er hat immer den Eindruck einer vollkommenen, sozusagen gewachsenen Wirklichkeit. Eine besondere Gruppe unter diesen Innenräumen bildet die mit weiblichen Figuren belebte. Harburger ist ebensowenig ein Schönfärber wie ein schönheitsfeindlicher Realist. Muntere „Salontirolerinnen," welche sich im Tanze drehen, jodeln und die Zither spielen, wie in Defreggers Hirtengedichten, findet man bei ihm nicht, aber auch nicht jene tendenziös als „Opfer der Arbeit" heruntergebrachten Jammergestalten, welche Liebermann und seine naturalistischen Gesinnungsgenossen in München vorzuführen nicht müde werden. Harburger hat auch einmal „Rübenschälerinnen" bei ihrer Arbeit gemalt, aber die junge wie die alte gehen so völlig in ihrer Thätigkeit auf, daß sie sich gar keine Nebengedanken zu machen scheinen, jedenfalls aber nicht über das „Los der Enterbten" nachdenken. So geht's auch der jungen Näherin „Am stillen Herd" (1883), welche sich in ihrem Küchenwinkel ganz behaglich zu fühlen scheint, da ein leises Lächeln ihre Züge erhellt. Fällt doch durch die kleinen Scheiben des Fensters warmer Sonnenschein ins Gemach, von welchem auch das Kätzlein auf der Herdplatte etwas abbekommt, und strömt ihr doch aus der frischen Blume im Wasserglase auf der Fensterbank der Gruß des Sommers entgegen! Auch die bleiche „Näherin" (1884), welche am geöffneten Fenster sitzend an einem weißen Ball- oder Brautkleid arbeitet, weiß sich durch Blumenduft und Sonnenschein ihr beschwerliches Dasein angenehmer zu gestalten. Eine alte, mit Lesen beschäftigte Großmutter (1881 gemalt) und eine andere, in tiefes Sinnen verlorene Matrone „Im Sorgenstuhl" (1886) sind die übrigen Hauptbilder Harburgers aus dieser auf einen ernsten Ton gestimmten Gruppe. Sie sind in der malerischen Durchführung wie in der liebevollen Charakteristik nicht minder anziehend als seine Gemälde humoristischen Inhalts, von denen wir noch



Ein Eckchen in Harburgers Hause.

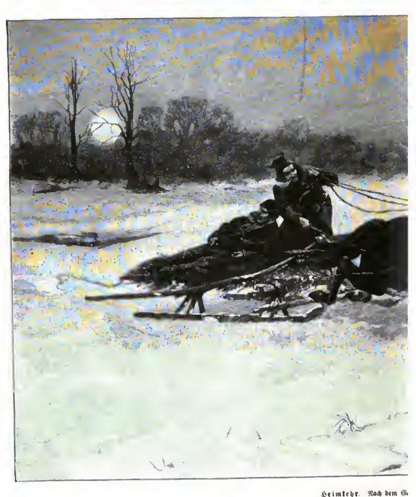


Ein Eckchen in E. Harburgers Atelier.

die „Städter auf dem Lande," das „Jägerlatein," „Mensch, ärgere dich nicht," „Der Bauerndoktor," „Die Gemütlichen," „Schnadahüpfl," die „Kartenspieler," der „Neue Wein," die „Unfehlbare Niederlage" und der „Gedankenvoll" zwischen zwei Fässern sitzende Wirt (s. die Abbildung auf S. 155) hervorheben, um das Verzeichnis aller größeren Schöpfungen des Künstlers einigermaßen vollständig zu machen. Beiläufig sei noch erwähnt, daß sich Harburger auch zweimal mit Glück in Arbeiten großen Stils versucht hat: in einer Komposition mit naturgroßen Figuren, welche die „Erziehung des Bacchus" darstellt, und in sieben, die Künste und das Kunsthandwerk symbolisierenden, friesartigen Bildern für ein Privathaus in Mainz.

Wie sehr sich auch das Formengedächtnis eines Künstlers im Laufe jahrzehntelanger Studien schärfen, wie hoch sich auch sein Vorrat an Skizzen- und Studienblättern häufen mag — im Augenblicke des Schaffens wird er immer gern die lebendige Wirklichkeit, das plastisch Greifbare vor Augen haben. Das gilt nicht bloß von jenen Kleinmalern, die wie Harburger in gewissem Grade von ihrer Umgebung abhängig sind, sondern auch von den Künstlern, welche in erster Linie durch die Kraft ihrer Phantasie zur Lösung der höchsten Aufgaben der Malerei und Bildhauerkunst begeistert werden. Auch sie bedürfen im gegebenen Momente der Modellrealität, wenn sie ihren Gedanken wirkliches Leben, Geist von unserm Geiste, Fleisch von unserm Fleische verleihen wollen. Um wie viel weniger kann der Künstler, welcher sich der liebevollen Wiedergabe der Alltäglichkeit, unserer Wohn- und Arbeitsräume mit allem Haus- und Wirtschaftsgerät widmet, bei seiner Arbeit des Anblicks dieser Gegenstände entbehren, und wäre es auch nur, um seine geistige Thätigkeit in ununterbrochenem Flusse, in der entsprechenden Stimmung zu erhalten. Auch im Atelier muß der Künstler etwas von der Atmosphäre um sich haben, in welcher die Gestalten seiner Bilder leben. Wenn eine Künstlerlegende erzählt, daß der niederländische Kleinmaler Dou, der sich in der Feinheit der Ausführung nie genug thun konnte, drei Tage lang an einem Besen gemalt hat, so muß er doch dieses nützliche Hausgerät dabei vor Augen

Digitized by Google



Heimkehr. Nach dem G

Digitized by Google



-mälde von Sidier-Sybicz.

Digitized by Google

gehabt und nicht, wie die modernen Künstler zu sagen pflegen, „aus der Tiefe des Gemüts" geschöpft haben. Und nach diesen richtigen Erfahrungssätzen aller richtigen Maler verfährt auch Harburger.

Die beiden mächtigen Bierfässer oder, wie der Münchener sagt, „Bierbanzen," zwischen denen sich der joviale Wirt auf unserer Abbildung den angenehmen Gedanken hingibt, an welchen immer die Leute, die „ihre Sach' auf nichts gestellt," Überfluß haben, diese soliden Gebäude stehen in Lebensgröße in Harburgers Atelier — und damit kommen wir vom Künstler zum Menschen, von dem Allerweltsspender jeglichen Humors zu dem still in glücklichem Heim waltenden Gatten und Hausvater, welcher seine Welt, die ihn zum Schaffen anregt und seinen Geist frisch erhält, in den vier Pfählen eines eignen Hauses geschickt eingefangen hat. Es ist keines der von Waffen, Trophäen und orientalischen Teppichen, von antiken Statuen, von altgriechischen Thonfiguren, von Robbiareliefs, von echten und falschen Tizians strotzenden Künstlerateliers, welche heute kein von Mode, Laune, Reichtum und Eitelkeit umworbener Maler mehr entbehren kann, sondern ein trautes, gemütliches Heim im altdeutschen Stile, aber nicht in jener barocken Stilverirrung, welche sich in München „Deutsche Renaissance" nennt. Als Harburger vor fünf Jahren eine liebenswürdige Mainzerin heimführte, ließ er sich in der Nymphenburger Straße, im Nordwesten der Stadt, fernab vom Getümmel des großstädtischen Verkehrslebens, nach seinem eignen Plane jenes zweistöckige, echt malerisch komponierte Häuschen erbauen, dessen Vorder- und Seitenansicht unsere Abbildung (s. S. 156) zeigt. Wenn wir in das weißgetünchte Treppenhaus eingetreten und die braune, zum ersten Stock emporführende Holztreppe hinaufgestiegen sind, befinden wir uns vor dem Eingange zu den Wohnräumen, in welche unsere Abbildungen (s. S. 157—160) einige freundliche Einblicke gewähren. Wir sehen eine Ecke des Speisezimmers mit dem mächtigen Eichenschrank, dem grünen Kachelofen mit der einladenden Bank und einer gemütlichen Plauderecke zwischen Schrank und Ofen, über welcher von schmiedeeisernem Arm eine Schirmlampe herabhängt. Altes und neues Gerät sind mit feinem Sinn zu wohlthuender Harmonie vereinigt. Nichts drängt sich dem Auge des Besuchers herausfordernd als „kunstgewerbliche Seltenheit" auf, sondern ein jedes will sein und dienen, nicht bloß scheinen und glänzen. Eine zweite Abbildung gestattet uns von einem im Barockstile ausgestatteten Gesellschaftsraume noch einen anderen Blick in das Speisezimmer und in den angrenzenden Erker, welcher durch ein Gitter abgeschlossen wird. Ein drittes Bild aus Harburgers Wohnung, der Fensterplatz mit der Orgel, gehört dem Raume an, in welchem die Musik ihre verständnis- und liebevolle Pflege findet. Wie vielen hervorragenden Künstlern ist es auch Harburger ein Bedürfnis, bei der Schwesterkunst Erholung von anstrengender Arbeit zu suchen.

Aber die Hauptsache in einem Künstlerheim ist die Werkstatt, aus welcher die Schöpfungen des Meisters in alle Welt hinausgehen, um andere Herzen zu erfreuen. Auch innerhalb der Schranken des modernen Lebens braucht der Künstler Luft und Licht am notwendigsten, und da es unsere von der Polizei abhängige Civilisation nicht zulassen würde, daß die Künstler auf der Straße malen, wie es die alten Niederländer gethan haben, wenn das Wetter nichts dawider hatte, so müssen unsere Künstler in den Häusern so hoch emporsteigen, als es das Dach erlaubt. Im Dachgeschoß hat auch Harburger seine Werkstatt aufgeschlagen, deren breite und hohe Fenster sein Haus schon von weitem als ein Künstlerheim kennzeichnen. Noch als Harburger in einem gemieteten Atelier arbeitete, hatte er die Hauptwand der Werkstatt so eingeteilt, daß sich den Blicken drei mit echtem altem Hausrat ausgestattete Kompartimente darboten, deren eines eine bayrische Wirtsstube mit allem Zubehör, mit Butzenscheibenfenstern, mit Wandgetäfel und Wirtshausschild darstellte. Auch in seiner neuen Arbeitsstätte nimmt eine oberbayrische Bauernstube, vor welcher auch die obenerwähnten beiden Bierfässer stehen, den größten Teil des weiten Raumes ein. Hier hat er alles Hausgerät zusammengethan, welches seinen gemalten Innenräumen Charakter, Leben, Wärme und Individualität verleiht, und hier sehen wir leibhaftig die eigenartigen Möbel und Gebrauchsgegenstände wieder, die uns aus seinen Bildern vertraut geworden sind. In der Ecke, welche unsere Abbildung wiedergibt, steht der mit Leder bezogene Lehnstuhl, in welchem die

Digitized by Google

alte Großmutter vor dem Kruzifix in der Bibel liest (auf dem Bilde von 1881) und die Greisin auf dem Bilde von 1886 ihren Sorgen nachhängt, und der Tisch daneben hat seinem Besitzer auch schon manchen Dienst als geduldiges Modell erwiesen. Aber in dieser Bauernstube allein ist das gesamte Inventar des künstlerischen Apparates, dessen Harburger bedarf, noch nicht beschlossen. Jahre hindurch hat er geforscht und gesammelt, um auch eine vollständige, nach allen Richtungen reich ausgestattete Garderobe für die Originale zu beschaffen, mit welchen er seine Bauern- und Wirtsstuben, seine Küchen und Keller belebt. Zerschlissene Wämser, zerlumpte Kittel, durchlöcherte und zerknitterte Hüte, die in völlig unbestimmbaren Farben schillern, Schuhe und Stiefel mit allen Spuren reichlichen Gebrauchs — dies und vieles andere ist in Schränken und einem Alkoven sorgsam aufbewahrt und vor weiterem Mottenfraß geschützt, um des Augenblicks zu harren, wann der Meister diesen Trödel braucht und ihn durch die Zauberkraft seines beweglichen Pinsels, durch das Feuer seines unversieglichen Humors lebendig macht.

Wir haben in die Werkstatt des Künstlers hineingeblickt und uns dabei auch einer kleinen Indiskretion schuldig gemacht, indem wir etwas von seinen Ateliergeheimnissen verraten haben. Aber er braucht sich dessen nicht zu schämen. So lange es Künstler gibt, ist immer das Große aus dem Kleinen erwachsen, ist aus Zufälligkeiten und geringem Kleinkram der große Gedanke emporgestiegen, und wenn es in unsern Tagen bisweilen auch einem fingerfertigen Macher gelingt, mit Hilfe eines umfangreichen Atelierapparates den Leuten für eine Zeitlang Sand in die Augen zu streuen, so kommt doch immer der Moment, wo auch der Blick des Blödesten hell und sehend wird. Harburger ist keiner von diesen geschickten Taschenspielern der Malerkunst, mit welchen die Münchener Künstlerrepublik im übrigen reichlich versehen ist. Wenn wir auch alle seine Hilfsmittel, seine Modelle und seine Garderobestücke einzeln durchmustern und auf jedes mit dem Finger hinweisen, in das letzte seiner Geheimnisse dringen wir doch nicht. Der schöpferische Funke, der den Künstler von dem Macher unterscheidet, bleibt sein innerstes Heiligtum, die geheimnisvolle Triebkraft seines Schaffens, die nur ab und zu in dem Leuchten seiner Augen aufblitzt.

Wenn man Harburgers Schöpfungen nach demjenigen ästhetischen Maßstabe mißt, der noch bis vor kurzem in allgemeiner Geltung war, wird man ihnen keinen allzu hohen Rang einräumen dürfen. Er gehört nicht zu denjenigen Künstlern, welche die höchsten Ideale, die tiefsten Gedanken der Menschheit durch ihre Gebilde versinnlichen und verherrlichen. Er ist kein Vertreter der monumentalen Kunst und auch kein Geschichtsmaler. Er spiegelt in den Gesichtern seiner Figuren nicht einmal alle Gefühle wieder, welche das Menschenherz beglücken, erbeben machen und erschüttern, und dramatisch erregte Handlungen bringt er auch nicht zur Darstellung. Aber man mißt heute nicht mehr die Größe, die Bedeutung eines Künstlers nach dem Inhalte oder gar dem Umfange seiner Kompositionen, man macht keinen Unterschied mehr nach einer ästhetisch-philosophischen Klasseneinteilung, welche den Geschichtsmaler auf die oberste, den Stilllebenmaler auf die unterste Stufe der zum Tempel des Ruhms führenden Leiter stellt, sondern man fragt zuerst nach dem Verhältnis des Künstlers zur Natur. Man fragt, in wieweit es ihm gelungen ist, der schöpferischen Natur, der Lehrmeisterin aller Kunst, nachschaffend nahe zu kommen, bis zu welchem Grade sich sein Wollen mit seinem Können deckt. Das realistische Zeitalter, das Zeitalter der That hat sich eine andere Ästhetik geschaffen als die aus dem Zeitalter der Philosophie, des abstrakten Denkens vererbte, und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet darf Harburger getrost einen Platz in der vordersten Reihe der Künstler aus dem letzten Drittel unsers Jahrhunderts fordern. Er hat sich niemals Aufgaben gestellt, zu deren Lösung seine Kraft nicht ausreichte. Er ist niemals als Gernegroß umherstolziert, sondern er hat sich ein bescheidenes Ziel gesetzt, welches er mit geraden, sicheren Schritten erreicht hat. Er geht dabei seinen Weg, ohne nach rechts und links zu blicken. Seine Bauern haben nichts mit Defregger, Matthias Schmid und Gabl zu schaffen, seine stillen Zecher und redseligen Kannegießer haben nichts mit Grützner, seine Vagabunden nichts mit Hugo Kauffmann und seine Raucher nichts mit Claus Meyer gemein, und den Sonnenstrahl weiß er so klug und glücklich einzufangen, daß die naturalistischen Hellmaler mit ihrer

Mehlstaubtheorie nicht dagegen aufkommen können. Er geht, obwohl er doch nur die Menschen seiner Zeit malt, unbeeinflußt von allem, was andere um ihn herum malen, seinen eignen Weg. Er hat seinen Stil und seine Physiognomie für sich, und man braucht kein großer Kenner der zeitgenössischen Malerei zu sein, um bald mit seiner Eigenart, die etwas durchaus Deutsches an sich hat, vertraut zu werden und selbst in großen Kunstausstellungen die kleinen „Harburger" herauszufinden. Wie der französische Dichter Alfred de Musset darf auch Harburger mit gerechtem Stolze und jener Befriedigung, welche das völlige Aufgehen des Künstlers in die Welt seines Schaffens gewährt, von sich sagen: „Mein Glas ist nicht groß, aber ich trinke doch aus meinem eignen Glase."

Berliner Feuilleton.

Von Alexander Baron von Roberts.

(Abdruck verboten.)

(Ein neues Panorama. — Weltuntergangsstimmung. — Ein Verein der Freundlichkeit. — Berliner Bock. — Die gemütliche Weiße. — Ein anderes Berliner Panorama.)

Wir besuchten also das neueste Panorama. Bekanntlich war Berlin vordem sehr reich an Panoramen — natürlich hat man die großen bluttriefenden Ruhmesschlächtereien von Sedan und Gravelotte längst in Fetzen gerissen, natürlich wurde das Panorama von Jerusalem mit seiner religiös überwältigenden Stimmung als volksverderberisch geächtet, nur hat man ferner noch geduldet, als der Tendenz der neuen Zeit entsprechend, den „Brand Roms unter Nero" und das schauerlich-nasse Sündflutpanorama im Passage-Panoptikum. Das neueste Erzeugnis in der Kreismalerei, wie die Verdeutschungsfanatiker von damals das grassierende Panoramen-Unwesen betitelt, ist also der famose „Rundblick über Berlin unter Bebknecht I."

Eine rote Fahne, der Drittelrest einer vormals reichsdeutschen, zeigte uns das Gebäude an. Es ist in der Janizewskistraße gelegen, derselben, die vormals den Namen eines großen Heerführers trug — nun, ist nicht der Ruhm des polnischen Schusters, der durch den bloßen Zauber seines Namens in dem intelligentesten Viertel des intelligenzstolzen Berlins den berühmten Gelehrten Virchow um ein Haar besiegte, einen Straßentitel wert? Im Vorraum walteten des Wärteramtes einige rüstige Invaliden der Arbeit, deren Blusen mit zahlreichen Ehrenzeichen geschmückt waren — selbst der sozialistische Idealstaat hat dergleichen Firlefanz der Eitelkeit nicht auszurotten vermocht! Bekanntlich wird unter der neuen Ära jede nachgewiesene Teilnahme an einem Streik, der während der berüchtigten „Herrschaft der Kapitalsakkumulation" ausgefochten wurde, wie der große Marx sie so schön bezeichnet, mit einem Orden belohnt.

Wir empfingen an der Kasse unsern Obolus — wie lästig war früher die aktive Zahlpflicht gegen dieses passive Prämiierungsrecht! — und an der Garderobe ward uns, als das sozialdemokratische Zeichen des Vertrauens, ein Knüttel eingehändigt — all die polizeiliche Angst wegen der so überaus gefährlichen Regenschirme der ehemaligen Bourgeoisie wäre nun glücklich überwunden! Ja, dergleichen nimmt ungemein für die neue Weltordnung ein! Nach einigem Umhertasten auf dunklen Treppen und Gängen — ein alter, verbrauchter Effekt — erreichten wir endlich die Plattform.

Das Panorama ist ein Unternehmen der Herren Heulmüller und Gruselig, zweier erster Meister der modernen Graumalerei — wohl uns, daß wir endlich von den Hellsehern, Pleinairisten und ähnlichem Gelichter erlöst sind! Bevor wir das Gemälde selbst betrachten, wozu wir bei der herrschenden Dämmerung den Blick erst schärfen müssen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit den Meisterwerken der Staffage zu. Hier feiert der Naturalismus, die offizielle Kunst des modernen Staates, seinen höchsten Triumph. Es sind „Dokumente der Wirklichkeit," die das originale Leben da draußen an verblüffender Sinnestäuschung schwerlich übertreffen wird. Einige erste „Macher" (ein Wort, das an Stelle des zu autoritätlich klingenden „Meister" getreten ist) der ultra-naturalistischen Dichterschule haben sich hier vereinigt, um ein Kunstwerk allerersten Ronges zu erzeugen. Richard Wagners Prophezeiung, daß das Kunstwerk der Zukunft allen Sinnen gleichmäßig gerecht werden müsse, ist hier auf das herrlichste erfüllt; hier ist das Wunderbare vollbracht, daß man ein Kunstwerk nicht nur sehen und hören, sondern auch riechen, schmecken und fühlen kann.

Wie stümperhaft sind dagegen die Illusionsbestrebungen, die bei früheren Kreismalereien die Staffage abgaben: diese mit Staub überdeckten Mauern, diese künstlichen Schutthaufen aus Pappe, diese erbärmlichen Pflanzen aus Blech und Papier, diese totgeschossenen Tornister und erstochenen Feldkessel, dieses Trödellager von alten Uniformen, diese in Gips modellierten Menschenfiguren mit ihrer lächerlichen Regungslosigkeit. Das Leben ist die Kunst und die Kunst ist das Leben! — Hier ist dieses einfachste aller Axiome zur Wahrheit geworden. War es doch so selbstverständlich, daß, wenn man die Volksszenen, die hier den Vordergrund abgeben, in naturalistischer Konsequenz ausführen wollte, Figuren und Material dazu unmittelbar von der Straße nahm — ohne

Wahl, denn bekanntlich gibt es in der modernen Dichtung keine künstlerische Komposition. So sind die wundervollen Prügelgruppen originale Produkte der Straße, die prächtigsten Vertreter des Berliner Mob führen uns hier Musterleistungen des „Radaus“ vor, und in dankenswerter Bereitwilligkeit hat die Polizei ihr berühmtes Verbrecherpersonal zur Verfügung gestellt. Hei, wie da die Hiebe niederprasseln! Wie „die Knochen krachen,“ wie die Flüche gegen die Wölbung donnern, wie echt die Getroffenen stöhnen und „quietschen“ — was ist die aus einzelnen isolierten Buchstaben und Punkten bestehende Sprache Gerhard Hauptmanns gegen diese Musik der Naturlaute! Heil dir, du neue Kunst!

So stellen ferner die Kneipszenen der anderen Seite den Aufhub von Verbrecherkellern und berüchtigten Lasterhöhlen dar. Da ist nichts von gemachter Theatertrunkenheit — wie matt nimmt sich das Lallen der vormaligen Schnapskomödie gegen die tierischen Ausbrüche dieser echten Delirenten aus! Wie herrlich dieser heisere Gesang, dieses ausgelassene Gejuchz, dies Scherbengeklirr — und ihr riecht die Szene, ein betäubender Dunst von Fusel und schlimmem Kneller strömt euch entgegen, den ganzen Raum mit wunderbarer Lokalstimmung verpestend — wie überhaupt dem Geruchssinn in einer, wie uns, alten Traditionen des Anstands Entwachsenen, dünken mag, in etwas einseitiger Weise geschmeichelt wird. So erscheint uns auch das Abkommen, das die Direktion der „Bebknechtiade“ mit der Morgue getroffen hat, wonach die schönsten „Polizeileichen“ bei den Darstellungen zur Verwendung kommen sollen, etwas zu weitgehend.

Wenden wir uns dem eigentlichen Gemälde zu. Dem Prinzip der Graumalerei entsprechend, kommen helle und freundliche Farben hier nicht zur Geltung; das erleichtert ungemein die Übersicht, indem wir eine einzige einheitliche Nebelschleierstimmung über Berlin ausgebreitet finden, eine symbolisch-demokratische Nivellierung des ehemalig eleganten Westens mit dem Fabrikqualm von N. und O. Wer von dem früheren Rathausturm Berlin im lichten Sonnenscheine unter sich ausgebreitet sah, seine ragenden Türme, die Straßenzeilen, die grünen Plätze, das Meer seiner Dächer, den Kranz seiner villengeschmückten Vororte, dazu das Geräusch des wimmelnden Lebens, das heraufdringt, der wird sich von dieser düsteren, durch betäubendes Geschrei begleiteten Darstellung etwas enttäuscht fühlen. Wo sind z. B. die Türme geblieben? Natürlich herabgestürzt! — und die Orientierung ist sehr schwer dadurch, denn Neues ist nicht errichtet an deren Stelle — halt, dort jene Säule, die als einzig helles Motiv aus dem grauen Einerlei ragt — ist es nicht das Siegesdenkmal des vormaligen Königsplatzes, jetzt „Anti-Kartellplatz“ genannt? Um Verzeihung — längst liegt diese Verherrlichung des Völkermordes im verdienten Staube — statt dessen erhebt sich hier das Trutzbild des Niederwalddenkmals, die „Wacht an der Spree,“ eine Verherrlichung der Internationale mit der krönenden Figur Bebknechts I. — Was hält die Figur denn in der Hand? Sieht es nicht aus wie eine Petroleumkanne? — Um Verzeihung, wenn Sie genauer hinsehen, so werden Sie die graziösen Formen einer Kaffeekanne unterscheiden. — Eine Kaffekanne — Wieso? . . .

Jüngst, in einer sozialdemokratischen Wahlversammlung hörte ich einen Redner, dessen Art sonst durchaus nichts Fanatisches hatte, die Hoffnung, ja die sichere Zuversicht aussprechen, daß wir über kurz oder lang, nach Durchführung des sozialistischen Prinzips, eine völlig gleichmäßige und einheitliche Geistesbildung für alle haben werden. Also eine Zerstörung der „Geistesakkumulation“, wie sie derzeit noch auf Gymnasien, Universitäten, Akademieen und anderen Brutstätten der sogenannten Bildung stattfindet! Man wird die Talente kappen, wie man die Kirchtürme kappen wird, man wird die Wissenschaft gehörig zur Ader lassen, man wird dem genialen Geistesfluge die Flügel beschneiden — ich werde in geistiger Beziehung nichts mehr vor meinem Hausknecht voraus haben, und ich werde mir sehr klein dabei vorkommen, denn er wird nach wie vor die Stiefel blanker zu wichsen verstehen als ich selber. Höhere Bildung wird ein Verbrechen sein, wie Kapital bislang ein Verbrechen gewesen ist. Fort damit! Kommt her und genießet in brüderlicher Gleichheit den wässerich dünnen Blümchenkaffee des sozialdemokratischen Bildungsideals, den euch Bebknecht I aus seiner Kanne kredenzt . . . .

Doch genug dieser etwas ingrimmigen Scherzphantasie! Laßt uns aufatmen und das himmlische Licht begrüßen! Wohl uns, daß das Straßenschild dort drüben noch den Heidennamen Herwarth trägt, und daß über uns statt des roten Fetzens die stolze Trikolore des Deutschen Reiches flattert!

In diesen Tagen lag allerlei in der Luft von einem kommenden Weltuntergang. Rudolf Falb bewies uns neulich in einem Vortrag über Erdbeben, Sündflut und Eiszeiten, daß unsere Erde dereinst, wenn der kritischste ihrer kritischen Tage gekommen sei, eine allgemeine Vergletscherung zu erwarten habe, eine Wiederholung jener bisher unerklärlichen Eisperiode, welche die Geologen in der Geschichte unserer Erdkruste nachzuweisen wissen. Unser begreifliches Kälteschauern ward nur dadurch etwas gemildert, daß der große Wetterprophet das Vergletschern unserer Kultur erst im Jahre 6600 in Aussicht stellte. Sei es also!

Ferner hat die „Urania,“ das Organ des hiesigen gleichnamigen Instituts für volkstümliche Naturkunde, die Aufmerksamkeit auf ein aus seinen Bahnen gerissenes Planetlein gelenkt, das mit rasender Tollheit den Weltenraum durchirre, um wohl über kurz oder lang an einem anderen Stern seine Vagabundenfahrt zerschellend zu beendigen. Könnte nicht dieser fatale Treffpunkt unsere Erde sein? Freilich würden wir die Chance mit vielen Millionen anderer Gestirne teilen. Auf diese Möglichkeit hin sei es also! — Auch stellte genannte Zeitschrift fest, daß die Bahnen zweier bekannter Planeten, wovon der eine der von 1866, am 19. und 26. November 1899 unsere Erdbahn kreuzen werden. Schon glaubte man es prasseln und krachen zu hören, als wir die beruhigende Notiz beigefügt fanden, daß Kometen-

schweife erwiesenermaßen nur aus erleuchteten Dunstzonen, allerdings in einer Länge von Millionen von Meilen bestehen. Sei es also auch damit!

Und diese Wahlen! Droht uns nicht auch hier ein Zusammenstoß: der aus fernen Idealwelträumen hervagabundierende Stern des Sozialismus, der gegen unsere altehrwürdige Gesellschaftsordnung anzurennen im Begriff ist, um sie zu zerschmettern? Ja, schon hörten in diesen Tagen die Ängstlichen es prasseln und krachen, und die Herren Heutmüller und Gruselig malten uns in ihrer unausstehlichen Graumanier das obige Zukunftspanorama von Berlin an die Wand. Es ist hier nicht der Ort, die Berechtigung zu solcher Malerei mit Gründen zu widerlegen — ziemt es sich doch für einen leichten Feuilletonisten, sein Räßlein über alle spintisierenden Gründe hinwegsetzen zu lassen und das Fähnlein des Humors lustig zu schwingen auch in diesen schlimmen Zeiten!

Springt nicht auch der Berliner Karneval keckn Mutes über die Grenzen hinweg, die kanonische Satzung und Kalender dem Schelmenwesen gesetzt? Was schert ihn ein Aschermittwoch und die Mahnung zur Buße und Einkehr! Er ist ein komischer Kauz, dieser Karneval, er ersetzt durch solche eigensinnige Beharrlichkeit, was ihm an faschingsmäßigem Leben und wirklichem Humor abgeht. Das lustigste an ihm sind die Larven selbst, die uns aus den immer nach grellbunt erleuchteten Maskenläden angrinsen und anlachen — denn ernst und linkisch und gravitätisch-langweilig stelzen ihre Träger über das Parket der Balllokale — nichts Öderes als solch ein Fest der Freude! Mag auch die Staffage noch so glänzend sein und die bunte und originelle Pracht der Dekorationen die Besucher zur festlichen Stimmung reizen — umsonst, ein frohnatives Faschingsgewimmel, wie es etwa die rheinischen Städte belebt, will bei uns nicht aufkommen. Was ist es denn mit dem berühmten, historischen Berliner Humor? Sollte er keine Kraft mehr haben, seine Probe zu bestehen? Sollte der Ernst der Zeiten ihn so platt niederdrücken? Sollte der Pessimismus, der den politischen Horizont verdunkelt, auch ihn ergriffen haben?

Fast scheint es so. Von allen Seiten kommt die Klage über die Abnahme der alten Berliner Urgemütlichkeit. Willst du noch einmal Berliner Witz erproben, so besuche unsere Gerichtsverhandlungen, oder lies, wenn du es bequemer haben magst, die Schilderung solcher Verhandlungen in den Zeitungen; es sind oft Kabinettsstücke, in denen es nach funkelt und glitzert von echtem altem Humor — hier scheint er aber seine letzte Zuflucht gefunden zu haben, denn unsere einst so lebenskräftige Possenbühne meidet er seit Jahren beharrlich, er meidet den Verkehr der Straße, und die Verbissenheit, die Signatur der Zeit, behauptet immer grämlicher das Feld.

Rassenhaß und Klassenhaß; das bellende und fauchende Hund- und Katzenspiel des Parteihaders, das alle Verhältnisse durchsetzt; der Arbeiter, der mit dem stets bereiten Streik in der Tasche mißmutig und voll Agitation geladen sein Tagewerk verrichtet; der Dienstbote, der in seiner Herrschaft seine natürlichen Feinde erblickt; mangelnde Höflichkeit im öffentlichen Verkehr, Mißtrauen und Ungefälligkeit im Geschäftlichen — man braucht noch lange kein berufener Graumaler zu sein, um solcher herben Charakteristik des modernsten Berliner Lebens beizutreten. Eine stehende Klage ist die mangelnde Freundlichkeit der Bedienung in den Läden und bei den kleineren Handwerkern. Kommst du und willst eine geringwertigere Ware erstehen, die du doch benötigst, so ist es jedesmal wie eine Beleidigung für den Verkäufer; hast du irgend etwas Gesuchtes nicht gefunden und mußt deshalb den Laden wieder verlassen, so erhältst du auf dein höfliches „Guten Abend!“ keine Antwort. Vor allen zeichnen sich die kleineren Handwerker durch Mürrischkeit aus, und da diese noch unterstützt wird durch Unzuverlässigkeit und Unpünktlichkeit, so ist das Übel für den Auftraggeber ein schlimmes.

Weshalb diese nergelnde Kritik? Es ist ein häßlich Ding, Propaganda zu machen für eine Einrichtung oder ein Institut, das seine Tendenz gegen den Mitbürger, ja gegen den Nachbar oder den eignen Hausbewohner kehrt. Auch wollte ich solchen Institutes bloß Erwähnung thun; seine Entstehung beweist aber den Grund meiner obigen, übertrieben scheinenden Klagen. Sind doch diese Klagen so allgemein, nehmen sie doch derart an Dringlichkeit zu, daß sie sich zuletzt zu dem Gedanken verdichteten, eine Art Schutzwehr der betroffenen Stände gegen solche Auswüchse des Verkehrs zu errichten. So wird denn in der nächsten Zeit hier in Berlin eine Gesellschaft ins Leben treten, die es sich zur Aufgabe stellt, ihre Mitglieder gegen den unfreundlichen und unreellen Geschäftsmann, gegen den unpünktlichen und groben Handwerker, gegen den unbescheidenen und frechen Dienstboten in Schutz zu nehmen.

Nennen wir sie einstweilen „Urbanität.“ Die Mitglieder der „Urbanität“ verpflichten sich also, keinen Geschäftsmann in Nahrung zu setzen und keine Person in ihrem Dienste zu beschäftigen, die wegen genannter Eigenschaften auf den Antrag eines Mitgliedes aus der Liste des Vereins gestrichen ist. Man bekennt sich öffentlich zu diesem Verein, seine Wirkung wird darum eine um so heilsamere sein; man heftet an seiner Thüre das Vereinsschild an, und, ähnlich wie das Schild des Vereins gegen Bettelei den oft unter gefährlichen Absichten umherschleichenden Bettler von deiner Schwelle scheucht, wird das Zauber- und Mahnwort „Urbanität“ denjenigen zu einem freundlichen Wesen zwingen, dem du für dein gutes Geld deinen Auftrag erteilen willst. Eine Scheidung in Sektionen nach Stadtvierteln oder sogar Straßen wird unsere Zwecke der stärkeren Kontrolle wegen noch besser erfüllen; eine Übertragung solcher Schutzringe auf andere Städte wird sich, nachdem das hiesige Institut sich bewährt, von selbst empfehlen.

„Boykott!“ wirst du ausrufen. Um Verlaub, Boykott ist die wirtschaftliche Sperrmaßregel, die eine politische Partei über eine gegnerische Partei verhängt. Wir haben diese liebliche irische Erfindung in diesem Jahre auch hier in Berlin kennen gelernt und die Brauereien, die von der Sozialdemokratie geächtet wurden, weil einzelne

Digitized by Google

Saalbesitzer, die das betreffende Bier verschenkten, ihre Räume nicht zu den Versammlungen der Partei hergeben wollten, haben dem unerhörten Zwang dieser Sperre nachgeben müssen. Es war eine erste Kraftprobe, andere werden folgen. Wenn es richtig ist, daß die sozialistische Irrlehre oder Lehre, einen gewissen winzigen Kern der Berechtigung zugegeben, nicht durch Gesetz und Polizei auszurotten ist, sondern durch Schule, Erziehung und allmählichen Ausgleich schroffer Gegensätze, so habt ihr hier den Versuch eines Versuchs! Wir „Urbanen" sperren uns gegen keine politische Partei, der häßliche Rassenhaß liegt uns fern — ist es etwa ein Verbrechen, der überhandnehmenden Verrohung entgegenzuwirken und die Worte Freundlichkeit, Liebe und Duldung als Kampfsignale aufzurichten?

Ob ein sonst noch so wirksamer Boykott es fertiggebracht hätte, dem Berliner die Bocksaison zu verleiden, mag bezweifelt werden. Das bekannte Wappen des seideltragenden Ziegenbocks vermag keine parteiliche Tyrannei herabzureißen. Die Bockbiersaison ist der eigentliche Karneval des Berliners; hier tobt sich aus, was von fröhlichem „Radaubedürfnis" in ihm steckt; die großen Säle, wo die berühmtesten Bockarten zum Ausschank kommen, wimmeln von ausgelassener Narretei, Masken und Maskenscherze kommen zur Geltung, und in der allgemeinen Verbrüderung, die der berauschende Genuß des köstlichen Saftes erzeugt, verschwindet so mancher Harm, der uns den Tag verbitterte.

Bismarcks Wort, daß der Deutsche ein Weintrinker werden müsse, will für Berlin nicht zur Geltung kommen. Die Berliner Bierindustrie steht in hoher Blüte, ja, es scheint fast, als sei sie im Begriff, der Einfuhr süddeutscher Biere einen immer mächtigeren Damm entgegenzusetzen. Zetert doch ein hervorragendes süddeutsches Blatt ganz offenkundig über den Schlag, der dem bayrischen Fabrikate vom norddeutschen Markte her drohe. „In Berlin und in Norddeutschland überhaupt strebt man mit aller technischen und wissenschaftlichen Unterstützung durch die Regierung und mit zäher Energie dahin, die eigne Erzeugung von Bier in Güte und Menge immer mehr zu verbessern. Es dürfte nicht mehr lange dauern, so hat die Berliner Brauerei die Münchener wenigstens quantitativ überflügelt."

Berliner Bier erfreute sich schon früh eines vortrefflichen Rufes; als beliebte Sorten werden im XVI. Jahrhundert genannt: Bullerbuck (der Vorläufer des heutigen Bocks), Hofbier und Mühlnecker; neben diesem einheimischen Biere, dessen Herstellung eine freie bürgerliche Gerechtsame bildete, duldete der Rat, gegen Entrichtung einer Steuer, fremdes Gebräu, wie das Bernauer, Ruppiner, Zerbster Bier, Braunschweiger Mumme u. a. Drakonische Brauordnungen, so die aus dem Jahre 1577, verhängten scharfe Strafen über die Fälscher und Pantscher; so stand auf einen Rückfall der Verlust des Bürgerrechts, eine der härtesten Ahndungen bei der damals geringen Freizügigkeit. Der große Kurfürst monopolisierte die bisher allgemeine Braugerechtsame und schuf die Brauergilde, der staatliche Braumeister vorstanden. Unter seiner Regierung kam zuerst das Weißbier auf, ein Getränk, das langehin den Ruhm der Berliner Braukunst tragen sollte. Friedrich Wilhelm I war ein starker Biertrinker, wie die gewaltigen Steinkrüge bezeugen, die an seiner Tafelrunde zur Verwendung kamen; der Bierkonsum nahm gewaltig zu und hatte unter Friedrich dem Großen seine Höhe erreicht, wo 163 Braumeister, 702 Brauknechte und 701 Schankgelegenheiten gezählt wurden. Neben Braun- und Weißbier wurde nach Mannheimer und englischer Art gebraut. Leider trug, wie behauptet wird, die zu straffe Kontrolle der Regie, die jede Übertretung auf das unbarmherzigste ahndete, sowie der Steuerdruck, der auf dem Gerstensaft lastete, zur allmählichen Verminderung des Absatzes bei.

Nur die „Weiße" erhielt sich durch alle Fährlichkeiten sieghaft; ihrem prickelnden Reiz, und dem in heißen Tagen säuerlich kühlenden Geschmack, ihrer Sonderheit, die sie von allen anderen Bierarten unterschied, verdankte sie die Aufrechthaltung ihres alten Rufes. Langehin war die Weiße unzertrennlich mit dem Begriff des Berliner Bürgertums. Um das breite, schalenartige Glasgefäß mit dem hellen Porzellanrand und dem goldenen, vom schneeigen Schaum bedeckten Inhalt, das die Mitte des Stammtisches einnahm, denn nach patriarchalischer Sitte machte dieses eine Gefäß die Runde unter den Tischgästen, schien sich der Humor zu sammeln, und es schien zur Entwickelung jener besonderen Gattung beizutragen, die als die spezifische Berliner Gemütlichkeit weithin gerühmt wurde. Die Weiße machte seßhaft und erzeugte falstaffartige Leibesfülle, sie schuf den historisch gewordenen Weißbierphilister. Und sie waren stolz auf diesen Titel, die behäbigen, rundbäuchigen Zecher von damals, denn wie es eine besonders verdienstvolle, nur von wenigen Wirten vollendet geübte Fertigkeit gab, das empfindliche Getränk zu behandeln, ja auch nur aus den Krügen einzuschenken, so war es nicht minder eine Kunst, eine Weiße zu trinken, oder vielmehr eine Serie solcher, denn der Trinkkomment schrieb nicht allein die Länge der Züge und die Ausführung des besonderen „Weißbierschluckes" vor, er setzte auch genau die Anzahl und die Mischung der einzuschiebenden Kümmelschnäpse fest, hier ihrer befreienden Wirkung wegen „Luft" genannt. Glasbrenner, der Klassiker des alten Berliner Humors, verzeichnet in seinem köstlichen Heftchen „Berlin wie es ist und — trinkt" manches drollige Exemplar solcher Weißbiervirtuosen. Jetzt sind die Tage dieses berlinischsten Produktes unwiederbringlich dahin; von den Bräupalästen verdrängt, hat sich das alte Lokalgetränk mehr und mehr nach den entlegeneren Kellern zum „Budiker" zurückgezogen, wo es von den Droschkenkutschern immer noch bevorzugt wird. Als eine wehmütige Erinnerung an vergangene Herrlichkeit sieht man zuweilen über solchem Keller, neben der üblichen Ankündigung, daß hier „Heringe, Kartoffeln, Bollen" (Zwiebeln) zu haben sind, die Einladung prangen: „Zur gemütlichen Weiße." Soll mit dem einfachen ſ die matte Wehmut über den entschwundenen Ruhm zum Ausdruck kommen, oder ist es wahr, daß in der Stadt

Digitized by Google

der Alles-besser-Wissenden es zuweilen bedenklich mit der Orthographie der Schilder und Anzeigen hapert?

In den ersten Jahrzehnten wagte schüchtern das bayrische Bier, sich an der Spree einzubürgern. Einem Schwaben, dem Weinküfer Hopf, einem Eingewanderten aus Württemberg, gebührt das Verdienst, im Jahre 1827 das erste Berliner Bier nach bayrischer Art gebraut zu haben. Anfangs wurde dem fremden Gebräu wenig Geschmack abgewonnen, doch der wackere Schwabe ließ nicht ab, er errichtete auf dem Tempelhofer Berg eine Brauerei und schenkte dort im Frühjahr 1840 das erste dunkler gebraute Bockbier — aus echten bayrischen Seideln, wer weiß, ob nicht dem fremdartigen, bisher ungekannten Gefäß zum Teil der Erfolg des neuen Stoffes gebührt, denn der Berliner ist, wie Tacitus von den Galliern sagt, „neuer Dinge begierig.“

Seitdem sind fünfzig Jahre verflossen und die Berliner Bierindustrie hat sich zu der nun sogar gefürchteten Höhe entwickelt, das „echte“ Berliner Bayrisch schickt sich an, den Kampf mit dem „Allerechtesten“ aus München aufzunehmen. Errichteten die Münchener Sedlmeyer und andere Gambrinus ihre großartigen Prachthallen, so blieben die einheimischen Bötzow, Schultheiß, Tivoli und Union nicht zurück, und ihnen verdanken wir, inmitten der trotz aller stilistischen Sonderlaunen immer noch von der Renaissance beherrschten Architektur der Hauptstraßen, einzelne köstlichpoetische „altdeutsche“ Hausfronten mit in gleicher „Echtheit“ durchgeführten Innenräumen, die das Entzücken der Besucher bilden. Während in den Münchener Bräus der süddeutsche, an den klösterlichen Ursprung der Bierbrauerei erinnernde Charakter der Ausschmückung vorwaltet, faßten die Einheimischen den Berliner an das lokalpatriotische Herz, und so versah Schultheiß seine „urmolligen“ Schenkräume mit den Porträts berühmter und volkstümlicher Berliner, und Bötzow ließ an den Wänden seines Ausschankes in der Friedrichstraße charakteristische Momente des Berliner Lebens in großen Malereien verkörpern, ein sehenswürdiges Berliner Bilderbuch für fremde Besucher.

Heuer also feiert der Tempelhofer Berg das Jubiläum seines „Urbocks.“ Wenn auch die Polizei der in den letzten Jahren überhandnehmenden Verrohung des Bockradaus diesmal durch allerlei Einschränkungen eine Grenze gezogen hat, so mag es allabendlich übermütig genug dort hergehen. Wohl ihnen, die im Qualm und Nebel der wimmelnd vollen, bunt aufgetakelten Säle all die widerliche Wahlmisere und so manche erbärmliche Eigensorge im süffigen Bier verschlürfend, den berühmten Ludolf Waldmannschen Feenwalzer „abzuschunkeln“ vermögen!

Wir aber wollen einige Wochen später die poetischere Abart dieses Bockumutes aufsuchen. Wenn die ersten linden Lüfte wehen und das weite und vielverzweigte Wassernetz der Havel und ihrer Seen sich mit langsam schleppenden Lastkähnen und flinken Seglern belebt, wenn auf den Halden des Grunewalds die einheimischen Veilchen erwachen, etwas traurig freilich, weil sie nicht mehr wie früher dazu berufen sind, die Kunde vom Frühling in das staubige Gewühl der Residenz zu tragen, denn die elegante Berliner Welt hat den ganzen Winter hindurch sich blasiert gerochen an einem Überfluß von Nizza-Veilchen; wenn der Himmel blaut über der braunen märkischen Heide und die ersten Kremserwagen, der Lenzesahnung voll, über den Wegsand dahinschleichen — beginnt die klassische Zeit des Spandauer Bocks. Es ist zur Osterzeit; erlöst von so mancher quetschenden Enge strömt das Volk hinaus nach dem erhöht und prächtig gelegenen Gartenlokale jenseits Westend. Es ist ein guter Teil von jenem harmloseren Volk, das sich noch nicht dieses Namens schämt, nicht vornehmthuerisch „Publikum“ (der Berliner hat eine Mehrzahl: Publikümmer) genannt sein will, aber auch noch nicht mit dem Titel „Arbeiter“ protzig auftrumpfende politische Prahlerei treibt. Bunt wimmelt hier das harmlos fröhliche Leben im Doppelgenuß der Natur und des würzigen Gerstensaftes; zuweilen geht es etwas laut her, aber der goldene Sonnenschein duldet keine Larven — „laut, aber gemütlich!“ heißt die Parole.

Und wir freuen uns mit den Fröhlichen der erstandenen Frühlingshoffnung. Ferne über den Wasserflächen dämmert im blauenden Dunst die Weltstadt, ein gewaltiges Panorama, das den ganzen Horizont besäumt — doch von all ihrem Lärm, ihrem Haß und Hader und ihrer wilden Lust dringt nichts herüber, nur die Glocken ihrer Türme senden ihren Festesgruß, summend und brummend, ein Zusammenklang von feierlichen Tönen, der in der sonnigen Luft verzittert.

Osterglockenklang — Jugenderinnerungsgesang! — Wehmutsvoller Gruß haucht uns an — es ist, als müsse sich etwas losringen in uns — das Ideal, das lange, lange im Wust des modernen Tages begraben lag — losringen und aufschwingen in die reine Himmelsbläue, sein Ostern zu feiern....

Noch stehen unversehrt die alten Türme in dem Panorama Berlins, das kündet die eherne Stimme ihres Ostergrußes — mit nichten sind sie niedergemäht von der großen sozialistischen Sichel — friedlich mit den Fabrikschornsteinen ragen sie himmelan, und eine gleiche Sonne verkläret beide unparteiisch....

Mögen eure leiblichen Blicke es leugnen, ich aber sehe es deutlich — dort hinten in der fernsten Bläue flattert es goldhell — ich erkenne deutlich die Standarte der Hohenzollern, die über dem Schlosse weht — noch mehr, ich lese die neue Inschrift, die diese Flagge ziert: „Humanität!“....

Weithin über die civilisierte Welt hallt der hochherzige Weckruf vom Hohenzollernschlosse her — und nach dem ersten verblüfften Staunen, wie solcher Ruf gerade aus dem verschrieenen und verhaßten „Hort des eisernen Militarismus“ kommen konnte, hat man sich aufgemacht und ist dem Rufe gefolgt. In diesen Tagen hat sich die Arbeiterschutz-Konferenz versammelt — darum summen so verheißungsvoll die Berliner Osterglocken, denn zu Ostern 1890 ist Berlin im edelsten Sinne durch die junge Kaiserkraft zur Weltstadt erhoben worden.

Gleichnis.

(Abdruck verboten.)

„Freund,“ sprachen sie, „wie du es treibst,
Kommst du bei Lebzeit nie in Mode!
Du sinnst und dichtest, ringst und schreibst
Und hungerst dich dabei zu Tode.
Die andern füllen Sack und Pack,
Du bleibst ein Bettler unter ihnen.
Begreife doch den Zeitgeschmack!
Lehr deine Muse Geld verdienen!“ — —

„Meint ihr? — — Einst war bei aller Not
Ein schönes Kind mir Trost im Leide,
Die zahlte einst das Mittagbrot
Aus ihrem Beutel für uns beide;
Das nahm mein armer Stolz gar schwer!
Es war so gut gemeint im Grunde.
Ich aber liebte sie nicht mehr
Vor Scham und Groll seit dieser Stunde!

Die Kunst ist nun mein Lieb und Licht.
Laßt doch die andern ruhig prassen!
Ich mag mein Mittagbrot mir nicht
Von der Geliebten zahlen lassen!“

Frida Schanz.

Karl August, Großherzog von Weimar.

Von Dr. Karl Heinemann.

(Abdruck verboten.)

„Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde.“ So hat auch der Tod der erhabenen Kaiserin Augusta uns das Bild dieser trefflichen Fürstin als leuchtenden Richtpunkt lebhaft vor Augen gestellt und zugleich in uns die Erinnerung an die großen geistigen Thaten ihrer Vorfahren wachgerufen. Ein schöner Charakterzug unsers jugendlichen Kaisers verrät sich darin, daß er den Ruhm seiner Vorfahren, besonders des unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I, seines hohen Vorbildes, fast in allen seinen Reden preist; aber auch das Geschlecht, das die Großmutter mit dem Stamm der Hohenzollern verbunden hat, kann der Kaiser mit Stolz das seine nennen. Es ist das altehrwürdige, glorreiche Haus Wettin und zwar jener Zweig, der schon durch die Beschützung des evangelischen Glaubens sich unverwelkliche Lorbeeren errungen hat.

Auch als Kaiserin nannte sich Augusta gern und mit Selbstbewußtsein eine Tochter Weimars. Sie meinte jenes Weimar, das der geistige Mittelpunkt Deutschlands war, sie meinte ihre früheste Jugendzeit, da Goethe die große Zeit Weimars in einem herrlichen Festgedicht pries und ihr wie ihrer Schwester die freundlichen Worte widmete:

„Und auch den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und schön, in frommem Chor
Begegnet es den jungen Seelen,
Und freudig blühen sie empor!“

Sie dachte vor allem an den großen Dichter selbst, über den sie kurz nach seinem Tode die tiefempfundenen Worte schrieb: „Alles, was sich an die Erinnerung eines Wesens wie Goethe knüpft, gehört zu den



Marder und Eichkätzchen Nach einer Zeichnung von L Klingender.

Digitized by Google

Gefühlen, die wohl empfunden, aber nicht beschrieben werden können."

Der Fürst, unter dessen Huld und Pflege alles das entstanden war, was ganz Deutschland zur Bewunderung hinriß und was selbst die zur höchsten irdischen Machtstellung emporgestiegene Tochter Weimars mit stolzer Freude erfüllte, war Karl August, der verehrte und bewunderte Großvater der Kaiserin. So dürfte der Versuch, ein Charakterbild des Wettiner Fürsten zu entrollen, sich wohl eignen zu einer Erinnerungsfeier an seine Enkelin, der ersten deutschen Kaiserin, der verständnisvollen Genossin der Thaten ihres Gatten, der Samariterin auf dem Throne.

Karl August wurde am 3. September 1757 als der älteste Sohn des Herzogs Konstantin von Sachsen-Weimar und seiner Gemahlin Anna Amalia, einer braunschweigischen Prinzessin, geboren. Der Prinz war neun Monate alt, als sein Vater starb und das Land einer Regentin hinterließ, die selbst vor der Zeit vom Kaiser für majorenn erklärt werden mußte, um die Herrschaft übernehmen zu können. 1775 übergab die Regentin die Regierung dem achtzehnjährigen Sohn. Als ein treuer Anhänger Preußens und preußischer General wurde der Herzog in das Unglück dieses Staates im Jahre 1806 verwickelt. Nur seiner Verwandtschaft mit dem russischen Kaiser verdankte er die Erhaltung seines Herzogtums. Von dem Sieger zum Rheinbund gezwungen, wartete er sehnsüchtig auf die Erhebung Preußens, ging 1813 so bald als möglich zu den Verbündeten über, kämpfte als russischer General mit Auszeichnung in den Freiheitskriegen und wurde 1816 unter Erweiterung der Grenzen seines Landes zum Großherzog und Souverän desselben erhoben. Als solcher regierte er zum Glück seines Staates bis zu seinem Tode, am 14. Juni 1828, der ihn auf einer Reise von Berlin nach Weimar in Torgau ereilte.

In seiner äußeren Erscheinung gleicht dieses Leben dem vieler anderen deutschen Fürsten jener Zeit. Um so eigenartiger und individueller war das innere Leben Karl Augusts, um so schwerer zu enträtseln ist sein Charakter.

Von Goethe als August und Mäcen, als „geborener großer Mensch und dämonisches Wesen mit fast unbegreiflicher That- und Anziehungskraft" gepriesen, dann wieder scharf getadelt in Stunden des Unmuts, der sich sogar zu dem Ausspruch verstiegen haben soll: „Karl August hat mich nie verstanden," ist dieser Fürst, den andere den Schöpfer der Blüte unserer Litteratur nennen, noch in der neuesten Zeit von gewichtiger Seite her als eine rohe Natur bezeichnet worden, „die sich nur durch den Verkehr mit dem großen Freunde in ein Interesse für geistige Dinge hineinlog." So schwankt noch sein Charakterbild in der Geschichte und harrt des feinfühlenden, seelenkundigen Biographen, der aus bisher nicht zugänglichen Quellen schöpfend die verworrenen Fäden dieses Menschenlebens löse und die scheinbar sich widersprechenden Charaktereigenschaften einer höheren Einheit unterordne. Doch geben wir uns der Hoffnung hin, daß in unserm Lebensbild, das besonders die patriotischen und geistigen Thaten Karl Augusts hervorheben will, das Charakterbild nicht ganz der Einheit entbehre und auseinander falle.

Der Grundzug des Charakters des Herzogs Karl August war ein leidenschaftlicher Drang zur Bethätigung der Kräfte des Geistes und Körpers, sei es im Guten oder Bösen. „Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber hätte er es sich erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen." Solche Naturen schaffen und arbeiten weniger um des Zieles als um der Aufregung willen; die Bergspitze verliert für sie den Reiz, wenn sie erklommen ist. Um die innere Unruhe zu beschwichtigen, suchen sie Gefahren; darum war Karl August ein leidenschaftlicher Jäger, ein tollkühner Reiter, darum ward ihm nicht wohl in seinem Hause. Auf der Jagd und auf Reisen verbrachte er einen großen Teil seines Lebens. Das Unbändige äußerte sich auch in der Form. Einem burschikosen Leben zugethan, ein Verächter aller Etikette, hieß noch der alternde Herzog „der Student von Jena." Nicht selten aber sah dieser Mangel an Form Gefühl- und Herzlosigkeit täuschend ähnlich. So derbe, nur auf das Wirkliche gestellte Naturen wie Karl August ahnen gar nicht, daß sie mit ihrer Derbheit zartbesaitete und empfindungsreichere Menschen beleidigen und sich für immer verschließen. Sie beleidigen, wo sie es nicht gewollt und fühlen es nicht, wo sie beleidigen. Vielleicht gibt diese Auffassung die Brücke zwischen gewissen Äußerungen und Handlungen Karl Augusts

Digitized by Google

gegen die großen Männer an seinem Hofe und dem nicht abzuleugnenden großen Zug seines Lebens und Wirkens.

Für Charaktere wie die eben geschilderten wird die Erziehung ungemein wichtig. Sie bestimmt häufig, ob der Charakter zum Guten oder Bösen ausschlägt. Deshalb suchte die jugendliche Herzogin-Mutter Anna Amalia, die sechzehn Jahre hindurch als Regentin die wahre Mutter des Landes war, das Ungestüm, den Trotz und das störrige Wesen des jungen Fürsten, dessen scharfer Verstand von allen anerkannt wurde, zu brechen. Aber was die Strenge der Mutter erreichte, verdarb die Schmeichelei der Erzieher und Diener, die um die Gunst der aufgehenden Sonne buhlten. Auch die Berufung des geistreichen, aber liebenswürdig-schwachen Wieland war wohl geeignet, den sich geistig glänzend entwickelnden Knaben in der Wissenschaft zu fördern, nicht aber, etwas in der Erziehung zu ändern.

Nicht ohne Zagen übergab daher die Herzogin ihrem Sohn am 3. September 1775 die Regierung, nachdem sie vorher, um ihm einen sicheren Halt zu geben, seine Vermählung mit einer der edelsten deutschen Prinzessinnen, Luise von Hessen, durchgesetzt hatte.

Wir besitzen eine Schilderung des weimarischen Hofes aus den ersten Regierungsjahren Karl Augusts in den Briefen des damaligen weimarischen Kammerherrn von Seckendorff.

„Serenissimus überläßt sich," so schreibt Seckendorff zu Anfang des Jahres 1776, „fortwährend den geräuschvollsten Vergnügungen und kommt aus dem Kreise der Personen nicht heraus, die ihn zu fesseln verstanden haben. Alle Tage gibt es neue, ungewöhnliche Vergnügungen, ohne Rücksicht auf das, was man davon sagt, weil es keine Konvenienz und Schicklichkeit in der Welt geben soll und die bestehenden, wie man lehrt, nur aus Launen geflossen sind, welche der Erste im Staate beseitigen könne und müsse....

„Man rennt, jagt, schreit und hetzpeitscht und galoppiert; seltsamerweise pikiert man sich, alles dies mit Geist zu thun, und zwar wegen der Schöngeister, die dazu gehören. . . .

„Der Herzog wird seit etwa drei Wochen durch Rheumatismus und Schwindel, begleitet von Fieberanfällen, sehr belästigt. Die Natur scheint ihm anzudeuten, wie schnell ihn die Lebensweise, die er bisher geführt hat, aufreiben müsse."

Ganz so erscheint hier der jugendliche, auf sich selbst einstürmende Fürst, wie ihn sein großer Dichter später in Erinnerung an jene Zeit geschildert hat:

„Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild, an heitern Tagen
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen
Auf einem harten Lager ein. . . ."

Im Dezember 1774 auf seiner Reise nach Paris, noch vor seinem Regierungsantritte, hatte Karl August in Frankfurt den genialen jugendlichen Verfasser des Götz und des Werther kennen gelernt. Diesen Feuergeist an seinen Hof zu fesseln, war sein erster Gedanke. Nicht nach dem Dichter verlangte er, nicht ahnte er die staatsmännische Begabung Goethes, nein, er glaubte in dem Dichter der Sturm- und Drangzeit, in dem Titanen Prometheus den Mann gefunden zu haben, der ihm helfen würde, die verhaßten, konventionellen Fesseln der Etikette, die strenge Sitte des Hergebrachten zu durchbrechen und in das langweilige Hofleben Bewegung, Freiheit, Leben in genialischem Treiben zu bringen. Daß er freilich sich schwer in ihm täuschen sollte, ahnte er nicht; er konnte nicht wissen, daß gerade dieser Mann den tüchtigen Kern seiner Natur von den Schlacken der Leidenschaft reinigen und ihn von einer frivolen Auffassung des Lebens emporheben würde zu der, die des tüchtigen Mannes allein würdig ist: „Dasein ist Pflicht."

Sobald Goethe sich entschlossen hatte, dem Herzog seine Dienste zu widmen, begann er seine Erziehung.

„Ich leugne nicht," sagt er bei Eckermann, „er hat mir anfänglich manche Not und Sorge gemacht. Doch seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum Besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken."

Der weise Erzieher schlug aber nicht

den Weg ein, den ein Klopstock in nicht geziemender Weise von ihm verlangte. Nein, um das Vertrauen des jungen Fürsten zu gewinnen, das den Grundstein seiner Erziehung bilden mußte, nahm er zuerst mit der ganzen Genußfähigkeit seines starken Geistes und Körpers an den geräuschvollen Vergnügungen des Fürsten teil; nur suchte er ihnen durch die herrlichen Gaben seines Geistes einen edleren Inhalt zu geben und mit dem Beistande der Grazien das Unbändige allmählich zum Schönen zu veredeln. Wenn dann der Fürst, überdrüssig des rohen Vergnügens, bei seinem großen Freunde die Ruhe suchte, die sein Inneres ihm nicht bot, so führte er ihn unmerklich und leise, aber um so fester und wirksamer zu den höheren Vergnügungen des Geistes, die auch innerlich befriedigen.

„Er schloß sich bald," sagt Goethe, „auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil ... Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei Gutes vorkam." Sein erstes Ziel hatte Goethe erreicht. Die Freundschaft und Liebe, das Herz des Fürsten hatte er für immer gewonnen. Das beweist die eiserne Festigkeit, mit der Karl August an der Ernennung des nichtadeligen Goethe zum Mitgliede des „geheimen Rats" trotz der Entrüstung des Adels, trotz des Einspruches der Minister festhielt.

Der Brief, den Karl August hierüber an sein Ministerium schrieb, ist zugleich ein Zeugnis seines hohen Verstandes und eines selbständigen Willens. „Die Welt urteilt," so schließt der Brief, „nach Vorurteilen; ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können, und sucht auch ohne den Beifall der Welt zu handeln."

Diese Liebe des Herzogs, der zu seinem großen Freunde voller Bewunderung emporschaute, war der feste Hoffnungsanker einer gedeihlichen Erziehung. Freilich sind die Briefe Goethes an Frau von Stein, der er auch die innersten Gedanken enthüllte, in jenen Jahren voll von Klagen und Seufzern, freilich schildert er selbst den Fürsten jener Tage:

„Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen."

Aber immer wieder vertraut der Dichter dem edlen Kern der Natur, dem Genius Karl Augusts:

„Wer kann der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß."

Die Besserung der finanziellen Lage des in seinen Mitteln sehr beschränkten Landes war des neuen Geheimrats, der durch die Freundschaft des Fürsten die leitende Seele der Regierung wurde, Hauptaufgabe. Darum lehrte er den Herzog durch Selbstschau die Kräfte seines Landes kennen und begann mit ihm eine rationellere Verwaltung des Landes. Um die Unordnung in den Finanzen zu heben, forderte er strengste Sparsamkeit und vermochte den Herzog, hiermit bei sich selbst zu beginnen. Er zeigte ihm, daß es auch im Interesse des Fürsten läge, „wenn das ganze Land gedeihe und nicht blos ein privilegierter Garten." Das Bergwerk in Ilmenau, die Verbesserungen der Wege, den Wasserbau, auch die Kriegskommission, alles leitete der unermüdliche Minister, um selbständig urteilen und den Regenten richtig führen zu können. Über Goethes Amtsführung und seine erzieherische Thätigkeit sind wir heute auf das genaueste unterrichtet. Herders Ausspruch, daß Goethe als Staatsmann ebenso groß denn als Dichter war, darf nun nicht mehr als arge Übertreibung erscheinen. Weise verzichtete er vorläufig auf seinen großen Plan, Weimar durch Berufung der vorzüglichsten Männer zum Sammelpunkt der Schöngeisterei zu machen. Nur Herders Berufung setzte er schon damals durch.

Schon nach der gemeinsamen Schweizerreise hatten sich die schönen Früchte Goethescher Einwirkung gezeigt. Anfang oder Mitte der achtziger Jahre war die Erziehung vollendet. Der überschäumende Jüngling war zum zielbewußten Manne herangereift. Selbsterkenntnis und festen Vorsatz, dem treuen Führer zu folgen, spricht der Brief Karl Augusts an Merck aus, in dem er diesem für den Glückwunsch zur Geburt des Erbprinzen (1783) dankt: „Wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so

konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethes und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fù pittore." Es mußte nun die Zeit kommen, da dem thatkräftigen Fürsten der Erzieher unbequem wurde. Unter dieser Beleuchtung erscheint uns Goethes Reise nach Italien im Jahre 1786 recht begreiflich, ebenso auch die Bereitwilligkeit, mit der Karl August den Urlaub auf mehrere Jahre verlängert, den Heimgekehrten von seinen Lasten befreit und ihm nur der Ehre halber die erste Stelle im Ministerium läßt. Das Bedürfnis dieser Veränderung war gegenseitig. Als ihm der Herzog seine Befreiung von der Leitung der Regierung 1788 nach Rom mitteilte, schrieb Goethe freudig: „Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen, so wird meine Kraft wie eine neugeöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht hierhin oder dorthin zu leiten sein."

Der Erzieher des Fürsten, der weimarische Staatsmann Goethe ging nach Italien; als der Freund des Herzogs, der Förderer der Staatsanstalten für Kunst und Wissenschaft, als der seiner Kunst allein lebende Dichter kehrte er aus Italien zurück. Erleichtert wurde beiden der Entschluß zu dieser Veränderung durch die gerade damals hervortretende Verschiedenheit der Anschauung. Hatte Karl August, eine einfache Natur von wenig Bedürfnissen, sich der Forderung größter Sparsamkeit gefügt — dem Verlangen seines Ministers, aus gleichen Gründen jeder Thätigkeit außerhalb seines Landes zu entsagen, setzte er ein kräftiges Nein entgegen. Mit Leib und Seele Soldat, trat er in preußischen Dienst und übernahm das Kürassierregiment in Aschersleben; einer der ersten deutschen Fürsten, der eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung nicht bloß für wünschenswert, sondern auch für notwendig erkannte, schloß er sich mit wahrem Feuereifer dem von Friedrich dem Großen in dem Jahre vor seinem Tode begründeten Fürstenbunde an. Karl August gewann, nachdem Preußen, Sachsen und Hannover am 23. Juli 1785 ein Bündnis gegen die Vergewaltigungen Österreichs geschlossen hatten, den Kurfürsten von Mainz, den Herzog von Braunschweig für den Bund und setzte die Wahl des dem Fürstenbunde günstig gesinnten Freiherrn von Dalberg zum Koadjutor durch; er reiste unermüdlich von Hof zu Hof, um die Fürsten für den Bund zu gewinnen, was ihm den Spottnamen „Kurier des Fürstenbundes" einbrachte. Im Jahre 1786 starb freilich die Seele des Bundes, der große König; aber lange vorher hatte schon Karl August sich mit dem Nachfolger verständigt. Einige von Ranke veröffentlichte Briefe unsers Herzogs an den neuen König gewähren uns den besten Einblick in seine patriotischen Absichten und seine hohe staatsmännische Einsicht. Karl August verlangte, den zur leeren Form herabgesunkenen Reichstag wirksam zu machen durch vorhergehende Verständigung und Einigung der Fürsten des Bundes und ihr gemeinsames Vorgehen; ferner die Aufstellung einer bedeutenden Truppenmacht, damit das Reich gegen Angriffe von außen sich selbst verteidigen könne und nicht von dem Willen Österreichs oder Preußens abhängig sei, zugleich sollte damit ein Mittel gegen die Pläne des ländergierigen Österreich getroffen werden. Endlich forderte der Herzog ein allgemeines deutsches Gesetzbuch für Civil- und Kriminalrecht. Durch den Bund, so meinte er, sollte dem Geist der Trägheit, der die Fürsten seit dem Westfälischen Frieden befallen hatte, ein Ende gemacht und der nationale Geist, der in den letzten Zügen lag, wieder geweckt werden. Die Leitung und Führung sollte Preußen übernehmen; aber der Bund sollte durchaus auf dem Boden des Rechts stehen bleiben und nur dazu dienen, den drohenden Zerfall des Reiches aufzuhalten. „Ich hoffte," so begründete Karl August seine Vorschläge, „daß alter deutscher Sinn und deutsche Denkungsart noch zu erwecken seien, unerachtet der Hindernisse, die diesem Versuch die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legen. Vorzüglich hoffte ich, es würde ein engeres Band der Freundschaft unter den ersten Fürsten Deutschlands die mancherlei geteilten Absichten, Interessen und Kräfte in unserm Reichssystem mehr vereinigen und solche auf einen Punkt regerer und zugleich zuverlässiger Wirksamkeit bringen."

Digitized by Google

Wer die von kurzsichtigem Eigennutz eingegebenen Anschauungen der damaligen deutschen Fürsten über ein einheitliches Deutschland kennt, wer sich der uns fast frevelhaft erscheinenden Gleichgültigkeit in nationalen Fragen selbst der ersten Männer jener Zeit erinnert, die Patriotismus geringschätzig als Schwäche bezeichneten, der wird in jenem Briefe des Herzogs eins der herrlichsten Zeugnisse der echten und wahren Vaterlandsliebe verehren. Wie hoch steht hier Karl August selbst über Goethe, Herder und seinen Ministern, die jene Bestrebungen des Herzogs das weimarische Hauskreuz mit bitteren Bemerkungen über die Leere der Kassen nannten oder gar sich darüber ärgerten, daß der Herzog allein für den König von Preußen wirke und schaffe. Ihnen, wie so vielen deutschen Männern des vorigen Jahrhunderts fehlte das Verständnis für das, was Schiller in seiner Jungfrau so herrlich sagt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Karl August aber empfand das mit seinem ganzen Herzen; daß er es nur allein empfand, war sein und des Fürstenbundes Unglück.

Hannoversche Pedanterie und sächsische Furchtsamkeit, wie der Freiherr von Stein sagt, brachten dem Bunde empfindliche Lücken. Freilich wurde Karl August bald darauf durch den Beitritt Württembergs und durch ein energisches Auftreten des Bundes auf dem Reichstage (1788) erfreut, aber der Tod Kaiser Josephs und die Aussöhnung Preußens und Österreichs schufen eine ganz andere Lage; die französische Revolution und ihre verhängnisvollen Folgen schienen dann allen Einigungsversuchen, ja fast dem Bestande Deutschlands ein Ende machen zu wollen. Aber des patriotischen Herzogs Forderung der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung sollte nicht für immer verloren sein. Doch bedurfte es erst der tiefsten Demütigung unsers Volkes und einer fast hundertjährigen Entwickelung, bis seine patriotischen Ideen sich verwirklichen konnten.

Geschichtliche Ereignisse, wie die Vereinigung eines in sich zerfallenen und zerrissenen Reiches zu einem machtvollen Staatskörper sind nie die Thaten eines einzelnen, auch nicht einer Generation, sondern vollziehen sich nur unter der Mitwirkung von Jahrzehnten oder Jahrhunderten. So hätte auch der unvergeßliche Kaiser Wilhelm und sein großer Staatsmann den deutschen Einheitstraum nicht verwirklichen können, wenn nicht die stille Sehnsucht nach diesem Ziele in jedes Deutschen Brust gelebt hätte, wenn nicht die Einheit des Reiches als Ideal schon in jedes Deutschen Herz verwirklicht gewesen wäre. Was aber hat dies Gefühl der Gemeinsamkeit in der Zeit tiefster Erniedrigung und völliger politischer Trennung wach gehalten? Was hat trotz der Bruderkriege im Augenblicke der Entscheidung und der gemeinsamen Gefahr dieses Gefühl über allen Hader der Parteien siegen lassen? Es war die höhere geistige Einheit, die Einheit der Sprache und der gemeinsame Besitz einer großen Litteratur. Der Norden Deutschlands hatte die Kraft zur Einigung gegeben, der Süden das, was die Einheit erst wertvoll erscheinen ließ.

Das ist der Anteil Schillers und Goethes an der Einigung Deutschlands.

Wie notwendig es war, gerade bei der politischen Zerrissenheit Deutschlands, das geistige Band um so fester zu knüpfen, auch das erkannte Karl August, seiner Zeit weit vorauseilend, mit scharfem Blick. Im Bunde mit dem Markgrafen von Baden veranlaßte er Herder im Jahre 1782 zur Abfassung seines Aufsatzes: „Über das erste patriotische Institut für den Allgemeingeist Deutschlands.“ Dahin zielt seine eingehende Besprechung mit Merck und anderen bedeutenderen Männern für eine gemeinsame Pflege der Wissenschaften in Deutschland, dahin seine Mahnungen an die deutschen Fürsten, mit ihm zu wirken für deutsche Kunst und Wissenschaft.

Daß auch diese Bestrebungen von patriotischen Gesinnungen ausgegangen und beseelt waren, läßt des Herzogs Rechtfertigung seiner Anträge an die Kurhöfe erkennen: „So schmeichelt man sich, daß der Nationalgeist in unserm Vaterlande erweckt werden könnte, von dem leider auch die letzten Spuren täglich mehr zu erlöschen scheinen. Man hofft, daß der träge Schlummergeist, der Deutschland seit dem Westfälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreut werden könnte und daß mit diesem Kranze die deutsche Union sich als ein wahres, wirksames Korps zur Aufrechthaltung deutscher Freiheit, Sitten und Gesetze zuletzt schmücken sollte.“ Auch hier fand er bei den deutschen Fürsten wenig Unterstützung. Aber der Mann, den Mißerfolg nur zu größerer Thätigkeit anspornte,

Digitized by Google

beschloß, am eignen Hofe und mit eignen Kräften seinen Plan durchzusetzen. Wie ihm, dem Fürsten eines der kleinsten Staaten Deutschlands, dies gelungen ist, weiß Europa, weiß die Welt. Die Wende des Jahrhunderts bezeichnete die Glanzzeit Weimars, da es durch das Zusammenwirken von Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Fichte, Schelling, Fr. und W. Schlegel zur geistigen Hauptstadt Deutschlands wurde, da jene Werke entstanden, in denen wir den Höhepunkt unserer Litteratur verehren.

Schon dadurch ist Karl August unsterblich geworden, schon deshalb wird sein Name leben, so lang die deutsche Zunge klingt.

„O Weimar, dir fiel ein besonderes Los,
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!"

Dankbar rief der Mitbegründer der großen geistigen That seinem Fürsten und Freunde von Rom aus zu:

„Du sorgest freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu bestreuen;
Still thätig danke dir mein Leben
Für alles Gute, das du mir erzeigt."

Und der Welt gegenüber pries er ihn in seinen Epigrammen:

„Klein ist unter Germaniens Fürsten freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag,
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder! Da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was preisest du ihn, den Thaten und Werke verkünden,
Und bestochen erschien diese Verehrung vielleicht?
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht ich zu danken als ihm und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand;
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert und Er war mir August und Mäcen."

Den Ruhm, unsern großen Dichtern die Stätte ihres Wirkens und den Lebensunterhalt gegeben zu haben, kann auch verkleinernder Neid und nergelnde Kritik dem Herzog nicht nehmen. Aber der geistig hochstehende Fürst nahm auch, soweit es seine politischen und landesväterlichen Aufgaben erlaubten, innerlich Anteil an den Schöpfungen der großen Weimarer Zeit. Kein Gebiet der Wissenschaft und Kunst war ihm fremd, insbesondere begeisterte er sich für die Naturwissenschaften. Die innige Freundschaft mit Humboldt hatte hierin ihre Wurzel. In der Jugend von Bewunderung für den Dichter Goethe erfüllt, trat er selbst als Pylades auf, während Goethe den Orest spielte; so vertauschten die Freunde die Rollen des Lebens. Die beiden ersten 1780 und 1781 entstandenen Akte des Tasso hörte er zuerst aus des Dichters Munde, Wilhelm Meister will ihm Goethe „so recht zu erb und eigen machen." Auch für Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigte er, als sie ihm von Goethe vorgelesen wurden, hohe Freude und Anerkennung. Später freilich, als er zu eignem Urteil herangereift war, ging er mit der ihm eignen selbständigen Art an die Lektüre und hielt mit seinem Urteil den Dichtern gegenüber — oft zu ihrem Erstaunen — nicht zurück. Des Herzogs Angriffe gegen Goethes Egmont erschienen diesem, wie er höflich schrieb, „nicht eben tröstlich," in Wahrheit waren sie ihm nicht verständlich. Goethes Elegieen und Epigramme findet der Herzog zur Verwunderung Schillers und Goethes nicht vollkommen genug. Während „Hermann und Dorothea" ihm hauptsächlich wegen der deutsch-patriotischen Stellen gefiel und das Gedicht auf Miedings Tod als weimarisches Gedicht seine Freude erregte, nicht minder der Reineke Fuchs mit seinem derben Witz, sprach er sich doch über einige Dramen Goethes in so herber Weise aus, daß dieser von da an auf eine besondere Beurteilung des Herzogs verzichtete. Auch von Dichtung und Wahrheit mißfiel ihm der erste Teil, sonderbarerweise „wegen der schwülstigen Worte und der vielen langweiligen Stellen." Sein Urteil über Schillers Dramen läßt uns den Grund dieses Mißvergnügens tiefer suchen und finden. Es war eine entschiedene Abneigung gegen die von den beiden großen Dichtern gewonnene und behauptete Kunstrichtung. Karl August war ein Verehrer der französischen Litteratur, auch der dramatischen. Er lebte der festen Überzeugung, daß der deutsche Geschmack sich nur durch Nachahmung des französischen bessern könne. Für ihn hatte ein Lessing nicht gelebt, ihm war Shakespeares Größe unverständlich. Und in diesen Standpunkt hatte er sich so verrannt, daß ihm die Schönheit der Schillerschen Poesie nicht

aufging, daß er dort kleinlich und beschränkt tadelte, wo wir bewundern und verehren. Er möchte über Wallensteins Fehler — abgesehen von der Schönheit der Sprache — ein Programm schreiben. Der Bewunderer der frivolen Voltaireschen Dichtung „La Pucelle" widersetzt sich der ersten Aufführung der ihm albern erscheinenden Schillerschen Jungfrau von Orleans. In der Braut von Messina, bei deren Aufführung Schiller und Goethe selbst zum ersten Male das Gefühl einer wirklichen Tragödie empfunden zu haben glaubten, entdeckte er Fehler über Fehler, und was uns besonders auffällt auch in der Sprache und dem Verse. Freilich ließen sich die großen Dichter durch die nicht immer liebenswürdigen Urteile des Herzogs nicht beirren. Nur insofern gaben sie seinem Drängen nach, daß sie dem Manne, dem sie so viel verdankten, mit der Übersetzung französischer Dramen eine Freude bereiteten. Goethe übersetzte den Mahomet und Tancred Voltaires, Schiller zwei Picardsche Lustspiele und Racines Phädra.

Zur Aufführung des Mahomet Anfang des Jahres 1800, von der der Herzog allen Ernstes „eine neue Epoche in der Besserung des deutschen Geschmackes" erträumte, schrieb Schiller ein Gedicht, „damit wir," wie er selbst zu Goethe meinte, „das Publikum mit geladener Flinte erwarten," ein Gedicht, das unter dem Titel: „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte," berühmt geworden ist.

„Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?
Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten."

Diese Verse sind nicht, wie von den Dichtern beabsichtigt war, als Prolog bei der Aufführung des Mahomet gesprochen worden. Auf wessen Veranlassung das unterblieben ist, verrät uns die kräftige Zurückweisung der französischen Kunstrichtung. Denn dem Herzog war es ernst mit seiner Absicht. Als Schiller Racines Phädra übersetzte, schickte er ihm Bogen voll Verbesserungsvorschlägen, die besonders auf Vers und Wohlklang Rücksicht nahmen.

Es wäre aber ganz verfehlt, aus dieser Vorliebe des Herzogs für das Französische auf undeutsche Gesinnung schließen zu wollen. Wie sein Großoheim, der König Friedrich II von Preußen, wußte auch er litterarisch-künstlerische Anschauungen sehr wohl von politischen zu trennen. Karl Augusts Patriotismus, den wir schon in seinen Bestrebungen für den Fürstenbund hoch zu schätzen gelernt hatten, sollte noch oft Gelegenheit finden, sich zu bethätigen. Im Jahre 1792 wurde der Herzog durch die Kriegserklärung Preußens an Frankreich in das Feld gerufen; in der Kanonade von Valmy, der Belagerung von Mainz zeichnete er sich hervorragend aus; an dem Siege von Kaiserslautern hatte seine Tapferkeit und Umsicht nicht geringen Anteil. Aber die schlechte Leitung, die eine siegreiche Armee zu einem an Schrecken, Elend und Jammer kaum je überbotenen Rückzuge zwang, der Mangel an patriotischer Gesinnung in den leitenden Kreisen, die geringe Verwendung, die man für seine Thatkraft hatte, ließen in ihm den Entschluß reifen, vorläufig einen Dienst und eine Sache zu verlassen, bei der kein Erfolg und wenig Ehre zu erringen war. Damals rief ihm sein Dichter aus Weimar die Worte zu, die alle Zuhörer in tiefe Rührung versetzten:

„Ach, warum muß der Eine fehlen, der
So wert uns allen und für unser Glück
So unentbehrlich ist! — Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben in Genuß,
Und er entbehrt. — O mög' ein guter Geist
Ihn schützen, jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen, seinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen!
Die Stunde naht heran, er kommt zurück
Verehrt, bewundert und geliebt von allen!
Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen.
‚Willkommen,' riefe jeder gern,
‚Er lebe' schwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verstummt.
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft,
Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
Die Freude von den Wänden wieder,
Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunsch:
‚Er lebe, lebe für uns, wie wir für ihn!'"

Im Jahre 1794 verließ Karl August den preußischen Dienst. „Das Wehklagen des Regiments," heißt es am Schluß der Belagerung von Mainz, „war groß durch

alle Stufen; sie verloren Anführer, Ratgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zusammengebracht und gehalten, und wir schienen uns selbst zu verlieren, als wir seiner Leitung und seines heiteren, verständigen Umgangs unter einander entsagen sollten."

Trotz Preußens Abfall von der deutschen Sache in dem Frieden zu Basel, trotz der schmählichen Verhandlungen in Rastatt hielt Karl August an der ihm zur Gewißheit gewordenen Überzeugung fest, daß nur Preußen Deutschland werde retten und einen können. Kaum war der neue König auf den Thron gekommen, so trat Karl August als Generalleutnant (1798) wieder in den Dienst Preußens, um mit diesem im Kriege gegen Frankreich zu stehen oder zu fallen. Es kam der Tag von Jena, und Karl August mußte unthätig zusehen, wie sein eignes Land verwüstet und ausgeraubt wurde. Nur das feste Auftreten seiner Gemahlin, das selbst Napoleon Hochachtung einflößte, und des Herzogs Verwandtschaft mit dem Kaiser von Rußland rettete das Land vor dem Untergange. Unter den harten Friedensbedingungen war die härteste, daß Karl August, der deutscheste von allen Fürsten, in den Rheinbund eintreten und seine Truppen für den französischen Kaiser fechten lassen mußte. In jenen Tagen einer unerhörten Feigheit und schmählichen Verrates gereicht es Karl August zur besonderen Ehre, daß er trotz der Bitten seiner Gemahlin und der Minister sich weigerte, aus dem Dienst des geschlagenen Preußens zu scheiden. Erst der bestimmten Aufforderung und Entlassung des Königs selbst folgte er. Die Festigkeit des Charakters und die patriotische Gesinnung Karl Augusts erkannte auch Napoleon wiederholt an. Sein Ausspruch: „Dieser Fürst ist der widerspenstigste in ganz Europa" wird dem Herzog zu hohem Ruhme mit Recht angerechnet. Wie alle wahren Patrioten jubelte er nach den Jahren der Unterdrückung auf, als Napoleon von dem Strafgericht in Moskau ereilt wurde. Er stellte sich selbst den Verbündeten zur Verfügung und nahm als russischer General an der Spitze von 30000 deutschen Soldaten teil an den ruhmreichen Kämpfen der Befreiungskriege. Der Wiener Kongreß erkannte ihm für die vielen Opfer eine nicht unbedeutende Vergrößerung seines Landes und auf Antrag des russischen Kaisers die Würde eines Großherzogs zu.

Auch in den Jahren des Friedens verleugnete er den großen Zug einer uneigennützigen, freiheitlichen Gesinnung nicht. Er allein hielt das dem Volke im 13. Artikel der Bundesakte gegebene Versprechen. Zuerst von allen deutschen Fürsten (im Jahre 1816) gab er seinem Lande eine Verfassung und verzichtete freiwillig auf die Souveränität. Trotz der Mißerfolge seiner Bestrebungen war er bis an sein Lebensende für das große Vaterland thätig. Dahin geht seine Bemühung, die „Vereinigung des ganzen deutschen Vaterlands zu einem europäischen Handelsstaate möglichst zu fördern," dahin auch die Verbindung der thüringischen Staaten unter ein höchstes Gericht, dem andere Staaten sich anschließen sollten. Unvergessen sei es ihm auch, daß er in den schimpflichen Zeiten der Reaktion und der Aachener Protokolle den begeisterten und berechtigten Freiheitsdrang edler, schmählich verdächtigter Jünglinge mit Wort und That in Schutz und Obhut nahm. Nichts war ihm verhaßter als „der Pietismus und die kriecherische Schwärmerei für den Absolutismus und das Niederschlagen aller freien Geistesregung." Darum huldigt ihm auch sein Dichter mit Recht im westöstlichen Divan: „Selig preisen wir gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles, sittliches Bewußtsein regiert, glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat;" und in dem Maskenzuge vom Jahre 1818:

„Nun kommen sie zu heitern Stunden:
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was sie entrissen, wird gegeben,
Und jeder wirkt im freien Leben
Zu seinem und der andern Glück."

Im Jahre 1825 feierten der Herzog und Goethe ihr fünfzigjähriges Jubiläum im Dienste des weimarischen Staates. Der erste, der dem Herzog Glück wünschte, war Goethe. Karl August trat mit ihm nach stummer Umarmung Hand in Hand in ein Fenster und rief ihm die Worte aus der ersten Zeit ihrer Freundschaft zu:

„Nur Freundeslieb' und Luft und Licht!
Verzage nicht, wem das nur blieb!"

„Bis zum letzten Hauche beisammen!" beteuerten sich beide nach fünfzigjähriger, selten



Karl August, Großherzog von Weimar.
Aus den ersten Jahren seiner Freundschaft mit Goethe.
Von Lips nach dem Leben gezeichnet 1780.

getrübter Freundschaft. Der Herzog war der erste, der die Erde und den Freund verließ. Der allein Zurückbleibende widmete dem Toten, nachdem der Schmerz einer wehmutsvollen Erinnerung Platz gemacht hatte, die Worte der Verehrung und Bewunderung: „Er war ein geborener großer Mann und ein Mensch aus dem Ganzen; es kam bei ihm alles aus einer einzigen großen Quelle. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebensoviel war, wo nicht mehr: Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe und wollte mit ganzer Seele nur das beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt erst ein wenig an sich selber. Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt wird, hat leicht regieren."



Am Sande,
im Hintergrunde die Johanniskirche.

Lüneburg und seine Altertümer.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Von den vielen Zehntausenden, welche heute alljährlich auf der eisernen Spurbahn die Stadt Lüneburg berühren, ahnen nur verschwindend wenige, welche reichen Schätze aus einer stolzen Vergangenheit das alte Gemeinwesen in die Gegenwart hinübergerettete, nur wenige haben Kenntnis von der einstigen Blütezeit des ehrwürdigen Ortes. Ein Blick auf die hochragenden Türme der Johannis- und Nikolaikirche, ein flüchtiges Erinnern vielleicht an einige genußreiche Stunden, die man Julius Wolffs „Sülfmeister" oder den anmutigen Erzählungen von A. von der Elbe verdankte — und der Zug saust weiter durch die Lüneburger Heide: was auch kann aus dieser gefürchteten Einöde, der Heimat des wilden „Heidschnukenvolkes," um mit einem französischen Schriftgelehrten zu reden, Gutes kommen?

Mit Verlaub, die Lüneburger Heide ist durchaus nicht so schlimm wie ihr Ruf! Wer je die herrlichen Wälder der Göhrde und die weiten Forsten bei Gartow durchwanderte, wer die überall mitten im Heidebezirk eingesprengten Oasen sah, die mit ihren Bächen und frischen Wiesenfluren gerade hier doppelt reizvoll erscheinen, wer selbst in den eigentlichen Heidedistrikten den Wohlstand der Bevölkerung und ihren geraden, gastfreundlichen Sinn kennen lernte, für den ist die Lüneburger Heide kein Schreckgespenst mehr. Und Lüneburg nun gar verdient wirklich ein regeres Interesse und eine größere Beachtung, als ihm heute geschenkt wird: es lohnt sich, die erinnerungsreichen Stätten selbst zu schauen, welche ein selbstbewußter Patriziersinn geschaffen — die alte Hansastadt bietet mit ihren mittelalterlichen Bauwerken und ihren Kunstdenkmälern die mannigfachsten Anregungen für einen jeden, der Augen zum Schauen und ein offenes Herz für die kunstfrohe Blütezeit des deutschen Städtewesens hat.

Eine reiche Geschichte fürwahr ist es, auf welche Lüneburg zurückblicken kann. Ich weiß nicht, ob es mehr oder weniger gut verbürgt ist, wenn die getreuen Chronisten die Gründung des Ortes auf Karl den Großen in höchsteigner Person zurückführen, der



Lüneburg.
Vom Kalkberge aus gesehen.

anno domini 785 auf einem seiner Kriegszüge nahe einem Dorfe Hluini ein stattlich Lager bezogen haben soll — Thatsache ist jedenfalls, daß Graf Herrmann Billung, als er, 961 mit dem Herzogtum Sachsen belehnt, eine Burg auf dem nahen Kalkberg und am Fuße des letzteren ein Benediktinerkloster erbaute, bereits einen ziemlich volkreichen Ort vorfand. Die mächtigen Solquellen, denen Lüneburg in erster Linie seinen späteren Reichtum verdankt, ließen den Flecken schnell anwachsen: nicht umsonst haben die wackeren Ratsherren der Stadt bis auf den heutigen Tag einer hohen Reliquie gleich auf dem Rathause einen Knochen der findigen Sau bewahrt, welcher die Entdeckung der einträglichen Quellen zugeschrieben wird. Schon 1013 durfte Lüneburg sich eine civitas nennen, aber erst als Heinrich der Löwe anderthalb Jahrhunderte später die trotzige Empore der Unterelbe, Bardowik, zerstörte, nahm die Stadt einen höheren Aufschwung. Ihr und dem aufblühenden Hamburg fiel das Erbe der alten, reichen Handelsstadt zu, denn nicht nur ging ein großer Teil des Binnenhandels unmittelbar an Lüneburg über, sondern es suchten auch zahlreiche Flüchtlinge aus dem schwer gezüchtigten Bardowik die schützenden Mauern des Nachbarortes auf und brachten ihm außer den geretteten Vermögensresten kaufmännische Umsicht und Unternehmungsgeist zu.

Die stolzeste Zeit Lüneburgs brach an. Mehr und mehr gelangte der Wahrspruch der Stadt: „Mons, fons, pons!“ zur Geltung. Mons, der dräuende, riesige Kalkberg dicht vor dem Thore, lieferte aus seinen Brüchen reichen Ertrag; fons, die unerschöpfliche Solquelle, sicherte den betriebsamen Bürgern große Einnahmen, und pons, die Zollbrücke



Partie am Wall.

über die schiffbare Ilmenau, versinnbildlichte den stetig wachsenden Verkehr, den Anteil, welchen die Stadt an den Handelsbeziehungen zwischen den hansischen Plätzen im Norden — Lübeck vor allem — und den süddeutschen Centren gewann. Mit klugem Kaufmannssinn wußten die Lüneburger Bürger ihren sich mehrenden Reichtum zu benutzen — mit mannhaftem Mut wußten sie aber auch die durch jenen erworbenen Rechte zu verteidigen. Der Rat, aus den reichsten und mächtigsten Geschlechtern erwählt, erlangte immer mehr Übergewicht über den landesherrlichen Vogt, der in der Burg auf dem Kalkberg residierte, nach 1304 findet sich seine Unterschrift unter denen des Rates überhaupt nicht mehr, und „Borgemestere und Radmanne“ regieren das Gemeinwesen selbständig. Schon 1293 gewann Lüneburg das Münzrecht, das ein halbes Jahrtausend, bis zum Jahre 1777, in dem die letzten Scherfe (Halbpfennigstücke) die Münze verließen, ausgeübt wurde, und fast gleichzeitig trat die Stadt dem Hansabunde bei, in welchem sie mit Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock und anderen Städten das wendische Quartier bildete. Nicht gerade allzugünstig sahen die Landesherren auf die wachsende Selbständigkeit ihrer „allezeit getreuen“ Stadt, und die Streitigkeiten zwischen beiden kamen oft genug zum blutigen Austrag. So überfielen in der Nacht vom 21. Oktober 1371 die Reisigen des Herzogs Magnus Lüneburg, aber nur, um mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen zu werden: noch heute steht in der Bäckerstraße das Standbild eines braven Bäckers, der in jener Nacht an 30 braunschweigische Herren erschlagen zu haben sich rühmte. 1434 errang die Stadt sich eigne Gerichtsbarkeit, sodaß kein Lüneburger vor ein fremdes Gericht gezogen werden durfte.

Schon vorher hatte der Rat ohne Rücksicht auf den Seckel der Stadt dieselbe mit festen Mauern, mit Türmen und Gräben umgeben lassen und eigne reisige Knechte geworben. Die herzogliche Burg auf dem Kalkberg war längst unter der stürmenden Hand der Bürger gefallen, und als Herzog Albrecht sich 1381 ein Schloß in Lüneburg bauen lassen wollte, mußte er sich nicht nur das Grundstück kaufen, sondern er erhielt, um im modernen Sinne zu sprechen, auch die „Bauerlaubnis“ erst, nachdem er zugesagt hatte, in seinem Schlosse keine eigne Küche anzulegen. Wohl verpflichtete die Stadt sich, den Landesherrn acht Tage lang aus

Digitized by Google

der Ratsküche mit täglich acht Schüſſeln und vier Stübchen Bier zu verpflegen — nach Ablauf dieſer knapp bemeſſenen Friſt aber mußte er wohl oder übel Lüneburg verlaſſen, wenn er nicht Hunger und Durſt leiden wollte.

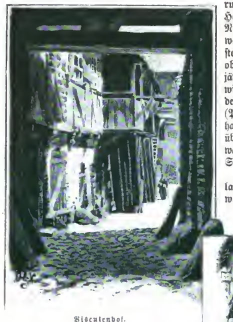
Ja, es waren trotzige, ſelbſtbewußte Herren, die Bürger der Hanſaſtadt, die ſich damals ſtolz ihrer neunzig ſtattlichen Türme rühmte. Nicht nur dem Landesherrn, auch Kaiſer und Reich, ja dem Papſt ſelbſt boten ſie die Stirn, wenn ihre Rechte in Frage kamen. Julius Wolff hat uns in ſeinem Sülfmeiſter ja ein prächtiges, farbenreiches Bild jenes blutigen Prälatenkrieges geſchildert, der um die Mitte des XV. Jahrhunderts Acht und Bann über die Stadt zuſammenballte — des Kampfes um die Einkünfte der Sülze.

Wer heute die umfangreiche Salinenanlage beſucht, wird ſich kaum eine Vorſtellung der alten Sülze Lüneburgs, deren Einrichtung bei dem ſtreng konſervativen Sinne der braven Städter wohl 700 Jahre faſt unverändert blieb, machen können. Man hatte frühzeitig einen weiten, trichterförmigen Schacht angelegt, welcher zu der etwa 50 Fuß tief unter dem Erdboden ſich ſammelnden Sole führte, mit einem mächtigen Strohdach bedeckt war und der „Sod“ genannt wurde. Aus ihm wurde die ſalzhaltige Flüſſigkeit in großen Eimern durch beſondere Arbeiter, die Sodeskumpane, in die Höhe gezogen, und erſt anno domini 1569 wagte der damalige Auſſeher einen Pumpenſchwengel zur Erleichterung der Arbeit anzulegen — eine Neuerung, die ſo gewaltiges Aufſehen machte, daß uns ſogar des Mannes Name: Georg Töbing, aufbewahrt iſt. Die geförderte Sole wurde alsdann durch hölzerne Rinnen in die 54 Siedehütten geleitet. Dr. Volger in ſeinen Lüneburger Blättern gibt uns ein intereſſantes Bild des ganzen Betriebes: jede der nur mit dem Strohdach aus dem Erdboden herausragenden Siedehütten erhielt genau ein gleiches Maß Sole, die in vier Bleipfannen innerhalb drei Stunden verdampft wurde, und jede Hütte lieferte täglich mindeſtens ein Chor (Wiſpel) und ſechs Scheffel Salz ab. 29000 Faden Holz verbrauchte die Sülze alljährlich — der gewaltige Lüneburger Holzbedarf iſt es geweſen, der die Heide entwaldete, ja, in ſpäteren Jahrhunderten mußte das Brennholz weither, aus Mecklenburg beſonders bezogen werden.

Urſprünglich war der Landesherr der Beſitzer der ganzen Sülze, allmählich aber veränderte ſich durch Schenkung, Belehnung und Verkauf der Beſitz, ſo daß ſchon im XIV. Jahrhundert das Eigentumsrecht zum größten Teil in den Händen von Stiften, Klöſtern und Kirchen lag; obwohl auch die Bürger Lüneburgs einen Teil



Viskulenhaus.



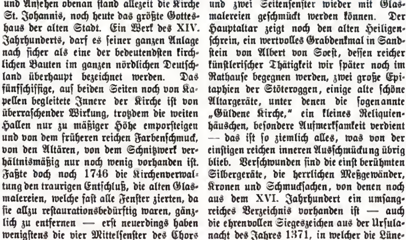
Visculenhof.

erworben hatten, bezeichnete man daher das Salzwerk kurzweg als das Eigentum der Prälaten. Die auswärtigen Besitzer nun, denen die eigne Verwaltung unbequem war, übergaben ihre Anteile, welche als gesicherte Kapitalanlage weithin gesucht waren, wiederum Lüneburger Bürgern in Pacht — es wurde dies auch schon um dessenwillen nötig, weil nicht allein ganze Pfannen, sondern auch halbe, viertel, ja schließlich selbst der vierundzwanzigste Teil einer Pfanne zum Einzelbesitz geworden war. Die Pachtungen wurden mit der Zeit erblich, es bildete sich ein bestimmter Kreis von Familien, welche ausschließlich das Sülfgeschäft betrieben: die Sülf- oder Soltmeister, welche sich bald als die begütertsten und auch politisch einflußreichsten Bürger geltend machten. Der eigentliche Besitzer hatte an dem Betrieb und an dem Salzhandel gar keinen Anteil, er erhielt lediglich seine Rente; die Sülfmeister aber führten die gesamte Verwaltung, sie hielten den Salzhandel fest in Händen und sie kauften schließlich auch dem Landesherrn das Recht der Beaufsichtigung des Werkes völlig ab — eine Lieferung „Küchensalz" für die herzogliche Haushaltung war lange Zeit der einzige Nutzen, den er aus der Saline zog, während die „Salzbegüterten" wenigstens noch das eine Recht besaßen, den obersten Beamten, den **Sodmeister**, jährlich selbst zu wählen. Diesem wiederum stand mit fast gleichem Ansehen der **Barmeister**, welchem das **Kempen** (Prüfen) der Solmaße, die Instandhaltung der Pfannen und die Polizei über die zahlreichen Arbeiter anvertraut war, als Repräsentant der Pächter zur Seite.

Aber kommen wir auf unsern „Prälatenkrieg" zurück. Im Laufe der Zeit war die Sodmeisterei fast zu einer Behörde der Stadt geworden und ihre Kasse eine städtische, auf welche der Rat bald diese, bald jene der Lasten des Gemeinwesens abwälzte. Und diese Lasten waren groß, sehr groß: die Befestigung, die Brücken und Schleusen über die Ilmenau, die Bauten der Wasserleitung hatten große Summen erfordert und die Repräsentation der Stadt bedurfte bedeutenderer Mittel, als ihrer Einwohnerzahl eigentlich entsprach. Kosteten doch z. B. im Jahre 1600 allein die Ehrengeschenke an auswärtige Fürsten und Städte 5270 Mark (eine Mark etwa gleich 42 Mark jetziger Währung), die Beschickung der Hansatage 1255 Mark und die Bewirtung dreier Grafen von Schwarzburg 340 Mark. Vor allem aber hatte Lüneburg enorme Beträge für die dem Landesherrn abgekauften Rechte gezahlt und sich dafür allmählich eine recht hübsche Schuldenlast zugelegt, für welche schließlich alljährlich ungefähr 200000 Mark nach heutiger Währung an Zinsen gezahlt werden mußten. Wohl oder übel entschloß der Rat sich, die Salzbegüterten zum Abtrag der Schulden, die größtenteils im Interesse des Salzwerks gemacht waren, mit heranzuziehen. Nicht daß die Herren „Prälaten" sich einer solchen Verpflichtung gänzlich widersetzt hätten, über das Wie und Aber kam es jedoch zu keiner Einigung, sondern endlich gar zu offenem Zwiespalt. Die geistlichen Herren erwirkten eine Bulle, in welcher der Rat als kirchen-



Hof des Rathauses.



räuberisch in den Bann gethan wurde, und zettelten 1453 innerhalb der Bürgerschaft jene Unruhen an, welche Julius Wolff uns in seinem Sülfmeister so überaus anschaulich, wenn auch mit dichterischer Freiheit schildert. Der alte Rat wurde abgesetzt, die Stadt bot das Bild unerhörtester Pöbelwirtschaft, und erst nach zwei Jahren gelang es, der aufrührerischen Bewegung Herr zu werden — fast zwanzig Jahre später erst aber wurde der alte Streit zu Grabe getragen, der Rat setzte dank seiner unbeugsamen Beharrlichkeit seine ursprüngliche Absicht durch und die salzbegüterten Herren übernahmen die ganze Schuldenlast der Stadt. — Die Herren der Stadt waren übrigens trotz ihres „Krieges" mit den Prälaten im übrigen fromme Herren: nicht weniger als zwölf Kirchen und drei Klöster zählte Lüneburg in den Zeiten seines Glanzes. An Rang und Ansehen obenan stand allezeit die Kirche St. Johannis, noch heute das größte Gotteshaus der alten Stadt. Ein Werk des XIV. Jahrhunderts, darf es seiner ganzen Anlage nach sicher als eine der bedeutendsten kirchlichen Bauten im ganzen nördlichen Deutschland überhaupt bezeichnet werden. Das fünfschiffige, auf beiden Seiten noch von Kapellen begleitete Innere der Kirche ist von überraschender Wirkung, trotzdem die weiten Hallen nur zu mäßiger Höhe emporsteigen und von dem früheren reichen Farbenschmuck, von den Altären, von dem Schnitzwerk verhältnismäßig nur noch wenig vorhanden ist. Faßte doch noch 1746 die Kirchenverwaltung den traurigen Entschluß, die alten Glasmalereien, welche fast alle Fenster zierten, da sie allzu restaurationsbedürftig waren, gänzlich zu entfernen — erst neuerdings haben wenigstens die vier Mittelfenster des Chors und zwei Seitenfenster wieder mit Glasmalereien geschmückt werden können. Der Hauptaltar zeigt noch den alten Heiligenschrein, ein wertvolles Grabdenkmal in Sandstein von Albert von Soest, dessen reicher künstlerischer Thätigkeit wir später noch im Rathause begegnen werden, zwei große Epitaphien der Stöteroggen, einige alte schöne Altargeräte, unter denen die sogenannte „Güldene Kirche," ein kleines Reliquienhäuschen, besondere Aufmerksamkeit verdient — das ist so ziemlich alles, was von der einstigen reichen inneren Ausschmückung übrig blieb. Verschwunden sind die einst berühmten Silbergeräte, die herrlichen Meßgewänder, Kronen und Schmucksachen, von denen noch aus dem XVI. Jahrhundert ein umfangreiches Verzeichnis vorhanden ist — auch die ehrenvollen Siegeszeichen aus der Ursulanacht des Jahres 1371, in welcher die Lüne-



Aus der Ratsstube.

Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie teilweise zu Hospitälern, Magazinen, ja als Kasernen benutzt, die Nachlässigkeit und Nüchternheit vieler Generationen ließ dem Verfall Thor und Thür offen; selbst offenbarer Diebstahl beraubte, freilich schon in früherer Zeit, eine der Hauptkirchen ihres wertvollsten Schmuckes: der berühmten „Goldenen Tafel.“ Bekanntlich war dies ein in dem Altar der Michaeliskirche eingelassener, zweithüriger Altarschrank, der im Inneren mit Goldblech bekleidete und mit dem Kirchenschatz: mit Monstranzen, Reliquienbehältern, Kelchen, Kreuzen ꝛc. angefüllte Abteilungen besaß. Der Ursprung dieser eigenartigen Sammlung von Heiligtümern, deren wirklicher Geldwert, wie spätere Nachforschungen ergaben, freilich sehr übertrieben worden ist, läßt sich nicht nachweisen, jedenfalls war sie jedoch schon sehr früh durch

burger den Angriff der herzoglichen Reisigen so tapfer zurückschlugen, Beutefahnen und Wappenschilder der damals gefallenen Bürger wurden schon vor hundert Jahren bei einer „Renovierung“ des Chores entfernt. Nur die prächtige Orgel, ein holländisches Meisterwerk, und die alten Glocken lassen noch immer in alter Schöne ihre vollen, ehrwürdigen Klänge ertönen.

Nicht minder haben die anderen Kirchen Lüneburgs gelitten, und die Neuzeit hat, obwohl sie mit bedeutenden Geldopfern und vielem Verständnis an der Erhaltung und Wiederherstellung der alten prächtigen Bauten und ihrer Kunstschätze arbeitet, nicht nachholen und gut machen können, was in Jahrhunderten gesündigt wurde. Es scheint ein eigner Unstern über den Gotteshäusern gewaltet zu haben: in der Franzosenzeit zu

Stiftungen und Schenkungen zusammengekommen und galt jahrhundertelang als die größte Sehenswürdigkeit Lüneburgs. Die goldene Tafel wurde nur an wenigen Feiertagen, wenn der Abt zu St. Michael mit großem Pomp Messe las, vor dem Volke zur Schau geöffnet, aber doch auch sonst Fremden „von Distinktion“ ohne Schwierigkeit gezeigt — bis es 1698 einer Diebsgesellschaft unter Führung des berüchtigten Nickel List gelang, durch einen nächtlichen Einbruch den größten Teil der Kostbarkeiten, ja selbst der Goldblechbekleidung zu entwenden. Die Räuberbande wurde allerdings später dingfest gemacht, von den Schätzen fand man jedoch nichts wieder, und schließlich entschloß man sich, die noch vorhandenen Reste mit anderen wertvollen Altertümern zusammen zu verkaufen.

Digitized by Google



Thür der Ratsstube zu Lüneburg.

Digitized by Google



Rathauslaube.

Treppe zum Fürstensaal.

Auch die Reformation ist nicht ganz schuldlos an dem Niedergang der mittelalterlichen Kirchenbauten Lüneburgs — der reformierende Eifer der Behörden nicht weniger, als die Selbstsucht der beteiligten Innungen, Brüderschaften und Familien, sagt einer der Chronisten der Stadt, entzog leider den Kirchen manches, was einst zu rein kirchlichen Zwecken bestimmt war. Man darf dabei freilich nicht übersehen, unter welchen Verhältnissen sich die Reformation in Lüneburg Bahn brach. Die regierenden Geschlechter waren ihr, mit Ausnahme weniger persönlich Gewonnener, durchaus abgeneigt, während das Volk ihr zujubelte. In den Händen jener befanden sich die zahlreichen, gut dotierten Präbenden, Vikarien und andere Pfründen, und nicht nur diese, sondern mit ihnen zugleich einen Teil ihrer ausgedehnten sozialen Machtstellung fürchteten sie durch die Reformation einzubüßen. Kein Wunder, daß sie die Bewegung im Volke zu gunsten jeder kirchlichen Neuerung niederhielten, so lange es irgend anging. Auch nachdem sich rings um Lüneburg das Evangelium bereits überall Bahn gebrochen hatte, blieb die Stadt selbst katholisch. Aber auf die Dauer ließ sich das Volk nicht in Fesseln schlagen: in hellen Haufen zog es hinaus nach dem nahen Kloster Lüne, in dessen Kirche Hieronymus Enkhausen bereits, freilich zum argen Verdruß der Nonnen, predigte, oder nach Bardowik, wo Matthäus Gynderich, ein früherer Augustinermönch, das Wort verkündete. Vergebens drohte und strafte der Rat; vergebens wies er diejenigen, welche in Lüneburgs Straßen deutsche Kirchenlieder und Psalmen sangen, aus, vergebens schloß er zuletzt Sonntags die Thore der Stadt — vergebens ließ er sich endlich auch herbei, anstatt der Mönche zu St. Marien, welche bisher fast ausschließlich gepredigt hatten, einige begabtere Prediger aus Hamburg zu verschreiben.

Schon im Jahre 1529 war die Erregung im Volke so sehr gestiegen, daß die Bürgerschaft laut und öffentlich nach evangelischer Predigt verlangte, und am Tage Mariä Reinigung 1530 wagten die Bürger zum ersten Male die Predigten der Hamburger Herren durch lutherische Gesänge zu unterbrechen:

„Wyll gy nycht horenn to rechter tydt,
Gy willen des hebben grothen Spyt (Ärger),
Gy willen dath recht bedenken!“

sang ein handschriftlich überliefertes Lied aus jenen Tagen den trotzigen Rat an.

Schließlich kam es zu offenem Tumult. Einer der Hamburger, Augustin von Getelen, mußte die Stadt räumen, die Reformation

Digitized by Google

hatte gesiegt, aber zunächst war der Zustand der Stadt, politisch wie kirchlich, kaum besser als eine Anarchie, und erst als Urbanus Rhegius, der von dem Landesherrn aus Augsburg berufene treue Prediger des Evangeliums, in Lüneburg eintraf, besserten sich die kirchlichen Verhältnisse. Die Messe kam in Fortfall, die Gerichtsbarkeit des Propstes wurde aufgehoben und neben den noch beibehaltenen lateinischen Gesängen durften deutsche Lieder erklingen, der Grundstein zur Umgestaltung der berühmten alten lateinischen Schule zu St. Johannis wurde gelegt. Weniger glücklich war man mit der Ordnung der kirchlichen Finanzen, bei denen es sich nicht nur um die Güter der Kirchen und Klöster, sondern namentlich auch um die zahlreichen Lehen, Benefizien und Vikarien bei denselben und um das Vermögen der geistlichen Brüderschaften und Gilden handelte. Da waren, dem tiefreligiösen Sinn und dem stark korporativen Geiste des Mittelalters zugleich entsprossen die St. Antoni- und die Dreifaltigkeitsgilde, die St. Barbara-, St. Hülper- und heiligen Leichnamsgilde, da war nicht zuletzt die vornehme und reiche Kalandsbrüderschaft, der alle höheren Geistlichen der Stadt und viele Patrizier angehörten. Erst nach harten Kämpfen wurde hier eine einigermaßen genügende Regelung geschaffen — nicht ohne daß von dem großen Vermögen manches unwiederbringlich verloren ging. Am längsten leistete das Benediktinerkloster St. Michaelis Widerstand; noch am Michaelistage 1532 hatte der ritterliche Abt Boldewin von Marenholz mit gewohnter Pracht vor der geöffneten goldenen Tafel Messe gelesen — am 9. Dezember hörte er, daß die Mehrzahl seiner Konventualen in der Klosterkirche heimlich das heilige Abendmahl in lutherischer Weise nehmen wollte. Er kann es nicht glauben und eilt selbst nach dem Chor, das Unerhörte zu sehen. Einen Augenblick stand er wie verstummt, dann schleuderte er, ohne ein Wort zu sagen, die Kirchenschlüssel in die Kirche hinunter und wankte davon. Kaum in die Abtei zurückgekehrt, traf ihn der Schlag, bewußtlos lag er noch zwei Tage, am 11. früh war er eine Leiche.*) Sein Herz war gebrochen, als er die alten Grundlagen des Klosters zusammenstürzen sah. Übrigens gelang es der Stadt nicht, das bedeutende Vermögen des alten Klosters sich für rein städtische Zwecke zu sichern — die Einkünfte der Abtei wurden vielmehr zu einer Schule für die Söhne des lüneburgischen Adels verwendet, welche 1692 den Namen „Ritterakademie“ erhielt und als solche bis 1850 bestand.

Schwer — unendlich schwer traf Lüneburg der Dreißigjährige Krieg.

Gerade das Jahrhundert zwischen der Prälatenfehde und dem Ausbruch des unheilvollsten Kampfes, den Deutschland je zu

*) Wir folgen hier, wie in der Darstellung der Reformation in Lüneburg überhaupt, dem vortrefflichen Uhlhornschen Werke über Urbanus Rhegius.



Archiv im Rathause.

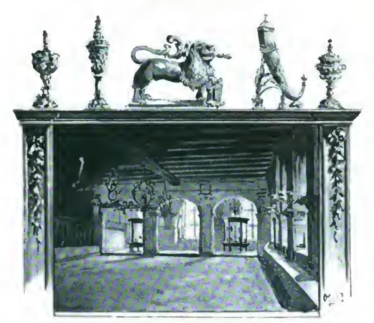
Gebetbuch.



Korkammer und Stuhlwange von Soest.

erleiden gehabt, hatte die Stadt auf die Höhe ihrer Macht und ihres Reichtums erhoben. Das Absatzgebiet des Travensalzes — so nannte man, da es meist über Lübeck ausgeführt wurde, an allen Küsten der Ostsee das wegen seiner Weiße und Reinheit berühmte Lüneburger Salz — erweiterte sich immer mehr, der Handel blühte, und wie Lüneburg als Stadt in ganz Norddeutschland einen Ruf und ein Ansehen genoß, das seine eigentliche Größe und Einwohnerzahl weit überstieg, so konnten sich auch seine Bürger, die Patrizier zumal, im Vollgefühl ihres Wohlstandes. Immer stattlicher, immer prächtiger wurden die hochgiebligen Kauf- und Wohnhäuser, welche sich die gebietenden Herren erbauten: die Viscules, die Witzendorf, die Töbing, die Dassel, die Stöterogge, die Garlop und andere — immer üppiger die Lebensführung und immer größer auch die Zahl der Fremden, welche Schaulust oder Handelsbeziehungen nach der merkwürdigen Salzstadt führten. Besonders zur Fastnachtszeit, wenn die jungen Patrizier ihre Befähigung zur Sülfmeisterschaft einer alten Sitte nach beim Kogefahren nachweisen mußten, war Lüneburg allezeit voller Gäste: ein mit Steinen gefülltes Weinfaß, die Koge (Kufe), galt es dabei mit einer Bespannung von mutigen Hengsten von der Sülze in rasendem Laufe durch die Straßen der Stadt zu fahren. Dem rasselnden Fasse aber folgte stets ein gewaltiger Zug von Vermummten: „Die Göttin Luna und die neun Musen, Midas und Pan, Pax und Gloria, König David mit der Harfe, Ritter und wilde Männer," vermeldet der Chronist, durften nicht darunter fehlen. Hatte sich der nordische Karnevalszug aber genug ausgetobt und war die Koge vor der Sülze endlich auf einem mächtigen Scheiterhaufen feierlich verbrannt worden, so begaben sich die Herren Junker nach dem „Schütting" am Markt, um sich mit Weib und Freunden an einer „großen Kollation" gütlich zu thun: auf 500 Speziesthaler schlug man die Kosten einer Kogefahrt für jeden jungen Sülfmeister an. Auf dem Schütting, der noch heute, freilich seines altertümlichen Schmuckes leider zum Teil beraubt, eine Zierde des Marktplatzes ist, hielten auch die reichen Kagelbrüder — die Führer des Heringshandels, so genannt nach ihrem mit einer eigenartigen Kappe (Kagel) geschmückten Ehrenkleide — ihre Zusammenkünfte und Schmausereien ab.

Am üppigsten ging es in Lüneburg zu, wenn die Landesherren die Stadt zur festlichen Huldigung mit ihrem Besuche beehrten. Jedesmal überbot man sich förmlich bei solcher Gelegenheit, den Reichtum der Bürgerschaft zu zeigen — es war, als wolle die Stadt dem neuen Herzoge so recht vor Augen führen, welchen unvergleichlichen Schatz er eigentlich in seinem getreuen — aber oft herzlich trotzigen Lüneburg besaß. In langen Reihen standen dann die Bürger, wohlgerüstet mit Gewehr, Hellebarden und Spießen samt ihren „Knechten und Jungen" vom Roten Thore bis zum Schlosse, wenn der neue Landesherr, vom Bürgermeister und Syndikus geführt, unter dem Donner der städtischen Geschütze und dem Geläute der Glocken einzog. Feierlich wurde dem hohen Herrn dann der Huldigungspokal, 127 Lot schwer, und häufig auch ein weißer, kostbar aufgeschirrter Hengst übergeben — ebenso wie die üblichen 8 „Lägel"



Fürstensaal und Teil vom Silberschatz.

Wein, 6 Faß Hamburger und 1 Faß Einbecker Bier nicht fehlen durften. Am nächsten Tage in der Frühe besorgten die fürstlichen „Sekreterer“ die Ausfertigung und den Vergleich der Reverse, der Herzog sicherte dem Rate zuerst die Aufrechterhaltung aller Privilegien eidlich zu und nahm dann erst, an ein geöffnetes, mit schwarzem Samt bedecktes Fenster des Rathauses tretend, den Schwur der auf dem Markte versammelten Bürgerschaft entgegen. Ein großartiges Huldigungsmahl schloß die Feier. „Um vier Uhr,“ erzählt ein Chronist von der Huldigung des Jahres 1593, „begann das Fest. Es war an eilf Tafeln gedeckt, der Bürgermeister bediente den Herzog. An zwei Schenken, neben denen 4 Ohm Wein, 2 Fässer Einbecker und 2 Tonnen Hamburger Bier lagen, verrichteten die Schenken ihr Amt. Man trank (eine neue Sitte) aus Gläsern und ‚et güng Alles in guden Freden to; ok kemen de Glese fast alle weg und worden sehr vele mit Willen entwei geworgen.‘ Auch der Speisezettel ist uns aufbewahrt. Man trug in fünf Gängen auf:

1. Hirschbraten mit Limonien, gelbes Lammfleisch, Kapaunpasteten, Wildschweinsbraten, anderes Wild und Marzipan.

2. Lammbraten mit roten Rüben, Rebhühner, Hechte in Gallert, Hirschpasteten, Karpfen mit Rosenessig, Ochsenzungen und Hellbackels (?).

3. Gebratene Schwäne und Hasen mit Oliven, Hühner mit Limonien, Backfische mit Steckrüben, Hechte, gefüllte Eier, Wirenbackels.

4. Gebratene Ferkel mit Kapern, Karpfen in Gallert, Schmerlen, Schaffleisch mit Meerrettich, Mandelkäse und Ridderschorten (?).

5. Entenbraten, Neunaugen, Wildbraten, Barsche mit Butter, Mandeltorte und Kalbfleisch. Außerdem 24 Sorten Konfekt.

Was müssen die braven Herren von damals für einen ausgezeichneten Magen gehabt haben, um diesem Diner nur einigermaßen auf den Grund zu kommen! Übrigens kostete der Schmaus der Stadt ein erkleckliches Stück Geld, nämlich 701 Thaler, eine in Anbetracht des damaligen Geldwertes sehr bedeutende Summe.

Wie gesagt, der Dreißigjährige Krieg war es, welcher den ungeheuren Wohlstand Lüneburgs vernichtete. Es war weniger der immer-

Digitized by Google



Der große Löwe,
silbernes Gießgefäß aus dem Lüneburger Silberschatz, vom Jahre 1540.

hin sehr hohe unmittelbare Schaden, welchen die Stadt erlitt, unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte die Bürgerschaft wohl die großen Summen, mit denen der Rat bald von der einen, bald von der anderen Partei Schonung der Stadt erkaufte, ebenso verschmerzen können, wie die Kosten für die eignen Rüstungen. Selbst als sie schließlich 1636 vorübergehend eine kleine schwedische Garnison aufnehmen mußte, blieb sie vor dem letzten, der Plünderung, bewahrt, obwohl es mit den augenblicklichen Geldmitteln bereits so arg bestellt war, daß der Rat einen Teil seines kostbaren Silbergerätes verkaufte. Weit schlimmer war, daß der Handel Jahrzehnte hindurch brach lag, daß der Salzabsatz stockte, ja viele Pfannen gänzlich kalt stehen mußten — daß dann endlich zwischen Rat und Bürgerschaft Zwistigkeiten ausbrachen, welche den Landesherren hochwillkommene Gelegenheit zur Einmischung gaben. Und diese Gelegenheit wurde diesmal gründlich und mit Geschick benutzt; nicht nur die Herrschaft der Sülfmeister, der alten Patrizierfamilien, wurde gebrochen, sondern die ganze, bisher fast völlige Unabhängigkeit der Stadt ging verloren, der Herzog besetzte sie und befestigte den einst von den Bürgern tapfer erstrittenen Kalkberg aufs neue, die Stadtverwaltung trat mehr und mehr unter die Oberaufsicht der Landesregierung. Damit aber schwand das selbstbewußte und thatkräftige Bürgertum dahin, die alten Geschlechter starben merkwürdig schnell aus oder verließen die Stadt — es ging bergab mit dem stolzen Lüneburg.

Auch die Baugeschichte der Stadt liefert den Beweis von dem allmählichen Verfall ihres Wohlstandes, mit dem zugleich die Schaffensfreudigkeit und das künstlerische Können verloren ging — mit dem zweiten Dezennium des XVII. Jahrhunderts schneidet die Epoche, welche uns bedeutendere Denkmale der öffentlichen Bauthätigkeit überliefert hat, schroff ab.

In der letzten Hälfte des XVI., in den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts sind anscheinend auch die schönsten Räume des aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Rathauses entstanden, welches 1603—1605 unter der tüchtigen Leitung des Kämmerers von Dassel in umfassender Weise umgebaut wurde. Was spätere Zeiten — wir sehen von der Thätigkeit der letzten Generation ab — an dem Baue gemodelt haben, ist mehr der Not entsprungen und hat wenig, herzlich wenig zu seiner Verschönerung beigetragen.

Das ehrwürdige, alte Rathaus ist in der That das herrlichste Erinnerungsdenkmal, welches die Vorfahren den heutigen Bürgern Lüneburgs hinterlassen haben, es ist heute noch weitaus die bedeutendste Sehenswürdig-

keit der Stadt. Verschwunden ist zwar die stolze Gruppe seiner fünf hochragenden Thürme, verklungen das volltönende Glockenspiel, das einst den Wahlspruch der Stadt: „Da pacem domine in diebus nostris“ allstündlich verkündete — den Reichtum und die Schönheit der inneren Ausstattung hat die Sparsamkeit und Nüchternheit zweier trüben Jahrhunderte aber nicht vernichten können.

Welch herrliches Gemach ist nicht die alte Ratsstube mit ihren unvergleichlichen Holzschnitzereien von Albert von Soests Meisterhand! Tafelwerk im Geschmack edelster Renaissance mit zierlichen Friesen, aus denen trefflich gearbeitete, von buntem Rankenwerk umgebene Köpfchen hervorragen, bedeckt die Wände des großen Raumes bis über Mannshöhe. Ein üppiger Reichtum von Figuren und Ornamenten zeichnet die beiden Gesimsträger an den Seiten der Eingangsthür aus, die von einem runden Sockel aus konsolenartig sich verbreitern, dann in nischenförmiger, von Figuren belebter Renaissancearchitektur aufsteigen und mit einem aus gotisierenden Blenden und Fialen hervorwachsenden Kapitäl abschließen. Gestalten aus der alten Geschichte und der biblischen Überlieferung wechseln mit allegorischen Figuren ab, das über dem Thürgesims angebrachte große Relief, welches wir in einer Skizze wiedergeben, stellt Scipio Africanus dar, wie er gefangenen Jungfrauen Schutz und Beistand zusagt, das Nebenbild links Curtius sich in den Abgrund stürzend, rechts Regulus, wie er von den Karthagern in einer mit Nägeln beschlagenen Tonne gewälzt wird. Einfacher, aber nicht minder schön sind die Einfassungen bei den übrigen Thüren — auffallend ist unter anderem ein Simsrelief: die Enthauptung des Manlius Torquatus vermittelst einer . . . Guillotine. Von höchster Feinheit erscheint auch der figurenreiche Schmuck der etwa meterhohen Schranke, welche den Saal in zwei Hälften teilt.

So reich ausgestattet dies Zimmer ist, das interessanteste und anziehendste Gemach des ganzen Baues bildet doch wohl die „Ratslaube,“ welche, wie wenigstens Mithoff in seinen vortrefflichen „Kunstdenkmalen und Altertümern im Hannoverschen“ annimmt, teilweise aus dem XIV. Jahrhundert stammt, aber im XVI. Jahrhundert umgebaut zu sein scheint. Die Laube ist ein weiter, geräumiger Saal, welcher sein Licht durch drei große,



Vergoldeter Pokal vom Jahre 1562 aus dem Lüneburger Silberschatz.

mit prächtigen alten Glasmalereien geschmückte spätgotische Fenster an der Südseite und vier kleinere Fenster an der Ostseite erhält. Die nach einem weitgespannten Segmentbogen geformte Holzdecke, wie die holzbekleideten, vielfach mit Schränken versehenen Wände sind mit einer figurenreichen, farbenkräftigen Malerei bedeckt, welche neuerdings, dank besonders der Anregung des leider zu früh verstorbenen Münchener Meisters Gedon, in zum größten Teil mustergültiger Weise restauriert worden ist. Der originelle Fußboden besteht aus Reihen rautenförmiger Ziegeln und quadratischer Gipsplatten mit eingelegten schwarzen Verzierungen, welche abwechselnd einen Löwen (das Lüneburger Wappentier)



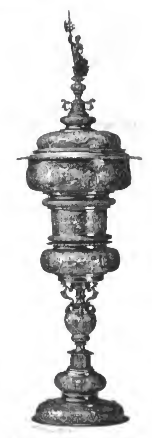
Burgereidskristall vom Jahre 1444 aus dem Lüneburger Silberschatz.

und ein gotisches Vierblatt darstellen. In der südwestlichen Ecke des Saales ist ein rechteckiger Raum durch Schranken abgeteilt, innerhalb deren die Richtersitze ihren Platz gefunden haben; längs der Schranken und an den Wänden sind mit einem beweglichen Deckel versehene Öffnungen im Fußboden angebracht, die mit Heizkammern im Untergeschoß in Verbindung standen — eine der ältesten mittelalterlichen Luftheizungsvorrichtungen. Eine Fallthüre aber führt unmittelbar aus der Laube in den ehemaligen Ratskeller: zur alten Trinkstube und wohl auch zu den Gefängnissen, ein seitlicher, enger Gang in die ehrwürdige „Körkamer," in welche sich einst die Lüneburger Herren zurückzogen, wenn es galt, der Stadt ein neues Oberhaupt zu erwählen — ein kleines, „heimliches" Zimmerchen, das nach Lage und Ausstattung dem Ernst und der Wichtigkeit der vorzunehmenden Handlung trefflich entspricht.

Der dritte bemerkenswerte Raum ist der Fürstensaal, ein mächtiges, langgestrecktes Gemach von schönen Dimensionen, ausgezeichnet durch die zahlreichen Bilder lüneburgisch-braunschweigischer Fürsten und ihrer Gemahlinnen, durch eine reichgemalte, originelle Holzdecke und fünf geschmackvoll aus Hirschgeweihen und Schmiedeeisen hergestellte Kronleuchter. Den größten Schmuck dieses Saales aber bildet — heute leider nur noch in allerdings vortrefflichen galvanoplastischen Nachbildungen — der berühmte Silberschatz des Lüneburger Rates. — Generationen hatten an diesem kostbarsten Kleinod unter den Altertümern der Stadt gesammelt; noch heute kann man aus den Inschriften einzelner Stücke erkennen, wer einst ihre Stifter waren: da trägt der eine, von uns abgebildete Pokal neben den emaillierten Wappen der Elvers, Stöterogge und Glöden die Widmung des Bürgermeisters Nikolaus Stöterogge, welcher ihn 1562 dem hochansehnlichen Senate vermachte, dort zeigt ein entzückend gearbeiteter Münzpokal den Namen des Präpositus Koller und die Jahreszahl 1536. Der prächtig gearbeitete, als Gießgefäß für das Händewaschen nach Tisch bestimmte Löwe, von welchem wir eine Abbildung geben, ist ein Geschenk des Protokonsuls Hartvicus Stöterogge aus dem Jahre 1540, während die dazu gehörige, mächtige Waschschüssel, auf deren breitem Rande sieben Darstellungen aus der römischen Geschichte in getriebener Arbeit angebracht sind, 1556 von Hieronymus Witzendorf gestiftet wurde, und wir Wappen und Namen der Borchholts auf einem reichvergoldeten Jagdpokale von 1600 finden — einem kostbaren, überreich mit sauber gearbeiteten Jagdstücken und Arabeskenwerk ausgeschmückten Stück. Auch Geschenke verschiedener Fürsten, die aus dem einen oder anderen Grunde mit der Stadt oder mit Angehörigen des Rates in Verbindung standen, sind in der Sammlung vertreten; so verehrte Kurfürst Johann Georg von Brandenburg einen prächtigen, mit Buckeln getriebenen und mit erhabenem Laubwerk gezierten Pokal „in perpetuam sui memoriam" seinem Gastfreunde Ludolph von Dassel, den dieser wiederum 1606 dem Senat darbrachte — so schenkte „Her Frederich to Brunswigk und Luneborg, Hertoge, zeligen Hertoge Berndes Sone dem Rade to Luneborg" 1472 den schöngeformten, in gotischem Stile gehaltenen Achatbecher, den wir nebenstehend wiedergeben.

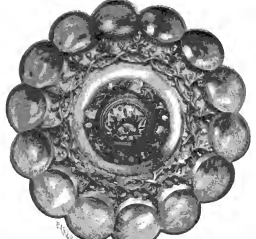


Achatbecher vom Jahre 1472 aus dem Lüneburger Silberschatz.
Geschenk des Herzogs Friederich.



Vergoldeter Pokal vom Jahre 1600 aus dem Lüneburger Silberschatz.
Geschenk von Jürgen Borchholt.

Von anderen Stücken läßt sich die Herkunft nicht mehr nachweisen; z. B. deuten bei dem prunkvollen Trinkhorne aus dem Jahre 1486 nur die Langeschen und Schomakerischen Wappen, welche in der Mitte des auf den beiden Elefanten (siehe die Abbildung S. 195) ruhenden Bogens angebracht sind, auf Beziehungen des Gebers zu diesen Familien hin, während bei der anscheinend zu den ältesten Stücken der Sammlung gehörigen Konfektschale (siehe S. 194) die Wappen der Töbing, Gadenstedt und von der Lohe aus einem Kranze von Laubwerk herausleuchten. Sehr selten erfahren wir eine nähere Auskunft über die Künstler, denen wir die herrlichen Arbeiten verdanken. Unzweifelhaft stammen einzelne Stücke aus den Werkstätten auswärtiger, wahrscheinlich süddeutscher Goldschmiede, indessen ist die Mehrzahl, wie schon die niederdeutschen Inschriften beweisen, sicher in Lüneburg selbst gefertigt und legt ein beredtes Zeugnis für die hohe Blüte des städtischen Kunstgewerbes ab. Nachgewiesen ist die Anfertigung innerhalb der Lüneburger Bannmeile gerade bei einem der schönsten Stücke der Sammlung, dem berühmten „Bürgereidskristall,“ welches dem feinen künstlerischen Geschmack und der geschickten Hand des Lüneburger Meisters Hans von Laffert seine Entstehung verdankt. Das 1444 gefertigte silberne, stark vergol-



Silberne Konfektschale (XV. Jahrh.) aus dem Lüneburger Silberschatz.

dete Reliquiarum, auf welches früher die Beamten und alle Bürger der Stadt vereidigt wurden, ist ein längliches, oben gerundetes Kästchen, auf dessen Wölbung ein etwa 7 cm langer, 5 cm starker, hohler Kristall angebracht ist, neben dem zwei betende Engel knieen. An beiden Schmalseiten des Kästchens selbst befinden sich kleine Thüren, denn sowohl der untere Kasten, wie der Kristall waren ehedem zur Aufnahme von Reliquien bestimmt; beide Thüren sind reich geschmückt, an der einen hält der heilige Georg hoch zu Pferde im Harnisch und Waffenschmuck Wacht, an der anderen steht die Jungfrau Maria. Die eine Längsseite des Kästchens ziert eine höchst kunstvolle Darstellung des Erscheinens Jesu am Tage des jüngsten Gerichts, auf der anderen ist die Kreuzigung dargestellt. Der Rand ist überall mit Edelsteinen und Emailguß besetzt.

Der Silberschatz des Rates war ehedem weit bedeutender, aber es ist ihm ergangen wie den Kleinodien der Kirchen Lüneburgs. Nach einem alten, in der Magistratsregistratur noch vorhandenen Verzeichnisse zählte die Sammlung einst 200 Stücke; schon im dreißigjährigen Kriege mußte ein bedeutender Teil veräußert werden, um die Forderungen des brandschatzenden Generals Bauer zu befriedigen, vielleicht daß dann auch später noch das eine oder andere Stück verkauft oder verschenkt worden ist, jedenfalls bestand die Sammlung 1874 aus nur noch 37 Stücken, allerdings wohl den schönsten und wertvollsten des ganzen einstigen Schatzes. Wiederholt hatten sich hervorragende Sammler vergebens um den Ankauf der wundervollen Arbeiten bemüht — unter anderen, wenn ich nicht sehr irre, der Frankfurter Rothschild, dessen köstliche Sammlung jetzt zum großen Teil in das Ausland gegangen ist —, bis die preußische Regierung sie endlich*) für 660000 Mark und unter der Bedingung, Lüneburg galvanoplastische Abbildungen zu liefern, erwarb. Seitdem zählen die herrlichen Meisterwerke zu den hervorragendsten Zierden des Berliner Kunstgewerbe-Museums und sind damit gewiß der Bewunderung und dem lernbegierigen Eifer weiterer Kreise erschlossen, sowie vor allem vor der Zersplitterung bewahrt und dem Vaterlande für immer erhalten — wer freilich kann es dem Lüneburger Bürger verdenken, daß er den Verlust der ererbten Kleinodien immer noch schmerzlich empfindet und die hohen Glasschränke im Fürstensaale, welche ihre Nachbildungen bergen, nur mit wehmütigen Gefühlen betrachten kann.

Die übrigen Prunkräume im Rathause mahnen an eine neuere Zeit: der sogenannte Huldigungssaal mit Malereien des Lüneburger Malers Burmester ist im Anfang des XVIII. Jahrhunderts gebaut und der hübsche Traubensaal, einst das Tanzgemach der Ratsweinhandlung, jetzt der Sitzungssaal des Magistrats und der Stadtverordneten, erhielt seine heutige Gestalt noch später — weit bemerkenswerter als ihre Ausstattung erscheint mir ein prächtiges schmiedeeisernes Gitter im Vorplatz, das mit seinem zierlichen Ranken- und Blumenwerk eine treffliche Arbeit des Meisters Hans Ruge ist und aus der besten Zeit des heimischen Kunsthandwerks (1576) stammt.

Einförmig und öde flossen die Jahre über Lüneburg dahin. An die Stelle der großen Gesichtspunkte, unter denen sich einst

*) Mit Ausnahme eines stiftungsgemäß nicht zu veräußernden Stückes.

die städtische Politik bewegt hatte, waren kleinliche Reibereien zwischen Rat und Bürgerschaft, zwischen Stadt und Regierung getreten; dann und wann zeigte sich wohl in der Salinenverwaltung ein höherer Aufschwung, auch der Speditionshandel schien sich bisweilen neu zu beleben — im großen und ganzen hielt der Rückschritt aber auch in gewerblicher Beziehung an, mehr und mehr sank Lüneburg zu dem Rang einer mittleren Provinzialstadt herab. Fast spurlos ging der siebenjährige Krieg vorüber, und erst des harten Druckes der Franzosenzeit im Anfang dieses Jahrhunderts bedurfte es, die Bürgerschaft zu neuer Thatkraft zu entflammen. Es kamen noch einmal schöne, sonnige Tage, nicht unwürdig einer großen Vergangenheit: im März und April des Jahres 1813 fochten Lüneburger Bürger in erster Reihe, und der Name des wackeren Mädchens, der Johanna Stegen, welche mitten im Gefecht des 2. April den Kämpfenden in ihrer Schürze Patronen zutrug, ist sattsam bekannt und gefeiert worden.

Erst neuerdings blüht die alte Stadt wieder sichtbar empor — nicht zuletzt dank derselben Naturgaben, welche einst im Mittelalter die Grundlagen ihrer Macht und ihres Reichtums bildeten: der heute noch wie vor einem halben Jahrtausend in unerschöpflicher Fülle sprudelnden Salzquellen und der ergiebigen Kreidebrüche. Und wieder, wie ehedem, macht sich in der Bürgerschaft auch ein reges Streben geltend, die ehrwürdigen Baudenkmale zu pflegen und zu erhalten ... es ist viel, sehr viel geschehen in dieser Richtung: so wurde das Rathaus in seinen wesentlichsten Teilen mit Geschmack und Zartgefühl restauriert, die Nikolaikirche mit einem Kostenaufwande von 300 000 Mark in würdiger Weise umgebaut und zugleich hat die Stadt sich in dem prächtigen Neubau ihres alten Johanneums ein würdiges Denkmal gesetzt. Überall werden jetzt auch bei privaten Umbauten die originellen alten Giebel sorgsam bewahrt und behütet, ja selbst neugebaute Wohnhäuser suchen sich dem architektonischen Gesamtbilde der Umgebung anzupassen. Wenn auch die großen Zeiten der selbstbewußten Herren Sülfmeister für immer verklungen sind, in ihrer Erinnerung darf Lüneburg sich mit gutem Rechte sonnen.

Trinkhorn vom Jahre 1486, mit Silber beschlagener Elefantenzahn, aus dem Lüneburger Silberschatz.

Wege im Gelobten Lande.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Wir hatten das Land der Wunder verlassen; Ägypten lag hinter uns, und nun steuerten wir dem Lande der Sehnsucht zu: Palästina.

Wenn die Erzählungen der heiligen Geschichte die Kinderseele erfassen, dann schlägt auch das Sehnen seine Wurzel, den Boden zu betreten, auf dem Christus wandelte, die Orte zu grüßen, deren Namen uns durch ihn vertraut wurden, in Andacht an den Stätten zu weilen, die stumme Zeugen des Erlösungswerkes waren. Dies Sehnen war zum erfüllbaren Wunsche geworden; wir waren kaum eine Tagereise von Jaffa entfernt.

Unser Dampfer „Seid," ein älteres Schiff der französischen Mittelmeerlinie, verließ den Hafen von Port Said im Dunkel der Nacht, langsam fuhr er durch die Fahrstraße des Suezkanals, die sich weit ins Meer hinauserstreckt, vorbei an den roten und grünen Lichtern der Feuerzeichen, bis er die



Der Weg von Gethsemane nach Kaiphas' Haus.

offene See gewann und seinen Gang beschleunigte. Die flache Küste war verschwunden, auch die roten und grünen Signallichter tauchten nach und nach unter, nur das weiße elektrische Licht des wegen seiner Größe berühmten Leuchtturmes folgte noch lange Zeit dem einsamen Schiffe, dessen Bug nach Osten gerichtet war, dem Gelobten Lande zu. Darüber wölbte sich der Sternenhimmel in unsagbarer Pracht.

Die Gedanken der modernen Wallfahrer hafteten noch in der jüngsten Vergangenheit, in dem Erschauten der letzten Wochen, die dem Sohne des XIX. Jahrhunderts gestatteten, sich in die Trümmer des alten Ägyptens derart einzuleben, als wären die dahingegangenen fünf Jahrtausende ein kaum verklungenes Gestern. Die Bauwerke, soweit sie erhalten, die Bilderschriften auf den Mauern und Säulen der Tempel, die farbigen Darstellungen der Königsgräber sind selbst dem Laien greifbare Belege zu den scharfsinnigen Forschungen der Altertumskundigen. Die sorgsame Deutung der Funde bestätigt immer mehr die Richtigkeit der Aufzeichnungen, welche uns die alten Schriftsteller hinterließen, Herodot, Strabo, Diodor und Plutarch. Die Bibel aber schlägt eine Brücke von Ägypten nach Palästina hinüber.

Durch das Land Gosen führt jetzt die Eisenbahn auf Ismailiya am Suezkanal zu. Der Zug hält bei dem kleinen Orte Ramses, in dessen Nähe die Trümmerstätte Tell el-Maschuta, nach den Inschriften eines großen Granitblockes, mit Recht als das biblische Ramses gedeutet wird, wo die Israeliten zum Frondienste des Ziegelstreichens gezwungen wurden. Riesige Nilschlammziegel, die mit zerschnittenem Stroh durchsetzt sind, erinnern noch heute alldort an die biblische Erzählung.

Ramses II, der mächtige König, wird der Pharao der Unterdrückung genannt. Seine Mumie steht im Museum zu Kairo zur Ansicht der Neugierigen aus, neben ihr liegt, des königlichen Schmuckes beraubt, dürr und bloß die Mumie seines Vaters, Seti I, der seinen Sohn und Nachfolger mit jungen Ägyptern aufziehen ließ, und unter diesen wird sich wahrscheinlich Moses befunden haben.

Digitized by Google



Der Weg nach Bethlehem.

Bei dem Anblicke der 1881 in einem Verstecke der thebanischen Felsenwüste entdeckten Königsmumie ist es, als würde die ferne Vergangenheit zum Heute. Diese nun erloschenen Augen blickten freundlich auf das Knäblein Moses. Und der nun schweigsame Mund des großen Ramses sprach harte Worte der Bedrückung über das einst gastlich aufgenommene Volk Israels. Es sind nicht die Steinbilder der Pharaonen, es sind ihre irdischen Überreste, durch die Kunst der Balsamierer bewahrt. Sie lebten einst, und dem Schauenden wird ihre Zeit lebendig.

Ägypten das Land, welches kraft seiner klimatischen Eigenart die Urkunden des Altertums dauernder erhielt als je ein zweites, verführt zu der Annahme, daß die Spuren der Vergangenheit auch an anderen Stätten in gleicher Deutlichkeit und demselben reichen Maße vorhanden seien. Deshalb eilt der von Ägypten Kommende dem Gelobten Lande freudig erregt zu, in der Hoffnung, daß das Auge sehen werde, was das Herz begehrt: Zeugen der heiligen Geschichte, die Gestalt und Wesen noch nicht ganz einbüßten. Diese Zuversicht läßt sich kaum durch die oft vernommene Beteuerung Reisekundiger erschüttern, daß Palästina das Land der Enttäuschung sei, und nur widerstrebend gibt später die Seele der Wirklichkeit gegenüber ihre Bilderschätze dahin, zu denen das holde Spiel der Einbildung den Goldgrund und die Farben lieh.

Graugelb wie der Wüstensand steigt die Küste aus dem Meere, und je näher das Schiff kommt, um so deutlicher erkennt das Auge die unwirtliche Beschaffenheit des langgestreckten Gestades. Vor uns, von den blendenden Strahlen der Morgensonne umflossen, erhebt sich staffelförmig eine Stadt: Jaffa, nach der Sage die älteste Stadt der Welt. An den schroffen Felsenwänden zeigte man noch zur Zeit des Flavius Josephus die Fesseln, mit denen die von Perseus befreite Andromeda angeschmiedet gewesen. Hierher nach Joppe sandte König Hiram das Cedernholz für den Salomonischen Tempel, diese Stadt nahmen die tapferen Makkabäer ein, hier erweckte Petrus Tabäa, die todesentschlafene, und auf dem Söller des

Gerbers Simon kam dem Apostel durch das Traumgesicht die Überzeugung, daß Gott die Person nicht ansehe, sondern auch den Heiden die frohe Botschaft der Erlösung gelte. Von dieser Stunde an zogen die Jünger in die Heidenwelt hinaus, und auch in das Abendland drang die Kunde von dem Auferstandenen. In dieser Stunde ward die Bewegung geboren, deren zunehmende Wellenschläge die heutige Kultur der führenden Völker bilden.

Der Gedanke der Heidenmission ward in Joppe auf dem Dache Simons des Gerbers in dem gebeterhobenen Geiste des Apostels Petrus lebendig — er leuchtet über die Welt hin wie die Strahlen der aufgehenden Sonne, — als unsere Urahnen noch Heiden waren. Sei tausendmal gegrüßt, Jaffa, von dem Schiffe aus, das die Anker fallen läßt und weit vor dem klippenumhegten Hafen bleibt.

Die Barken rudern heran. Wie Riffpiraten sehen die Bootsleute aus. Wer öfter in orientalischen Hafenstädten die Plage der Aus- und Einschiffung durchmachte, ergibt sich willig darein, für eine Zeitlang die Beute der Barkenführer zu sein. Er erträgt das Streitgeschrei aufgeregter Parteien als geduldiges Opfer, er weiß, daß das Getobe einmal dazu gehört. Aber jedwede innere Stimmung wird durch den Tumult gründlich vernichtet.

Und sowie man das Land betritt, diesen schmutzigen Kai Jaffas, auf dem Neugierige in ihren malerischen Lumpentrachten lungern, den Warenballen und Kisten verengen, den die Pilger mit ihren Koffern und Kasten förmlich zubauen, so daß die beladenen Kamele Menschen zertreten würden, wenn man ihnen nicht auswiche, hegt man den Wunsch, so bald wie möglich aus diesem Trubel fort zu sein. Erst jedoch finden Paß- und Zollmusterung statt; sind diese geschehen, darf der Fremdling seine Schritte weiter lenken.

Jaffa selbst macht keinen anderen Eindruck wie die meisten orientalischen Städte, in denen mohammedanische Gleichgültigkeit gegen alles, was unangenehm, unzweckmäßig und verkommen ist, herrscht. Vor dem nördlichen Thore jedoch, wo die Kolonie der Templer liegt, walten deutsche Ordnung und Sauberkeit. Die Templer — zumeist Württemberger — haben Sprache und Landessitte auch in der Kleidung bewahrt. Bei ihnen ist es gut sein, und Konsul Hardegg, der Inhaber des „Hotel Jerusalem,“ ist im wahren Sinne des Wortes ein gastlicher Wirt.

Wir mieteten in der Kolonie einen zwar altertümlichen, aber bequemen Landauer für die Fahrt nach Jerusalem. Unser arabischer Kutscher, Hassein mit Namen, sprach ein wenig deutsch und zwar in schwäbischer Mundart, hatte er doch seine Sprachkenntnisse in der Kolonie aufgepickt. Er war ein zuverlässiger, sorgsamer Mann von mittlerem Alter.

Um drei Uhr nachmittags fuhren wir ab, vorbei an den Apfelsinengärten, in denen die köstlichsten Früchte fast im Übermaße gedeihen. Auch Palmen stehen in den Gärten, schlanke Dattelpalmen. Die Granaten trieben Knospen und die Feigen prangten in jungem Grün.

Der erste Weg im Gelobten Lande führt durch die Ebene Saron. Ihrer Erscheinung im großen ganzen nach könnte man sie für ein Stück mitteldeutscher Erde halten, das sanfte Hügelketten umschließen. Die Äcker sind bestellt, der Fahrweg ist leidlich. Aber die elenden Dörfer gleichen nicht unsern Dörfern. Nirgendwo ein Kirchtum und auch an waldigen Flecken gebricht es. Die Palmen neben den traurigen Hütten, die Wachttürme an dem Wege erinnern uns daran, daß wir im fremden Lande sind, am eigenartigsten jedoch wirken die dichten Hecken der Kaktusfeige, welche Felder und Gärten einzäunen. Die stacheligen flachen Blätter erscheinen an der Straßenseite häufig abgebrochen und angenagt; dies haben Kamele gethan, welche im Vorbeiziehen einen Mundvoll der nur ihnen allein genießbaren Kost pflückten. Wanderer, mit langschaftigen Flinten auf dem Rücken, Treiber mit Lastkamelen begegneten uns. Sobald die Landesbewohner in ihren morgenländischen Trachten die Straße belebten, bekam das landschaftliche Bild wie mit einem Schlage sein charakteristisches Gepräge, dann trat alles Ungewohnte zusammen, wie um einen Mittelpunkt, der ordnend einwirkte.

Unser vorläufiges Ziel war Ramleh, angeblich das neutestamentliche Arimathia. Wir langten mit sinkender Sonne an, fanden treffliche Herberge bei einem Württemberger, dessen Gasthaus, nach heimatlicher Art erbaut, eigensinnig von seiner Umgebung abstichт. Am Spätabend traf eine englische Reisegesellschaft von Jerusalem ein, um in dem-

selben Hause zu übernachten. Manch bitteres Wort fiel über den Zustand der Heiligen Stadt. Das kränkte uns, denn wir waren noch voller Sehnsuchtsfreude.

Früh am anderen Morgen brachen wir auf. Vor uns, das Gebirge, das am gestrigen Tage wie ein blaues Gewölk die Ferne begrenzte, war das Gebirge Juda. Als Hassein am Eingange des Thales treulich die Pferde fütterte, schritten wir voran in das enge, blühende Thal.

Am Wegesrande erglühte es rot von leuchtenden Anemonen, Alpenveilchen umkränzten die Felsen, Blütenbüsche grünten an den Böschungen, die weiße Ciftrose und die violette. Auch der Lavendel stand in Blüte und wohlriechender Salbei. Die Sonne durchwärmte das Thal, ihre goldenen Strahlen mischten funkelndes Licht in die Farben der Blumen. Blätter und Blüten hauchten balsamische Düfte aus. Nie sah ich solche Pracht wildwachsender Blumen, nie atmete ich eine so wonnige, duftdurchtränkte Luft. „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal.“ Die Natur erlabte die Sinne, das Herz aber ward weit bei dem Gedanken, daß dieser Weg, den wir wanderten, nach Jerusalem führe.

Langsam steigt die Fahrstraße an. Die Blütenpracht blaßt allmählich ab, bis die unfruchtbare, steinige Hochebene erreicht wird. Der Wagen holte uns ein. Wir sahen Dörfchen und Orte, Ölbäume in dichten Gruppen, wir sahen braune Knaben mit ihren Ziegen und begegneten mancherlei abenteuerlich aussehendem Wandervolk. Um die Mittagszeit hielten wir vor dem „Hotel Feil,“ das vor dem Jaffathor Jerusalems in der neuen Vorstadt gelegen ist. Die Heilige Stadt selbst erblickte man nicht von hier.

Nun begannen die Enttäuschungen. Von Jerusalem will ich hier nicht schreiben, da ich nur von einigen Wegen im Gelobten Lande zu sagen vorhabe.

Flavius Josephus berichtet (Jüdischer Krieg VII, 1), daß Titus befahl, die Stadt Jerusalem dem Erdboden gleichzumachen bis auf den westlichen Teil der Ringmauer und die drei Türme Phasael, Hippikos und Mariamme. „Die übrigen Mauern der Stadt machten die Zerstörer so ganz dem Boden gleich, daß ein Besucher es kaum glaublich finden konnte, daß die Stätte jemals bewohnt gewesen sei. Solches Ende hatte dieser herrlichen, weltberühmten Stadt die Tollheit der Aufrührer zugezogen.“

Das heilige Grab, Golgatha und der Schmerzensweg aber sind in dem nördlichen Teile der Stadt. Es ist anzunehmen, daß die wirkliche Via dolorosa tief unter dem Schutte liegt, der sich berghoch häufte. Die Stätten, welche der frommen Erinnerung wegen als Zeugen selbst unscheinbarer Vorfälle aus der Leidenszeit bezeichnet werden, erregen nicht geringeren Zweifel an ihrer Echtheit als der Schädel Adams, den die Griechen in der Grabeskirche zeigen und verehren lassen. Von den Einzelheiten wendet sich daher das Empfinden dem Ganzen zu.

Ja, diese Stadt ist Jerusalem und dieser Berg ist der Ölberg. Ich sehe hinab in die Thalschlucht des Kidron, und im Glanze der Morgensonne schimmert die Stadt wie eine Fata Morgana ihrer einstigen Schönheit. Auf der anderen Seite, im Thale des Jordan, ruht wie ein tiefblauer Glasfluß der Salzsee, das tote Meer. Auf der Höhe des Ölberges zeigen Araber in einer Moschee die Fußspuren Christi, die im Felsen entstanden, da er zum Himmel fuhr.

Das thut dann dem Herzen weh, das die Natur dort, die in den Jahrhunderten nicht den Veränderungen unterworfen war, wie Schöpfungen der Menschengeschlechter, in großen Zügen sich einzuprägen suchte.

Die Straße nach Bethlehem ist zum Teil neu angelegt. Es ist nicht derselbe Pfad aus alter Zeit, wohl aber der Weg, der in stets beibehaltener Richtung zu der Stadt führt, „die mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda.“ Vom Thal Gihon geht der Weg an dem wasserleeren „unteren Teich“ vorbei, dessen Mauerwerk auf unserer Abbildung erkennbar. Bebautes Feld, Gärten und Ölbäume gereichen dem Thale zum Schmuck. Zur Zeit Salomos, als die Königsgärten das reichlich herbeigeleitete Wasser tranken, hatte die nahe Umgebung Jerusalems gewiß ein freudigeres Aussehen.

Als Titus bei einem Ausfalle an der nordwestlichen Seite der Stadt von den Belagerten arg gedrängt wurde, war es (Flavius Josephus J. K. V. 2) ihm unmöglich, vorwärts zu dringen, „denn alles von der Mauer an war zu Nutzpflanzungen mit Gräben durchschnitten und von querliegenden Gärten mit vielen Zäunen eingenommen.“ Diese Gräben lassen vermuten, daß man da-



Der Weg nach Bethanien.

mals das Land in ähnlicher Weise bewässerte, wie es noch heute in Ägypten geschieht. Derselbe Schriftsteller spricht auch (J. K. IV. 8) von Wasser, „das bis zur Sättigung des Bodens stehen bleibt," woraus man erkennt, daß hierin ägyptische Weise ausgeübt wurde.

Das Thal Gihon ist wegen natürlicher Feuchtigkeit fruchtbarer als das aufsteigende dürre Gelände, das meist wüst und öde liegt. Ein Garten umgibt auch das von Sir Montefiore gestiftete jüdische Hospital, das eigenartige langgestreckte Gebäude unserer Abbildung. An Äckern vorbei zieht sich der Bethlehemweg entlang, bis er die Anhöhe erreicht. So weit ist er dem Auge des Schauers sichtbar, der von Sion in die Ferne blickt. Zur Linken öffnet sich das Thal Hinnom, wo die Greuel des Molochdienstes stattfanden. Nach Süden zu aber stand der Stern der Christnacht, und auf jener Straße zogen Joseph und Maria der Heiligen Stadt zu, daß sie das Kindlein im Tempel darstelleten, bei dessen Geburt die Ehre Gottes in der Höhe, der Erde Friede, den Menschen Wohlgefallen verkündet worden war.

Von dem Tempelplatze, auf dem die Omarmoschee steht, sieht man auf den Ölberg und den Berg des Ärgernisses. Zwischen beiden in der tiefsten Einsenkung geht ein Weg. Es ist der Weg nach Bethanien.

Zur Linken steigt der Ölberg sanft an. Nur spärlich beschatten ihn Ölbäume. Seit Titus alles Holz für die Wälle, die Belagerungsmaschinen und zum Gebrauch der Soldaten abschlagen ließ, „daß die ganze Umgegend der Stadt bis auf hundert Stadien gänzlich davon entblößt war," blieb die Nähe Jerusalems baumarm. Es mangelt an Ausdauer, an Wasser und am Schutze der jungen Bäume, die von den Ziegen entrindet werden und eingehen.

Früher müssen diese Strecken bepflanzt gewesen sein, denn das Volk stieg in die Bäume und hieb Maien ab, sie auf den Weg zu streuen, als Jesus seinen Einzug in Jerusalem hielt. Von alters her wird der Weg nach Bethanien genau in der Senkung zwischen den Anhöhen gegangen worden sein, denn der Fuß des Menschen wählt die am wenigst beschwerlichen Stellen und meidet



Bethanien.

unzweckmäßiges Steigen. Den Weg nach Bethanien ging Jesus oft, wohnten ihm doch in dem kleinen Flecken Lazarus der Freund und Maria und Martha. Heute ist Bethanien ein armseliger Ort, ein orientalisches Dorf kümmerlichster Art. Diesen Weg wandelte Jesus, als Lazarus in das Grab gebettet war. Als er kam, den Toten zu erwecken, gingen die Trauernden ihm entgegen. Da sprach er: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet, der wird nimmermehr sterben." Dieser Weg ward mir der liebste in Palästina.

Und nun noch einen Weg. Dieser, ein schmaler, steiler Pfad, führt von der Kidronschlucht an dem Innenrande des Thales hinauf nach Sion. Wir sehen auf der Abbildung ein Denkmal, welches für das Grabmal Absaloms ausgegeben wird, ebenfalls ist dasselbe auf dem Bilde vom Wege nach Bethanien. Man sagt, daß Mohammedaner im Vorbeigehen Steine auf das Denkmal werfen und sprechen: „Verflucht Absalom; verflucht ewig die, welche gegen ihre Eltern wüten."

Der schmale, steile Pfad, der sich über die Stufen des natürlichen Felsens windet, führt von Gethsemane nach der Stelle, wo Kaiphas' Haus stand. In der Nacht mußte Christus ihn schreiten, inmitten der Kriegsknechte, gefangen und gebunden. Die Jünger waren in ängstlichem Entsetzen geflohen, nur Petrus folgte der Schar scheu und bänglich von ferne. Er folgte, jedoch bevor der Morgen graute, hatte er den Herrn dreimal verleugnet. Er ist aber gerecht geworden aus Gnade.

Wohl ist Palästina das Land der Enttäuschung für jeden, der vermeint, die Spuren der Vergangenheit reichlich zugemessen, unzweifelhaft und greifbar vorzufinden. Die Verheerung des damals Bestehenden war eine zu furchtbare, als das viel bleiben konnte. Ging auch zu Grunde, was Menschenhand errichtete und erbaute, so ist doch das Wort geblieben, das verheißende Wort allerfrohester Botschaft, und über die irdischen Trümmer führt der Weg zur Wahrheit.

Digitized by Google

Das Leipziger Brodsky-Quartett.

(Abdruck verboten.)

Fast jede Stadt, in welcher die Tonkunst und speziell die Kammermusik gepflegt wird, ist stolz auf „ihr Quartett" und sie darf es bis zu einem gewissen Grade dann sein, wenn die betreffenden Mitwirkenden durch fleißiges Studium und Zusammenspiel das ersetzen, was den Einzelnen an künstlerischer Bedeutung vielleicht abgeht. Dennoch hat die Begeisterung für so manches Quartett oft nur einen engbegrenzten, lokalpatriotischen Wert und die Leistungen dieser Künstler halten, wenn sie über das Weichbild des Ortes hinausgetragen werden, vor einer universelleren schärferen Kritik nicht stand. Das Quartett ist eben relativ, für die betreffenden Verhältnisse tüchtig, aber nicht absolut bedeutend.

Der Quartette allerersten Ranges, welche unbedingte, zweifellose Würdigung vor dem höchsten kritischen Forum finden, sind in der Unzahl der bestehenden Kammermusikvereinigungen nur wenige und unter diesen nimmt das, wie üblich, nach dem Primgeiger benannte Leipziger Brodsky-Quartett (Brodsky, Becker, Nováček, Klengel) einen hohen Rang ein, so daß es wohl gerechtfertigt erscheint, wenn wir ihm eine Betrachtung widmen.

Die alte Musikstadt Leipzig, deren Ruhm bis auf ihren hochberühmten Thomas-Organisten Johann Sebastian Bach zurückdatiert, deren Symphoniekonzerte weit länger als ein Jahrhundert bestehen und in deren Gewandhause alles, was an künstlerischen Größen existierte, auftrat, die Stadt, in der ein Mozart seine Schöpfungen dirigiert und ein Mendelssohn-Bartholdy seine glänzendste Zeit erlebte, hat auch von jeher der Kammermusik eine ganz besondere Vorliebe und Pflege gewidmet. Waren diese Kammermusikabende auch nicht mit den eigentlichen Konzerten offiziell verbunden, gingen sie auch neben denselben als eine freie, zwanglose Veranstaltung einher, so waren sie doch stets der Sammelpunkt der ersten Kunstfreunde und Kenner. Die Teilnahme an dieser feinen Gattung der Musik hat sich in Leipzig wie eine Tradition aus glanzvollen Zeiten fortgepflanzt, und ihre Ausläufer finden wir in den Abendunterhaltungen des großartigen Konservatoriums dieser Stadt wieder, wo schon die Musikschüler zu dem Kultus des Quartetts erzogen werden und sich nicht selten durch respektable Leistungen auszeichnen.

Leipzig ist also, was Kammermusik anbelangt, etwas verwöhnt, und wenn die älteren Musikfreunde auf die Genüsse, die ihnen schon im alten Gewandhaussaale seit Jahrzehnten geboten worden sind, zurückblicken, so dürfen sie wohl sagen, daß viele Erinnerungen an erhebende Genüsse das Recht zu einem gewissen Stolze geben. Und welche Namen! Stern an Stern! 1843—1844 sehen wir an den Quartettpulten und am Klavier Mendelssohn, Wittmann, David, Klengel, Hunger, Gade, Hauptmann, Grenser, Hiller, im folgenden Jahre finden wir außerdem Ernst, Moscheles, Joachim, Reinecke unter den Mitwirkenden, 1846—1847 gesellt sich Hermann dazu, 1847—1848 Koßmann, 1848—1849 Rietz. Im Beginn der fünfziger Jahre bildet sich die Gruppe: Dreyschock, Röntgen, Hermann, Grützmacher, Hunger, Grenser, Haubold. Unter den hervorragenderen Mitwirkenden finden wir Gade, Moscheles, Rietz, Dreyschock, Davidoff. Zum letzten Male im März 1873 tritt uns des genialen Ferdinand David Name auf dem Programm entgegen und nunmehr bietet sich in der Hauptsache die Zusammensetzung: Röntgen, Haubold, Thümer, Grützmacher, Pester, Hermann, Klesse. Mit Schradiecks Eintritt konstituiert sich von 1876 an die Kammermusik durch diesen, Haubold, Bolland, Schröder, Thümer, Röntgen — also altbewährte Kämpen auf diesem Gebiete. Dennoch war, seit David fehlte und das packende, hinreißende Element dieses Geigers nicht mehr auf die Zuhörer wirken konnte, das Quartett in seinen Leistungen und Erfolgen etwas zurückgegangen.

Da brach auch hierfür durch Brodskys Berufung an Schradiecks Stelle (1882) eine neue Ära an und der 6. Februar 1884, an welchem das damalige Quartett Brodsky, Nováček, Sitt, Grützmacher mit seinen Vorführungen begann, ist als ein bedeutsamer Tag in der Musikgeschichte Leipzigs zu bezeichnen. Von jetzt an nahm die Kammermusik einen Aufschwung, der an die schönsten Zeiten der vierziger Jahre heranreichte und der kunstliebenden Gemeinde eine Reihe der edelsten, genußreichsten Abende geboten hat. Hat sich auch im Laufe der Zeit das Quartett noch etwas anders zusammengesetzt, so 1885 Brodsky, Nováček, Sitt, Klengel, bis es

kurz nachher seine jetzige Gestalt (Brodsky 1. Violine, Becker 2. Violine, Nováček Viola, **Klengel** Violoncello) annahm, so sind doch die Seele und der Geist des Quartetts die gleichen geblieben. Hierbei mag nicht unerwähnt bleiben, daß auch die jeweiligen Konzertmeister des Gewandhauses (Petri und später Hilf) ein Quartett bildeten, neben welchem aber die Aufführungen des Brodskyschen völlig getrennt blieben. Wohl nur einmal, am 10. Oktober 1885, gelegentlich der Einweihung des reizenden Kammermusiksaales im Neuen Gewandhause, wirkten die Mitglieder beider Quartette an einem Konzertabende zusammen. Man kann hierbei nicht von einem Rivalisieren sprechen, aber Brodsky liebte es, seinen Intentionen ganz selbständig zu folgen, ganz unabhängig seine eignen Wege zu gehen, und so kam es, daß eine Verschmelzung dieser beiden Kammermusikgruppen unterblieb.

Wenn schon in jedem Quartett der Vertreter der ersten Geige dem Ganzen das Gepräge ausdrückt und unwillkürlich als Führer in den Vordergrund tritt, so mußte dies noch um vieles mehr bei einer ausgeprägten Künstlerindividualität, wie Brodsky, der Fall sein, dessen genialer, energischer Zug thatsächlich das Quartett beherrscht. Am 21. Februar 1851 in der südrussischen Hafenstadt Taganrog geboren, fühlte sich Adolph Brodsky schon frühzeitig zur Musik hingezogen. Als fünfjähriges Kind bereits machte er auf eigne Faust seine ersten Versuche, indem er russische Volkslieder nachspielte. Angesichts des offenbaren Talents ließ ihm sein Vater ohne Zögern systematischen Unterricht erteilen, der ihn so förderte, daß er mit neun Jahren bereits in Odessa öffentlich spielen konnte. Ein reicher Bürger dieser Stadt faßte den Entschluß, dem begabten Knaben eine höhere musikalische Ausbildung zu teil werden zu lassen, und sandte ihn nach Wien, wo Brodsky das Glück hatte, Joseph Hellmesbergers Privatschüler zu werden. Dieser treffliche Künstler und Lehrer, gleich ausgezeichnet als Violinprofessor, Kapellmeister und Leiter eines ausgezeichneten Streichquartetts, hatte bekanntlich die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde und das Wiener Konservatorium auf eine bedeutende Höhe gehoben; er war ganz der Mann, um dem jungen, talentvollen Schüler neben Begeisterung für die Musik und universeller künstlerischer Ausbildung eine ausgezeichnete Technik im Violinspiel beizubringen. Vom Winter 1862/63 an vier Jahre lang dem Konservatorium daselbst angehörend, stieg Brodsky unter seines Meisters Leitung schnell Stufe um Stufe empor, wurde zweiter Geiger in Hellmersbergers Quartett, spielte 1868/1870 im Hofopernorchester und errang sich auch als Solist einen Namen. 1870 wandte er sich nach seinem Vaterlande und speziell 1873, wo er sich unter dem Violinprofessor Laub weiterbilden wollte. Leider starb dieser schon bald nachher, und unter seinem Nachfolger, Hrimaly, fand auch Brodsky Anstellung, indem er in dessen Stelle einrückte. Nunmehr festigte sich rasch Brodskys Name als der eines hervorragenden Violinisten, und seine künstlerische Vervollkommnung erreichte in den nächsten drei bis vier Jahren ihren Abschluß.

1879 finden wir Brodsky als Dirigenten der Symphoniekonzerte in Kiew, 1881 als Solisten in Paris, London, Moskau und Wien, in welcher Stadt er mit einem neuen Konzert von Tschaikowsky glänzenden Erfolg errang. Im Leipziger Gewandhaus, der Stätte seines jetzigen Wirkens, trat er 1882 vor das Publikum und entzückte ebenso sehr wie anderwärts, z. B. auf der Tonkünstlerversammlung zu Weimar und noch neuerdings in den großen Bülowkonzerten zu Hamburg, durch seine bis ins feinste Detail ausgebildete, souveräne Technik, seinen aller Nüancen, von wuchtigster Kraft bis zum zartesten Pianissimo, fähigen, biegsamen, vollen Ton, seine eigenartige Auffassung und sein seelenvolles, hinreißendes Spiel. Die Triumphe, die er in Meiningen und Leipzig mit Brahms' Violinkonzert feierte, der Erfolg, den er erzielte, als Brahms seine Klaviervioliinsonate mit ihm vortrug, sind in Musikerkreisen bekannt. Hier in Leipzig wirkt er nicht nur als Solist, sondern — und ganz besonders — als Lehrer des Violinspiels im Konservatorium, in welcher Eigenschaft er schon viele und ausgezeichnete Schüler herangebildet hat, vor allem aber als Leiter des nach ihm benannten Quartetts.

Neben Brodsky ist Julius Klengel, der Meister auf dem Cello, die Hauptstütze dieses Quartetts. Klengel, geboren am 24. September 1859 zu Leipzig, entstammt einer durch und durch musikalischen Familie, in welcher der Kultus der Wissenschaft und der Tonkunst heimisch war. Sein am 28. No-

vember 1879 verstorbener Vater, ein hochgeschätzter Gelehrter und Musikkenner, der in seltener Weise beides vereinigte, wußte die musikalische Tradition des Hauses wachzuhalten. Hatte doch schon der Großonkel August Alexander Klengel, anfangs der fünfziger Jahre, sich als Organist und Kontrapunctist ausgezeichnet und der Großvater Moritz Klengel als Konzertmeister und Lehrer am Konservatorium gewirkt. In dieser musikalischen Atmosphäre wuchsen die Kinder von Julius Klengel sen. auf, und so ist es kein Wunder, wenn die beiden Brüder Paul und Julius schon früh eine bedeutende musikalische Begabung zeigten. Julius, der Cellist, ward schon im zehnten Jahre von Emil Hegar unterrichtet und leistete bald durch seine für sein jugendliches Alter staunenswerte Virtuosität und seine Vortragsweise ganz Phänomenales. Theorie und Komposition trieb er unter Jadassohn mit großem Fleiße, und so kam es, daß er ein taktfester, gut durchgebildeter Musiker war, als er mit fünfzehn Jahren ins Gewandhausorchester eintrat. Mit sechzehn Jahren finden wir ihn bei seinem ersten solistischen Debüt in Frankfurt a. O., 1876 und 1877, mit Julius Hoffmann, der eine förmliche Begabung zur Entdeckung und Vorführung junger Talente besaß, auf Konzertreisen. In den Herbst 1876 fällt sein erstes Auftreten im Gewandhauskonzert zu Leipzig, mit Davidoffs H-moll-Konzert. Seitdem hat er oft in Deutschland, Holland, der Schweiz und Rußland konzertiert und sich einen internationalen Ruf als „Paganini des Violoncello" errungen. Eine Anzahl effektvoller Kompositionen für das Cello, sowie ausgezeichnete Kammermusikstücke (Quartett, Trios, Sonaten) zeugt zugleich von Klengels hervorragendem Talente als Tondichter.

Nach Carl Schröders Weggang erhielt er Michaelis 1881 die Stelle am ersten Cellistenpult im Gewandhause und als Lehrer am Leipziger Konservatorium. In letzterer Eigenschaft äußerst beliebt, hat er vorzügliche Schüler ausgebildet. Daß eines solchen Künstlers Mitwirkung beim Brodsky-Quartett diesem zur hohen Zierde gereichen muß und daß die Leistungen des Quartetts durch Klengels meisterhafte Beherrschung der Technik und des Vortrags eine feste Stütze haben, ist allgemein anerkannt.

Hans Becker, geboren am 12. Mai 1861 zu Straßburg im Elsaß, ist von Jugend auf sozusagen für das Quartett eingeschult. An Jean Beckers, seines Vaters, berühmtem Florentinerquartett hatte er das erste Vorbild. Als er und seine Geschwister musikalisch herangereift waren, löste der Vater jenes Quartett auf und bildete das Beckersche Klavierquartett, in welchem Hans Becker die Bratsche spielte, während Jean Becker Vater die 1. Geige, Jeanne das Klavier und Hugo das Cello vertrat. Später bildeten die drei Geschwister allein ein Trio und ließen sich in Deutschland, Italien, Holland, Belgien und Dänemark hören. Nach Auflösung dieses Trio kam Becker nach Leipzig, um als Brodsky's Schüler sich weiter auszubilden, später auch selbst als Lehrer ins Konservatorium einzutreten. Seine künstlerische Durchbildung als Geiger verdankt er Brodsky. Was Klarheit, Präzision, Anschmiegen an den Geist des Komponisten, wirkungsvollen und doch diskreten Vortrag betrifft, ist zweifellos Brodsky von großem Einfluß auf ihn gewesen. Jetzt, wo er neben Brodsky als zweiter Geiger in diesem Quartett mitwirkt, trägt er durch die Noblesse und Sicherheit seines Spiels wesentlich zum Gelingen des Ganzen bei.

Der Bratschist des Quartetts, **Ottokar Nováček**, geboren zu Ungarisch-Weißkirchen am 13. Mai 1866, wo sein Vater als Dirigent thätig war, bis er nach Temesvar übersiedelte, hat als zwölfjähriger Knabe in Wien unter dem Musikpädagogen Dont seine Studien begonnen. Bald aber ging er nach Leipzig ans Konservatorium und hier wurde er, einer der begabtesten Schüler Brodskys, von diesem schon sehr frühzeitig zur Kammermusik herangezogen. Mit 17 Jahren bereits trat er in das Quartett seines Lehrers ein. So kommt es, daß er seine Aufgabe ganz im Sinne des Meisters erfüllt, genau mit dessen Intentionen vertraut ist und für die Einheitlichkeit des Ensemble wesentliches leistet. Sein Spiel ist elegant, technisch abgerundet und ausdrucksvoll.

Wenn wir die Leistungen des Brodsky-Quartetts charakterisieren sollen, so können wir uns kurz fassen, indem wir es als ein Elitequartett ersten Ranges bezeichnen. Alles das, was eine Kammermusik erst genußreich macht, ist hier vorhanden. Die denkbar feinste, kristallreine technische Vollkommenheit, ermöglicht durch ein jahrelanges, fleißiges gemeinsames Studieren der am Orte selbst und in festen, angesehenen Stellungen befindlichen Mitglieder, ist die Grundlage. Alle technischen Schwierigkeiten, alles Materielle ist hier



Brodsky. Becker. Klengel. Novácek.
Das Leipziger Brodsky-Quartett.

überwunden und gibt dem Zuhörer zunächst das Behagen einer angenehmen, ruhigen Fahrt auf klippenloser See. Es läßt in ihm gar nicht das Gefühl aufkommen, als könnte überhaupt eine Stelle mißglücken. Zu diesem Gefühl absoluter Sicherheit kommt aber das zweite der Einheitlichkeit, des vollkommenen Aufgehens in dem zu reproduzierenden Werke. Durch das langjährige Spielen eines ausgedehnten Repertoires hat sich bei dem Brodsky-Quartett in einer selten erreichten Weise ein harmonisches Zusammenwirken herausgebildet, bei welchem jeder Einzelne bemüht ist, sich nicht mit seinem Instrument in den Vordergrund zu drängen. Der Einzelkünstler verschwindet fast. Jeder erfüllt seine Aufgabe nur im Sinne der künstlerischen Idee, des Totaleindrucks, und so vergißt der Hörer oft über der Gesamtwirkung, dem diskreten Eintreten, Sich-Ablösen und Unterstützen der einzelnen Instrumente, die Faktoren, aus denen sich das Werk zusammensetzt. Ein weiterer Vorzug des Brodsky-Quartetts ist die feinste dynamische Abstufung, das alle durchdringende rhythmische Gefühl und die hierauf wieder sich aufbauende, allen Regungen der Empfindung folgende Wiedergabe. Es ist dies allerdings eine bekannte glän-

zende Eigenschaft des Primgeigers, durch die er alle Mitwirkenden sicher führt und mit sich fortreißt, eine Fülle von Wohllaut erzeugt und alle Regungen seiner Seele auch auf die anderen und auf den Hörer überträgt. Wie ein Tonkörper, welcher der feinsten Modulationen fähig ist, wirkt dies Zusammenspiel, ein Kunstwerk aus einem Gusse, stilrein, in jeder Nüance fein ciseliert, sorgsam abgeschliffen. Was als das höchste Lob dieses Quartetts zum Schluß gesagt sei, ist, daß man fühlt, wie sich Brodsky und seine Genossen in das Werk versenkt haben und dessen Geist, dessen einzelne Schönheiten dem Kunstfreunde zu enthüllen, selbst dem Laien das Verständnis zu erschließen verstehen. Man hat stets die Empfindung, der Komponist selbst müßte seine Freude daran haben, seine Schöpfung so wiedergegeben zu wissen. — Nach alledem wird man es begreifen, daß jede Konzertreise dieses Quartetts sich zu einem Triumphzuge gestaltet. Das ganze klassische Kammermusik-Repertoire eines Beethoven, Mozart, Haydn, Schumann, Schubert, Mendelssohn, Quartette, Quintette und Sonaten von Raff, Brahms, Volkmann, Reinecke, Herzogenberg, Klughardt, Bendix, Dräsecke, Klengel, Goldmark, Jadassohn, Grill, Rubinstein, Smyth, Grieg, Tschaikowsky, Sinding u. a. haben die Brodskyschen Kammermusikabende einem entzückt lauschenden Auditorium vorgeführt und unter den Mitwirkenden wären Brahms, Reinecke, v. Bülow, Rehberg, Schröder, Friedheim, d'Albert, Weidenbach, Busoni, Grieg und manche andere Tonkünstler und Tonkünstlerinnen zu nennen, welche diesen Abenden den Reiz der Abwechselung verliehen haben. Leipzig aber sieht in diesem Quartett seinen alten musikalischen Ruhm wieder neu aufleuchten in hellem Glanze, und das ziemlich ruhige und nicht leicht zu erwärmende Publikum zeigt durch stürmischen Beifall, welchen Hochgenuß ihm diese Kammermusikvereinigung gewährt.

Dr. F.

Wiener Feuilleton.

Von Ferd. Groß.

(Abdruck verboten.)

(Das alte Vindomina. — Wo und wie Wien liegt. — Unter dem Zeichen des Fasching. — Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs. — Der Ball der Konkordia. — Die Stadt Wien als Hausfrau im neuen Rathhause. — Ein Künstlerfest ohne Geschnas. — Das Burgtheater. — Vom neuen Wien.)

Erinnern Sie sich daran, meine verehrten Damen und Herren, wie zwischen 500 und 400 v. Chr. ein Stamm des großen Keltenvolkes von Asien nach Europa einwanderte? Nein. Also gut, dann brauche ich dieses weltgeschichtliche Moment nicht mehr zu berühren, Ihnen nicht unter Berufung auf gelehrte Fachmänner darzulegen, daß aus der „Vindomina" der Kelten die „Vindobona" der Römer sich ausgestaltete. Es ist mir ungemein lieb, mir und den Lesern eine längere historische Abhandlung ersparen zu dürfen, denn einem Plauderer erstehen immer gewisse Schwierigkeiten, wenn er mit dem leichten Gepäck, das er zu führen pflegt, die Reise um mehrere Dutzend Jahrhunderte nach rückwärts unternehmen soll. Würde es sich um eine fröhliche Fahrt ins Kommende handeln, o, das wäre etwas Anderes — Die Phantasie mag kecklich ihr geflügeltes Rößlein tummeln, wenn sie die Zukunft vorausbauen soll, mit enthusiastischer Begeisterung oder karikierendem Übermute... Die Vergangenheit, insofern sie nicht ins Nebelgraue, ins Unfaßbare reicht, sie hat in der Regel die unliebsame Eigenschaft, ein für allemal festgestellt zu sein, und vor den Annalen der Wirklichkeit muß Frau Einbildung sich eingeschüchtert in einen stillen Winkel verkriechen. Selbst beim schlechtesten Willen sehe ich also keine Möglichkeit, Ihnen die Geschichte Wiens mit überraschend neuen Daten zu erzählen. Die alten aber kennen Sie wohl ohnehin!

Soll ich damit beginnen, Auskünfte über die physikalischen Verhältnisse der Kaiserstadt an der Donau zu geben? Meinetwegen: Wien liegt an der Kreuzung des Donauthales mit der tiefsten, das mitteleuropäische Bergland von Nord nach Süd durchziehenden Furche... Und was Flächenraum und Bevölkerung betrifft: Wien umfaßt 5590,0567 Quadrathektare, wovon 2017,5777 allein auf den Prater entfallen. Mit den Vororten hat es 14966,0712 Quadrathektare. Auch das wünschen Sie nicht von mir zu hören? Ja, wie ziehe ich mich aus der Affaire? Die Sache steht nämlich so: Wenn ein Chronist in einer Zeitschrift zum ersten Male die Ereignisse zusammenfassen soll, welche in das Gebiet des Feuilletons gehören, dann befindet er sich in einiger Verlegenheit. Wie die Gegenwart die Summe aller Vergangenheit, so ist — wie die Gelehrten behaupten — jedes Wiener Feuilleton die Summe aller vorhergegangenen Wiener Feuilletons. Auch hier machen Fortsetzung, Entwickelung und Anknüpfung sich geltend — wie aber kann ich an etwas anknüpfen, das noch gar nicht vorhanden war? Für mich beginnt mit diesen Zeilen die Existenz Wiens, ich muß alles, was sich auf Wien bezieht, als unbekannt voraussetzen, und das Bedürfnis drängt sich mir auf, das bisher Geschehene zu resümieren, um auf dieser Grundlage ruhig weiterbauen zu können. Leider stellt sich solch zusammenfassender Arbeit

Digitized by Google

der Mangel an Raum in diesen Blättern und der Mangel an Geduld beim Lesepublikum entgegen — ich wette meinen Kopf gegen ein Fünfmarkstück, daß die p. t. Damen und Herren sich unangenehm berührt fühlten, falls ich mir beikommen ließe, mit der Wendung anzufangen: „Wir können heute die vielen kleinen Ereignisse des Tages nicht nach Gebühr behandeln, weil wir im Vorbeigehen ein paar Worte über den markomannischen Krieg sagen wollen..." Ermessen Sie gütigst den tragischen Zwiespalt, der in der Brust des Schreibers dieser Zeilen sich aufgethan hat: hier das Verlangen nach Kontinuität, nach Zusammenhang, der Wunsch, sich selbst nicht so plötzlich aus der Pistole zu schießen — hier die Empfindung, daß der Feuilletonist im Zeitgenössischen wurzelt und nur aus diesem heraus emporwachsen darf... Um aus dem Dilemma einen Ausweg zu finden, möchte ich mir gestatten, nicht etwa mit einem Abrisse der Annalen Wiens meine Thätigkeit für die „Monatshefte" zu beginnen, sondern lieber bei Gelegenheit, von Fall zu Fall, das Heutige mit dem Gestrigen zu verflechten und z. B. von einer Novität des Burgtheaters einen Verbindungsweg zu suchen zu einem römischen Kaiser, einem Herzoge aus dem Babenberger Geschlechte oder einer der Belagerungen Wiens durch die Türken. Auf diese Art hoffe ich, im Laufe einiger Menschenalter vergessen zu machen, daß ich unversehens im Jahre 1890, nachdem schon so vieles sich ereignet hat, worüber ich keine Bemerkungen gemacht, vor den Lesern als Wiener Feuilletonist auftauche.

Ich sage das, während in Wien noch die letzten Daseinsäußerungen des Faschings nachzucken, Daseinsäußerungen, die sich in die Fastenzeit hinein erstrecken, und die nicht ganz zur Ruhe kommen, wenn der Frühlingszauber sich schon auf die Erde senkt. Der Karneval hat seine offiziell festgestellte Dauer, aber es fällt ihm nicht ein, auf Befehl aus der Welt zu gehen, und dabei rechnet er mit dem ewigen Hange des Menschen, sich zu freuen, sich frisch zu empfinden, solange ein Jugendfunke glüht... Aber die großen, öffentlichen Feste sind doch mit der eigentlichen Fastnacht verbunden, und diese — wir Wiener sagen lieber „Fasching" — liefert auch innerhalb des ihr zugemessenen Zeitraumes den besten Maßstab zur Beurteilung der öffentlichen Stimmung. Nun, und da muß zugestanden werden, daß der heurige Fasching mit seinen hohen Wogen darauf schließen läßt, Wien habe sich erholt, sich wiedergefunden, aus übler Laune sich wieder aufgerafft zu heiterer, genußfreudiger Anschauung, und das alles, trotzdem vom vorigen Jahre her — ich meine den Tod des Kronprinzen Rudolf — noch Trauerschleier hereinwehten in die Wochen, welche offiziell dem Vergnügen geweiht sind. Es ist, als habe jenes große Unglück, so tief es von der ganzen Bevölkerung verspürt wurde, die Söhne und Töchter der Stadt gestachelt, sich nicht völlig niederdrücken zu lassen, weil Wien als trauriger Ort ein verlorener Ort sei. Im vorigen Fasching rissen unter schrillem Mißklange die Saiten der Tanzgeigen entzwei, der Frohsinn entschwand, wurde unsichtbar. Daß Wien nicht auch diesmal in düstere Enthaltsamkeit sich versenke, das hat Kaiser Franz Josef — sein gequältes Vaterherz überwindend — selbst gewünscht, selbst es ausgedrückt gegenüber einer Abordnung des Journalisten- und Schriftstellervereins „Konkordia." Einer der glänzendsten Bälle, jener der industriellen Gesellschaften, entfiel; seit langem wird dieses Tanzfest unsers Patriziates in einem Saale der Hofburg abgehalten — diese Lokalität stand heuer nicht zur Verfügung, weil der Kaiser, so sehr er eine Bethätigung des heiteren Wienertums im allgemeinen Interesse guthieß, wenigstens in *seinem* Hause noch kein Fest mochte stattfinden lassen. In einen anderen Saal wollte der Industriellenball jedoch nicht übersiedeln, und so unterblieb er gänzlich. Er macht sonst in der Physiognomie des Wiener Faschings einen eigenartigen Zug aus: Veranstalter und Publikum bestehen aus streng bürgerlichen Elementen, der Kaiser und der Hof erscheinen und unterhalten sich mit Männern und Frauen aus den Kaufmannskreisen — es liegt auf dieser Veranstaltung ein Hauch altösterreichischer, patriarchalischer „Gemütlichkeit"... Entging durch den Ausfall des Industriellenballes unzähligen Gewerbsleuten ein Gewinn, auf den sie in früheren Jahren rechnen durften, so entschädigte der Fasching sie durch eine Reihe von Bällen, die volkswirtschaftlich von guter Wirkung waren und von unsern schönen Frauen und Mädchen gewiß nur aus nationalökonomischen Gründen besucht wurden. Wenn ich darauf Gewicht lege, daß der Fasching 1890 ein glänzender war, so thue ich das mit Vorbedacht. Wien hatte in den letzten Jahren weniger gute Laune an den Tag gelegt als ehedem, und da wir Wiener im Selbstlob wie in tadelnder Selbstkritik meistens ein wenig über die Schnur hauen, sandten wir Klagelieder über den Verfall Wiens in die weite, weite Welt hinaus; wer unsern Jeremiaden Glauben schenkte, der mußte auf die Meinung geraten, in Wien gebe es nichts mehr zu sehen und zu hören als Elend und Entbehrung. Wir vergossen Thränen darüber, daß zu wenig Touristen Wien besuchen, und um diesem Übelstande abzuhelfen, gründeten wir einen „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs." Nach meiner Ansicht wirkt ein solcher Verein durchaus nicht ermutigend auf den Vergnügungsreisenden. Wie ist es — so sagt dieser sich — um eine Stadt bestellt, in welcher sich soundsoviel starke Männer zusammenthun müssen, damit der Fremde sich nicht zu Tode langweile! Zum Glücke für den Fremdenverkehr macht der Verein, der ihn heben will, in neuerer Zeit nicht mehr viel von sich reden, das Heulen und Zähnklappern ist aus der Mode gekommen, das Schlagwort vom „Verfalle Wiens" wieder von der Tagesordnung abgesetzt. Man würde vergeblich nach inneren oder äußeren Ursachen forschen: genug an der Thatsache, daß unsere Theater seit geraumer Zeit nicht so günstig gestellt waren wie in dieser Saison und daß der Fasching, auch ohne Industriellenball, viel Unterhaltung, viel Glanz produzierte und viel Geld unter die Leute brachte. Die „Konkordia," welche in dem Kronprinzen Rudolf, dem erlauchtesten

Digitized by Google

Schriftsteller des Reiches, ihren Schutzherrn sah, hielt variges Jahr ihr traditionelles Ballfest nicht ab; heuer ließ sie es neu aufleben, und es entwickelte sich in gewahnter Weise als eine Wiener Spezialität: wenig Tanz und viel Kanversatian, mehr ein Empfangsabend als ein Ball, dabei ein Stelldichein unserer ersten Künstlerinnen, welche auf diese Art der gesamten Kritik einen Besuch abstatten. Die „Konkordia“ war zu glarreicher Überlieferung zurückgekehrt — dagegen brachte der Fasching auch etwas Neues: die Stadt Wien fungierte zum ersten Male ats Hausfrau. In dem alten, unscheinbaren Rathause war kein Ptatz für die Entfoltung festlichen Prunkes. Das neue, ein Meisterwerk unsers berühmten Gotikers Friedrich Schmidt, weist einen Saal auf, der mit seinen großartigen Verhältuissen, mit seinem herrlichen architektonischen und bildnerischen Schmucke förmlich danach schreit, van geputzten Frauen und hochgestimmten Männern durchflutet zu werden. Wahl ist das neue Rathaus seit 1883 vallendet, aber der Festsaat bedurfte immer nach mancher Nachbesserung und Vervollkommnung, um dem Gebrauche übergeben zu werden, und übrigens lag es nicht in der Lebensführung des früheren Stadtoberhauptes, Repräsentation in großem Stite zu üben. Seit kurzem sehen wir an der Spitze der Verwaltung einen neuen Bürgermeister, Dr. Prix, der dem Gemeinwesen auch dadurch zu dienen glaubt, daß er die Pfarten des Rathauses gastlich öffnet. Binnen wenigen Tagen machten wir in den wunderbaren Gelassen einen Herrenempfang beim Bürgermeister, einen „Ball der Stadt Wien“ und eine Maskenredaute zum Besten unserer Armen mit … es war eine Fülle mächtiger, seltener Eindrücke, welche wir genaffen. Der Saal an und für sich verdient es, daß Einheimische wie Fremde nach dem Rathause pilgern. Er faßt bequem etwa dreitausend Persanen. Zwei Stackwerke des Gebäudes überragend, erreicht er eine Höhe van 17,1 Meter. Seine Länge — mögen die Damen mir die Anführung trackener Ziffern verzeihen! — beträgt 70,9 Meter, seine Breite 19,5 Meter, er macht also mehr den Eindruck einer Halle, eines Damschiffes, als eines Saales. Mehr als elfhundert elektrische Flammen gießen ihren Schimmer aus, es ist, als ab van dem Tonnengewölbe, welches den Saal überspannt, Tageshelle, veritable Tageshelle herniederströme. Vor den beiden Längswänden sind als Zeugen eines fesselnden Stückes österreichischer Geschichte — saxa laquuntur — je fünf Kalossalstatuen auf breiten Sockeln, bedacht von stilgemäßen Baldachinen, aufgestellt. Wir finden gar wackere Ahnen: den Grafen Niklas Salm und den Grafen Rüdiger Starhemberg, die Verteidiger Wiens während der Türkenbelagerungen, jener 1529, dieser 1683, Bürgermeister Konrad Vorlauf (1408 wegen seiner Anhänglichkeit an Herzog Ernst auf Befehl des Herzags Leapald hingerichtet), die Bürgermeister Wolfgang Treu (1529), Johann Andreas Liebenberg (1689), J. G. Hörl (1773—1806) und Stephan Wahlleben (zur Zeit der französischen Invasionen 1801 und 1809), ferner Freiherrn van Chaas, den Stifter des ersten Waisenhauses, Dr. Johonn Theabatd Franck, Begründer unsers Allgemeinen Krankenhauses, und Albert, Herzag van Sachsen-Teschen in seiner Eigenschaft als Stifter der Albertinischen Wasserteitung, des Canavadenkmals und der Kunstsammlung „Albertina“ … Hinterließen die Feste im neuen Rathause, welche sich nun wohl von Jahr zu Jahr wiederhalen werden, einen bleibenden Eindruck, so brachte auch das „Künstlerfest“ einen Effekt hervar, der nicht niedergeschrieben werden kann, den nur die farbenreichste Palette annähernd zu charakterisieren vermöchte. In jeder Saison tadet die „Genossenschaft der bildenden Künstler“ uns zu einer Unterhaltung ein, bei welcher Erfindungsgabe und Witz der Maler, Zeichner, Bildhauer &c. mit der Erfindungsgabe und dem Witze des Publikums wetteifern. Diesmal ließ das weitgesteckte Pragramm: „Van der Papier- zur Steinzeit“ die freieste Entfattung geschmackvoller oder origineller oder lustiger Verkleidungsideen zu. Heuer wuchs das Ganze mehr zu einem Kostümabende heraus. Früher wurde das Schwergewicht auf den „Gschnas“ gelegt, und dabei ergaben sich Einfälle, Figuren und Gruppen, wie der menschliche Humor keine köstlicheren hervorbringen kann. Wallen Sie wissen, waas „Gschnas“ bedeutet? Das konn ich Ihnen nicht erklären. „Gschnas“ besagt im Wiener Künstler-Rotwelsch etwas, das da scheint, ohne zu sein — einen Truc, einen mit den Mitteln der Kunst bereiteten „Reinfall“ oder „Aufsitzer,“ eine Fopperei, einen schalkhaften Betrug, der gar nicht als Wahrheit genommen sein will, und über den gewiß niemand herzlicher lacht als der Betrogene. Auf den „Gschnas“-Festen war alles und jedes „Gschnas“ — die Dekoration der Säle, die Objekte der eigens arrangierten Gemäldeausstellung, die Werke der Plastik, die Erzeugnisse der Mechanik, die Gewänder der Besucher und Besucherinnen. Nichts war wirklich, nichts bestand aus dem Material, aus welchem es zu sein vargab, und wofür man es auf den ersten Btick hatten mochte. Da schreitet ein Rittersmann in eiserner Rüstung einher — beschauen wir ihn näher, und wir entdecken, daß seine Rüstung aus Hunderten kleiner blecherner Hafendeckel gebildet ist. Ein Römer hüllt sich in eine Taga, welche aus Papier, besteckt mit unzähligen Sicherheitsnadeln, angefertigt ist. Eine Dame drapiert sich mit dem Fottenwurfe eines Tischtuches, während eine mittelalterliche Königin eine Gugelhupfform (der „Gugelhupf“ ist der verwienerte Napfkuchen) als Krane auf dem Haupte trägt. Ein zur Schau gestelltes Mastadanskelett hat ein Meister aus ungehobetten Kistenbrettern zusammengezimmert, ein Folterinstrument aus hölzernen Kochlöffeln. Auf einem Partrat ist die Nase plastisch hergestellt, ein Standbild des Julius Cäsar hat bewegliche Ohren — sogar die Musik, die zu alledem ertönt, ist „Gschnas,“ sie klingt nach irgend etwas, aber wenn wir genouer hinhören, dann entdecken wir, daß es ein Tahuwabohu von Tönen und Akkarden ist … Heuer trat das Künstlerfest mit dem Anspruche auf Darbietung des wirklich Schönen und ob seiner Schönheit Wertvollen auf, aber nächstes Jahr kammt vielleicht wieder der Gschnas an die Reihe, und darauf freut sich im aaraus jeder, der schan in seinem Banne gestanden. Hätt man dem Fasching 1890 eine Nachrede, so muß des Festes

Digitized by Google



Am Abend der Schlacht bei Leuthen: „Nun danket al

Digitized by Google



…e Gott!" Nach dem Gemälde von W. Camphausen.

Digitized by Google

„von der Stein- bis zur Papierzeit“ rühmend gedacht werden ... Wollte man auf Einzelheiten der Faschingschronik eingehen, so käme man nicht zu Ende. Man müßte, um eine hinreichende Lebensgeschichte dieses Karnevals zu liefern, ausführlich davon sprechen, wie bei uns auf dem Gebiete des Tanzes immer mehr und mehr das Absonderungsprinzip sich Bahn bricht. Jeder der zehn Wiener Bezirke hat seinen Ball für sich — jeder Stand hat den seinen — jedes Gewerbe — jeder Verein — diesmal wurde sogar ein „Volapük-Kränzchen“ gegeben — und daß es bei uns an National-, Sprach- und Dialekt-Tanzfesten nicht fehlt, das versteht sich für die Kapitale Österreichs von selbst. Den Schluß des Faschings machte, wie von jeher, der Fiakerball, bei welchem unsere „feschen“ Fiakerkutscher die Hausherren sind und ihre „Kavaliere,“ ihre Fürsten, Grafen und Barone, als Gäste empfangen. Der Wiener Fiaker, der in seinen Mußestunden auch Künstler ist — meistens „Natursänger“ oder „Kunstpfeifer“ — waltet auf seinem Balle noch in ererbter Ursprünglichkeit. Aber der durch den Fiakerball bezeichnete Faschingsschluß ist ein scheinbarer, denn es wird wacker fortgetanzt, der Karneval lebt weiter, nachdem er gestorben ist.

Blicken wir auf die letzten Wiener Lokalereignisse zurück — mit dem Nachholen aller hier noch nicht erwähnten Vorfälle hat es, wie gesagt, arge Schwierigkeiten — so müssen wir, dem nach Alleinherrschaft strebenden Fasching zum Trotze — das Burgtheater erwähnen und dessen unsichere Zukunft. Seit dem Tode August Försters sucht man einen Nachfolger in der Direktion, ohne ihn zu finden. Man glaubte, der bisherige artistische Sekretär, Alfred, Freiherr von Berger, ein geistvoller Gelehrter und begabter Poet, werde hierzu ernannt werden. Als Berger darauf drang, seine Stellung möge geregelt werden, entstand ein Konflikt, und das Ende war der Abgang Bergers vom Burgtheater. Zur allgemeinen Überraschung wurde ein junger juristischer Privatdozent, Dr. Burckhard, unerwarteterweise zum provisorischen Sekretär gemacht — ob er dramaturgische Fähigkeiten besitzt, davon mögen nur wenige Eingeweihte eine dunkle Ahnung haben. Bewährt er sich ein halbes Jahr als Sekretär, so soll er — nach angeblich wohlbegründeten Informationen — zum Direktor aufsteigen. Diese Manier, die Direktionsfrage lösen zu wollen, hat zu einer Menge schlechter und guter Witze den uns Wienern immer willkommenen Anlaß geliefert. Ein boshafter Kopf spannte den Juristen Burckhard öffentlich an den „Themiskarren,“ ein anderer machte den Vorschlag, es möge am hiesigen Konservatorium eine Ausbildungsklasse für Theaterdirektoren errichtet werden, damit man nicht in Verlegenheit sei, so oft das Burgtheater einen Führer benötige. Wer dieses Institut liebt, muß wünschen, daß es bald unter eine sichere, feste Leitung komme ... Gespielt wird jederzeit, aller Krisis ungeachtet, so gut wie je. Bei der jüngst erfolgten Neuaufführung von Otto Ludwigs Tragödie „Die Makkabäer“ legte Charlotte Wolter als „Lea“ ihr ganzes, imposantes, ungebrochenes Können an den Tag. Die Aufführung gewährte einen Hochgenuß — man sieht, daß Wien noch immer der verschiedensten Anziehungskräfte nicht entbehrt. Der Fremde komme getrost, er wird im Fasching und nach dem Fasching, im Winter wie im Sommer, bei Tag und bei Nacht genug finden, was ihn fesseln, anregen, was ihm den Aufenthalt allhier reichlich lohnen muß — wollen die Schwarzseher, nach deren Trauergesängen Wiens Glanztage längst für immer vorüber wären, ihn abschrecken, dann schenke er ihnen keinen Glauben und rufe sich ins Gedächtnis, was anno 1548 Wolfgang Schmelgel, das fröhliche Schulmeisterlein, in seinem Lobspruche auf die „hochlöbliche, weitberühmte königliche Stadt Wien in Österreich“ sang:

> „Hie seind viel Singer, saytenspil,
> Allerlay gesellschafft, frewden vil;
> Mehr Musicos vnd Instrument
> Findt man gewißlich an khainem endt.“

Anno 1890 trifft er außer „Singern“ und „saytenspil“ noch manches andere an — ich nenne auf gut Glück die beiden neuen Hofmuseen, das natur- und das kunsthistorische, jenes ganz, dieses erst teilweise eröffnet. Die beiden allein sind eine Reise nach Wien wert; man muß nur den Mut haben, diese zu unternehmen.

Psyche.

Erzählung von Adolf Schmitthenner.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

„Ach, Ihre Fräulein Tochter!“ rief der Lange in geheucheltér Teilnahme. „Emil, hast du nicht vielleicht zufällig eine Tochter gefunden?“

„Nein,“ sagte der Lehrling, und da er das Kichern nicht mehr verbeißen konnte, schnitt er Grimassen zum Fenster hinaus.

„Aber, meine Dame,“ sagte der Geselle, der seine gebildete Sprechweise in den Tanzsälen der Vorstädte und in den Kundenpennen mit weiblicher Bedienung geholt hatte, „Sie scheinen vom Suchen ermüdet zu sein; wollen Sie nicht Platz nehmen? Emil, hol' den Schemel her!“

Der Junge holte einen dreistufigen Schemeltritt herbei, wie ihn die Tüncher oder „Zimmermaler“ gebrauchen. Er stellte ihn vor die Alte hin und sagte mit pathetischer Stimme: „Hier ist der Sessel!“

Erwartungsvoll schaute er den Gesellen an, ob er's recht gemacht habe, und wurde durch einen gnädigen Blick belohnt.

Die Wäscherin war bis jetzt willenlos vor den beiden Burschen stehen geblieben.

Es war ihr, als ob sie die Tochter preisgebe, wenn sie sich vom Theater trenne. Sollte sie noch einmal in das öde Wirrsal der Gänge und Treppen tauchen? So blieb sie denn bei den Menschen stehen, und jetzt war sie erschöpft auf den mit Kalk und Ölfarbe bespritzten Schemel niedergesunken.

Der Schwarze stellte sich mit gespreizten Beinen vor die Mutter hin, während der Blonde sich in der Fensternische an die Wand lehnte.

„Also Ihre Fräulein Tochter ist verloren gegangen und Emil hat sie nicht gefunden!" hub der Geselle an. „Wann kam sie Ihnen abhanden?"

Hochdeutsche Frechheit macht geringe Leute wehrlos, und dann am meisten, wenn sie von ihresgleichen ausgeht. Es war der Alten zu Mute wie wenn sie vor Gericht stände, wo man jede Frage beantworten muß.

„Seit gestern abend," antwortete sie.

„Hier im Theater?"

„Ja."

„Wessen Standes und Gewerbes ist Ihre Fräulein Tochter?"

„Beim Ballett."

„Ah! — Sie macht so, weißt du noch, Emil?"

Und Geselle und Lehrling ahmten die Stellungen nach, die sie gestern abend im Ballhause Tivoli gesehen hatten, wo unter den Mädchen auch eine echte Pariserin erschienen war, eine Putzmacherin, welche die Langeweile der deutschen Française durch einige Dosen aus ihrem heimischen bastringue gewürzt hatte und dadurch die Königin des unvergleichlich schönen Festes geworden war. Sie hatte dem Gesellen die hohe Ehre erwiesen, sich zwei Gläser Bier von ihm bezahlen zu lassen.

Im schlürfenden Andenken an die köstlichen Stunden warfen die beiden Burschen den Kopf zurück, die Arme in die Höhe und machten einander zugekehrt die wüstesten Sprünge. Die Alte saß teilnahmlos auf dem Schemel; die Hände hatte sie auf den Knieen gefaltet, der Kopf hing auf die Brust herab, eine der grauen Strähnen war in den Schoß heruntergefallen, die Unterlippe bebte.

Die beiden Tänzer hielten inne, denn der Kleine konnte nimmer, er platzte schier vor Lachen. Der Schwarze, in dessen ververwüstetem Gesichte sich keine Miene verzogen hatte, stellte sich wieder vor die alte Frau und sagte:

„Aber Emil, wir haben die Gesetze der Galanterie verletzt, deshalb zürnt die Dame. Komm und fordere sie zum Tanze auf!"

Gehorsam kam der Lehrling herbei und machte eine Verbeugung, wie er es gestern gesehen, und kratzte zugleich mit dem rechten Fuß hinten hinaus, wie man es in seiner Heimat machte.

„Ehre geben, mein Fräulein?" Die Alte blieb unbeweglich sitzen, und das Lachen, in das der Bube ausgebrochen war, klang verlegen aus.

„Geh, Emil," sagte der Große, „die Dame hat keine Lust zum Tanzen. Sie zieht die Unterhaltung vor. Von der Tochter haben wir gesprochen. Sie ist gestern abend nicht nach Hause gekommen. Seien Sie unbesorgt, edle Mutter. Sie befindet sich wohl. Ein Menschenfreund hat sich ihrer angenommen. Sie hat nicht auf der Straße übernachtet!"

Er blinzte dem Lehrling zu. Es war dies die einzige Veränderung, die während des ganzen Auftrittes in seinem Gesichte vor sich ging. Der Bube grinste und wurde rot vor Vergnügen. Aber plötzlich nahm sein Antlitz den Ausdruck des Schreckens an. Er hatte einen Blick zum Fenster hinaus gethan und rief: „Der Meister kommt!"

Der Geselle beugte gleichgültig den Kopf auf die Seite und sagte würdevoll: „In der That, er kommt!"

„Wir haben ja noch gar nicht mit der Arbeit begonnen," klagte der Junge und tauchte den Pinsel in die Farbe.

„Nur ruhig Blut, Emil," erwiderte der andere. „Wird er grob, so werde ich noch gröber."

Auch er hatte nach dem Pinsel gegriffen. Da fiel sein Blick auf die Alte. Er stellte den Pinsel wieder an die Wand und sagte: „Zuerst müssen wir die Vogelscheuche hinausbefördern. Emil, reiche der Dame deinen Arm und geleite sie bis zur Hausthüre!"

Diesmal gehorchte Emil nicht. Der Schreck war ihm in die Glieder gefahren, und der Meister mußte sogleich eintreten.

„Du bist eine Memme," sagte der Schwarze, „warte, ich will dir den Götzendienst vor den Blutsaugern austreiben!"

Dann stieß er mit einem furchtbaren Fußtritt den Schemel unter der alten Frau

weg, daß diese rücklings auf den Boden stürzte, riß sie in die Höhe und schrie:

„Marsch, zur Thüre hinaus!"

Die Wäscherin wankte davon. Taumelnd ging sie ihrer Wohnung zu. Wer ihr begegnete, schaute sie verwundert an; manche blieben stehen und blickten ihr nach. Sie nickte beständig mit dem Kopfe und murmelte vor sich hin: „Meine Lisett', meine Lisett'."—

8. Kapitel.

In der vordersten Reihe des ersten Ranges saßen an dem Abend, an dem Lisette verloren ging, zwei Einjährige bei einander. Der Grenadier war der Pfarrersohn, mit dem Lisette am Morgen zusammengetroffen war, der Ulan war dessen bester Freund, ein Schüler der Kunstakademie.

Es wurden die Hugenotten gegeben. Während des großen Balletts im zweiten Akte schaute der Infanterist etwas gelangweilt im Theater umher. Schließlich haftete sein Blick auf dem Gesichte des Freundes, der wie traumverloren auf die Bühne sah.

„Du siehst ja ganz verklärt aus, Hugo; hast du etwas entdeckt?"

Der andere winkte Schweigen mit der Hand. Dann flüsterte er:

„Die dritte Tänzerin von vorn auf der linken Seite."

Die erste Ballerine führte gerade einen Einzeltanz auf, während die anderen sich rechts und links von ihr gruppierten.

Der Grenadier schaute nach der bezeichneten Stelle und flüsterte: „Du, die kenn' ich. Nein, ihre Schwester. Die da hat dunklere Haare und ist größer. Sie hat uns bemerkt. Schau nur, sie blickt herauf!"

„Wie schade!" flüsterte der andere. „Sie tritt zurück hinter die Bauern mit ihren dummen Statistengesichtern."

„Warte nur," erwiderte Gustav, „wir werden sie schon noch zu sehen bekommen, wenn die langweilige Rignoni mit ihrem angefrorenen Lächeln dort unten aufhört."

Die beiden Freunde gehörten zu den Jünglingsnaturen, in denen der erwachende Sinn für das Weib sich darin kundgibt, daß der Zug zum Schönen etwas Naturnotwendiges, Unwiderstehliches bekommt und alle Ideale einen Frauenleib annehmen.

Sie hatten bis jetzt die Liebe noch nicht kennen gelernt und verkehrten im Kreise der jungen Mädchen, die sich in den Häusern ihrer Eltern einfanden, mit der größten Unbefangenheit. Sie waren da wohl gelitten, Gustav wegen seines trockenen Humors und Hugo wegen der sanften Schwärmerei, die in seinem Wesen lag. Niemand ahnte etwas von dem verborgenen Frauenverkehr, dessen die beiden Freunde pflegten. Er war ein rein idealer, aber trotz der lauteren Phantasie der Jünglinge in seiner Art der ausschweifendste. Der Kultus der Frauenschönheit, der sie zusammengeführt hatte, war von ihnen zu einem kunstvollen System ausgebildet worden, in dem Herz und Sinn, Reflexion und Gestaltungskraft aufs ernstlichste beschäftigt waren. Sie hatten ein Verzeichnis der schönen Frauen und Mädchen der Stadt angelegt, in welchem die einzelnen nach dem geistigen Charakter ihrer besonderen Schönheit bezeichnet waren. Eine junge Assessorsfrau mit blendender Haut und sanften, strahlend blauen Augen hieß „Imogen" bei den Freunden. Die Witwe eines Hofkürschners, die durch einen prächtigen Nacken und glühende schwarze Augen ausgezeichnet war, wurde von ihnen „Lesbia" genannt. Die stattlich einherschreitende Tochter eines Oberkonsistorialrates, die das Haupt so stolz trug, das Haar in einen Amazonenknoten geschlungen, hatte im Verzeichnis den Namen „Artemisia," nach jener kriegerischen Bundesgenossin des Xerxes, von der Herodot uns so anmutig erzählt.

Die Aufspürung, Charakterisierung und Registrierung der einzelnen Schönheiten war nur die eine Hälfte ihres Frauendienstes. Die andere bestand im Genuß der mühevoll erworbenen Schätze. Die Freunde wußten, welchen Weg „Schön Rotraut" einzuschlagen pflegte, wenn sie in die Nähschule ging oder von der Turnhalle nach Hause kehrte, und es war ihnen nicht unbekannt, um welche Zeit „Gudrun" ihre Geschäftsgänge zu machen gewohnt war; sie kannten die Stellen im Parke, welche „Virginie" allen anderen vorzog, und nicht minder die Schauspiele und Opern, in denen man „Heloise" erwarten konnte. Hierdurch waren sie befähigt, Tag für Tag ihrem Schönheitshunger das ausgesuchteste, kostbarste Mahl zu bereiten. Hatten sie ihren Rundgang vollendet, so hatten sie fünf oder sechs Gerichte genossen, hatten „Lottens" anmutige Fröhlichkeit durch „Messalinas" dämonisches Feuer gewürzt, hatten sich an „Titanias" Elfengang erquickt und „Jessikas"

Lockenschütteln geschlürft, hatten „Philinens" irdischen Champagner durch das himmlische Eis der „heiligen Agnes" gekühlt.

Der junge Künstler war bei diesem Spiele der Meister; es war ihm vollständiger Ernst damit. Gustav that mit, nicht ohne sich selbst und den Freund zu ironisieren. Wäre es ihm in dem Maße Herzenssache gewesen wie dem anderen, so wäre er am heutigen Vormittag unter Preisgabe des Mittagessens Lisette nachgegangen. Aber auch er fand an dem Spiele mit Gestalten und Ideen immer mehr Geschmack.

Hatten sie sich gesättigt, so brachten sie den Rest des Tages miteinander zu, gewöhnlich auf dem Zimmer des einen von ihnen. Während Hugo die genossenen Schönheiten in seinem Skizzenbuch wieder aufleben ließ, eine jede, wie es ihr zukam, also die Tochter des kommandierenden Generals in Nonnentracht und die Frau des Meßners an Sankt Marien als Mänade, lag Gustav auf dem Sofa, sagte Verse her aus Catull, Goethe, Heine, Mörike, oder las eine ihrer Lieblingsstellen vor aus dem Wintermärchen, dem Sturm, Romeo und Julie, Cymbelin, aus Goethes Faust, Rückerts Liebesfrühling oder dem alten Homer. Rezitation und Lektüre arteten gewöhnlich in tollen Unsinn aus und für eine Zeitlang war das Gemach vom lustigsten Lachen erfüllt. Dann aber wurde es wieder still. Die Unterhaltung wurde langsam, träumerisch, fast flüsternd geführt. Sie wendete sich jenen höchsten Fragen des Menschenlebens und des Daseins zu, welche auf erwachende Jünglingsgemüter einen so unendlichen Reiz ausüben, und spät erst trennten sich die Freunde in ernster, gehobener Stimmung.

Heute waren sie ins Theater gegangen, weil sie vermuteten, daß Anadyomene, die Frau eines englischen Afrikareisenden, der mit Hilfe eines Dolmetschers Vorträge hielt, die Oper besuchen werde. Sie hatten sich getäuscht. Von den übrigen Nummern ihrer Liste waren nur drei der unbedeutenderen gegenwärtig: Brangäne, die Frau eines Feldwebels, oben auf der Galerie, Hekuba, eine Schauspielerin, in der Loge des Theaterpersonals, und Lea, ein glutäugiges Judenmädchen mit schiefer Schulter, in einer Loge ersten Ranges.

Um so froher war Hugo, als er Lisette unter den Tänzerinnen entdeckt hatte.

„Halb Kind, halb Jungfrau," sagte er vor sich hin. „Etwas Herbes, Unreifes, — und doch süß dabei. Schwermütig sind ihre Augen. Sie hält auf sich; arm, aber stolz, ... trotzig. Du, die kann wild sein!"

„Leukothea!" flüsterte Gustav. Er dachte an jenes Meermädchen, die aus den Wellen auftauchte, als Odysseus zu versinken drohte, und dem müden Schwimmer ihren Schleier zuwarf.

„Leukothea?" flüsterte Hugo und besann sich. Nach einiger Zeit, während welcher er unverwandt das Mädchen betrachtete, schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, Feuer ist eher ihr Element als die Salzflut. — Psyche! die kleine Psyche, wie sie leibt und lebt!"

„Du hast recht," sagte der andere.

„Nachher wird sie ausgespürt," flüsterte Hugo.

Gustav nickte und zog die Stirne kraus. Er ärgerte sich, daß er am Morgen Psyches Schwester nicht nachgestrichen.

Als die Ballettszene zu Ende war, verließen die Freunde ihren Platz und begaben sich in die Theaterrestauration. Sie frugen den Kellner, ob die Damen des Balletts das Haus erst nach Beendigung der Vorstellung zu verlassen pflegten oder sogleich nachdem ihr Dienst vorbei.

Der Kellner machte auf die Frage hin eine achtungsvolle Verbeugung, und während er vorher Hugo, der eine Brille trug, „Herr Doktor" angeredet hatte, nannte er ihn jetzt „Herr Baron." Es sei unterschiedlich, erwiderte er, und erbot sich, die Herren in ein Kabinett zu führen, aus dessen Fenster die Treppe, welche die Damen vom Ballett herniedersteigen, beobachtet werden könne.

Die Freunde folgten dem Kellner in ein elegantes, boudoirartiges Gemach, in dem kleinere geschlossene Gesellschaften abgehalten wurden. Der Dienstbeflissene zündete den Gasleuchter an und zeigte den Herren ein kleines mit einem Vorhängchen verdecktes Guckfenster, durch welches sie die hellerleuchtete Treppe beobachten konnten, und eine Thüre, welche in den Gang führte, auf den die Treppe mündete. Hierauf brachte er zwei Gläser Punsch, empfing die Bezahlung nebst einem reichlichen Trinkgeld und empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung.

„Der Kellner träumt von dir heute nacht," sagte Gustav und versuchte das heiße Getränk.

Hugo schob den Riegel der Thür zurück und stellte sich an das Fenster.

„Mir ist's hier so behaglich, wie wenn ich auf deiner Bude wäre," fing Gustav wieder an und streckte sich auf dem Sofa aus. „Der Punsch ist gut. Wenn ich mit meinem Glase fertig bin, trinke ich deins aus."

„Sei still!" rief ihm Hugo zu. „Es kommt jemand die Treppe herunter. Sie ist's, Psyche! Eben hebt sie die Augen; sie sind dunkel und groß. Es schläft noch darinnen; aber 's ist etwas da, was aufwachen kann, viel!"

„Also zwei stille Bergseen, in denen die Dämonen der Tiefe schlafen, bis der Föhn sie weckt?" sagte Gustav, und ein fast unmerkliches Lächeln lag auf seinen Lippen.

„So ist's," erwiderte Hugo; „wir müssen gehen."

„Gut. Aber um das eine bitt' ich dich: trinke dein Glas an, der Kellner hintersinnt sich sonst über deine Vornehmheit."

Er hielt dem Freunde das unberührte Glas hin. Hugo leerte es auf einen Zug. Dann verließen die Freunde Arm in Arm das Zimmer und gingen in einiger Entfernung hinter ihrer Psyche her.

Lisette pflegte sonst bis zum Ende der Vorstellung zu bleiben. Sie hatte Freude daran, hinter den Kulissen zu stehen. Es war weniger die Musik, was ihre Teilnahme erweckte; am wenigsten das, was ihre Kolleginnen am meisten bewunderten, die Kunstfertigkeit der Sänger und Sängerinnen. Durch den Gang der Handlung wurde sie gefesselt.

Heute aber verließ sie das Theater, sobald sie die Erlaubnis dazu hatte. Ihre Kleider brannten sie am Leibe; sie wollte nach Hause, zu Bett, sie begehrte zu schlafen.

Als der Chorreigen zu Ende gewesen war und Fräulein Rignoni ihre Künste zeigte, standen die übrigen Tänzerinnen rechts und links auf der Seite zwischen den Statisten, die in gezwungener Zwanglosigkeit die Köpfe drehten, nickten und lächelten.

„Heute beginnt ein neues Abonnement," sagte Melanie zu Lisette. „Viele frische Gesichter! Der dicke Baron von Wulsson ist nimmer da. Schade, er war unser treuester Verehrer. Sieh da, Barstein trägt die Epaulettes, und wie stolz! Ich gratuliere, Herr Leutnant! — Unserm Alten seine Donna ist heute auch nicht da. Sie haben sich wohl beim Nachtessen gezankt und sie bekam darauf Migräne. Jetzt liegt sie im Bett, die arme Frau. Denn um halb acht Uhr geht sie entweder ins Theater oder ins Bett; ein drittes gibt's nicht. — Schau einmal die hübschen Jungen, die in der Loge nebendran sitzen. Einjährige, — Studenten! Besonders der Ulan ist reizend. Wenn er nur keine Brille trüge! Eine Brille paßt zu einem Ulanen, wie Hörner zu einem Engel."

Gleichzeitig folgten Lisettens Blicke dem Winke der Freundin. Aber als sie von ungefähr der Richtung nachgingen, nach welcher die Brillengläser des Ulanen sich wandten, erschrak das Mädchen bis in den Tod. Sie ward bleich und gleich darauf blutrot. Das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. Sie hörte es nicht, wie Melanie flüsterte: „Sie haben uns bemerkt!" Wie in einem Zauberbanne gefangen, schaute sie starr zu Gustav empor, dessen Augen immer größer, immer strahlender wurden, wie zwei rollende Sonnen, in denen es zuckte von Zorn und Stolz und Abscheu. Also das bist du! jetzt kennen wir dich! sprachen diese Augen, und Lisette ward es zu Mute wie dem Sünder, der am Weltgerichte von dem Antlitze des himmlischen Richters den verdammenden Spruch liest, noch ehe er gefällt wird. Da stand sie offenbar in ihrer Blöße und Schande, verwerflich und verworfen, die einzige von allen. Sie schloß die Augen und senkte das Haupt und fühlte zitternd, wie die glühenden Strahlen der richtenden Blicke an ihr herniederglitten. So stand sie eine kleine Weile; sie deuchte ihr eine Ewigkeit. Dann wagte sie es, die Augen zu öffnen. Es war ihr eine Wohlthat, die grauen Bretter der Bühne zu schauen. Da kam's ihr mit einem Mal zum Bewußtsein, daß sie noch etwas sah, ihr Röckchen und ihre Fußspitze. So sieht er mich, kam's ihr, und die Blutwellen brandeten bis zu den Stirnhaaren empor. Die Blicke auf den Boden geheftet, schlich sie zurück und stellte sich hinter die Statisten.

Als Signora Rignoni zu Ende war, erfolgte ein Schlußreigen aller Tänzerinnen. Lisette tanzte an dem ihr zugehörigen Platze in der vordersten Reihe. Ihre halbgeschlossenen Augen sahen ins Leere, um ihre festgeschlossenen Lippen lag ein krampfhafter Zug. Es ist jetzt doch alles einerlei, diesen Gedanken sagte sie sich unaufhörlich vor. In seine

Trostlosigkeit zu tauchen bis zum Grunde, das bereitete ihr trotzige Genugthuung.

Als der Tanz zu Ende war und der Ballettmeister die Erlaubnis zum Gehen gegeben hatte, eilte Lisette in das Ankleidezimmer, hüllte den Kopf in ein Tuch, den Körper in ihren Mantel, die Füßchen in die Überschuhe und verließ das Theater.

Das laute Rauschen der Springbrunnen, das klare Mondlicht, in welchem das junge Laub der Kastanien silbern schimmerte, der kühle Nachthauch, — das alles that ihr wohl. Ihr Kopf wurde klar, das Herz pochte ruhiger. Sie ging langsam. Ihre Augenbrauen waren zusammengezogen, denn sie dachte darüber nach, welche Folgen diese zweite Begegnung haben könne.

Vielleicht sagt er es seinem Vater, morgen schon. Das werd' ich ja merken. Dann wird es heißen: entweder gibst du's auf, oder du wirst nicht konfirmiert. Ich geb's auf. Kost' es, was es wolle. Ich setz' es durch. Aber die Schande bleibt mir. Sie werden nicht mehr zu mir sagen: du bist der Liebling all deiner Lehrer. Man wird mir nicht mehr freundlich ins Gesicht sehen, wenn man mich in der Stunde frägt, sondern über den Kopf hinweg. Bei der Konfirmandenprüfung wird der Stadtpfarrer nicht, wie er sonst immer that, die schwersten Fragen an mich richten, sondern mit einer ganz leichten und nebensächlichen an mir vorbeihuschen. Und bei der Einsegnung werd' ich nicht den Spruch bekommen: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube," sondern vielleicht: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust," oder...

Sie war immer langsamer gegangen und schließlich stehen geblieben, ganz in den Gedanken versunken, welchen Spruch der Pfarrer wohl für ihre Verhältnisse wählen würde.

Sie bemerkte nicht, daß Männertritte ihr näher kamen, und es fiel ihr nicht ein, wie auffallend es sei, wenn ein Mädchen bei Nacht auf der Straße stehen bleibe.

Sie ging erst wieder weiter, als ihre Gedanken eine andere Richtung bekamen.

Was wird er selber von mir denken? Heute morgen hab' ich ihm gefallen, das weiß ich; aber heute abend? Wenn wir uns auf der Straße begegnen, wird er mich kennen wollen? Und wenn er mich grüßt, wird er mich grüßen, wie ein Herr ein rechtes Fräulein grüßt? Oder wird er mich so grüßen, wie die jungen Herren, die sich genau kennen, auf der Straße einander grüßen und wie Melanie von dem Kommis in ihrem Geschäfte gegrüßt wird?

Bei diesem Gedanken biß sie sich zornig auf die Lippen. Und wenn ich wieder einmal zu seinem Vater komme, etwa weil er mich bestellt hat, um mir eine Bußpredigt zu halten, — ein häßliches Lächeln glitt über Lisettens Antlitz, um aber sofort wieder dem Ausdrucke finsteren Nachdenkens Raum zu geben, — und ich werd' ihm begegnen auf der Treppe oder im Gange, — ob er auf die Seite treten wird und mich unter einer Verbeugung vorübergehen läßt? Oder ob er sagen wird: Aha, da bist du ja! Willst du mir nicht sagen, wo du wohnst, Kleine?

Wieder biß sie sich auf die Lippen, und ihr Blut wallte vor Ingrimm. Nicht als ob sie dem jungen Manne gezürnt hätte, weil er in ihrer Phantasie so frei mit ihr zu sprechen wagte. Was sie bisher aus ihrem Kreise heraus von dem Treiben der höheren Stände beobachtet hatte, ließ es ihr als feste Regel und Ordnung des gesellschaftlichen Lebens erscheinen, daß die Mädchen ihres Standes den vornehmen und reichen Männern zum Spielzeug dienen. So wenig es ihr einfiel, von irgend einem jungen Herrn vorauszusetzen, daß er solche Absichten nicht hege, so wenig kam es ihr in den Sinn, daß die Männerwelt damit ein Unrecht begehe und daß die Töchter des Volkes deshalb mitleidenswert seien. Nur für sich selber wollte sie nicht zu dieser Klasse von Mädchen gehören. Das Blut kochte ihr bei dem Gedanken, daß auch sie einmal in dieser Weise behandelt werden könnte. Und weil das Wiedersehen am heutigen Abend dazu beitragen konnte, indem es sie vor den Augen dessen, der ihr durch sein achtungsvolles Benehmen so wohlgethan hatte, als Tänzerin auswies, war sie von Zorn und Kummer erfüllt.

Sie ging die Hauptstraße entlang und war nicht mehr weit von der letzten Ecke, nm welche sie zu biegen hatte. Da hörte sie dicht im Rücken die Stimme, die sie aus tausenden erkannt hätte. Erschrocken schaute sie um und sah in Gustavs Antlitz, der am Arme seines Freundes hinter ihr schlenderte. Sie erschrak und war für einen Augenblick nicht im stande, sich von der Stelle zu rühren. Aber der Gedanke, sie würden sie sogleich anreden, gab ihr den Gebrauch der Kräfte

zurück. Sie schaute zur Seite und sah in einen offenen Thorweg hinein. Er führte, wie sie wußte, in einen schmalen und finsteren Durchgang, welcher auf einen Platz mündete, auf den fünf Straßen stießen. Sie bog in das Thor ein, huschte an der finsteren Mauer hin, und auf dem Platze angelangt, eilte sie hinter eine Reihe wartender Droschken, ging dieselbe entlang und bog in eine schmale und wenig beleuchtete Gasse ein.

Hier mäßigte sie etwas ihren fliegenden Gang, dessen gewiß, den Verfolgern entronnen zu sein. Sie besann sich, wo sie war, und eilte auf dem nächsten Wege durch verschiedene Quergassen ihrer Wohnung zu.

In der That hatten die Freunde die Verfolgung aufgegeben. Erstaunt waren sie vor dem Thorwege stehen geblieben.

„Die echte Psyche, voller Widersprüche," sagte Hugo. „Zuerst freut sie sich, daß wir ihr nachgehen, zögert, bleibt schließlich stehen, so daß wir uns fast genierten. Ich habe wohl bemerkt, wie unbehaglich es dir wurde. Und jetzt läuft sie uns voll Entsetzen davon."

„Ein Irrwisch," erwiderte Gustav. „Aber in diesen Sumpf folgen wir ihm nicht."

Hugo hatte einen begehrlichen Blick in den finsteren Durchgang geworfen, gab aber dem Freunde nach.

„Du gehst mit auf mein Zimmer?"

Gustav nickte.

Die beiden Krieger bogen in die nächste Seitenstraße ein. Als sie noch etwa zwanzig Schritte von dem stattlichen Hause entfernt waren, in welchem der Kunstschüler wohnte, huschte eine Mädchengestalt über die Straße und verschwand in demselben Hause.

„War das nicht unsere Psyche?" frug Hugo.

„Gang und Haltung, ja, aber 's ist unmöglich," erwiderte Gustav. —

Als Lisette aus der letzten Quergasse in ihre Straße bog, sah sie auf dem gegenüberliegenden Bürgersteige die beiden Männer gehen, denen sie entflohen war. Sie kamen von der Richtung her, in welche Lisettens Weg führte. Das Mädchen erschrak diesmal nicht so sehr, denn es war auf Schritt und Tritt ihres ganzen Fluchtweges auf diesen Anblick gefaßt gewesen. Nach einigem Zögern beschloß sie, weder zu warten, noch zurückzugehen; konnte doch die Laune des Zufalls, der hier offenbar sein Spiel trieb, jedes Ausweichen in sein Gegenteil verkehren.

Sie hatte nur über die Straße zu gehen, dann noch ein paar Schritte vorwärts zu laufen, so stand sie vor ihrem Hause.

Sie führte es aus. Als sie in der dunklen Nische der Hausthüre stand und den Schlüssel aus ihrer Tasche zog, hörte sie die Schritte der beiden Soldaten näher und näher kommen, und es überfiel sie ein Zittern. Doch sie war ja gerettet. Die Pforte öffnete sich, sie zog den Schlüssel heraus, schlüpfte in den Flur, und der Thürflügel fiel geräuschlos ins Schloß.

Lisette atmete tief auf. Dann lächelte sie zornig über sich selber und stampfte leise auf den Boden. Aber trotz dieser Gebärde einer gekünstelten Geringschätzung blieb sie an der Thüre stehen und lauschte auf die Schritte.

Jetzt waren die beiden am Hause. Sie hörte deutlich die Stimme des einen, vor dem sie sich fürchtete. Aber was ist das? Die Freunde bleiben draußen stehen, die Stimmen ertönen ganz nahe. Es rasselt im Schlosse. Sie kommen!

Lisette sah sich hilfesuchend in dem durch eine Gasflamme hell erleuchteten Raume um. Die hintere Hausthüre aufzuschließen, um in den Hof und ins Hinterhaus zu gelangen, dazu reichte die Zeit nicht mehr. Sie konnte die Treppe hinauf entrinnen; aber da oben in den prächtigen Räumen wußte sie keinen Bescheid; jeder dort droben hätte sie fragen können, wohin sie wolle, und da hätte sie beschämt wieder umkehren müssen. So blieb ihr nur ein Versteck übrig, der finstre Winkel unter der Treppe, dicht neben der rettenden Thüre in den Hof. Es hatte ihr immer des Nachts ein wenig gegraust, wenn sie hier vorbeiging, und sie war froh, wenn sie im Hofe stand. Denn wie gut konnte sich da einer verstecken!

Jetzt tauchte sie selber in den schwarzen Raum, kauerte unter die vorspringenden Treppenstufen und schmiegte sich an die kalte steinerne Säule. Sie mußte dabei das Netz einer Kreuzspinne zerstört haben, denn es lief ihr etwas hurtig über den Hals die Wange hinauf. Sie schauerte in sich zusammen, aber rührte kein Glied.

Die beiden Freunde waren in den Hausflur getreten. Aber sie gingen nicht die Treppe hinauf, sondern an derselben vorbei. Dicht neben Lisettens Versteck blieben sie plaudernd stehen. Hugo zog einen Schlüssel und öffnete das Zimmer, das dem Treppenwinkel gegen-

Digitized by Google

über lag. Lisette hatte einmal im Vorbeigehen die an der Thüre haftende Karte gelesen und wußte, daß ein Schüler der Kunstakademie drinnen wohne.

9. Kapitel.

Gustav war in das Zimmer getreten und machte mit seinem Taschenfeuerzeug Licht.

„Deine Schaffnerin hat dir höllisch eingeheizt," rief er aus dem Zimmer hinaus.

Hugo war draußen im Flur stehen geblieben und sah quer über den Winkel und die Treppe empor.

„Schau, wie das Mondlicht so schön durch die Scheiben bricht!"

Auf den ersten breiten Treppenabsatz ging eine Fensterrose, die aus farbigen Butzenscheiben zusammengesetzt war. Sie befand sich der Thüre zu Hugos Zimmer gerade gegenüber.

Die Rose leuchtete in mildem Farbenglanz, denn hinter ihr hoch am Himmel droben stand der Vollmond. Sein Umriß war kaum zu sehen. Das Fensterglas war zu dick und zu trüb. Aber seine Strahlen ergossen sich mild und zart durch die Scheiben, deren Farben in überirdischem Glanze schimmerten, leise durchglüht von dem verklärenden Hauche himmlischen Lichtes.

„Da hinten von deinem Sofa aus sieht man's noch besser. Wir lassen die Thüre auf und treiben ästhetische Hygieine oder sanitäre Mondscheinsschwärmerei. Es ist zum Ersticken heiß."

Hugo schraubte den Ofen zu und sagte: „Lösche das Licht wieder aus, ich will auch die Gasflamme draußen ausdrehen, dann wird es noch schöner sein."

Es war finster geworden im Gange und im Zimmer. Die beiden Freunde saßen auf dem Sofa und sahen über den schwarzen Treppenwinkel hinweg nach dem Fenster hinauf, das so wunderbar schimmerte, wie wenn man durch dasselbe aus der Erde Nacht in des Himmels Herrlichkeit hinein schaue. In dem Scheine, der durch die Thürritze des Ofens fiel, stand ein Schemel, worauf sich eine brennende Spiritusmaschine und eine Theekanne befanden.

„Wir sind jetzt in einem ausgestorbenen Kloster die einzig überlebenden Mönche und halten in der Kapelle die Vigilie ab." Also hub Hugo an. „Da vornen unter der Treppe, wo es so unheimlich schwarz gähnt, ist die Krypta, dort hat man die Toten begraben. Droben im Monddämmerlicht ist der Hochaltar mit dem Allerheiligsten. Und drüber funkelt das ewige Lichtlein. Und wie wir anheben zu singen: „et lux aeterna luceat illis," wird es größer und größer und leuchtet in tausend Farben und bricht auf wie eine Rose —"

„Und weiter?" frug Gustav. Hugo schwieg.

„Und es bleibt uns nichts anderes übrig," sagte Gustav, „als selber hinunterzusteigen in die Krypta, wir legen uns dort in unsere bereitgehaltenen Särge und heben an zu sterben."

Die Freunde schwiegen. „Du, ich möchte katholisch sein," fing Hugo wieder an.

„Ich weiß, warum," erwiderte Gustav trocken.

„Warum?"

„Ein Mädchen, das vor dem Betstuhl kniet, sieht, von hinten oder von der Seite betrachtet, viel schöner aus als ein Mädchen, das in seinem Kirchenstuhle sitzt."

Nach einer Weile frug Hugo: „Kannst du deinen Mund in der Finsternis finden, oder soll ich ein Licht anzünden?"

„Laß es nur!"

„Und es war doch nicht die Leukothea," fing Gustav wieder an und suchte nach seiner Tasse.

„Psyche!"

„Meinetwegen Psyche."

„Du meinst vorhin? Das Mädchen, das im Hause verschwunden ist? Doch, sie war's."

„Aber wo sollte sie hingeraten sein?"

„Ja, wohin?" frug Hugo und blickte in den dunklen Flur hinaus.

„Siehst du," erwiderte Gustav, „hättest du's bei der Leukothea belassen, so wäre das Rätsel gelöst. Die Leukothea hätte Schwimmhäute zwischen den Fingern und Zehen und wäre dort in die schwarze Finsternis hinabgetaucht."

„Und die Psyche hat Schmetterlingsflügel und ist dort durch das Fenster in den Himmel hineingeflogen."

„Hm, also ein Nachtschmetterling," versetzte Gustav. „Irgend ein Sonnenfalter ist mir lieber als so ein Schwärmer. Die Wolfsmilchschwärmer kommen bei uns am häufigsten vor."

„Für irgend etwas muß man schwärmen,"

sagte Hugo; „lieber für Wolfsmilch als für gar nichts."

„Für deinen Thee schwärm' ich entschieden nicht," erwiderte Gustav und setzte die Tasse ab; „schon eher für Theaterpunsch."

„Du bist und bleibst ein raffinierter Epikuräer."

Gustav antwortete nichts, sondern streckte sich behaglich auf dem Sofa aus.

„Du scheinst mich hinunterwerfen zu wollen," sagte Hugo.

„Wenn du noch ein bißchen rücken willst, kannst du sitzen bleiben."

„Du bist sehr freundlich." —

„Welcher alte Schriftsteller hat die Geschichte von Amor und Psyche erzählt?" So hub nach einer Pause Hugo wieder an.

Gustav erwiderte nicht gleich; dann sagte er: „Hör' einmal, für den Amor bist du zu mager!"

„Wer redet denn von mir!" rief Hugo und beugte sich in den finsteren Schatten zurück. „Ich möcht' einmal das Märchen ausführlich hören."

„Apulejus erzählt's," sagte Gustav eifrig und richtete sich auf; „er hat nichts Schöneres geschrieben."

Gustav hatte das Glück gehabt, aus dem Gymnasium nicht nur tüchtige Kenntnisse, sondern auch eine kräftige Begeisterung für das klassische Altertum mitzunehmen. Er verdankte dies dem Direktor der Anstalt. Die alten Autoren wurden von ihm neben den neuen aufs treulichste gepflegt, und mit Interesse las er in seinen Mußestunden die ihm unbekannt gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller, von denen er eine große Zahl in seines Vaters Bibliothek fand.

So erzählte er denn das anmutige und sinnvolle Märchen von Amor und Psyche. Die warme Teilnahme an der Geschichte machte ihn beredt, und sein Bericht war lebendig und anschaulich.

Eine gute Weile ging darüber hin. Ein Blatt ums andere von der schimmernden Fensterrose war in die Nacht gefallen, und als Gustavs Erzählung zu Ende war, blickten die Freunde in völlige Finsternis. Aber sie zündeten kein Licht an, sie vergaßen, daß die Thüre offen stand. Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa. Hugo hatte den Arm um des kleineren Freundes Schulter geschmiegt, und mit gedämpfter Stimme redeten sie vom Herzen zum Herzen. Sie waren auf das Thema gekommen, über welches ahnungsvolle Jünglinge und unbefriedigte Frauen so gerne sprechen, — jene, weil vor ihnen der Vorhang rauscht und sie die Stimme vernehmen: tretet ein, denn auch hier sind Götter; diese, weil sie hinter den Kulissen stehen und andere beobachtend darüber nachgrübeln, warum ihre eigne Rolle so übel ausgefallen. Sie redeten von dem Geheimnis der Liebe, verstiegen sich in immer höhere Regionen der Venus Urania und priesen mit mehr Überschwang denn Verständnis die Liebe als Weltprinzip. Fast verschämt gestand Gustav seinem Freunde, daß er nur im Pantheismus Befriedigung für Herz und Geist finde und daß Spinozas Ethik das herrlichste Buch der Welt sei.

Hugo fuhr ihm liebkosend mit der linken Hand über das weiche Haupthaar.

„Das würde deinen Vater betrüben, wenn er's wüßte."

„Mein Vater? Der denkt wie du, lieber für Wolfsmilch schwärmen als für gar nichts."

„Sind nicht auch Romulus und Remus Wolfsmilchschwärmer gewesen?"

„In ihrer Jugend ja. Du bist Remus, denn du hast die längeren Beine."

„Wie du mein Sofa zu teilen pflegst, so teilst du alles, auch unsern ewigen Nachruhm."

Gustav war aufgestanden und suchte Mantel, Mütze und Faschinenmesser; Hugo zündete ein Licht an.

„Weißt du übrigens, was mein Vater sagen würde?" frug Gustav, zum Fortgehen bereit.

„Über deine Begeisterung für Spinoza? Nun?"

„Laßt ihn machen; er wird sich schon wieder zurechtfinden!"

Hugo begleitete den Freund in den Flur und schloß die Hausthüre auf. Mit Händedruck schieden die Freunde.

Als Hugo in sein Zimmer zurückkehrte, vernahm er in dem Treppenwinkel ein Geräusch. Eine Ratte, dachte er und schüttelte sich. Eilig ging er in sein Gemach und riegelte die Thüre zu.

Er zündete sich die Lampe an und löschte das Licht aus. Dann ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er wiederholte sich die Geschichte von Amor und Psyche, indem er sie nach ihrer malerischen Seite prüfte.

Digitized by Google

„Psyche, über den schlafenden Amor sich beugend," sagte er sich, „freilich ein verbrauchtes Motiv, aber auch das brauchbarste aus der ganzen Geschichte."

Und er holte sein Skizzenbuch und zeichnete die Gestalt eines jungen Mädchens, das auf dem Boden knieend den Oberkörper vorbeugt, den rechten Arm vor sich in die Höhe streckt und die linke Hand auf die Brust preßt. Da es ihm darauf ankam, die Haltung des Körpers, wie er sie in seinen Gedanken hatte, genau zu fixieren, so kam ihm die Frage, ob er die Gestalt bekleidet oder unbekleidet darstellen wolle, gar nicht in den Sinn. Als er mit dem Umriß des Körpers fertig war, schlug er sein Taschenbuch auf und zeichnete nach einigen im Theater hingeworfenen Profilen die Gesichtszüge des schönen Mädchens, das er Psyche getauft hatte.

Es mochte ihm besonders gut gelingen, denn mit Freude und Liebe schaute er sein fertiges Werk an.

Dann ging er in die Kammer, um sein Lager aufzusuchen.

Während der junge Maler an seiner Arbeit saß, war die alte Kreuzspinne im Winkel, deren Netz Lisette zerrissen hatte, nicht minder fleißig. Sie hatte bisher in einer Ritze gesessen, zwischen dem steinernen Träger und einem Treppenbalken, und überlegte, wo und wie sie die neue Raubburg anlegen solle. Kein Platz war geeigneter als der alte, denn hier ging die große Verkehrsstraße in den Keller vorüber und so manche fette Schmeißfliege kam, träumerisch vor lauter Wohlleben, heraufgeflogen. Und hier auch war die Burg vor Naturereignissen, wie Erdbeben, Cyklonen, Windhosen, am sichersten, denn die Köchin im Erdgeschoß hatte ein verhärtetes Geschwür auf der rechten Seite des Halses und konnte deshalb nur links in die Höhe schauen.

Aber es war zur Zeit nicht recht geheuer da unten am alten Platze. Es befand sich ein neuer Gegenstand dort, von dem noch nicht recht abzusehen war, ob er solid genug sei, um die neue Wohnung an ihn anzuknüpfen. Zuerst verhielt er sich ganz stille; nach einer Weile wurde er unruhig, wendete sich hin und her und es war nichts Vernünftiges mit ihm anzufangen. Endlich wurde er wieder stille, ganz stille. Die Kreuzspinne hatte es schon erlebt, daß ein Ding, welches die Köchin an einen Nagel gehängt, zuerst sich wie närrisch gebärdete, mit der Zeit aber verständig wurde und den vortrefflichsten Stützpunkt für ausgedehnte Burganlagen darbot. Konnte es hier nicht gerade so sein? Die Spinne ließ sich auf einem Faden herunter und faßte Fuß auf Lisettens rechtem Augenlid. Sie entfloh dem warmen Hauch, der wie ein feuchter, betäubender Nebel auf dem Menschenantlitz lag, und lief aufwärts. Da wurde es kühler, vertrauenerweckender, und in einer Falte von Lisettens Kopftuch war denn auch das richtige Gelände gefunden, um den neuen Bau daran anzulehnen. Und so zog denn die Spinne ihre Fäden, unermüdlich, Stunde für Stunde, während die Nacht verrann. Als der erste Sonnenstrahl in den Hausgang fiel, war sie gerade fertig geworden. Und als die hintere Hausthüre aufging und über den Kopf der alten Wäscherin weg ein Handwerksbursche hereinflog, der im Kalten genächtigt hatte und jetzt von einem unnennbaren Duft gezogen nach dem Keller zu taumelte, da machte die Kreuzspinne ihren ersten Fang. Aber als sie nun die Beute fest umschnürt hatte und im Begriffe war, in die Kemnate zurückzukehren, um vor dem Imbiß ein wenig zu ruhen, brach eines jener entsetzlichen Naturereignisse ein, die das Glück der Kreuzspinnen stören. War es ein Orkan? War es eine Erdrevolution? Das schöne Werk zerriß und hing in elenden Fetzen. Das Burgfräulein stürzte in seinen Schlupf zurück. Der Handwerksbursche schlug die befreiten Schwingen und verschwand durch das Gitterfenster im Keller. Und Lisette sah erschrocken und verstört in zwei weitaufgerissene Augen hinein.

10. Kapitel.

„Was treiben Sie hier?" herrschte der Polizeiwachtmeister Federlein das junge Mädchen an.

„Nichts, ich gehöre ins Haus," murmelte Lisette und wollte, mit dem Schlüssel in der Hand, an dem Manne vorbei auf die Hausthüre zugehen. Aber der Polizist vertrat ihr den Weg.

„Stehen geblieben!" rief er mit drohender Stimme. „Wie heißen Sie?"

Lisette nannte ihren Namen und den ihrer Mutter.

„Sie sind die Tochter der Wäscherin im Hinterhause? Was haben Sie hier unter der Treppe zu schaffen?"

Digitized by Google

Lisette gab keine Antwort.

„Was haben Sie für einen Schlüssel in der Hand?"

„Es ist mein Hausschlüssel."

„Zeigen Sie her!"

Der Wachtmeister probierte ihn an der Thüre. Dann versuchte er ihn, einen argwöhnischen Blick auf Lisette werfend, ob er auch die Kellerthüre öffne. Das war nicht der Fall.

Ärgerlich gab er den Schlüssel zurück. Lisette wollte an ihm vorbei zur Thüre hinaus.

Aber der Schutzmann packte sie am Arme und rief: „Dageblieben!" Dann zog er sie tiefer in den Winkel hinein und redete leise und eindringlich.

„Sie haben ein böses Gewissen. Sie sind erschrocken, als Sie mich sahen. Sie haben dahinten im Winkel gekauert. Was haben Sie da gemacht?"

„Ich habe hier die Nacht zugebracht."

„Hier? Warum hier?"

„Ich konnte nicht in meine Wohnung kommen!"

„Lügen Sie nicht so frech! Sie haben ja den Schlüssel in der Hand! Der öffnet ja auch das Hinterhaus. Ist Ihre Mutter daheim? Ja? Der hätten Sie ja dann klopfen können! Wollen Sie mir sagen, was Sie getrieben haben? Oder soll ich Sie auf die Wache führen?"

„Ich habe mich hier unten vor jemand versteckt. Es hat so lang gedauert! Darüber bin ich eingeschlafen."

„Vor wem haben Sie sich versteckt?"

Lisette schwieg.

Da ging der Wachtmeister auf sie zu und faßte ihren Regenmantel, um ihn von der Schulter zu ziehen. Das Mädchen hielt ihn mit beiden Händen fest. Aber der Mann stieß ihre Linke zurück, ergriff die Rechte am Knöchel und riß mit der anderen Hand den Mantel vom Leibe. Eine Ballettänzerin stand vor ihm.

„Aha!" sagte er, „ein solcher Vogel! Heben Sie den Mantel auf!"

Dann frug er mit finsterem Gesicht: „Wo haben Sie die Nacht zugebracht?"

„Hier," sagte Lisette tonlos und wies in den Winkel.

Da schaute sie der Mann durchbohrend an, wies auf die gegenüberliegende Zimmerthüre und flüsterte: „Hier!"

Lisette erbleichte bis in das Schwarze ihrer Augen hinein. Dann brach sie in Thränen aus.

Der Wachtmeister kreuzte die Arme übereinander, schaute das weinende Mädchen an und sagte:

„Ja, ja; schluchzen können sie alle. Ich hab noch kein Geständnis ohne Thränen gehört. — So jung noch, und schon so schlecht!"

Lisette weinte stärker.

„Wie alt sind Sie?"

„Vierzehn Jahre."

„Erst vierzehn Jahre! Seit Herbst aus der Schule?"

„Ich gehe noch in die Schule."

Da schrie der Wachtmeister: „Was? noch schulpflichtig? — Geh, Kind, du elendes Kind, geh heim zu deiner Mutter!"

Er wandte sich langsam ab, während Lisette in den Hof eilte.

Bevor der Wachtmeister auf die Straße trat, schrieb er sich eine Bemerkung in sein Taschenbuch. Als er es wieder zu sich steckte, schüttelte er den Kopf und murmelte vor sich hin: „Sodom und Gomorrha!"

Als der Polizeiwachtmeister Federlein sich des Auftrags, der ihn auf die Staatsanwaltschaft führte, entledigt hatte, ging er wieder zu seiner Wohnung zurück, anstatt sich, wie es seine Gewohnheit war, sogleich auf das Polizeiamt zu begeben. Es war die Zeit, in welcher die Hauswirtin des Erdgeschosses das Zimmer ihres Mietsherrn in Ordnung zu bringen pflegte, und der Beamte hoffte von der gesprächigen Frau über die Beziehungen der Lisette Schmidt zu dem Kunstschüler Genaueres zu erfahren.

Als er durch die Hausthüre eintrat, kam gerade die Frau mit einer gefüllten Erdöllampe und einem Wassereimer aus ihrer Wohnung, zu der eine Glasthüre links vom Eingange führte, in den Flur heraus.

„Guten Morgen, Frau Konrad," rief er ihr zu, „haben Sie einen Augenblick Zeit?"

„Gleich, gleich, Herr Polizeiwachtmeister, ich will das nur schnell meinem Mietsherrn ins Zimmer tragen. Treten Sie, bitte, nur einstweilen in meine Wohnung ein!"

„Danke, Frau Konrad, aber ich bin in großer Eile und will auch Sie nicht aufhalten. Wenn Ihr Mietsherr nicht zu Hause ist, kann ich ja mit Ihnen für einen Augen-

Digitized by Google

blick in sein Zimmer eintreten und während Sie Ihr Geschäft besorgen, ein paar Worte mit Ihnen wechseln."

Frau Konrad war viel zu neugierig, als daß sie hätte widersprechen mögen.

„Der Herr Neumann ist in die Kaserne und kommt vor Mittag nicht zurück. Nur ungeniert hereinspaziert, Herr Polizeiwachtmeister!"

Der Beamte trat ein und sah sich im Zimmer um. Seine Einrichtung zeigte jene billige Dutzendeleganz, wie sie in den zum Vermieten an ledige Herren bestimmten Zimmern üblich ist. In der Fensternische und auf dem obersten Brette eines Büchergestells standen Gipsmodelle und Thonfiguren. Zwischen schlechten Öldruckbildern in abgeschossenen Goldrahmen waren Zeichnungen, Holzschnitte, alte Stiche und Aquarellbildchen angebracht. Über dem Sofa hing ein umrahmtes Bild mit der Vorderseite gegen die Wand. Auf der dem Beschauer zugekehrten Rückseite war ein Kupferstich, „Abels Tod" von Dietrich, befestigt.

Der Wachtmeister hatte das alles überschaut und sagte zu der Frau, welche aus ihrem Eimer eine auf dem Waschtische stehende Kanne füllte:

„Über Ihren Zimmerherrn möcht' ich Sie fragen. Was führt er für ein Leben?"

Die Frau stellte den Eimer auf den Boden und sah den Polizeimann von der Seite an.

„Er bezahlt alles pünktlich, die Miete voraus. Um das übrige kann sich eine arme Witfrau wie ich nicht kümmern."

Der Wachtmeister trat an die Wand und betrachtete die Zeichnungen.

„Hat er Umgang mit Frauenzimmern?" frug er obenhin.

„Das geht mich gar nichts an," sagte die Wirtin und stemmte den Arm in die Seite. „Ich seh nicht und ich hör nicht, was meine Mietsherren treiben."

Dann lachte sie auf und fuhr fort: „Umgang mit Frauenzimmern haben übrigens alle, — alle. Das glaub ich. Und die Scheinheiligen am allermeisten."

„Die Scheinheiligen?"

„Ja. Er gehört auch dazu. Da hab ich bei einer Versteigerung ein Bild gekauft — wissen Sie, aus dem Nachlaß des pensionierten ledigen Rittmeisters Dernhardberg, — ein prachtvolles Bild, es stellt eine Venus dar und zwölfthalbe Mark kostete es. Das ist etwas für mich, hab ich gedacht, für meine Herren, wollte ich sagen, und hab's ersteigert und hier über das neue Sofa gehängt. Ein Herr Skribent beim Hofgericht, ein feiner Mann, hat vor Herrn Neumann das Zimmer eingesehen und hat das Bild sehr gelobt. Aber es war ihm zu teuer, das Zimmer nämlich. Dann kam der Herr Neumann, alles hat ihm gefallen, nur das Bild nicht. Die anderen seien auch schlecht, hat er gesagt, aber das über dem Sofa sei schauderhaft. Und als er gemietet hatte, da war es sein erstes, daß er das Bild umkehrte und ein biblisches Bild auf die Rückseite heftete. Aber pünktlich ist er im Bezahlen, das muß man sagen."

Während dieser Mitteilungen war der Polizeibeamte an den Tisch geschritten und hatte einen Blick in das offene Skizzenbuch geworfen. Das ist sie ja, hätte er fast ausgerufen. „Also ein Modell!" dachte er und schüttelte das Haupt.

Die Hauswirtin war hinter ihn getreten und schaute ihm über die Achsel.

„Das ist ja die Lisette Schmidt!" rief sie, „die Tochter der alten Wäscherin im Hinterhause! Die ist auch nicht umsonst immer so schön geputzelt!"

Sie trat neben den Polizisten und betrachtete das Bild näher.

„Ja, ja," sagte sie und wiegte den Kopf. „Das sind die Scheinheiligen! Aber die Schande! So dazustehen!"

„Ich weiß jetzt genug," sagte Herr Federlein. „Adieu, Frau Konrad!"

„Adieu, Herr Polizeiwachtmeister, beehren Sie mich bald wieder!"

Dann kehrte sie zum Tisch zurück und blätterte in dem Skizzenbuch rückwärts. Mehr als eimal verzog sie ihr Gesicht zu einem wonnigen Grinsen und kicherte vor sich hin. Aber auf einmal warf sie im höchsten Zorn das Skizzenbuch weg. Sie hatte sich selbst gefunden. Hugo hatte sie als eine der Hexen in Shakespeares Macbeth dargestellt; sie kauerte vor einem Kessel, unter dem ein Feuer brannte, und warf den zuckenden Stumpf einer zerschnittenen Schlange in das rauchende Gefäß.

„Das ist ein unmoralischer Mensch, ein ganz abscheulicher Mensch!" brummte sie, als sie die Thüre zuschlug. „Warte, du Scheinheiliger, dir will ich die Miete steigern!"

Digitized by Google

Der Polizeiwachtmeister verließ das Haus und ging in Gedanken die Straße hinab. Vor einem Fleischerladen blieb er stehen, zog sein Taschenbuch und schrieb einige Worte hinter die Bemerkung, die er in der Frühe gemacht. „Sieh doch, wie fleißig der alte Generalarzt ist, er ist schon bei der kranken Metzgersfrau gewesen und notiert sich den Stand des Fiebers," so sagte die etwas kurzsichtige Frau Regierungsrätin im Hause gegenüber zu ihrem Gatten, als sie, um die Blumen zu begießen, ans Fenster trat.

In dem Augenblicke, in welchem der Beamte das Büchlein wieder einsteckte, bog die alte Wäscherin um die Straßenecke und kam ihm entgegen. An dem Stehenbleiben und Umschauen der Leute bemerkte der Polizist, daß es mit der Frau nicht in Ordnung sein müsse. Er faßte sie scharf ins Auge. Sie sah mit verstörtem Blick in die Ferne, nickte beständig vor sich hin und bewegte die Lippen.

Der Wachtmeister blieb vor ihr stehen und frug sie: „Fehlt Ihnen etwas, Frau?"

„Meine Tochter, meine Lisett'," sagte die Alte und ging, ohne umzuschauen, weiter. Der Beamte ging ihr zur Seite.

„Lisette Schmidt?" frug er, „sind Sie die Wäscherin Schmidt?"

Da fuhr der Kopf der Alten blitzschnell herum. Ihr Blick haftete einen Augenblick an dem goldenen Kragen, dann ließ sie den Kopf ruckweise sinken und flüsterte:

„Die Polizei! Meine Tochter ist auf der Polizei!"

„Nein, sie ist zu Hause. Aber ich habe sie gefunden."

„Wo?" stieß die Alte hervor.

„Im Vorderhaus hinter der Treppe. Kommt mit, Frau! Ich will Euch sagen, was ich weiß. Ihr müßt's erfahren. Sie war bei einem jungen, reichen Maler. Der hat sie auf seinem Zimmer abgezeichnet. Später hat er sie hinausgeschlossen. Da hat sie im Treppenwinkel neben seiner Thür auf ihn gepaßt. Er ist ihr vielleicht noch etwas schuldig."

Die Wäscherin zuckte zusammen und wankte. Der Polizist griff ihr unter den Arm und stützte sie.

Nach einer Weile hatte sie sich gefaßt.

„Lassen Sie mich! Ich kann alleine gehen!"

Der Wachtmeister blieb stehen und sah teilnehmend der Frau nach.

Diese schlich gesenkten Hauptes an den Häusern hin. Wer ihrem Gemurmel hätte lauschen können, der würde Worte vernommen haben, wie: „Meine Tochter — zertreten — hinausgeworfen — im Treppenwinkel, wie ein schmutziger Strohwisch!"

Kurze Zeit, nachdem der Wachtmeister dem Polizeiamtmann Bericht erstattet hatte, ging ein Schutzmann mit einem Schreiben großen Formates auf das Rektorat der städtischen Volksschulen. Als es der Rektor gelesen hatte, biß er zornig die Zähne zusammen und blickte finster zur Decke empor. Dann schrieb er auf das zweite Blatt des Bogens eine Anweisung für die Lehrer des unglücklichen Mädchens. Er bat sie, ihr Augenmerk darauf zu richten, daß nicht andere Schülerinnen von dem verdorbenen Kinde angesteckt würden, und legte es ihnen ans Herz, mit Ernst und Liebe an der Besserung des Mädchens arbeiten zu wollen. Er fügte hinzu, daß dasselbe fortab unter polizeilicher Aufsicht stehe. Dann schellte er dem Schuldiener.

„Bringen Sie dieses Schreiben dem Klassenlehrer der obersten Mädchenklasse der Schule Nummer IV. Ich lasse ihn bitten, das Schreiben auch den Religionslehrern mitzuteilen, vor allem dem Pfarrer, welcher der Lisette Schmidt, — hören Sie, der Lisette Schmidt, — Konfirmandenunterricht erteilt. Adieu."

„Jawohl, Herr Rektor. Adieu."

11. Kapitel.

Die Wäscherin öffnete geräuschlos die Thüre zu ihrer Wohnung, die bei abgezogenem Schlüssel von innen verschlossen war. Das Gazeröckchen und die übrigen Teile des „Ballettkrams" hingen über den beiden Stühlen im vorderen Zimmer. Das Kind wusch sich in der Kammer. Die Mutter schlich an die Thüre und sah hinein. Da stand ihre Tochter in Unterkleidern mit nackten Armen und aufgelöstem Haare vor dem Waschtisch und wurde nicht müde, mit immer neuem Wasser das Antlitz zu überströmen.

Das Herz wallte der Alten. „Wasch du dich, wie du willst," dachte sie, „du kriegst den Flecken doch nicht los."

Da erblickte Lisette ihre Mutter im Spiegel.

Digitized by Google

„Mutter," sagte sie, indem sie im Waschen fortfuhr, „Ihr seid schon wieder da? Seid Ihr nicht heute noch bei Oberrechnungsrats?"

Die Alte brummte etwas Unverständliches vor sich hin und begann an Lisettens Ballettkleidern zu ordnen, was sie sonst nie zu thun pflegte.

„Wie ist dein Röckchen so zerknittert. Es ist ganz verdorben! Und die Strümpfe!" —

„Thut nichts, Mutter, es ist mein alter Rock," sagte Lisette mit gepreßter Stimme, „die Strümpfe werden gewaschen; dann sind sie wieder gut."

„Ich will dir noch Kaffee kochen, ehe du in die Schule gehst. Du mußt etwas essen und trinken. Du bist bleich, ganz erdfahl. Du siehst wüst aus im Gesicht."

Die letzten Worte waren kaum hörbar. Die Wäscherin hielt sich am Tisch. Der Tisch zitterte.

„Laßt nur, Mutter, ich danke Euch, ich habe keinen Hunger," sagte Lisette mit mattem Lächeln und streckte die Arme.

„Doch, doch, Kind, das verstehst du noch nicht. Eh du dein Kleid anziehst, leg dich noch aufs Bett. Du kannst noch eine halbe Stunde schlafen, eh die Schule beginnt. Dann trinkst du Kaffee und wir gehen miteinander."

„Ja, Mutter, das will ich thun. In einer halben Stunde weckt Ihr mich."

Sie schlug das Deckbett zurück und streckte die müden Glieder auf ihrem Lager aus.

Die Alte kochte, während Lisette mit geschlossenen Augen regungslos auf dem Rücken lag, den Kaffee und brachte das Schlafzimmer in Ordnung. Dann holte sie einen Stuhl, setzte sich an Lisettens Lager und streichelte ihren Arm. Da schlug die Tochter die Augen auf und sah der Mutter voll ins Antlitz.

„Mutter!" flüsterte sie.

„Was willst du, Kind?"

„So ist's gut."

Nach einer Weile, während ihre Augen ineinander hingen, frug Lisette: „Ist es schon Zeit?"

„Noch nicht! Bleibe nur liegen! Ich bring' den Kaffee her; du trinkst ihn im Bett."

Sie brachte eine Tasse voll des gesüßten Trankes herbei, hob das Haupt der Tochter, wie wenn sie eine Schwerkranke wäre, und hielt ihr die Tasse an den Mund. Lisette trank mit gierigen Zügen. Als die Tasse halb geleert war, setzte sie ab und bat:

„Mutter, trinkt Ihr jetzt!" Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich bitte dich darum, Mutter!" Da trank sie.

Zum ersten Male hatte Lisette zu ihrer Mutter „du" gesagt. Die Alte wehrte ihr nicht.

Sie stellte die leere Tasse auf den Waschtisch, und dann schauten sich Mutter und Tochter wieder stumm in die Augen. In Lisettens Blick lag es, wie wenn etwas herausbrechen wolle aus dem Herzen, und aus dem Blick der Mutter strömte suchende Liebe dem aufwallenden Herzensjammer entgegen. Aber beiden war es nicht gegeben, ein Wort zu finden.

„Küsse mich, Mutter," flüsterte endlich die Tochter.

Da beugte sich die alte Frau über ihr Kind, und wie auf Verabredung fingen beide zu weinen an, als die Lippen sich gefunden hatten. Lisette schlang die Arme um der Mutter Hals und preßte das Antlitz der Greisin fest an sich. Da fielen die grauen Strähnen herab und mischten sich mit den braunen Haaren des schluchzenden Kindes; ihm über die Wangen flossen die Thränen der Mutter, mit seinen eignen gemischt. Jetzt endlich fand die Alte wieder Worte. Mit sanfter Gewalt drückte sie das weinende Antlitz der Tochter auf die Seite und flüsterte ihr ins Ohr:

„Nicht einmal freundlich ist er hinterher gegen dich gewesen? Hat dich hinausgeschlossen? Hast im Winkel liegen müssen? Aber wenn sie dich auch mit Füßen treten, hinausstoßen in die äußerste Finsternis und in den Treppenwinkel schieben wie Kehricht, du bist und bleibst mein Kind."

Lisette mußte unter Thränen lächeln. „O Ihr dumme Mutter, was redet Ihr für Zeug," wollte sie sagen. Aber sie brach ab und zählte die Glockenschläge vom nahen Petersturm.

„Dreiviertel, Mutter," rief sie, ließ den Kopf der Alten los und sprang vom Lager.

Im Nu war sie zum Gehen gerichtet und hing den Ranzen auf den Rücken.

„Ich begleite dich zur Schule," sagte die Wäscherin.

„Aber was wird die Frau Oberrechnungsrat sagen, wenn du zu spät kommst?" lachte Lisette.

Digitized by Google

„Sie soll nur ihre Klapper gebrauchen," antwortete die Wäscherin, „dann hetz' ich ihr die Magd auf, daß sie sieben Wochen lang in der Küche kein freundliches Gesicht mehr zu sehen bekommt!"

Lisette lachte laut auf. Dann gingen sie, hurtig und vergnügt, wie Kinder zum Weihnachtsmarkt. Die Alte führte Lisette an der Hand. Das hatte sie nicht mehr gethan seit dem Tage, an welchem sie ihr sechsjähriges Töchterlein erstmals zur Schule brachte.

12. Kapitel.

Träumerisch saß Lisette im Unterricht. Ihre Wangen waren gerötet, und ein feuchter Glanz lag in ihrem dunklen Auge. Wohlig und warm rieselte es ihr durch den Körper. Sie war wie berauscht durch ein fremdes Erlebnis. Sie hatte Zärtlichkeit, Liebkosung genossen. Und ihre harte, mürrische Mutter war's gewesen, die sie streichelte und küßte und über ihr Antlitz weinte. Davon war sie überwältigt. Sie fühlte in der Nähe des Herzens einen süßen körperlichen Schmerz, einen wonnigen Drang zur Laßheit, zur Hingebung, zum Anschmiegen. Sie hätte ihrer Mutter an die Kniee sinken und das Kleid küssen mögen.

So bemerkte sie nicht, daß während des Unterrichts der Schuldiener eintrat und dem Lehrer ein Schreiben des Rektors überbrachte, daß der würdige Mann, nachdem er gelesen, einen entsetzten Blick auf sie warf und rasch ans Fenster trat, wie er zu thun pflegte, wenn er eine starke Empfindung vor den Kindern verbergen wollte. Es fiel ihr nicht auf, daß keine Frage an sie gerichtet wurde, und daß, als einmal niemand außer ihr eine Antwort wußte, der Lehrer sie durch eine stumme Bewegung des Kopfes aufrief, anstatt sie beim Vornamen zu nennen.

Aber als der Lehrer, der auf dem Katheder saß, das Wasserglas hinausstreckte und Lisette aufsprang, um ihres vielbeneideten Ehrenamtes zu warten, da sah der alte Mann an ihr vorüber und rief ein anderes Mädchen herbei. Lisette blieb wie angewurzelt zwischen den Bänken und dem Pulte stehen. Erst als das Mädchen, das Glas in der Hand, mit höhnischem Blick an ihr vorüberging, begriff sie, was geschehen sei; sie wurde blutrot und flüchtete sich an ihren Platz zurück, nicht ohne zu bemerken, daß aller Augen auf sie gerichtet waren.

Als sie wieder saß, zitterten ihre Glieder; ihre großen thränenvollen Augen waren schmerzlich fragend auf den Lehrer gerichtet und begegneten einem Blick voll Wehmut und Mitleid, der ihr aber nicht wohlthat, sondern sie noch mehr verwirrte und bestürzte.

Als die Glocke zur Freiviertelstunde läutete, sagte der Lehrer: „Wenn ihr wieder hereinkommt, hat sich die Elisabeth Schmidt in diese Bank dort zu setzen." Er wies abseits, wo der Platz derer war, neben welchen niemand sitzen sollte oder wollte. Hier waren die Aussätzigen der Klasse: ein Mädchen, das auf einem Schuldiebstahle ertappt worden war, ein anderes, das bei einem vor kurzem stattgehabten Kriegerfeste nach Mitternacht in den Anlagen umherstrich und von der Polizei aufgegriffen worden war, und endlich ein unglückliches, halbblödes Geschöpf, das an einem ekelhaften Gebrechen litt.

Ein Flüstern und Rauschen ging durch die Klasse. Niemand bewegte sich vom Platze, während sonst die Schar, sobald das Zeichen gegeben war, auseinanderstob. Es bedurfte einer besonderen Aufforderung des Lehrers. Als die Mädchen das Zimmer verließen, gingen sie mit der grausamen Neugierde, die den Kindern eigen ist, an Lisettens Bank vorüber und schauten, was sie für ein Gesicht mache.

Die Arme saß starr vor Schrecken auf ihrem Platze. Das Blut war ihr zum Herzen gewichen. In ihrem verstörten Gesichte traten mit dem Gepräge des augenblicklichen Entsetzens die Spuren der vergangenen Nacht deutlich hervor, so daß der Lehrer, der sie scharf beobachtete, traurig sein graues Haupt schüttelte.

Gegen seine Gewohnheit blieb er während der Freiviertelstunde im Klassenzimmer. Er that es vielleicht, um die Geächtete vor den neugierigen Fragen ihrer Genossinnen zu schützen.

Lisette machte keine Anstalten, dem Befehle Folge zu leisten.

„Hast du nicht gehört, was ich dir gesagt habe?" frug der Lehrer.

Da stand das Mädchen auf und rief, bebend vor leidenschaftlichem Schmerze:

„Ich weiß nicht, warum ich mich zur Diebin setzen soll."

„Wenn das wahr ist, was mir mitgeteilt wurde, dann bist du so schlecht wie eine Diebin."

Digitized by Google

Ein flammender Blick schoß aus Lisettens Auge, so daß der Schulmann im stillen sich freute.

„Was hab ich gethan?“ rief sie und ihre Fäuste ballten sich.

„Soll ich dich daran erinnern, wo du gestern Nacht gewesen bist?“

„Gestern Nacht?“ wiederholte Lisette. Sie besann sich. Daß sie im Treppenwinkel gekauert, war doch nichts schlechtes. Sie hatte ja nichts genommen und nichts verdorben. Wie sollte der Lehrer auch hiervon etwas wissen? Die Begegnung mit dem Polizeimann schien ihr belanglos zu sein, sie hatte dieselbe fast vergessen. Es war nicht anders, — der Lehrer meinte das Theater. Er hatte erfahren, daß sie gestern im Ballett getanzt habe. Das war der Grund seiner Verachtung. Jetzt wußte sie, in welchem Lichte ihr Stand vor der ehrbaren Welt erschien. Die Mutter hatte mit ihrer Verdammung recht gehabt.

Das Mädchen setzte sich langsam nieder, wie unter dem Drucke einer schweren Last. An die Stelle des Entsetzens und der Entrüstung trat bleierne Betrübnis. Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Weine nur! weine nur!“ sagte der alte Lehrer und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Lisette,“ sagte er nach einer Weile und blieb vor dem Mädchen stehen, „wenn du dich schuldlos fühlst, kannst du sitzen bleiben.“

Da beugte sie sich unter die Bank, raffte ihre Bücher zusammen, und nachdem sie den Ranzen geordnet, erhob sie sich schwerfällig und schlich auf den Armensünderstuhl zu.

Die Erholungspause war vorbei; das Mädchen, welches gestohlen hatte, nahm seinen Platz ein und nickte der neuen Nachbarin vertraulich zu.

Teilnahmlos saß Lisette den Rest der Schulzeit über da. Sie schaute unbeweglich vor sich nieder auf die Bank. Die Augenbrauen waren zusammengezogen. Sie grübelte.

Woher wußte es der Lehrer? War er wohl selbst im Theater gewesen? Schwerlich! Auch hätte er sie wohl nicht erkannt. Denn solch alte Männer schauen die Tänzerinnen nicht mehr so genau an wie die jungen Herren. Niemand anders hat sie verraten als der Sohn des Stadtpfarrers. Der hat sie erkannt, denn er hat so scharf hergesehen. Er hat ihr im Theater aufgepaßt und ist mit seinem Freunde ihr nachgegangen, um seinen Spaß mit ihr zu treiben. Daß der Freund im selben Hause wohnt wie sie, ist freilich ein Zufall, aber daß die beiden Herren hinter ihr das Theater verlassen, lange bevor die Oper aus war, das ist Absicht gewesen. Sie konnte sich's denken, wie er mit ihr geredet haben würde, hätte sie ihm standgehalten. Wurde sie doch von ihm erkannt als eine von denjenigen, die von den Jungen und Lustigen als Spielzeug benutzt, von den Alten und Ernsthaften als Greuel geflohen, von allen aber verachtet werden. Und nun aus Ärger wohl, weil sie ihm entronnen war, hat er sie seinem Vater angezeigt, und der hat der Schule gegenüber den Angeber gespielt!

Heißer Groll brannte ihr im Herzen und überwog wohlthuend das Gefühl der Scham. Zwar konnte es ihr bei dem starken Wahrhaftigkeitstrieb, der sie beseelte, nicht verborgen bleiben, wie unwahrscheinlich ihre Vermutung sei. Wie sollte der Grenadier ihren Namen erfahren haben! Wie sollte sein vielbeschäftigter Vater, den doch sein Weg früher oder später so wie so in die Schule führte, jetzt bereits die Anzeige erstattet haben! Die Gestalt des Polizeiwachtmeisters trat ihr vor die Seele. Sollte der —? Sie erbleichte. Seine letzte Frage und Gebärde als er, auf die Zimmerthüre weisend „Hier?“ raunte, war von ihr sehr wohl verstanden worden. Sollte er mit diesem Verdachte fortgegangen sein? Sollte der Lehrer das gemeint haben?

Eiskalt lief es ihr über den Rücken. Sie sah plötzlich in einen Abgrund hinein, dessen entsetzensvoller Boden, ein Aufenthalt für das scheußlichste Gewürm, ihr deutlich vor der Seele stand. Es war ihr, als ob sie aufstehen und dem Lehrer zurufen müsse: „Du irrst dich, ich gehöre nicht hierher!“

„Was willst du, Kind?“ frug sie eine sanfte, wehmütig klingende Stimme.

(Schluß folgt.)



Der Kartenkünstler auf dem Lande.

Digitized by Google



Nach dem Gemälde von H. R. Engelhorn.

Digitized by Google

Ninewe.

Von Friedrich Delitzsch.

(Abdruck verboten.)

Es war in verhältnismäßig gar nicht sehr alter Vorzeit, nämlich um 2000 v. Chr., daß babylonische Kolonisten in immer größerer Zahl ihr übervölkertes Heimatland verließen und, nordwestlich, den Tigris stromaufwärts wandernd, sich in den etwa zehn Tagereisen von Bagdad entfernten Ebenen zwischen dem Tigris und den Südabhängen des armenischen Hochgebirges eine neue Heimat gründeten. Der Landstrich war zur Ansiedelung wie geschaffen. Halb Ebene, halb Gebirgsland, war sein Klima im ganzen ein mildes: auch die Winter waren nicht streng. Die Sommer waren zwar heiß, sehr heiß, aber leicht entrinnbar durch die große Nähe des Gebirges. Dazu war kein Mangel an Wasser: der Choser, weiter südlich der obere Zab und noch weiter südlich der untere Zab, sämtlich Nebenflüsse des Tigris, führten, vor allem wenn der Schnee auf den armenischen Bergen schmolz, Wasser in Fülle jenen Ebenen zu, und zudem war das ganze Land an seiner der mesopotamischen Steppe zugewendeten Vorderseite begrenzt von dem wasserreichen, pfeilschnell dahinströmenden Tigris. In dem warmen, durch Flüsse und Kanäle wohlbewässerten Tieflande gediehen Dattelpalme, Mandel- und Apfelbaum, dazu Getreide aller Art. An den Hügeln und Vorbergen des Gebirgslandes ließ sich köstlicher Wein bauen. Die niederen Alpenthäler waren, wie noch heutzutage, von Granat-, Feigen-, Oliven- und Nußbäumen beschattet, die Bergabhänge der mittleren Gebirgsregionen mit schönen Eichen-, Fichten- und Platanenwäldern bekleidet, während die kräftigen Alpenweiden der höheren Regionen zum Weiden von Rindern, Pferden, Schafen und Ziegen einluden. Es war ein „Götterland," wie die Assyrer wohl selbst ihr Land nannten. Die babylonischen Kolonisten vereinigten sich mit ihren schon früher ausgewanderten Stammesgenossen oder deren Nachkommen, gründeten eine Stadt am rechten Tigrisufer mit Namen Assur, d. i. die heilige Stadt; sie gaben sich weiter einen Nationalgott Assur, den heiligen Gott, der ohne weiteres an die Spitze ihres von Babylon mitgebrachten Pantheons trat, und übertrugen endlich den Namen Assur von der Hauptstadt auf das ganze von ihnen in Besitz genommene Ländergebiet. An die Spitze des jungen Staatswesens trat, wie jene Völker es von altersher gewöhnt waren, ein König, der jedoch — in politisch vorteilhaftem Unterschiede von den babylonischen Königen — gleichzeitig die Würde des obersten Priesters Assurs in seiner Person vereinigte.

Babylonier von Haus aus, Kinder Babyloniens auch stets geblieben in Sprache und Schrift, in Religion, Wissenschaft und Kunst, Gewerben, Sitten und Gebräuchen, zeichneten sich die Assyrer schon von frühester Zeit her durch **eine** Eigenschaft in hervorragendster Weise aus: durch unbändigen kriegerischen Geist, todesmutige Tapferkeit, freilich auch beispiellose Grausamkeit. Ob kossäisches Blut in den Adern dieser Auswanderer floß, Blut jenes wilden, selbst nach fast zwei Jahrtausende währender Existenz auch nicht von Alexander dem Großen völlig bezwungenen Bergvolkes der Kossäer, welches schon sehr frühzeitig von den medisch-elamitischen Grenzgebirgen aus in Babylonien eingefallen war und dort viele Jahrhunderte hindurch sich in der Oberherrschaft behauptete? Ich weiß es nicht, aber Thatsache ist, daß sich die Assyrer vor allen ihren semitischen Stammesgenossen durch höhere Statur und ungewöhnlich muskulösen Körperbau auszeichneten. Diese erstaunlich kräftige Körperentwickelung erklärt sich freilich auch sonst unschwer: sie war eine natürliche Folge des furchtbar harten und langwierigen Kampfes um die Gründung und Erhaltung des Staates, die schrittweise Erkämpfung und fortdauernde Verteidigung des neuen Heimatlandes im Kampfe wider wilde Tiere und grimme Feinde ringsum.

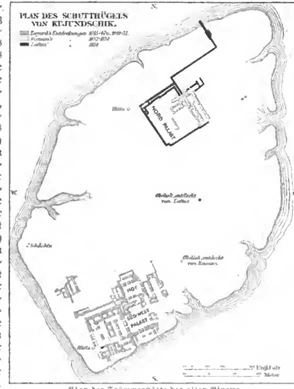
Die Assyrer waren je und je gewaltige Jäger. Die assyrische Ebene nebst den angrenzenden Steppen war reich an Wild aller Art, an Hasen, Hirschen, Rehen, Gazellen und Wildeseln; auf den armenischen Bergen gab es Steinböcke in Fülle, in Mesopotamien tummelten sich noch zahlreiche Elefantenherden, deren Elfenbein auch den ägyptischen Königen der älteren Zeit einen Zug nach dem „Lande zwischen den Strömen" wert erscheinen ließ, und auf den Höhenzügen am Euphrat kletterte noch der jetzt schon seit Jahrhunderten

gänzlich ausgestorbene, furchtbare Wildochs umher, dem unerschrockenen Jäger ein verlockendes Wild. Vor allem aber war es ein Tier, von dessen selbst durch jahrhundertelanges Jagen kaum zu verminderndem massenhaften Vorkommen in der Tigrisebene und der benachbarten Wüste wir uns kaum mehr einen Begriff zu machen im stande sind — der Löwe. Durch die ganze Zeit des assyrischen Reiches hindurch bildete die Löwenjagd die Lieblingsbeschäftigung der assyrischen Könige und Großen: so rühmt sich z. B. Tiglathpileser I (um 1100 v. Chr.), 120 Löwen zu Fuß und 800 von seinem Wagen aus getötet zu haben. Aber noch zur Zeit Asurbanipals, des vorletzten assyrischen Königs, hatte sich in den infolge starker Regengüsse hoch aufgeschossenen Rohrdickichten die Löwenbrut dermaßen vermehrt, daß die Hirten weinten und trauerten ob ihres zerrissenen Viehes, während die Löwen ihrerseits nur um so kühner und wütender den Herden zusetzten. Die assyrischen Könige freilich fanden solches Vergnügen daran, mit dem Löwen zu kämpfen, ihm zu Fuß zu Leibe zu gehen und Auge in Auge ihm den tödlichen Stoß in das Herz oder den Nacken zu versetzen, daß sie junge Löwen zu Hunderten in den Jagdgründen großzogen und am Tage der Jagd aus ihren Käfigen losließen.

Aber auch wider wilde, hartnäckige, kampfgeübte Feinde war die junge Niederlassung fort und fort zu verteidigen in fast endlosen Kämpfen. Den Tigris stromaufwärts wohnten in den Thälern und Schluchten wie auf den Höhen des Mons Masius und ebenso gegenüber in den Gebirgen Nippur, Musru und wie die Gebirgszüge Südarmeniens alle geheißen haben mögen, tapfere Bergvölker, welche unschädlich gemacht oder wenigstens immer und immer wieder in Schranken gehalten werden mußten, sollte nicht der neugegründete Staat von seiten jener zu Raub und Angriff allezeit bereiten Völkerhorden plötzlichen Einfällen ausgesetzt sein. Ähnlich lagen die Verhältnisse nach Norden und Nordosten. Diese unaufhörlichen Kämpfe um die Sicherung der natürlichen Mauer Assyriens nach Westen und Norden, nämlich der Südabhänge Armeniens und Mediens, bildeten eine vortreffliche Kriegsschule für König und Volk. Wie bei den Löwenjagden, thaten es auch im Felde die assyrischen Könige ihren Unterthanen an Unerschrockenheit und Ausdauer voraus. Immer und überall ist der assyrische König bei seinen Truppen: er zieht mit ihnen durch die Wüste, er übersteigt gleich einem Hannibal mit ihnen die schneebedeckten Höhen und Pässe Armeniens. Wohl verzichtet er niemals auf die Majestät, welche ihm der Gott Asur selbst durch die Berufung auf den assyrischen Thron verliehen hat: soweit irgend das Gelände es zuläßt, steigt er nicht von seinem Wagen oder aus seiner Sänfte; ist dies aber nicht mehr möglich wegen der Steilheit der Wege oder der Undurchdringlichkeit der Wälder, dann steigt er selbst zu Roß oder stellt sich zu Fuß an die Spitze seiner Leibgarde, klettert — wildochsengleich —, seine Kniee als Stütz- und Ruhepunkt benutzend und an Gletscherwasser sich labend, die beschwerlichsten Bergabhänge empor und leitet persönlich und immer siegreich den Sturm auf die feindlichen Burgen, die gleich einer Wolke am Himmel hängen oder wie ein Adlerhorst auf den höchsten Bergklippen erbaut sind. So sehen wir den assyrischen König auf das engste verwachsen mit seiner Armee, das Heer bildet für fast alle assyrischen Könige den vorzüglichsten Gegenstand der Pflege und Fürsorge. Zu dem kriegerischen Geiste und der militärischen Schulung trat als der dritte Pfeiler der assyrischen Militärmonarchie eine bewunderungswürdig straffe Zucht und Organisation. Die Reliefdarstellungen in den Palästen der assyrischen Könige zeigen, wie jeder der bedeutenderen assyrischen Kriegsfürsten, Salmanassar II, Sargon, Sanherib, Asurbanipal, fort und fort auf praktischere Bekleidung und trefflichere Bewaffnung und Ausrüstung aller Waffengattungen bedacht ist: es wird unaufhörlich organisiert und reorganisiert, immerwährender Fortschritt, niemals Stillstand — ist's da ein Wunder, daß aus Assyrien einer der gewaltigsten Militärstaaten hervorging, welchen die Welt jemals gesehen?

Es ist mehr als selbstverständlich, daß das assyrische Volk sich nicht lange auf den Schutz der eignen Grenzen beschränkte, sondern schon frühzeitig von seinem ohnehin ziemlich kleinen Stammlande aus zum Angriffe gegen die benachbarten Länder und Staaten auszog. Den Kämpfen um die Grenzregulierung zwischen Assyrien und dem babylonischen Mutterlande folgten bald die Einfälle des assyrischen Heeres in Babylonien, folgten jahrhundertelange blutige Bruder-

kriege, welche mit Babyloniens Unterwerfung endeten. Durch Mesopotamien aber ging es nach den Ufern des Euphrat und über diese hinaus gegen die Städte der Hethiter, gegen Hamath und Damaskus, gegen Phönizien, Palästina und über das Mittelmeer hinüber nach Cypern. Die meisten dieser Völker und Staaten verfügten auch über zahlreiche tapfere Krieger und stark befestigte Burgen, aber die Bücher und Denkmäler selbst der Assyrien feindlich gesinnten Völkerschaften wissen nur ausnahmsweise von einer Schlacht zu erzählen, in welcher das assyrische Heer geschlagen worden sei. Unwiderstehlich sind seine Angriffe, wie denn ein gewiß glaubhaftester Zeuge, der Prophet Jesaias, das Nahen der assyrischen Heeressäulen nach eigner Anschauung mit den Worten beschreibt: „Siehe! eilend und schnell kommen sie daher. Und ist keiner unter ihnen müde oder schwach, keiner schlummert noch schläft, keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden und keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile sind scharf und alle ihre Bogen gespannt. Ihrer Rosse Hufe sind wie Felsen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind. Sie brüllen wie Löwen, sie brausen und erhaschen den Raub und bringen ihn davon, daß niemand erretten kann." Durch ganz Vorderasien hin dringt und bewahrheitet sich die Kunde von der Unbesiegbarkeit des assyrischen Heeres, bis nach Oberägypten und in die Wüsten Arabiens dehnen sich die Kriegs- und Siegeszüge der „Könige ohnegleichen," wie sie sich selbst mit Vorliebe nennen. Die stolzesten Festen werden zu Ruinen und nur an den Mauern von Tyrus und Jerusalem bricht sich vorübergehend die alles niederwerfende assyrische Brandung. Blut und Eisen kittet und kettet alle Völker und Stämme zwischen rotem Meer, Mittelmeer, persischem Meerbusen und den Seen Armeniens zu politischer Einheit zusammen; an die Spitze der eroberten Provinzen treten zumeist Generale; die in die Gefangenschaft fortgeführten Soldaten der besiegten Nationen werden in geschickter Weise unter die assyrischen Kerntruppen verteilt, d. h. unter die aus den waffenfähigen Männern des assyrischen Stammlandes gebildeten Regimenter, welche, auf allen Feldzügen mit reichem Beuteanteil bedacht, ihrem Könige mit unerschütterlicher Treue ergeben waren, und unermeßliche Schätze an Beute, Tribut und Geschenken strömen nach Assyrien und der jeweiligen Hauptstadt des assyrischen Reiches, nach Assur, Kelach, Dur-Sarrukin und — Ninewe.



Plan der Trümmerstätte des alten Ninewe.

Babylon und Ninewe — diese beiden uns von frühester Jugend her wohlbekannten



Assyrische Bogenschützen, Streitwagen, Reiter, Gefangenentransport. (Von den Bronzethoren des Palastes Salmanassars II, 858—823 v. Chr., von Balawat.)

Städte pflegen in unserer Erinnerung und Phantasie so völlig auf gleicher Linie zu stehen, daß es ohne Zweifel wundernehmen wird, Ninewe an letzter Stelle unter den assyrischen Königsstädten erwähnt zu sehen. Aber es ist in der That ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Schwesterstädten. Während Babylon den Mittelpunkt der babylonischen Geschichte bildet und von den ältesten Zeiten eines Hammurabi an bis herab auf Nebukadnezar und noch nach seiner Eroberung durch Cyrus die Winterresidenz der persischen Könige verblieb, auch Alexander dem Großen noch als Aufenthalt diente, während so mit der Geschichte Babylons die Geschichte Gesamtbabyloniens innig verschmolzen ist, erhebt sich Ninewe erst gegen das Ende des assyrischen Weltreiches, kaum ein Jahrhundert vor Assyriens Untergang, plötzlich aus der Erde; meteorgleich leuchtet Ninewes Name am östlichen Himmel ungeahnt auf, die Welt mit Bewunderung, mit Schrecken erfüllend, um nach kurzem Glanze jählings und auf ewig zu verlöschen.

Es ist ja freilich nicht zu leugnen, daß die Gründung Ninewes als einer assyrischen Ortschaft schon in sehr alte Zeiten der assyrischen Ansiedelung zurückgeht: war doch die Lage am Einmündungspunkte des Choser in den Tigris, dort wo noch heutzutage, Ninewe gegenüber am rechten Tigrisufer, die bekannte Handelsstadt Mosul liegt, für eine Handelsniederlassung denkbar günstigst. Es ist weiter auch wahr, daß ältere und älteste Könige Ninewes Erwähnung thun als einer Stadt, da sie Tempel gründeten, obenan zu Ehren der Göttin Istar, wie denn Ninewe je und je Istars „Lieblingsstadt" war, oder einer Stadt, von der aus sie ins Feld zogen. Es ist endlich sicher, daß schon vor Sanheribs Zeit ein Palast in Ninewe erbaut war. Aber während dieser ganzen zwölf ersten Jahrhunderte des Bestandes des assyrischen Reiches gelangte die Stadt doch niemals zu besonderen Ehren: trotz ihres lebhaften Handels blieb Ninewe doch nur eine Stadt zweiten Ranges, ungepflegt, ungeschmückt, mit winkeligen Gassen, ohne große freie Plätze, ja selbst ohne Befestigung: alles, was es an hervorragenden Baulichkeiten besaß, war ein Tempel der Göttin Istar mit einem hochragenden Etagenturm, ein jedes Glanzes entbehrender Palast in sehr kleinen Dimensionen und dazu ein armseliges, als Zeughaus dienendes „Seitengebäude." Gerade zur Zeit der Vorgänger Sanheribs, welche der Stadt Kelach zu immer größerem Glanze verhalfen, oder wie Sanheribs Vater, Sar-

Digitized by Google



Assyrische Heeresabteilungen. (Von den Bronzethoren von Balawat.)

gon, der Eroberer Samariens, welcher sich eine eigne Prachtresidenz, Palast samt Stadt, erbaute, war Ninewe mehr und mehr heruntergekommen. Der Palast war verfallen, die Fluten eines Armes des Choserflusses, mit Namen Tebiltu, hatten zur Zeit des Hochwassers nicht allein die Grabstätten in der Stadt zerstört und die in ihnen aufgehäuften und verborgenen Särge an das Sonnenlicht gebracht, sondern sie hatten sich auch gegen den Palast selbst, an welchem sie seit fernen Tagen vorbeiströmten, gekehrt und sein Fundament unterwühlt. Erst durch Sanherib, welcher am 12. Juli 705 den Thron bestieg und Ninewe zu seiner Residenzstadt erkor, ward Ninewe „die große, die erhabene Stadt,“ als welche sie noch jetzt in unserer Phantasie fortlebt: der Inbegriff majestätischer Hoheit, verschwenderischer Pracht, üppigen Lebensgenusses, für die unterworfenen vorderasiatischen Nationen der Inbegriff menschenknechtender, bluttriefender, haßerzeugender Zwingherrschaft.

Über Nacht, sozusagen, entstand vor allem statt des alten kleinen Palastes, der völlig niedergerissen wurde, ein neuer Palast. Ein großes Bauterrain wird gewonnen, indem der Stromlauf des Tebiltu eine andere Richtung erhält und sein Bett mit Rohr, mächtigem Berggestein und Erdpech bis zur Höhe des trockenen Landes ausgefüllt wird. Auf der also hergestellten Baufläche wurde weiter zunächst eine riesige Terrasse aus Erde und Ziegeln aufgeführt und der ganze berggleiche Bau an seinen Wänden von unten bis obenaus mit gewaltigen Quadern geschützt. Die Terrasse oder besser, der künstliche Hügel existiert noch heutzutage und seine Maße sind genau festzustellen. Knüpfen wir an die Leipziger Raumverhältnisse an, so erhalten wir eine genaue Vorstellung von der Ausdehnung der Palastterrasse Sanheribs, wenn wir uns die ganze große Fläche, auf welcher von Gebäuden die Bürgerschule, Universität und Museum, Nikolaikirche und Post, Palais und Theater, Reichsgericht und Kreditanstalt Platz gefunden haben, welche aber außerdem noch Augustusplatz und Schwanenteich umfaßt, von einer Terrasse in der Höhe etwa von zwei Dritteln des städtischen Museums bedeckt denken. Von altersher waren die Babylonier Meister des Terrassenbaues. Sie bauten Terrassen, um den Überschwemmungen, welchen die Tiefebenen ausgesetzt waren, den Fieberlüften und den Mückenschwärmen der Niederung zu entgehen: frischere und kühlere

Digitized by Google

Luft atmeten die Bewohner der auf solchen künstlichen Bergen erbauten Paläste, den Göttern aber, die sich bei den Menschen niedergelassen, bildeten diese Terrassen einen geringen Ersatz wenigstens für ihre eigentliche Wohnung auf dem Götterberge im Norden. Auch im Terrassenbau bewähren sich die Assyrer als echte Kinder des babylonischen Tieflandes. Eine Terrasse wie die Sanheribs aufzuschütten, dauerhaft aufzuführen — dazu reichten freilich selbst Tausende von Arbeitern nicht aus: ganze Völker und Stämme, welche sich nicht freiwillig Assur unterworfen hatten und zur Strafe dafür in die Gefangenschaft fortgeführt worden waren, waren zur Errichtung eines solchen Baues notwendig. Chaldäer und Aramäer, von welch letzteren Sanherib eben erst 208 000 Personen weggeführt hatte, die Bewohner von Kuë und Minni und Cilicien, wozu dann vom vierten Baujahre ab (701) auch noch Tyrer und Judäer, letztere 200 150 an Zahl, kamen, sie alle mußten Frondienst leisten, Ziegel streichen, Erde aufschütten, aus den benachbarten oder fernergelegenen Gebirgen das erforderliche Material an Quadersteinen und aus Chaldäa die zur Festigung des Baues massenhaft benötigten Binsen und Rohrgeflechte herbeischleppen. Sanherib selbst hat die Aufführung dieser seiner Palastterrasse durch ein Relief verewigt, welches in seinem Palaste gefunden worden ist: wir sehen die Gefangenen, zum Teil in Fesseln, in langen, langen Reihen jene Frondienste verrichten, immer gefolgt von dem Aufseher mit erhobenem Stocke; kein Zugtier erleichtert die Mühsal, nur Walzen und Hebelkraft unterstützen die Arbeiter. Der König selbst besichtigt von seinem Wagen aus den Fortgang des Werkes, im Hintergrunde erblicken wir assyrische Soldaten, wohl bestimmt, etwaige Flucht zu verhindern — es ist uns beim Anblick dieses berühmten Reliefs, als finge der Stein an zu reden, als hörten wir die unterdrückten Seufzer und ungezählten Flüche, welche sich der Brust dieser unglücklichen Sklaven entringen. In vier Jahren war das große Werk vollbracht und dann ging es an den Bau des Palastes droben in der Südwestecke der hochragenden, entzückenden Terrasse. Als Baumaterial diente Alabaster und Elfenbein, Cedern- und Cypressenholz, dazu andere kostbare Holzarten; ungefähr hundert Gemächer, Hallen und Galerieen bildeten diesen größten bis jetzt bekannten assyrischen Palast, welchen Sanherib selbst ob seiner Größe und verschwenderischen Pracht den „unvergleichlichen Palast“ nannte.

Und nun versetzen wir uns im Geiste auf den weiten gepflasterten Vorplatz, welcher von der Südecke des Palastes aus nordostwärts sich erstreckt, und versetzen uns zugleich in die Zeit etwa sechzig Jahre nach Sanheribs Regierungsantritt in die Regierung des vorletzten assyrischen Königs, des Enkels Sanheribs und Sohnes Asarhaddons, Asurbanipal, um 645 v. Chr. Da winkt uns drüben von Süden her jenseits des Choser und ebenfalls hart am Tigrisufer gelegen eine zweite und ziemlich gleich hohe Terrasse entgegen. Auch diese ist ein Werk Sanheribs, von ihm begonnen bald nach Vollendung seines Südwestpalastes, um 700 v. Chr., als Ersatz für das alte sogenannte „Seitengebäude,“ welches seine Vorfahren für die Aufbewahrung des Lagers, der Rosse und alles Kriegsgerätes gebaut hatten, aber ohne eine Terrasse, dazu viel zu klein und wenig dauerhaft, weshalb es zu Sanheribs Zeit von der Spitze bis zum Fundament herab gänzlich baufällig geworden war. Sanherib hatte das Gebäude niedergerissen und, die alte Stätte verlassend, jene noch etwas höhere Terrasse aufgeführt, auf dieser aber einen teils ihm selbst zur Wohnung, teils als Arsenal dienenden Doppelpalast. Doch dies ist nicht der mächtige Palastkomplex, der uns jetzt, im Jahre 645, von jener anderen Terrasse her sichtbar wird. Schon zu Asarhaddons Zeit, also 22 Jahre nach seiner Erbauung, war auch dieser Palast wieder zu klein geworden: er konnte alle die Beute der Feinde, all das Gold und Silber und Edelgestein, die purpurnen Prachtgewänder, die elfenbeinernen Sessel und Bettgestelle, das massenhafte Kriegsgerät aller Art nicht mehr fassen, geschweige daß er für den sich immer vergrößernden königlichen Marstall hingereicht hätte, für die zu einem solchen gehörigen Pferde, Maultiere nebst Wagen und (für die Wüstenmärsche) Kamele. So ließ ihn denn Asarhaddon niederreißen und auf der nämlichen, obwohl bedeutend vergrößerten Terrasse einen Neubau errichten, wobei natürlich abermals die Kriegsgefangenen aller Länder Frondienst, vor allem in Ziegelstreichen bestehend, verrichten mußten, während die 22 Könige des Hethiterlandes an und im Mittelmeer auf Asar-

Digitized by Google

haddons Geheiß kostbarstes Material an Holz und an Stein, zum Teil schon verarbeitet zu großen Balken und hohen Säulen, zu Schwellen und Platten, nach Ninewe bringen lassen mußten. Dieser eigentlich aus mehreren Palästen bestehende Palastkomplex Asarhaddons ist es, der uns von Süden her grüßt. Er liegt versteckt in einem prächtigen Parke, aber wir sehen über den Wipfeln der Bäume das aus farbigen kostbaren Steinen gefügte Gesims der flachen Dächer und den in der Sonne funkelnden goldenen Zierat, in welchen die vor den Thoren aufgerichteten Cedernsäulen auslaufen; durch das dunklere und hellere Grün der mannigfaltigen Bäume und Sträucher schimmern die mit Silber- und Bronzeplatten überzogenen Thürflügel hindurch, und da und dort sichtbar werdende assyrische Stierkolosse und ägyptische Sphinxe lassen die Pracht ahnen, welche im Innern auch dieses, jetzt freilich unbewohnten Palastes des Vaters unsers Königs entfaltet ist, lassen auf die Reichtümer schließen, welche in den weiten Hallen und Gängen des von Asarhaddon neu gegründeten königlichen Zeughauses und Marstalles verwahrt sind. Es ist für uns verlockend, auch auf jener Terrasse Umschau zu halten: eine Viertelstunde Gehens längs der Stadtmauer, welche unsere Terrasse mit jener drüben verbindet und den Tigris zu ihrem natürlichen Mauergraben hat, würde uns an den Fuß der Südterrasse bringen, aber es mangelt uns hierzu die Zeit; denn noch stehen wir in der Südwestecke der Nordterrasse und haben diese noch nach ihrer ganzen Länge zu durchschreiten und die auf ihr aufgebauten Herrlichkeiten zu schauen, bevor wir von dieser luftigen Höhe Abschied nehmen können. So lassen wir denn nur noch einen Augenblick unser Auge sich verlieren in die weiten, unabsehbaren Steppen Mesopotamiens, welche bald jenseits des Tigris beginnen, nach Westen und Süden in unermeßliche Fernen sich dehnend, und lenken nun unsere Schritte zurück durch den seit Sanheribs Ermordung leer stehenden Palast hindurch nach dem einem Gebirgswalde vergleichbaren schattigen Parke, welchen sich Sanherib an der Nordseite seines Palastes hatte anlegen lassen und welcher den größeren Teil der Terrasse füllt. An Palmen und Cypressen vorüber ergehen wir uns auf den wohlgepflegten, da und dort mit kleinen Obelisken geschmückten Gängen, beschattet von den ragenden Wipfeln aller Art Bäume der einheimischen wie ausländischen Flora, erfrischt und ergötzt von dem Wohlgeruch der verschiedensten Kräuter, Sträucher und Blumen. Von altersher hatten die assyrischen Könige eine besondere Freude an fremden Pflanzen und Tieren: schon Tiglathpileser I weiß, von seinen Kriegs- und Siegeszügen nach Hause zurückgekehrt, nicht nur von der den Feinden abgenommenen Beute zu berichten, sondern er zählt auch die vordem in Assyrien nicht gepflanzten ausländischen Bäume und Gewächse auf, welche er zuerst in Assyrien eingeführt. Und um ein seltenes Tier, etwa ein zweihöckeriges Kamel, zu bekommen und dieses dann dem königlichen Tiergarten einzuverleiben, ist der assyrische König jederzeit bereit, weithin seine Boten zu senden, wie denn umgekehrt die fremdländischen Fürsten ihren sonstigen Geschenken Tiere ihres eignen Landes hinzuzufügen pflegen. Die assyrischen Berichterstatter erzählen darum mit gleicher Gewissenhaftigkeit von einem Krokodil, welches der König zum Geschenk erhalten, wie von irgend einem anderen wichtigen Ereignisse, und der berühmte schwarze Obelisk Salmanassars II ist besonders dadurch so berühmt geworden, daß auf ihm die vom Könige des Landes Musru als Tribut zugesandten Tiere, ein Elefant, ein Rhinozeros, ein Jackochse, verschiedene Affen u. a. m. in mehr oder weniger getreuer Abbildung verewigt sind. Auch in Sanheribs Parke wird es an allerhand seltenen, natürlich in Käfigen untergebrachten Tieren nicht gefehlt haben. Sanherib erzählt hiervon allerdings nicht, um so ausführlicher berichtet er aber von einem großen Teiche, den er in seinem Parke sich angelegt habe: die Ufer dicht bepflanzt mit Rohren und Binsen und in der Mitte eine kleine Insel, auf welcher Silbervögel ihr Nest hatten und auch vierfüßige Tiere, welche in Binsen zu leben pflegen, untergebracht waren. Der Teich wurde durch eine ebenso sinnig wie großartig angelegte Wasserleitung gespeist und von dem Teiche aus hinwiederum die Wasserbehälter und all die größeren und kleineren Wasserläufe geregelt, welche zu den einzelnen Anlagen, Sträuchern und Bäumen des Gartens geführt waren. Wir nehmen den kühlen Weg an der linken Seite dieses Teiches, lassen einen Tempel unbesucht liegen, welcher, auch seinerseits wieder auf einer

Digitized by Google



Handgemenge assyrischer Bogenschützen mit feindlichen Kriegern; Herden als Tribut dargebracht. (Von den Bronzethoren von Balawat.)

kleinen Spezialterrasse erbaut und alle Gebäude der Terrasse überragend, links über das Grün des Parkes herabschaut, und schreiten direkt auf das Nordende des Teiches und damit zugleich auf das Nordende der Terrasse überhaupt zu, wo abermals ein Gebäude von seltener Pracht, malerisch im Teiche sich spiegelnd, von einer kleinen Anhöhe herab den Nahenden schon von ferne begrüßt — es ist der Palast Bit ridûti. Auch dieser Palastbau ist begründet von Sanherib: er diente ihm als Harem, als königliches Frauenhaus und bestand aus einer Vereinigung kunstvoller Gemächer und anmutiger Höfe; doch diente er gleichzeitig auch dem assyrischen Kronprinzen und den übrigen königlichen Prinzen und Prinzessinnen zum Aufenthalt, ja selbst der regierende König erledigte von hier aus nicht selten die Regierungsgeschäfte. So übte von Bit ridûti aus, jenem Palaste, in welchen damals auch Töchter und Palastfrauen Hiskias, des Königs von Juda, Aufnahme gefunden hatten, Sanherib zeitweilig die Regierung; Asarhaddon war dort geboren, aufgewachsen und hatte von dort aus regiert, bis er sich seinen eignen Palast gebaut hatte, und auch Asurbanipal selbst war dort groß geworden, war als Kronprinz daselbst in der Tafelschreibekunst und allen sonstigen Künsten unterrichtet worden, hatte Bogenschießen und Fahren und Reiten gelernt, ja der Palast war ihm so lieb geworden, daß, als sein Vater Asarhaddon, erst etwa 32 Jahre alt, am 12. April 668 freiwillig zu Asurbanipals gunsten abdankte, der junge König Bit ridûti zu seinem bleibenden Wohnsitz erwählte und am Tage seiner Thronbesteigung feierlich darin Einzug hielt. Erst als im Laufe der Jahre der Palast unter Freude und Jubel alt und baufällig geworden war, entschloß sich Asurbanipal zu einem Neubau, jedoch an der nämlichen Stätte, aus Dankbarkeit dafür, daß in diesem gottbegnadeten Hause, welches all seinen Bewohnern Wohlbehagen und Friede gespendet, auch ihn schon als Kronprinz die Götter beschirmt hatten und daß späterhin, als er König geworden, immer nur Siegesbotschaften von allen Enden des Reiches an sein Ohr drangen, also daß fröhliche Träume ihn des Nachts in jenem Palaste umfingen und frohe Gedanken ihn am Morgen erweckten. So führte er denn an der Stelle des alten Gebäudes, welches er niederreißen ließ, einen

Digitized by Google



Sturm auf eine feindliche Festung. Relief aus Ninewe.

neuen Palast auf, der natürlich, da er nun als ständige Residenz dienen sollte, größere Dimensionen beanspruchte als der frühere Bau. Es vernotwendigte sich dadurch ein Anbau an Sanheribs Palastterrasse, und zwar wurden 50 Quadrat-Tiblu zu einer Terrasse aufgefüllt, selbstverständlich von Kriegsgefangenen unter Begleitung von Musik; auf der also vergrößerten Baufläche ward dann der Neubau begonnen — es ist das Gebäude, an dessen Südportal wir soeben an Sanheribs Parkteiche vorüber angelangt sind.

Da stehen wir nun an der Pforte zum Palaste Asurbanipals, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs des Alls, des Königs Assyriens und der vier Weltgegenden, des Geschöpfes und Lieblings Asurs und Istars, schon im Mutterleibe von den Göttern Assyriens zur Königsherrschaft berufen, dem Palaste des starken Helden, des glänzenden Priesters, des betenden Oberhauptes, dem Palaste Sardanapals, oder, wie er im Alten Testamente genannt wird, Asnappars, des Großen, des Prächtigen. Größere und kleinere Hallen, um welche sich die Frauengemächer herumziehen, nehmen die ganze linke Hälfte des Palastes ein: die gepflasterten Hallen sind mit kühlenden Wasserbecken versehen und mit üppig grünenden Pflanzen geschmückt, während die Gemächer der königlichen Palastdamen begrenzt sind von schattigen Rebengängen und lieblichen Gärten voll buntfarbiger Blumen. Die Könige von Arwad, Cilicien, Tabal und Minni haben es sich zur Ehre gemacht, ihre Töchter mit reicher Ausstattung hierher zu senden; Ba'al von Tyrus sandte eine Tochter und mehrere Nichten; die Töchter und Schwestern der elamitischen Könige sind als Kriegsgefangene in Asurbanipals Harem verbracht worden, gefangenen Vögeln vergleichbar, deren goldglänzender Käfig in einen Garten gestellt ist, umwoben von Blumendüften, beschienen von Sonnenschein, in das weite blaue Himmelszelt schauend, und dennoch ein Käfig. Die „Gemahlin" des regierenden Königs allein erfreut sich einer bevorzugten, über die übrigen Palastfrauen hoch emporragenden Stellung: sie hat Einfluß auf die Entschließungen des Königs, bewegt sich mit vollkommener Freiheit, genießt königliche Ehre und Auszeichnung und wird vom Könige selbst mit Würde und Ehrfurcht behandelt. Auch die „Gemahlin" des vorhergehenden Königs, d. i. die Königin-Mutter, erfreut sich solcher Ausnahmestellung: sie wohnt wohl zumeist außerhalb Ninewes, in der Stadt Kakzi in der fruchtbaren Ebene zwischen oberem und unterem Zab, nahe dem Gebirge, aber sie hat ihren vollständigen eignen Hofstaat, an dessen Spitze ein Großwesir steht, und der König, ihr Sohn, begegnet ihr stets, persönlich und brieflich, mit ausgesuchter Ehrerbietung und zuvorkommendem Wohlwollen. Wir schreiten an jenen Hallen vorüber, in welchen ein ganzes Heer bartloser, wohlgenährter, aber intelligent, schlau dreinschauender Eunuchen sich tummelt, lassen einen kleineren, nach dem Mittelpunkte des Palastes zu gelegenen Hof zur Linken und

Digitized by Google

gelangen durch einen schmalen Gang hindurch in einen zweiten Vorhof und von diesem aus rechts durch eine prachtvolle Thür, deren ederne Thürflügel mit Silber und Bronze überzogen sind, in ein breites und noch weit längeres, mit kunstvollem Mosaik gepflastertes Prunkgemach, dessen Wände hoch hinauf mit Alabasterplatten bedeckt sind, während der freie Raum über denselben bis an die das Zimmer bedachenden und mit Gold und Edelsteinen geschmückten Cedernbalken mit emaillierten Ziegeln verkleidet ist, welche, besonders gern in Hellgrün, Hellgelb, Dunkelbraun und Weiß gehalten, aber auch in Dunkelblau und Glänzendrot oder Weiß und Gelb auf olivengrünem Grunde, teilweise prachtvolle Ornamente zeigen. Sämtliche Alabasterplatten sind mit kunstvollen Basreliefs versehen, und zwar bringen diese durchaus Kriegsszenen, Schlachten, Belagerungen, Flußübergänge aus Asurbanipals babylonischen Kriegen zur Darstellung — es ist das sogenannte babylonische Zimmer, das wir betreten haben. Wir kehren durch das Gemach zurück, an dem sich nach links hin öffnenden sogenannten arabischen Zimmer vorüber, und nehmen durch den Vorhof und ein Labyrinth von anderen Gängen und kleineren Hallen hindurch unsern Weg nach dem Löwenzimmer, dessen Wände mit einer Fülle von Basreliefs geschmückt sind, welche Asurbanipal auf der Löwenjagd darstellen. Da sehen wir die Löwen und Löwinnen in allen nur denkbaren Stellungen und Zuständen: wir sehen sie verwundet am Boden sich krümmen, sehen sie unter den Rädern von Asurbanipals Streitwagen liegend mit den Zähnen wütend in die Naben und Speichen greifen, und vor allem ist es eine verwundete, sterbende Löwin, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt, wie sie denn durch die volle, kaum zu übertreffende Naturwahrheit ihrer Darstellung kunstgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Noch verweilen wir einen Augenblick länger in diesem Löwengemach; befinden wir uns doch in demselben sozusagen auf heiligem Boden, geweiht durch einen für die Wissenschaft unschätzbaren Fund, der an dieser Stätte gemacht worden ist, ich meine die Bibliothek Sardanapals. Wie im Vorgefühl des nahen Unterganges der mesopotamischen Reiche, hatte Asurbanipal, der von Jugend auf ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften geblieben war, alle wichtigeren Litteraturschätze der babylonischen Tempelbibliotheken noch einmal abschreiben lassen, zum Teil in mehreren Exemplaren, und zwar in assyrischer Keilschrift auf Thontafeln kleinsten, kleinen und größten Formates, und diese Tausende von Litteraturwerken astronomisch-astrologischen, mathematischen, religions- und profangeschichtlichen, mythologischen, sprachwissenschaftlichen Inhaltes und Interesses zu seinem Privatarchiv und der von Sanherib begründeten königlich assyrischen Bibliothek hinzugefügt. Es war im Jahre 1854, daß die Arbeiter des Engländers Rassam in das Löwenzimmer eindrangen und hier, sowie in den angrenzenden Gemächern, z. B. dem susianischen Zimmer, den Boden bis über Fußhöhe mit Tausenden und aber Tausenden beschriebener Thonscherben bedeckt fanden, mit den Trümmern der königlichen Bibliothek von Ninewe. Als Sardanapals Palast in einem Flammenmeer zusammenbrach, stürzte die allem Anscheine nach in einem oberen Stockwerke des Palastes aufgestellte Bibliothek herab in die darunter liegenden Gemächer und zerschellte in ungezählte Fragmente. Aber für die Wissenschaft blieb sie trotz alledem so gut wie erhalten: denn, da die Scherben nahezu sämtlich erhalten zu sein scheinen, lassen sich die Tafeln wieder zusammensetzen und sind schon zu Tausenden im Britischen Museum zusammengesetzt worden: möchte nur die englische Regierung oder die oberste Verwaltungsbehörde des Britischen Museums nicht der Assyriologie allein, sondern der Wissenschaft überhaupt den hohen Dienst leisten und endlich, endlich den drüben im Palaste Sardanapals noch begraben liegenden Teil jener Bibliothek retten und bergen!

Doch nun ergreift uns Sehnsucht nach frischer erquickender Luft, nach einem weit sich dehnenden Blick in Gottes weite Natur, eine Sehnsucht, die uns immer ergreift, wenn wir abgeschlossene Stätten der Kunst und Pracht lange durchwandelt. An den mannigfaltigsten Klassen des zahllosen Hofstaates vorbei, an Hofastronomen wie an Hofmusikern, an Pagen, den aristokratischen Familien des Landes entnommen, an Wachen der königlichen Garde vorbei gewinnen wir endlich das Weite und laben uns von der nordöstlichen Vorhalle aus an der entzückenden Aussicht, die sich unsern Augen darbietet. Nach Norden und Osten wird unser Blick begrenzt durch die Höhenzüge des Dschebel

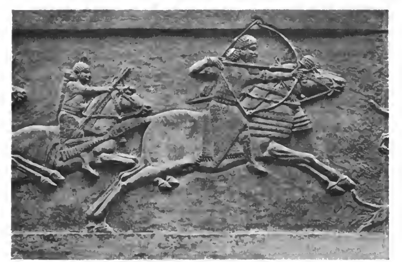
Digitized by Google

Maklûb und die Bergabhänge von Bawian, an welch letzteren zahlreiche Sommerwohnungen der reicheren und vornehmeren Bewohner Ninewes erbaut waren, die ganze Ebene aber von dem Fuße jener Höhenzüge ab bis in die nächste Umgebung von Ninewe ist übersät mit kleineren Städten, Dörfern und Weilern, zwischen welchen Kornfelder und Obstbaumpflanzungen und Wiesen, allesamt vortrefflich bewässert durch den Choser und eine von Sanherib begründete großartige Kanalanlage, malerisch miteinander abwechseln. Zu unsern Füßen liegt Ninewe, die große Stadt, mit ihren breiten, hellen, freundlichen Straßen und schmäleren, dunkleren Gassen weithin sich dehnend, ziemlich in der Mitte vom Choser in Windungen durchflossen, über welchen zahlreiche kurze Brücken gebaut sind. Die Stadt erscheint uns wie eine Insel; denn nicht allein auf der Südwestseite, wo der Tigris hart an den beiden Palastterrassen vorbeiströmt und der Mauer natürlichen Graben bildet, nein, auf allen Seiten ist die Stadt eingeschlossen von einem breiten Wassergraben. Wieder ist es Sanherib, welcher die Handelsstadt Ninewe nicht allein zu einer Königsstadt umschuf, sondern zugleich in eine starke Festung umwandelte. Er umschloß die ganze Stadt mit einer gewaltigen Mauer, von deren Breite und Höhe der Umstand zeugt, daß noch heutzutage die Höhe derselben an manchen Stellen etwa 50 Fuß mißt, während der Schutt am Fuße der Mauer eine Breite von 100—200 Fuß einnimmt. Auf der Südwest- oder Tigrisseite über $2^1/_2$ englische Meilen lang, biegt sie vom Strome aus ab in einen nordöstlichen und südlichen Arm, welche durch die langgedehnte, den Choser überdeckende, $3^1/_4$ englische Meilen lange Ostmauer miteinander verbunden sind. Die Mauer ist auf mächtige Felsblöcke gegründet, die Thorwege, mit Kalksteinplatten gepflastert, führten unter den Türmen der Mauer hin, während die Thore selbst mit kolossalen geflügelten Stieren und mythologischen Figuren geschmückt waren, die ganze Mauer aber umschloß auf allen Seiten, von der Tigrisseite natürlich abgesehen, ein 100 Großellen breiter Graben, welcher auf der Ostseite vom Choser und von dessen oberhalb Ninewes sich abzweigendem Arme Tebiltu mit Wasser versehen wurde, während auf der Nordost- und Südseite die Fluten des Tigris mit dem vom östlichen Graben eindringenden Wasser des Choser sich mischten. Es ist eine glückliche Stadt, welche innerhalb dieser Mauer sich breitet; ja wenn wir, zurückversetzt in das Jahr 645, hinabblicken auf das Häusermeer Ninewes, dann drängen sich von selbst die Worte des Propheten Zephania auf unsere Lippen: „Das ist die fröhliche Stadt, die da so sicher wohnt und spricht in ihrem Herzen: ich bin's und keine mehr." Eine glückliche Stadt, bewohnt von einem glücklichen Volke — so dürfen wir in Wahrheit sagen. All die unermeßliche Beute, welche erst in den letzten Jahrzehnten von Sanherib, Asarhaddon, Asurbanipal nach Assyrien gebracht worden war, kam in großem Umfang dem assyrischen Volke zu gute. Wenn Sanherib bei Gelegenheit eines einzigen Feldzuges den aramäischen Nomadenstämmen 7200 Pferde und Maultiere, 11073 Esel, 5230 Kamele, 80100 Rinder und 800600 Stück Kleinvieh abnimmt und nach Ninewe wegführt, so läßt sich denken, daß großer Reichtum an Vieh in ganz Assyrien sein mußte. Und wenn wir weiter aus Asurbanipals eignem Munde erfahren, daß seit seinem Regierungsantritt die assyrischen Ebenen durch Regengüsse und Überschwemmungen in so reichem Maße bewässert worden seien, daß das Getreide eine noch nie dagewesene Höhe und die Ähren eine seltene Länge erlangt hätten, Obst und Feldfrucht in üppigster Weise gediehen seien, dann ermessen wir leicht, daß die Stadt zu unsern Füßen ein frohes, fröhliches Volk birgt. Und dazu geht eben jetzt — im Jahre 645 — unbegrenzter Jubel besonderer Art durch Stadt und durch Land; alle Feinde ringsum sind besiegt, der König Asurbanipal und sein Thron, sie sind gerettet und gerächt! Eine furchtbare Gefahr, welcher das ganze assyrische Reich zu erliegen drohte, ist beseitigt und Ninewes Glanz strahlt heller denn jemals zuvor. Als Asarhaddon zu Asurbanipals gunsten auf den assyrischen Thron verzichtete, bestellte er gleichzeitig Samassumukin, Asurbanipals jüngeren Bruder, zum Statthalter von Babylon. Aber Asurbanipal handelte großmütig, glaubte wohl auch politisch zu handeln, indem er seinen Bruder mit königlicher Würde bekleidete, ihn zum Könige von Babylon einsetzte. Aber wie lohnte ihm sein untreuer, verräterischer Bruder! Den unaustilgbaren Haß klug sich zu nutze machend, welcher je und je, sonderlich aber seit Merodachbaladans Zeit, die



Asurbanipal auf der Löwenjagd. Relief aus Ninewe.

Babylonier gegen die Assyrer beseelte, wollte er sich zum gänzlich unabhängigen König von Babylonien machen, und es gelang ihm schnell, alle Feinde Assyriens, die Babylonier, Aramäer und Araber, die Elamiter wie die Ägypter zu einer schier übergewaltigen Bundesgenossenschaft wider Asur zu vereinen. Ein großer Teil der assyrischen Truppen war durch ganz Vorderasien hin zerstreut: Eilboten flogen hin und her durch das ganze gewaltige Reich, Kunde bringend von immer neuen Aufständen und Befehle zurücknehmend aus dem Hauptquartiere in Ninewe. Es erfüllt mit immer neuer Bewunderung der militärischen Tugenden des assyrischen Volkes und Heeres, mit welcher Kaltblütigkeit und Zielbewußtheit der assyrische König und seine Generale, unter denen sich trefflichst geschulte Strategen wie Belibni und Kudurru befanden, der furchtbaren Krisis begegnen und schließlich Herr wurden über alle ihre Feinde. Das Gros der assyrischen Armee wird sofort gegen Babylon und die übrigen babylonischen Städte geworfen, welche von Babyloniern und arabischen Hilfstruppen besetzt sind: noch ehe sich die einzelnen babylonischen Heeresteile sammeln und zu einer offenen Feldschlacht vorrücken können, sehen sie sich voneinander getrennt und zur Defensive verurteilt. Mit eisernen Ringen umklammert das assyrische Heer die babylonischen Städte, obenan Babylon selbst; alle Ausfälle, welche die Belagerten und vor allem die arabischen Reiter kühn unternehmen, werden zurückgeschlagen, Hungersnot und Pest dringen zunächst ein in die ummauerten Plätze und bald folgen ihnen die assyrischen Truppen: Samassumukin gibt sich den Flammentod, und grausiger Rache verfallen seine Helfershelfer. Und nun ergießen sich die assyrischen Truppen, Schrecken verbreitend, über ganz Elam bis an die Gebirge des eranischen Hochlandes: die Bäche und Ströme Susianas färben sich mit dem Blute der erschlagenen Feinde, gleich Dornen und Disteln breiten sich Haufen von Leichen über das Land. Susa selbst, die große, stolze Stadt, und mit ihr all die unermeßlichen Schätze, welche die elamitischen Könige zwei Jahrtausende lang gesammelt, geschenkt erhalten oder geraubt hatten, fallen in Asurbanipals Hände. Und ein anderes assyrisches Heer wird unter vortrefflichster Leitung nach der großen syrisch-arabischen Wüste entsendet. So oft wir den Bericht dieses Feldzuges lesen, ergreift uns immer wieder Staunen über die zähe Ausdauer, die Disziplin und Tapferkeit der assyrischen Soldaten. Nachdem bereits hundert Meilen Weges von Ninewe aus zurückgelegt sind, betritt das assyrische Heer am 25. Mai die eigentliche Wüste, den Ort des Durstens und des Verschmachtens. In der Nähe des späteren Palmyra gelingt es, die vereinigten feindlichen Beduinenscharen der Araber, Nabatäer und Kedräer zum Stehen zu bringen und ihnen erstmalig Respekt vor der Macht der Waffe Asurs beizubringen. Erquickt an den Cisternen Izallas, ziehen die Truppen dann weiter, den Feind rastlos verfolgend, Tage



Asurbanipal auf der Jagd. Relief aus Ninewe.

und Wochen durch jenes Land, da kein Wildesel, keine Gazelle mehr weidet und kein Vogel des Himmels sein Nest baut, bis es ihnen endlich im Anfang des Monats Juli gelingt, eine Tagereise südlich von Damaskus bei Chulchula am Fuße des Chukkuruna, eines Berges des Hauran, die arabischen Reiterscharen nebst ihrem ganzen Troß zu umzingeln, zu einer entscheidenden Schlacht zu nötigen und — zu vernichten. Im Triumph sind all diese assyrischen Heere aus Babylonien, Elam und Arabien nach Ninewe zurückgekehrt, haben durch das große Ostthor der Stadt mit dem hochklingenden Namen: nîrib masnaqti adnâti, „Pforte, da die Nationen sich drängen," ihren Einzug gehalten, und hinter den Heeren drein bewegen sich unabsehbare Züge von feindlicher Beute und geraubten Herden. Speziell aus Arabien kamen solche Massen von Kamelen, Schafen, Eseln und Rindern, daß das ganze Land damit angefüllt war: für einen Silbersekel war ein Kamel am Kaufthor von Ninewe für jedermann zu haben. Der Prophet Nahum sagt von Ninewe, daß sie mehr Händler habe, als Sterne am Himmel sind. Gingen wir jetzt durch Ninewes Straßen, auf Ninewes Plätze, so würden wir sie von Soldaten aller Waffengattungen mannigfaltigster Bekleidung und Bewaffnung wimmeln sehen, von schweren und leichten Bogenschützen, Reitern, Wagenkämpfern und Pionieren, mit Beil, Hacke und Schaufel ausgerüstet, und würden draußen vor den Thoren zwischen Ostmauer und Wall außer den zahllosen, zur Beförderung des Gepäckes und Proviants benötigten Lastwagen in langen Reihen das Belagerungsgeschütz aufgefahren sehen, die auf Rädern geschobenen beweglichen Türme, mit Tierhäuten überzogen zum Schutze gegen geschleuderte Feuerbrände, die Sturmwidder, bestimmt die feindliche Mauer zu erschüttern, und weiter all das Rüstzeug der Pontoniere zur Überschreitung von Flüssen, zum Verfolgen des Feindes auf Seen und in Sümpfen, die Schläuche, welche aufgeblasen wurden, um dann als Kahn zu dienen, und was von all diesem Kriegsapparat sonst noch erfunden war, um mit der Furcht vor Asurs alles niederwerfender Majestät die Völker Vorderasiens weit und breit zu erfüllen.

Ein glückliches Volk, sagte ich, wohnt in Ninewes Mauern; noch in einer anderen Hinsicht ist dies wahr. So gefürchtet des assyrischen Königs Majestät für die Völker ringsum war, so mild und so gerecht waltete sein Zepter über dem eignen Volke, den Unterthanen Bels, welche zu weiden, zu regieren die großen Götter Zepter und Thron ihm verliehen. Das assyrische Königtum verlor niemals seinen patriarchalischen Charakter. Jeder Assyrer, gleichviel welches

Standes, durfte persönlich oder brieflich dem Könige selbst nahen und durfte dessen gewiß sein, daß des Königs Ohr auch für ihn offen stand. Wir besitzen eine ganze Reihe von Bittschriften, welche Gefangene aus ihrem Gefängnisse heraus an den König richten, in denen sie darthun, daß und warum sie unschuldig verurteilt sind; wir haben ein geradezu rührendes Schreiben eines Aristokraten, welcher sich darüber beklagt, daß nicht auch sein Sohn gleich den Söhnen der übrigen vornehmen Familien des Landes an den Hof zum Pagendienst befohlen worden sei; der Grund sei, daß er keinen Freund am königlichen Hofe besitze, der Fürsprache für ihn thun könne, er aber getröste sich der huldvollen Gnade und Gerechtigkeit seines Herrn Königs, daß auch seinem Sohne Arad-Sin solch hohe Freude und Ehre widerfahre. Und daß solche Bittschreiben auch Erfolg hatten, lehrt eine Menge von Dankesbriefen, die in Asurbanipals Archiv gefunden worden sind. Hört der König von einem Kranken, der sich etwa um den Staat verdient gemacht oder der sonst das Interesse des Königs erweckte, so sendet ihm dieser einen seiner eignen Palastärzte, und dankerfüllt weiß dann gar mancher Patient dem Könige zu berichten, daß des Königs herablassende Huld ihm das Leben von neuem geschenkt. Ja, wenn wir den König im Geiste begleiten würden, wie er, auf seiner prachtvollen, baldachin-überschatteten Sänfte die zur Palastterrasse emporführenden breiten Treppen sich hinabtragen läßt, rings umgeben von seinen Trabanten in glänzender Rüstung, hinab zu seinem Volke, etwa die von Sanherib angelegte breite Königsstraße entlang, welche durch das Gartenthor einmündet in die königlichen Jagdgründe, dann hören wir im Geiste den vieltausendfachen Jubelruf der glücklichen und siegestrunkenen Volksmenge, welche dem Könige Asurbanipal zujauchzt nicht allein als dem sieghaften, tapferen Helden, sondern auch als dem weisen und gerechten Vater des Vaterlandes.

Indes das Bild, das ich hier von Ninewe und seinen Bewohnern entworfen, würde doch nur ein unvollkommenes sein, ja es könnte sogar nicht mit Unrecht ein allzu geschmeicheltes Bild genannt werden, wenn ich es unterließe, den Leser vor das Ostthor Ninewes hinauszuführen, jenes Thor, welches so manchen Triumphzug siegreich heimkehrender assyrischer Könige gesehen, aber zugleich die Stätte bezeichnet ungezählter Seufzer der Verzweiflung, allem menschlichen Gefühl hohnsprechender Greuelszenen. Dort, wo eine von Sanherib mit weißen Marmorplatten gepflasterte prächtige Brücke zum Ostthor hinausführt auf den weiten Platz zwischen der östlichen Mauer und dem Walle, auf jenen Platz, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach großen Abteilungen des assyrischen Heeres zum Aufenthalt in Zelten und Häusern diente, erblicken wir mit Grausen auf einer hohen Stange aufgerichtet ein in Verwesung übergegangenes menschliches Haupt und eine Tafel verkündet: Das ist das Haupt des Teumman, Königs von Elam. Und dort, hart an der zum Thor führenden staubigen Straße, gewahren wir zwei Käfige und in denselben je einen Menschen: Ammuladin, der König von Kedar, ist der eine; bald im Anfang der arabischen Kriege gefangen genommen, ward er nach Ninewe gebracht und mit einem Hundehalsband versehen gleich einem wilden Tiere in den Käfig gesteckt. Der andere ist der Araberfürst Uaite, welcher nach der Flucht seines gleichnamigen Onkels klug zu handeln glaubte, wenn er Asurbanipal freiwillig huldigte, wohl in der Hoffnung, von diesem nun zum Könige der Araber eingesetzt zu werden: statt dessen wurde er mit Hunden und anderen Tieren zusammen in diesen Käfig gesteckt, „um das Ostthor von Ninewe zu bewachen,“ und nur zeitweise ward er aus seinem unreinen, der Glut der Sonnenstrahlen ausgesetzten Gewahrsam entlassen, wenn er bei der Aufschüttung der Terrasse zu Asurbanipals Palast mit arbeiten mußte oder damals, als Asurbanipal zum Tempel Mašmaš hinauffuhr, um der Göttin Istar, Asurs geliebter Gemahlin, der Mutter der großen Götter, sein Dankopfer darzubringen, und Uaite im Verein mit den drei elamitischen Königen Tammaritu, Paë und Ummanaldas an die Deichsel des königlichen Wagens gespannt wurde. Noch schlimmere Rache aber nahm Asurbanipal an seinem Onkel, Uaite I, welcher zwei seiner Heerführer und große Reiterscharen dem Samassumukin nach Babylon zugesandt und dann zum Nabatäerkönig sich geflüchtet hatte, nach jener großen Schlacht im Hauran aber ebenfalls den assyrischen Truppen in die Hände gefallen war: geblendet und entsetzlich verstümmelt, sehen wir ihn in einem dritten Käfig unweit des Ostthores

Digitized by Google



Tiglathpileser berennt eine Stadt. Relief aus Ninewe.

zusammengekauert, harrend der Befreiung von namenloser Qual und Schmach, während Asurbanipals Siegesbericht meldet: „um die Erhabenheit meiner Götter zu zeigen, erbarmte ich mich seiner und ließ ihn am Leben." Auf diesem Blut- und Schinderacker wird es wohl auch gewesen sein, daß Aimu, der eine jener beiden arabischen Reiterführer, lebendig geschunden wurde; daß die beiden Söhne des mit den Elamiten verbündet gewesenen Königs von Gambul die aus Gambul nach Ninewe gebrachten Gebeine ihres Vaters zerschlagen mußten; dort wohl auch, daß das von edelstem Patriotismus durchglühte babylonische Geschlecht Merodachbaladans ein grauenvolles Ende nahm. Nabu-bel-sumate, der letzte Sproß jenes von tödlichem Hasse gegen Assyrien erfüllten, für Babyloniens Freiheit unablässig kämpfenden Königsgeschlechtes, hatte selbstverständlich ebenfalls der großen, von Samassumukin ins Leben gerufenen Liga angehört und sollte nun, da Asur Sieger geblieben, von dem Elamiterkönig an Asurbanipal ausgeliefert werden; aber sobald Nabu-bel-sumate die Ankunft der assyrischen Boten vernahm, sprach er zu seinem Knappen: „Töte mich!" und dieser tötete ihn, dem Befehle seines Herrn gehorsam. Aber der Elamiterkönig glaubte sich auch jetzt noch Asurbanipal gefällig erweisen zu sollen, indem er wenigstens die Leiche des babylonischen Prinzen ihm auslieferte, und Asurbanipal? — er rächte sich sogar noch an dem Leichnam und schlug ihm den Kopf ab, das babylonische Heldengeschlecht zertretend und vernichtend, wie man einen Wurm am Boden zerquetscht.

Ein „unsäglich scheußliches" Volk hat ein berühmter Geschichtsforscher die Assyrer genannt, und ich fühle weder Lust noch Beruf zu verteidigen oder anzuklagen, obwohl bis zu einem gewissen Grade die Verteidigung nicht allzuschwer fallen würde. Keines von

beiden ist ja mehr nötig, denn das assyrische Volk ist schon gerichtet, gerichtet durch die Weltgeschichte. Wir wissen noch immer nicht mit Bestimmtheit anzugeben, was das Wort Ninewe sprachlich bedeutet; aber sachlich wissen wir es: der Name Ninewe bedeutet die entsetzlichste Katastrophe, welche jemals über ein Volk der Erde hereingebrochen ist. Karthago ist auch zerstört worden, aber das punische Volk lebte fort; mit Ninewe ward zugleich das ganze assyrische Volk vernichtet, gründlichst und jählings. Sahen wir im Jahre 645, in welches diese Schilderung den Leser zurückführte, Ninewe auf dem Zenith seines Ruhmes und seiner Herrlichkeit, so erblicken wir schon vierzig Jahre später nichts als eine weite Ruinenstätte und vom assyrischen Volke auch nicht einmal mehr eine Spur. Und dazu wissen wir kaum, wie dieser plötzliche Zusammenbruch erfolgt ist. Alles was wir wissen ist, daß noch zu Asurbanipals Zeit die von Norden her über Vorderasien hereinbrechenden skythischen Nomadenhorden das assyrische Weltreich einigermaßen erschütterten, aber noch hielt der Koloß stand und Asurbanipal starb auf dem Throne seiner Väter. Erst unter der Regierung seines Sohnes Sarakos, der 626 zur Herrschaft gelangte, zieht sich von Norden her das Unwetter über Ninewe zusammen. Aber auch in dieser Hinsicht wissen wir nur, daß der Todesstoß Ninewes von seiten der Meder erfolgte: diese zogen heran und Sarakos sandte seinen Feldherrn Nabopolassar ihnen entgegen; dieser assyrische General aber übte den schmählichsten Verrat, verbündete sich mit dem Mederkönig Kyaxares, der zum Dank dafür seine Tochter Nabopolassars Sohne Nebukadnezar zur Frau gab, und nun erlischt mit einemmal der Name Ninewes. Es sank in Schutt und Asche, und schon 200 Jahre später, als Xenophon seine Zehntausend zurückführte und an den langen Strecken der stolzen Mauer vorbeimarschierte, konnte niemand ihm den Namen der Stadt mitteilen. Seitdem lagerten sich Staubmassen über Staubmassen im Laufe der Jahrhunderte über die beiden Palastterrassen von Ninewe. Auf der Höhe des einen, des nördlichen Hügels liegt jetzt ein türkisches Dörfchen mit Namen Kujundschik, d. i. das Lämmchen, so genannt, weil es einem auf saftiger Weide gelagerten Lämmchen zu gleichen scheint, und der südliche Hügel ist bedeckt mit einem mohammedanischen Begräbnisplatze, in dessen Mitte eine dem Propheten Jonas geweihte Moschee sich erhebt. Fast zweieinhalb Jahrtausende vergingen, bis ein menschlicher Fuß in die Hallen und Gänge und Höfe der Paläste Sanheribs und Asurbanipals eindrang, in welchen im Jahre 606 v. Chr. die letzte menschliche Stimme erschallt war: die Klage sterbender Krieger und das Jubelgeschrei der nach Beute lüsternen Sieger. Im Jahre 1845 drang der Engländer Sir Austin Henry Layard mittels Schachten und Laufgräben in jene Paläste. Von Silber und Gold ward nichts mehr gefunden, dafür aber Kunst- und Litteraturschätze in Fülle und ebendamit alle die nötigen Bausteine, um Ninewe vor unserm geistigen Auge neu auferstehen und, möglichst frei von Zuthaten der Phantasie, ein Bild der hochberühmten Königsstadt entwerfen zu lassen, wie es hier zum erstenmal versucht ist.

Des Blinden Tod.

(Abdruck verboten.)

Der arme Blinde starb. In sel'gem Frieden,
Verklärt ist er aus dieser Welt geschieden.
Er starb fast jauchzend, wie sein Pfleger sagt.

Du armer Freund, ich hab dich oft beklagt
Um deine Blindheit! — Doch du warst nicht blind,
Du sahst die Dinge, wie sie wirklich sind,
Kein Schein, kein Sinnentrug hat dich geblendet,
Klarheit der Seele hat dir Licht gespendet;
Du bist den Weg, vor dem wir schaudernd bangen,
Erhobnen Hauptes, leicht und frei gegangen.
Dir war's ein Spiel, das dunkle Thor zu finden. —
Du warst der Sehende! Wir sind die Blinden!

Frida Schanz.

Digitized by Google



Der erste Versuch. Nach einer Zeichnung von J. Wodzinski.

Digitized by Google

Wunder.

Die Freunde beklagten mich: Altes Haus,
Wie siehst du vergrämt und verknittert aus!
Da kam mir an einem schönen Tag
Die Liebe wie Frühlingswetterschlag.

Und die ich gesangen und ganz im stillen
Gehegt und gepflegt, die verwünschten Grillen,
Hinausgeschwefel mit einemmal
Hat sie der himmlische Wetterstrahl.

Und wie im Lenz beim Donnerhall
Die Knospen springen allüberall,
So hat mir der Liebe Wundermacht
Viel tausend Freuden zum Sprießen gebracht.

Ernst Behrend.

Hermann Sudermanns Schauspiel „Die Ehre."

Von Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Der Herr Kommerzienrat Mühlingk in Charlottenburg ist ein sehr gut gestellter Herr. Außer einer Fabrik im genannten Ort hat er noch Plantagen auf den Sundainseln, die unter Leitung eines seiner Neffen stehen und ihm einen reichen Ertrag an Kaffee, Tabak, Thee rc. gewähren. Wir dürfen ferner annehmen, daß er über ein stattliches Konto bei der Reichsbank verfügt.

Der Herr Kommerzienrat besaß nicht immer eine Fabrik, Plantagen in Indien und ein Reichsbankkonto. Er hat klein angefangen und er hat sich tüchtig drücken und schicken müssen, bis er so weit kam. Sein innerstes Wesen hat ihm das sehr erleichtert. Er ist eine jener gemeinen Naturen, die ohne geistiges Rückgrat zur Welt kommen. Es ist sein natürlicher Trieb, sich vor allem, was mächtig ist, vor den Vornehmen, den Starken, den Reichen zu beugen. Er wird sich an den Geringen, den Schwachen, den Armen schadlos halten. Nicht, daß er sie brutalisierte — beileibe nicht — er wird sie mit wohlwollender Milde ausquetschen wie eine Citrone. Er hat gefunden, daß man mit Schmiegsamkeit und Wohlwollen sehr weit kommt: bis zum Besitz einer reichen Frau, einer blühenden Fabrik und einer höchst angesehenen Stellung.

Der Herr Kommerzienrat ist, wie wir sehen, verheiratet. Seine Frau ist, wie die Frauen solcher Leute zu sein pflegen: ein leerer weiblicher Protze, dem in irgend einer „Pension" der äußere Anstand einer Dame anerzogen worden ist.

Das Ehepaar Mühlingk hat zwei Kinder. Der Sohn Kurt ist der übliche Taugenichts, wie er in der Familie der Mühlingks aufwächst. Wie seine Mutter die Dame, ahmt er mit einem gewissen Geschick den Kavalier nach. Er widmet die Tage dem Sport, die Abende den Theatern und Soupers, macht Schulden, hat Liebschaften, kurz — es liegt nicht an ihm, wenn „der junge Mühlingk" nicht für einen der elegantesten „Lebemänner" Berlins gilt. Den Eltern ist das gerade recht. Die hoffärtige Frau Mama weidet sich an der Aureole, die das Haupt des Söhnchens umstrahlt, der nichtsnutzige Narr von Vater faselt ganz ernsthaft davon, daß „das Kavaliertum den Herren aus guter Familie im Blute liegt."

Kurt hat noch eine Schwester Lenore. Wie gar nicht selten bei den Mühlingks, ist dieses Mädchen aus der Art geschlagen. Begabt wie sie ist, hat sie nach der Weise ihres Geschlechtes Ehrgeiz gehabt, in der Schule etwas gelernt und die Augen offengehalten. Sie hat sehr richtig erkannt, daß Kleidung und äußerer Anstand noch nicht die Dame machen, und daß ihr Papa irrt, wenn er glaubt, man könne alles kaufen. Sie macht sich auch über das Brüderchen keinerlei Illusionen. Das brave Mädchen sieht rings um sich Schein, den sie durchschaut, und fühlt sich im Kreise der Ihrigen kreuzunglücklich.

Man braucht kein Prophet zu sein, um der Familie Mühlingk die Zukunft vorauszusagen. Zwei Jahre nach dem Tode des Kommerzienrats wird sie bankerott sein. Kurt wird dann eine Schwindlerexistenz führen und Lenore in einer Mansardenwohnung Novellen für die illustrierten Blätter schreiben oder Musterzeichnungen für Geld anfertigen, um die Mama und sich zu erhalten.

Aber noch sind die Mühlingks, diese äußerlich ehrbaren, aber nichtsnutzigen, ehrlosen Leute reich, schwer reich.

Vor einer Reihe von Jahren gaben Mühlingks aus Anlaß der Verleihung des Kommerzienratstitels an den Hausherrn ein Fest. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Arbeiter aus der Fabrik Namens Heinecke überfahren. Die Mühlingks hatten in ihrer Freude über den Titel einen Anfall von Edelmut. Sie wiesen dem alten Heinecke, der zum Krüppel geworden war, eine Wohnung im Hinterhause an und nahmen sich überdies seines Sohnes Robert an. Nicht uneigennützig natürlich. Herr Mühlingk dachte:

Digitized by Google

„Wenn man gelegentlich zu diesen Leuten herabsteigt, kettet man sie mit ihrem Gemütsleben an die Interessen der Firma. So etwas bringt oft Tausende ein." Er ließ also Robert kaufmännisch ausbilden, leitete ihn selbst an und schickte ihn dann nach Batavia. Dort konnte sich der Getreue sehr nützlich machen, sintemal dem dasigen Vertreter des Hauses als einem Mühling! das Kavaliertum auch tief im Blute steckte, ein Umstand, der den Plantagen nicht zu gute kam.

Der alte Heinecke ist der echte, rechte Proletarier. Er ist sehr weit davon entfernt, dem Vorderhause für das Interesse, welches es an ihm und den Seinigen nahm, irgend dankbar zu sein. Seiner Ansicht nach thun die Mühlingks viel zu wenig. Im übrigen genießt er den durch seine Verkrüppelung hinreichend motivierten Müßiggang in vollen Zügen. Seine Frau ist von Natur ein klein wenig anständiger, etwas weniger einfältig und sehr viel energischer als er. Sie hat das Heft in Händen und führt das Regiment.

Außer dem Sohn in Batavia haben die Heineckes zwei Töchter, Auguste und Alma. Die erstere, die an den Tischler Michalski verheiratet ist, ist eine zielbewußte, kluge Person. Da ihr Mann einer von der Sorte ist, die, stark in der Kritik, eine ausgesprochene Abneigung gegen die Arbeit hat, blickt sie gierig um sich, wie sich auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise das Nötige beschaffen ließe. Für Geld ist diese Frau zu allem zu bewegen.

Die zweite Tochter Alma ist so einfältig wie die Mutter, so faul wie der Vater. Da sie hübsch ist, ist ihr der Weg zur Befriedigung ihrer Eitelkeit gewiesen. Sie wird anfangs mit einem Herrn „gehen," dann mit einem zweiten, schließlich mit vielen gleichzeitig. Ihre Eltern, die Schwester, der Schwager werden ihr kein Hindernis in den Weg legen. Diese Armen sind nichtsnutzige, ehrlose Leute.

Aber was sollen denn diese ehrlosen Leute in einem Stück, welches „Die Ehre" heißt?

Ein wenig Geduld. Unser Stück beginnt mit der Heimkehr Roberts aus Batavia. Die alten Heineckes sind selig. Am Abend vorher ist der Sohn ganz unerwartet eingetroffen. Vater Heinecke hat ihm zu Ehren ein Plakat angefertigt: „Willkommen, teurer Sohn, im Vaterhause," die Mutter hat einen Napfkuchen gebacken, die Familie Michalski ist unterrichtet und unterwegs.

Die Ausstattung des Hinterhauses ist im Lessingtheater vortrefflich. Wer, der als junger Mensch in Berlin lebte, kennt diese Wohnung nicht ebenso wie ihre Bewohner! Heineckes vermieten meist an einen Chambregarnisten. Die Wohnung wird, obgleich sie selbstverständlich Wanzen hat, leidlich reinlich gehalten. Es verschwinden nur Cigarren, und auch die mit Maß. Dafür wird erwartet, daß der „Herr" sich mitunter mit Frau Heinecke ein halbes Stündchen unterhält. Mit Herrn Heinecke thun es fünf Minuten. Die Beziehungen zu Alma werden — wenn diese weniger hübsch und weniger faul ist als in unserm Stück — Sonntag abends mit einem bescheidenen Abendessen und vier bis sechs Theaterbillets honoriert. Die Michalskis machen mehr Ansprüche. Jedes der Eheleute hat mehrere Geburtstage im Jahr und beide finden immer wieder gerechtfertigt erscheinenden Anlaß, sich ein kleines Darlehn zu erbitten.

Aber wir haben es mit konkreten Heineckes zu thun. Robert also hat ausgeschlafen und stürzt jubelnd auf die Eltern zu. Wie hat er sich nach ihnen gesehnt! Ist er doch zehn Jahre lang fortgewesen. Der Arme! Welch eine Enttäuschung steht ihm bevor! Langsam, aber unausweichbar kommt die Erkenntnis: dieser Vater, diese Mutter sind nicht diejenigen, welche ihm in der Fremde vorschwebten. Und nun erst die Michalskis! Diese gierige Proletarierin, dieser brutale Proletarier sind also die Geschwister! Robert klammert sich erschreckt an seine Alma, an jenes süße kleine Mädchen, das er vor zehn Jahren verließ. Er hat von der Fremde aus für sie gesorgt, hat das Geld geschickt, damit sie die Putzmacherei und die Buchführung erlernen könne. Wo ist Alma? Alma hat die Nacht bei Michalskis verbracht und muß in jedem Augenblick nachkommen. Während man auf sie wartet, erfährt der Bruder, daß sie sich bei einer italienischen Sängerin „für den Gesang ausbildet" und daß Herr Kurt aus dem Vorderhause sich für sie interessiert. Ein Argwohn, zu furchtbar, um gleich haften zu können, fliegt ihm durch den Sinn. Er weist ihn zurück, aber er kehrt wieder, als nun Alma selbst auf der Bildfläche erscheint. Ihr Aussehen, ihre Bewegungen, ihre Sprache — alles erinnert an das Publikum der Maskenbälle, in denen hundert Bajaderen indische Tänze aufführen. Und dieser Verdacht ist um so furchtbarer, da Robert Lenore Mühlingk liebt, von ihr geliebt wird.

Wir merken, wo Sudermann hinaus will. Wir werden Zeugen eines ergreifenden Trauerspiels sein: wir werden den liebevollen Sohn kennen lernen, der in bezug auf Bildung jeder Art, in bezug auf Sittlichkeit und Sitte in eine den Seinigen fremde Sphäre hineinwuchs, der die Seinigen nicht mehr versteht und von den Seinigen nicht mehr verstanden wird. Mehr als das: der die Seinigen verachten muß und von ihnen als Narr zurückgestoßen wird. Aber warum heißt unser Stück nicht: „Die versetzte Wiege?" Warum „Die Ehre?"

Als Robert nach Batavia kam, fand er zu seinem Schrecken, daß das angeborene Kavaliertum des dortigen jungen Mühlingk das Haus an den Rand des Abgrunds gebracht hatte. Vor ihm standen Rückberufung und Entlassung. Da lernte er durch einen glücklichen Zufall im Klub von Buitenzorg den allmächtigen Kaffeekaiser, den Chef des Hauses Trast & Ko., den Grafen von Trast-Saarberg kennen. Dieser, ein ehemaliger Kürassieroffizier, gewann den jungen Heinecke lieb und half ihm, das Haus Mühlingk wieder auf die Beine zu bringen. Jetzt hat er sich dem Freunde angeschlossen, um wieder einmal Europa aufzusuchen. Der weltkundige Mann ahnte, was Robert zu Hause erwarten könne, und er warnte ihn. Vergeblich. Jetzt hat ein Zufall ihn auf einem Maskenball mit Alma und ihrem Begleiter Kurt Mühlingk zusammengeführt. Er weiß, was die Glocken geschlagen haben und wir

ahnen, vor einem Konflikt zu stehen, bei dem die Ehre im Sinne des Point d'honneur in Frage kommen könnte.

Das Publikum, welches das ausverkaufte Haus füllte, folgte dem ersten Akte mit der lebhaftesten Teilnahme. Es wurde durchweg vortrefflich gespielt: der alte Heinecke — Oskar Höcker; Frau Heinecke — Ida Stägemann; Alma — Lilli Petri, die für diese Rolle vorzüglich geeignet ist; Robert Heinecke — Hugo Ranzenberg; Graf Trast — Adolf Klein. Wir hatten ein Bild aus dem heutigen Berliner Volksleben gesehen, so wahr, so packend, wie es nur ein so großer Dichter wie Sudermann zu empfangen und auszuführen vermag. Wie ergreifend dieser Konflikt zwischen dem edlen Gebildeten und seinen aller Religion, aller Sittlichkeit, aller Bildung baren Angehörigen!

Ich saß zwischen lauter jüdischen Bankiers und ihren Frauen. Es war kein ausgewähltes Publikum für diesen Stoff, aber sie folgten dem Schauspiel mit vollster Aufmerksamkeit. Die Wahrheit ist gemeinverständlich. Als der Vorhang fiel, strömte alles über von Begeisterung. „Und der Verfasser wohnt in unserer Nähe. Wir sehen ihn alle Tage bei uns vorübergehen." Wir sahen uns alle, wie auf Kommando, nach dem Sprecher um, erblickten aber nur ein ganz gewöhnliches Bankiergesicht.

Der zweite Akt spielt im Vorderhause. Wir haben seine Bewohner schon kennen gelernt. Auch sie sind mit höchster Wahrheit gesehen und wiedergegeben.

Lenore soll verheiratet werden. Der Freier ist Herr Lothar Brandt, seinem bürgerlichen Beruf nach Kaffeehändler, seiner gesellschaftlichen Stellung nach — so muß man ja wohl heutzutage sagen — Reserveoffizier vom Kürassierregiment Kronprinz. Herr Brandt (sehr diskret von Eugen Stägemann gegeben) ist ein Typus — natürlich nicht unserer Reserveoffiziere, wohl aber einer Kategorie derselben. Er ist im Grunde eine gemeine Krämerseele, aber er hat es seinen Kameraden abgesehen, wie sie sich räuspern und wie sie spucken und bei dieser Gelegenheit einige nicht allzuweit reichende Ehrbegriffe mit übernommen. Er hält sich infolgedessen allen Ernstes für einen Kavalier im Stile Bayards. Er ist ein Freund des Herrn Kurt.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Lenore, zu großer Unzufriedenheit ihrer Eltern, den Biedermann verschmäht.

Im Gefolge des Herrn Leutnants erscheint stets noch ein anderer Freund Kurts, Herr Hugo Stengel, seines Zeichens Berliner Gigerl, eine höchst ergötzliche Figur.

Lenore trägt schwer unter der Gegenwart dieser beiden Herren, denn sie erwartet mit heißklopfendem Herzen das Wiedersehen mit Robert Heinecke. Endlich kommt dieser mit dem Grafen Trast. Während ersterer beim Kommerzienrat ist, begegnet letzterer Kurt und dessen Freunden. Der Graf benutzt die Gelegenheit, um Kurt darauf aufmerksam zu machen, daß dessen Verhältnis mit Alma künftig nicht fortgehen könne. Als der junge Mühlingk die Meinung ausspricht, daß er sich doch nicht mit seinem Kommis schlagen könne, tritt der Graf natürlich für den Freund ein.

Jetzt sind wir bei der „Ehre."

Es hat nämlich mit der Satisfaktionsfähigkeit des Grafen so seine Bewandtnis. Der Graf hat seiner Zeit als blutjunger Offizier im Kürassierregiment Kronprinz in einer Nacht neunzigtausend Thaler verspielt, die er nicht besaß. Er hat sie auch nicht auftreiben können und ist infolgedessen mit schlichtem Abschied entlassen worden. Seine Kameraden erwarteten, daß er sich, den Begriffen ihres Standes gemäß, erschießen würde, er aber sagte sich, als er das Pistol in die Hand nahm: „Das ist brutal und dumm. Was bist du jetzt weniger, als du vor drei Tagen warst?" Und er ging ins Ausland und wurde Kaffeehändler. Als solcher hat er dann die neunzigtausend Thaler später bezahlt.

Ich glaube die Frage des Grafen in ganz anderem Sinne beantworten zu müssen, und vermutlich werden sie auch die meisten meiner Leser anders beantworten. Ich stelle mich dabei nicht auf den Standpunkt der „Ehre," sondern auf den der „Ehrenhaftigkeit." Darf ich ehrenhafterweise Geld verspielen, das ich nicht besitze? Der Graf würde ja doch die neunzigtausend Thaler, wenn er sie gewonnen hätte, ruhig eingesteckt haben. Ich darf es nicht? Wohl, dann hat der Graf unehrenhaft gehandelt. Er hat gefehlt nicht nur gegen die Ehrbegriffe einer Klasse, sondern gegen die Ehrenhaftigkeit aller anständigen Menschen. Vor drei Tagen war er noch ein Ehrenmann, jetzt ist er das nicht mehr. Wenn er aus religiösen Gründen es zurückweist, selbst an sich das Gericht zu vollziehen, oder wenn er als denkender Mensch der Ansicht ist, daß er durch einen Selbstmord seine Schuld nicht verringert, sondern verdoppelt, so verliert er nicht an meiner Achtung. Wenn er aber fragt: „Was bist du jetzt weniger, als du vor drei Tagen warst?" so kann ich nur antworten: sehr viel weniger. Alles weniger. Sie haben keineswegs nur „ehrlos," Sie haben unehrenhaft gehandelt, Herr Graf!

Herr Lothar Brandt hat von dem Erlebnis des Grafen erfahren und kehrt zunächst den Reserveoffizier der Kronprinz-Kürassiere heraus. Er bindet mit dem Grafen an, weil er glaubt, es gefahrlos thun zu können. Der Graf ist ja nicht satisfaktionsfähig. Brandt teilt dem Grafen mit, daß er Reserveoffizier sei. „Sonst nichts?" fragt der Graf. Bei dieser Frage brach der größte Teil des Publikums in demonstrativen Beifall aus, und man hat mir gesagt, daß das an jedem Abend so sein soll.

Als die Unterredung so weit ist, daß festgestellt wurde, der Graf sei nicht satisfaktionsfähig, flüstert Kurt seinem Freunde zu, daß er den Chef des Hauses Trast & Ko. vor sich habe. Bestürzt lenkt der Kavalier von der Reserve ein, und der „Zwischenfall" wird amikabel erledigt. Trotzdem hält es der Graf für angemessen, dem Herrn von der Kolonialwarenhandlung Brandt & Stengel ein Privatissimum über den Begriff Ehre zu lesen. Er sei einmal, so erzählt er, auf einer Reise in das Haus eines Häuptlings in Tibet gekommen. Die Gattin des Wirtes,

Digitized by Google

ein höchst bestrickendes junges Weib, habe ihm das Bad gerüstet und sich dabei viel um ihn zu schaffen gemacht. Nie bedurfte der Graf mehr der Selbstbeherrschung als in dieser Stunde. Er bewahrte sie und beleidigte dadurch seinen Gastgeber schwer. Der Graf zieht aus diesem Erlebnis merkwürdigerweise den Schluß, daß es überhaupt keine Ehre gäbe, es sei denn für ein Häuflein Junker. Meines Erachtens beweist dasselbe das Gegenteil, nämlich daß alle Klassen aller Völker eine Ehre haben. Gewiß, die Ehrbegriffe sind sehr verschieden, sie widersprechen sich zum Teil, aber vorhanden sind sie überall, wo Menschen leben. Jedes Volk hat solche, jede Klasse, jedes Alter. Der Bürgerschüler hat Ehrbegriffe, der Gymnasiast, der Student. Der Kaufmann hat sie, der Offizier, der Geistliche. Der Europäer richtet sich nach ihnen, der Tibetaner, der stumpfste Wilde in den Wüsteneien Australiens.

Lothar Brandt fragt den Grafen schließlich: „Wenn Sie die Ehre aus der Welt zu schaffen belieben, was sollen Ehrenmänner an ihre Stelle setzen?" und erhält von oben herab zur Antwort: „Die Pflicht, junger Mann." Der gute Graf hat eben alle Erinnerungen an seine Dienstzeit völlig abgestreift, sonst müßte er wissen, daß hier für einen preußischen Offizier gar kein Konflikt zwischen den Forderungen seines Ehrgefühls und seiner Pflicht vorliegt. Wenn es eine Pflicht gibt, eine klare, reinliche Pflicht, so ist es die seinige, auf jede Beleidigung mit einer Forderung zu antworten. Das befiehlt ihm das Gesetz. Man mag das Gesetz verurteilen, verabscheuen, solange es zu Recht besteht, ist ihm zu gehorchen Pflicht. Es gibt keine andere. Wer sie nicht auf sich nehmen will, darf zur Zeit in Preußen nicht Offizier werden. Wer einer wird, wird es freiwillig.

Wir kommen zum dritten Akte. Er spielt wieder im Hinterhause, handelt von der versetzten Wiege und ist meisterhaft. Vergeblich sucht der arme Robert den Seinigen, insbesondere seiner Alma klar zu machen, daß durch ihr Verhältnis zu Kurt ein Unglück angerichtet worden ist, das nie wieder gut gemacht werden kann. Sie verstehen ihn nicht. Mehr als das: als in seiner Abwesenheit der Kommerzienrat ihnen eine Abfindungssumme von vierzigtausend Mark zahlt, betrachten alle, ausnahmslos, das für ein großes Glück. Wie entsetzlich wahr ist das, wie erschütternd wirkt der für diese Menschen unüberbrückbare Abgrund zwischen der Familie und ihrem entfremdeten Sohne. Ich sage absichtlich „für diese Menschen." Ich glaube eine Brücke zu kennen, welche selbst diese Kluft überspannt: die in der Religion wurzelnde Liebe, von der der Apostel Paulus an die Korinther schreibt, aber die ist für die Heineckes ja nicht vorhanden, weder im Leben noch in unserm Stück.

Im vierten Akte sind wir wieder im „Vorderhause." Robert will Abrechnung halten mit dem Verführer seiner Schwester, wenn hier von einem Verführer die Rede sein kann. Die Mühlingks kehren ihre gemeinste Seite heraus. Die Proletarier im Hinterhause haben sie abgefunden, den Kommis meinen sie dadurch los werden zu können, daß sie ihn fortjagen. Dem Grafen verweigert Kurt unter Brandt's Assistenz die Satisfaktion: mit einem wegen nicht bezahlter Spielschulden entlassenen Offizier schlägt man sich nicht. Der Graf antwortet lachend Worte, die ich nicht verstehe. Er sagt, er habe die Lektion verdient, denn das größte Verbrechen auf Erden sei die Inkonsequenz. Er meint ferner, man möge über die moderne Ehre noch so erhaben sein, man müsse ihr Sklave bleiben, und wäre es allein, um einem armen Teufel von Freund aus der Patsche helfen zu können. Ich bekenne, schlechterdings nicht zu verstehen, was diese Worte an dieser Stelle sollen. Was meint er mit der Inkonsequenz? Hätte er nicht fordern sollen? Aber wenn nicht, was soll dann der zweite Satz?

Robert Heinecke verläßt das Haus Mühlingk nicht allein. Lenore, die von der Gemeinheit der Ihrigen ebenso angeekelt ist wie er von der der Seinigen, folgt ihm. Das letzte Wort in der Nichtswürdigkeit behält Ehren-Mühlingk senior. Als der Graf ihm vertraulich mitteilt, daß Robert Heinecke sein Kompagnon und vermutlich später einmal sein Erbe werden würde, ist er nicht abgeneigt, das Pärchen zu segnen. Der Graf erbittet sich im Interesse seiner Schutzbefohlenen diesen Segen schriftlich.

Das Publikum folgte dem Stück bis zuletzt mit der lebhaftesten Teilnahme. Dasselbe ist heute noch Zugstück im Lessingtheater, hat in Hamburg, Dresden, Leipzig 2c. den lebhaftesten Beifall gefunden.

Wir sehen, in unserm Schauspiel spielen zwei Stücke in einander, ein vortreffliches und ein verfehltes. Das vortreffliche handelt von der versetzten Wiege, das verfehlte von der Ehre. Wir wollen billig uns an dem ersteren erfreuen und mit der Hoffnung schließen, daß der hochbegabte Verfasser uns recht bald durch ein Stück erfreuen möge, von dem ich nur Gutes berichten kann. Er hat das Zeug dazu, auch so tief einschneidende Themata wie das von der Ehre zu behandeln, er ist es aber dann sich selbst und uns, seinen Verehrern, schuldig, daß er sich die Sache nicht so leicht macht wie in diesem Fall. Das dürfen wir von Hermann Sudermann verlangen. Ich erlaube mir, ihn auf eins aufmerksam zu machen: während alle anderen Gestalten, die er uns vorführt, lebenswahr sind, ist Graf Trast in jeder Beziehung eine Theaterfigur. Ist das zufällig? Ich glaube nicht. Soll der „Ehre" (das Wort als etwas anderes als Ehrenhaftigkeit genommen) zu Leibe gegangen werden, dann darf ein Sudermann sie nicht unter ehrlosen Leuten suchen, sondern da, wo sie — Gott sei es geklagt — ihre festen Wurzeln hat: unter den lautersten Ehrenmännern unsers Volkes.

Digitized by Google

Der Wassermann.

Von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

Es war ein Mann so siech und krank,
Daß ihm nicht half des Doktors Trank.
Man sprach, da schlägt nur eins noch an:
„Wem in der Schlucht der Wassermann
Von seiner Quelle tiefstem Grund
Das Wasser gibt, der wird gesund."
Drei schöne Töchter waren da:
Nun höret weiter, was geschah.
Armide war ein stolzes Blut,
Hielt für die Welt sich fast zu gut.
So schwarz wie Rabenflügel war
Ihr schön gewelltes Seidenhaar
Und ihre Haut wie Elfenbein,
Gleich einer Fürstin sah sie drein.
Mit stolzem Schritt ging sie hinaus
Zu jenes Wassermannes Haus,
Und in den weißen Händen trug
Von Silber sie den schönsten Krug,
Der nur im Hause war gewesen.
Gekleidet war sie auserlesen
In Goldbrokat und Samt und Seide,
Geziert mit köstlichem Geschmeide
War Hals und Nacken, Arm und Hand.
So trat sie hin und trug gewandt
Mit stolzem Wort die Bitte vor.
Der Wassermann kratzt sich am Ohr
Und sieht mit seinen Äuglein grün
Hin auf die Schöne, die so kühn.
„Das Wasser will ich gern dir geben,
Doch mußt du ferner mit mir leben
Als meine Frau an diesem Ort!
Darauf verpfände mir dein Wort."
Sie sah ihn stolz und feindlich an:
„Was denkt sich dieser Wassermann?
In diesen feuchten Felsenmauern
Will ich mein Leben nicht vertrauern
Als eines haar'gen Scheusals Weib —
Da weiß ich bessern Zeitvertreib!"
So dachte sie und fuhr heraus:
„Nein, nimmermehr! da wird nichts draus!"
„Ich dacht' es schon," so sprach mit Grinsen
Der Wassermann, griff in die Binsen,
Zog einen schwarzen Stein hervor
Und warf ihn in die Luft empor.
Gleich stand ein blankes Rößlein da,
So schön, wie man es selten sah,
Und scharrte sittsam mit den Hufen
Die grün bemoosten Felsenstufen.
„Dies soll nach Hause dich geleiten —
So stolze Damen müssen reiten!"
Sprach nun der Wassermann galant,
Half in den Sattel ihr gewandt,
So daß Armide fast gerührt,
Ein wenig Dankbarkeit verspürt,
Denn Reiten, das war ihre Lust.
Vor Freude hob sich ihre Brust,
Als nun das Rößlein sanft und sittig
Sie forttrug wie auf Schwanenfittich.
Doch plötzlich rief's: „Heiho! heiho!"
Und in die Hände klatschte so
Der Wassermann, daß toll und wild
Das Rößlein stürmte ins Gefild,
Durch strupp'ges Buschwerk, Wald und Weide,
Durch Dorn und Disteln auf der Heide
Und dann durchs Wasser, dann durchs Moor,
Dann raste plötzlich es durchs Thor
Und warf kopfüber, welch ein Graus,
Die Schöne ab vor ihrem Haus!
Doch an der Stelle, wo's verschwunden,
Ward nur ein schwarzer Stein gefunden.

Sylphide ging am andern Tag.
Die braunen Zöpfe hüpften nach,
Als so im Kleid von Silberzindel
Hintänzelte das muntre Kindel.
Sie trug ein venetianisch Glas —
Gar zierlich und gar schön war das —
Und als sie ankam — augenblicks
Sprach sie nach einem hübschen Knix
Dem Wassermann die Bitte vor.
Der kratzte wieder sich am Ohr
Und sprach zu ihr, wie zu Armiden. —
Gar nicht behagte dies Sylphiden,
Und übermütig lachte sie
Und nicht des Vaters dachte sie.
Sie drehte dreimal sich herum
Und sprach: „Das wäre doch zu dumm,
Müßt' ich mit dir zu Tanze gehn,
Du Patschefuß! das möcht' ich sehn!"
„Ich dacht' es schon," so sprach mit Grinsen
Der Wassermann, griff in die Binsen,
Zog einen Halm und blies ihn an
Und drehte ihn, da ward's ein Mann
Gleich wie aus Nebeldunst gemacht,
Und eh' Sylphide es gedacht,
Ward sie gepackt, dann ging es fort
In wildem Tanz von Ort zu Ort.
Und gellend pfiff der Wassermann
Und rief mit Donnerstimme dann:
„Heiho, mein Püppchen, tanz', mein Kind,
Dein Tänzer ist der Wirbelwind!"
Das war ein Jagen und ein Toben,

Digitized by Google

Daß rings die welken Blätter stoben.
Die Wipfel brausten, Wasser schäumten,
Zum Himmel sich die Wogen bäumten,
Und unter Blitzen, Donnerschlägen,
Mit Hagelschloßen, Sturm und Regen
Kam sie halbtot zu Hause an —
Verschwunden war der Tänzer dann.
Doch um des dritten Tages Mitte
Zog nun Elfriede aus, die dritte.
Sie ging in schimmernd weißem Kleide
Und trug nicht Perlen noch Geschmeide,
Allein wie lauter Gold erglänzte
Das Haar, das ihre Stirne kränzte.
Ein irden Krüglein in der Hand,
So trat sie an des Brunnens Rand
Und trug bescheiden und voll Sitte
Dem Wassermanne vor die Bitte. —
Dieselbe Antwort ward ihr dann. —
Es kam sie wohl ein Grauen an,
Dieweil er gar zu häßlich war:
Schilfartig sein verfilztes Haar,
Der Leib mit zott'gem Fell bedeckt —
Ein Popanz, der die Kinder schreckt —
Und seine Zähne spitz und grün.
Doch ohne Schwanken sprach sie kühn,
Weil sie des kranken Vaters dachte,
Dem dies allein Genesung brachte:
„Gibst du das Wasser, bin ich dein!“
Da ging es wie ein Sonnenschein
Gar freundlich über seine Fratze,
Er langte mit der haar'gen Tatze
Hinein in seine Wunderquelle
Und brachte ein Gefäß zur Stelle,
Das war geschnitten aus Smaragd,
Das reichte er der schönen Magd.
Die wollte freundlich dankend gehn —
Er rief: „Bleib' noch ein Weilchen stehn!“
Besprengt' mit Wassertropfen sie:
Zu lauter Perlen wurden die,
Und Diamanten voll von Glanz.
Nun einer Fürstin glich sie ganz
Und stand mit strahlendem Gefunkel
Gar lieblich in der Felsschlucht Dunkel.
Drei weiße Kiesel nahm er dann
Und sprengte sie mit Wasser an:
Da stand, um sie nach Haus zu tragen,
Ein schimmernder Perlmutterwagen
Mit zweien Pferdchen, weiß und rein;
Da stieg Elfriede froh hinein.
Die Silberpferde zogen an —
Zur Harfe griff der Wassermann,
Erhob ein liebliches Getön
Und sang dazu so wunderschön,
Daß es ihr Herz gefangen nahm,
Und sie Verwundrung überkam,
Wie in dem Leib so reizesohne
Solch eine schöne Stimme wohne.
Die beiden Schwestern aus dem Haus
Sahn spöttisch nach Elfrieden aus.
Da kam sie leuchtend angefahren,
Daß beide stumm und neidisch waren.
Ins Krankenzimmer trat sie ein,
Da glänzte rings ein heller Schein.
Der Vater trank mit durst'gem Munde
Und ward gesund zur selben Stunde.
Die Schwestern aber voll von Neide
Ob jenem schöngeschmückten Kleide,
Die höhnten sie mit argem Sinn
Und nannten sie: Froschkönigin.
Doch morgens, als noch alles schlief,
Da kam es an das Thor und rief:
„Du schönes Mädchen, komm hervor,
Dein Bräutigam steht vor dem Thor!“
Elfriede aber voller Grauen,
Sie wagte nicht hinauszuschauen.
Nun ging die Hausthür leise nur,
Dann rief es wieder auf dem Flur:
„Du schönes Mädchen, komm heraus,
Dein Bräutigam ist schon im Haus!“
Herauf die Treppe kam es dann:
Tapp, tapp, tapp, tapp, nun klopft' es an:
„Du schönes Mädchen, komm herfür,
Dein Bräutigam steht vor der Thür!“
Da ging sie hin und schloß ihm auf.
Ein Schauder packte sie darauf,
Als sie das Ungetüm sah stehn,
So greulich war es anzusehn.
Doch als er sprach: „Nun ist es Zeit,“
Da sagte sie: „Ich bin bereit.“
Drauf er: „Doch wasche mich vorher!“
„Ich thu', was du befiehlst, mein Herr!“
Sie wusch ihn, doch welch großes Wunder,
Da fällt das Fell ihm ab wie Zunder,
Und vor ihr steht in schönem Kleide
Von blauem Samt und gelber Seide
Der schönste Jüngling von der Welt,
Der gleich ihr Herz gefangen hält.
Doch draußen stampft's, und Schellen bimmeln:
Ein Wagen hält dort mit vier Schimmeln.
Der Diener springt, die Thür geht klapp!
Und — schnurr — da sausen beide ab.
Die finstre Schlucht war nun ein Schloß,
Deß' Thürme goldnes Licht umfloß.
Von blühnden Gärten war's umfangen,
Drin Quellen rauschten, Vögel sangen.
Dort lebten sie noch lange Zeit
In eitel Glück und Fröhlichkeit!

Digitized by Google



Van Paul van Szczepański.

(Abdruck verbolen.)

Kann mir jemand sagen, was „Verismus des Gefühls“ und was „Realismus der Eleganz“ ist? — Ich zerbreche mir seit vierzehn Tagen den Kopf darüber und kann mir dach nichts Vernünftiges darunter denken; auch nicht, seitdem ich einen Raman gelesen habe, dessen „Autor neue Bahnen einschlägt und der, vielleicht zum ersten Male in Deutschland, den Verismus des Gefühls, den Realismus der Eleganz zu seinem Rechle kommen läßt.“ Der Verfasser dieses Ramans heißt Heinz Tovate, der Roman selbst „Im Liebesrausch,“ und der Verleger, der diese neuen Eigenschaften des neuen Romans entdeckt und die Buchausgabe zu verantwarten hat, Ad. Zaberbier (Berlin). Ich will mich über den Verismus des Gefühls und den Realismus der Eleganz nicht weiter aufhalten, auch darüber nicht, daß der Roman — nach der weiteren Behauptung des Verlegers in dem beigelegten Cirkular — eine Verschmelzung van Daudet, Kjelland und Guy de Maupassant sein soll, „denen der Verfasser sich würdig an die Seite stellt.“ Es ist immer hübsch, wenn ein Verleger an seinen Autar glaubt, und man soll in ein sa nettes Verhältnis nicht hineinreden. Zudem ist es nicht Schuld dieser Verlegeransicht, daß ich den Raman gelesen habe und ihn nach der Lektüre auch bespreche. Gelesen habe ich ihn, weil mir des Verfassers Name in einer sehr angesehenen Wachenschrift unter einer Bücherbesprechung vor Augen kam; — ein Kritiker muß nicht unbedingt selbst produzieren, aber wenn er es thut, soll er es mit Geschmack thun. Das ist meine Überzeugung, — die ich unaorsichtig genug ausspreche, da ich selbst auch die beiden Geschäfte nebeneinander betreibe. Weil ich bei dem Kritiker Selbstkritik voraussetzte, habe ich den Roman gelesen, und weit die Romane eines Kritikers immer auf eine Anzahl lobender Besprechungen rechnen können, — das zu sagen, ist auch mehr offenherzig als klug von mir — bespreche ich auch Tavotes Werk. Das Buch soll sich ja „binnen kurzem den Weg auch in den Salon bahnen,“ und da hat man dach als gewissenhafter Mensch die Verpflichtung, die Leserinnen ein wenig auf das vorzubereiten, was sie darin finden werden. Angenehm ist mir's eigentlich nicht, denn ich habe sonst die Gewohnheit, mit Frauen nur von solchen Dingen zu reden, die mir nichl Veranlassung geben können, rot zu werden. Bei Heinz Tovates Roman „Im Liebesrausch“ läßt sich das Erröten nicht immer unterdrücken. Mit diesem Hinweis könnte ich eigentlich den Raman beiseite legen. Aber erstens muß ich den Verfasser gegen den Verdacht in Schutz nehmen, der hieraus leicht entstehen könnte, als habe er die Absicht gehabt, ein unsittliches Buch zu schreiben. Es ist sagar leicht möglich, daß er sich einbildet, ein moralisches Buch geschaffen zu haben. Offenbar hat er nur geglaubt, die neue schöne Litteratur habe keine andere Aufgabe, als das Verhältnis zwischen Mann und Weib aller seelischen Regungen zu entkleiden, und er hat es für seinen Beruf gehalten, daran nach seinen Kräften mitzuwirken. Zweilens muß ich Heinz Tavote dem Verdacht enlziehen, als habe er zwar ein unsittliches, aber doch ein sehr amüsantes und sehr lesenswertes Buch geschrieben. Es gibt salche Bücher; aber um sie zu schreiben, muß der Verfasser neben der sehr bedauernswerten Frivalität eine sehr beneidenswerte Summe von Menschenkenntnis, Geist und Verstand besitzen, auch Anmut der Darstellung und noch einige Kleinigkeiten. Leider hat Heinz Tovote keine dieser Eigenschaften, denen man so viel zu gute hält, und da es mit dem bloßen Absprechen nicht gelhan ist, — Heinz Tovotes Verteger kann ja schließlich ebensoviel Vertrauen beanspruchen wie ich, und der behauptet das Gegenteil — so muß ich schan noch etwas näher auf den Raman eingehen. Heinz Tovate also will beweisen, — nein doch, beweisen will er wahl nichts; aber er schildert einen gebildeten, ehrenhaften Mann, der eine Halbweltdame heiratet und in dieser Ehe sein Glück finden würde, wenn er nicht das Unglück hätte, daß ihm die Frau im Wachenbett stirbt. Dieser Mann, ehemaliger Offizier, durchaus Weltmann, zugleich ein hervorragender Kopf, Kandidat für den Reichstag, ein Kenner der Weltstadt und Lebemann, macht die Bekanntschaft seiner späteren Frau auf falgende Weise. Er sitzt in der Lage eines Operettentheaters, als ein junges Mädchen allein in die Fremdenloge tritt; er weiß nicht, ob er eine anständige Dame ader etwas anderes vor sich hal-

Digitized by Google

Sie bestellt sich im Zwischenakt bei dem Logenschließer ein Glas Bier; er weiß noch immer nicht. Sie nimmt dann seine Begleitung nach dem Restaurationssaale an und ißt mit Appetit ein Schinkenbrötchen; er weiß noch immer nicht. Sie setzt sich zu ihm in sein Koupee und bittet ihn, sie Unter den Linden abzusetzen; er weiß noch immer nicht. Unterwegs läßt sie sich erweichen und acceptiert ein Souper in einem Separatkabinet; er weiß noch immer nicht. Er fragt sie: „Lieben Sie Romanée-Conti?" und sie antwortet: „Ich bitte;" er weiß noch immer nicht. Nach dem Souper fängt sie noch einmal mit einem Dutzend Austern an; aber er weiß noch immer nicht. Ja, er hat inzwischen erfahren, wie sie heißt, daß er sie lange kennt, daß er vier Wochen mit ihr auf Helgoland gewesen ist, daß er sie nur nicht wiedererkannt hat, weil sie damals offenes Haar trug und jetzt eine Frisur trägt, — aber was sie ist, weiß er immer noch nicht; unglaublich, aber wahr, dieser Reichstagskandidat, Offizier a. D., Lebemann 2c. hat dieses selbe Mädchen wochenlang mit einem Herrn auf Helgoland gesehen und mit beiden verkehrt, und er ist im Zweifel geblieben, ob er eine Braut oder ein „Verhältnis" in ihr zu sehen hatte! — Heinz Tovote sieht das Leben offenbar mit einer übergroßen Naivität an, die an sich und rein menschlich betrachtet ja recht erfreulich, aber für den Schöpfer eines Berliner Sittenromans doch ganz und gar entbehrlich ist. Dieser selbe Schlaukopf des Romans, der als durchaus ehrenwerter Mann aufgefaßt werden soll, geht dann selbst im Sommer mit der passionierten Austernesserin nach Helgoland und führt sie dort in die Gesellschaft ein, die er ohne irgendwelche Gewissensbisse ebenfalls darüber im Unklaren läßt, ob das Mädchen als seine Braut oder als sein „Verhältnis" betrachtet werden soll. Abgesehen davon, daß es in der Gesellschaft immer einige weniger naive Leute gibt, als diesen Reichstagskandidaten, hält man im allgemeinen solches Einschmuggeln anrüchiger Ware auch durchaus für eine Infamie und eines anständigen Mannes für unwürdig. Aber der Reichstagskandidat bleibt ein anständiger Mann trotzdem, und trotzdem, daß er auch seiner Mutter dieses Früchtchen unter der Maske eines anständigen Mädchens in ihr ehrliches Haus bringt und unter dieser Voraussetzung die Einwilligung der alten Frau zu seiner Heirat ergaunert, — und das scheint mir erst recht eine Infamie zu sein. Es ist wohl unnötig, noch weitere Naivitäten des Buches hervorzuheben, denn das, was am erstaunlichsten ist, daß diese Halbweltdame, ohne alle Erziehung aufgewachsen als diejenige, welche eine Berliner Kellnerin von den Kneipgästen und eine Dirne von ihren Verehrern empfängt, sofort in der Gesellschaft nicht nur empfangen wird, sondern auch, ohne Mißtrauen zu erwecken, sich darin bewegt und den anderen Frauen ein beneidetes Muster des Anstands gibt, nachdem sie ihren Reichstagsabgeordneten geheiratet hat, das ist in Romanen dieser Art selbstverständlich. Selbstverständlich ist es auch, daß der Roman da aufhört, wo ein Schriftsteller, der es ernsthaft meint und der ernsthaft genommen sein will, ihn anfangen lassen würde. Als das famose Ehepaar über den Liebesrausch hinaus ist und den Beweis liefern soll, daß solche Leute wirklich miteinander und innerhalb unserer Begriffe von Sitte und Anstand glücklich sein können, da stirbt die Frau. Daß sie stirbt, ist ihre eigne wie ihres Mannes Schuld; denn der letztere hat sie trotz des Verbotes des Arztes, der ihr absolute Ruhe angeordnet hat, stundenlang von dem nun in Aussicht stehenden Glücke schwärmen lassen, und das vertragen die Frauen selten, wenn sie kurz vorher ihrem Manne einen Erben geschenkt haben. Aber zu bedauern ist es, daß Heinz Tovote aus Anlaß dieses traurigen Todesfalles der Welt den Beweis für die Möglichkeit dieses Glückes schuldig bleiben mußte. In der Kritik, durch die ich auf den Namen Heinz Tovote aufmerksam wurde, wurde an der Hand eines längstvergessenen Erstlingswerkes von Emile Zola der Beweis geliefert, daß dieser zur Zeit des Erscheinens des besprochenen Romans keine Spur von Talent gehabt habe. So interessante Entdeckungen kann nur jemand machen, der mehr in französischen Romanen als im modernen Leben bewandert ist. Und daß Heinz Tovote wirklich viel französische Romane gelesen haben muß, das geht auch aus seinem deutschen hervor. Besonders aus seiner Behandlung der deutschen Sprache, die er, ohne das geringste Verständnis dafür, daß jede Sprache ihren eignen Geist hat, behandelt, als ob er französische Sätze zu bauen hätte. Auch sein Realismus ist von der Art, wie ihn deutsche Schriftsteller haben, welche den Realismus für eine französische Erfindung halten und ihn kopieren wollen. Die zählen dann zwanzig Berliner Straßen mit Namen auf und glauben, sie haben damit ein Bild der Weltstadt gegeben. Der dieser Firlefanz mit dem wahren Realismus gar nichts zu thun hat, dafür ist Heinz Tovote das Verständnis noch nicht aufgegangen. Es ist möglich, daß ihm das Verständnis dafür überhaupt nicht aufgeht, oder daß er wenigstens auch in Zukunft den wahren Realismus nur bei anderen bewundert und selbst bei dem falschen bleibt. Es gibt nämlich keine Schulen, auf denen man „Realismus lernen" kann. Wer's nicht hat, der hat's nicht. Aber unmöglich ist es nicht, daß er ihn in sich noch entdeckt. Es wäre hartherzig, an dem Manne zu verzweifeln, der die höchst wichtige Thatsache ans Licht gezogen hat, daß Emile Zola einmal kein Talent hatte.

Einen starken Zug ins Ungeheuerliche, der ja nicht immer das Große ist, und der den Eindruck der meisten Romane der hochbedeutenden Ida Boy-Ed schädigt, hat die Verfasserin auch ihrem neuesten Werke leider und fast gewaltsam aufgeprägt. „Nicht im Geleise" (2 Bde., Carl Reißner, Leipzig) heißt der neue Roman, der den Leser fesselt, spannt und — mit seinen letzten vier oder fünf Seiten — foltert. Mag sein, daß der eine oder der andere der Leser auch schon früher an der kühn erfundenen Handlung Anstoß nimmt. Bruder und Schwester nämlich — natürlich in Unklarheit über ihre Blutsverwandtschaft — entbrennen zwar nicht in leidenschaftlicher Liebe zu einander, aber sie heiraten sich de facto, und erst zwischen der Civil- und der kirchlichen Trauung werden sie über ihr verwandtschaftliches Verhältnis aufgeklärt. Das ist ja in der That ein Fall, der

glücklicherweise nicht alle Tage vorkommt; aber, abgesehen davon, daß — ich erlaube mir eine Anleihe bei dem zu machen, was ein Bedeutenderer bereits vor mir festgestellt hat — die Wirklichkeit weit ärgere Verwickelungen zeitigt als sie der phantasiereichste Romanschriftsteller erfinden kann, kommt es gar nicht darauf an, daß die Handlung eines Romans ein Präcedens im wirklichen Leben hat, sondern nur darauf, ob die Geschehnisse eines Romans in die Wirklichkeit übertragen gedacht werden können. So aber, wie Ida Boy-Ed ihren Fall motiviert, nicht nur in einem Zusammentreffen von äußeren Zufälligkeiten, sondern auch von innen heraus, haftet ihm durchaus nichts Unmögliches an. Ich habe daher nur Bewunderung für die Kombinationsgabe und das scharfe Charakterisierungsvermögen der Verfasserin, die das an sich Unwahrscheinliche auf den Boden der Möglichkeit zu stellen wußten. In dieser außergewöhnlichen Eheschließung, die natürlich im höchsten Sinne nicht vollzogen wird, liegt übrigens nicht der Schwerpunkt des Romans; sie ist vielmehr nur ein, wie ich zugeben will, nicht ganz ungesuchter Ausputz der Handlung. Im wesentlichen handelt es sich vielmehr um eine Gegenüberstellung korrekter Alltagsmenschen, die in der Beobachtung der äußeren Form die höchste Aufgabe sehen, und bedeutender und nervöser veranlagter Naturen, welche glauben, sich ungestraft über die Form hinwegsetzen zu können. Ida Boy-Ed läßt keinen Zweifel darüber, daß sie selbst auf Seite der letzteren steht. Trotzdem das wohl in den Bahnen des Sittlichen, aber nicht immer der Sitte sich bewegende Liebespaar am Schluß zu Grunde geht, muß der Leser in diesem, sich nicht im Geleise bewegenden Paare nicht nur die bedeutenderen, sondern auch die liebenswürdigeren Menschen des Buches sehen, so wie Ida Boy-Ed Licht und Schatten über die beiden Gruppen verteilt hat. Daß dieses Paar überhaupt zu Grunde geht, ist, glaube ich, an sich ein Fehler des Buches, aber die Art, wie es zu Grunde geht, ist mehr als nur ein Verstoß gegen das Gerechtigkeitsgefühl des Lesers, es ist ein Fehler in der psychologischen Zeichnung. Da ist ein Liebespaar, das ziemlich gleich geartet ist und sich infolgedessen ebenso stark anzieht wie abstößt, meisterhaft geschildert. Es geht seinen eignen Weg zum Glück, der gegen die Form manchmal verstößt und deshalb von der Welt, die die Motive nicht kennt, falsch beurteilt wird, nicht aber vom Leser, der durchaus das Gefühl hat, die beiden auf dem für sie einzig richtigen Wege zu sehen. Die Frau ist Witwe, aber der kleine Sohn ihrer ersten Ehe ist mehr ein Bindemittel als ein Hindernis zwischen ihr und dem Manne, der den Kleinen schwärmerisch liebt. Das Verhältnis zwischen den dreien ist meisterhaft geschildert, der Grund, weshalb Mann und Weib, die sich lieben, dennoch und scheinbar für immer auseinandergehen, durchaus glaubhaft. Auch sind der Gemütszustand des Mannes und alle begleitenden Umstände so vortrefflich gezeichnet und folgerichtig ineinander gefügt, daß seine kurz darauf mit einem anderen Mädchen geschlossene Ehe durchaus als die Konsequenz seiner Persönlichkeit und der Verhältnisse erscheint. Die Ehe wird aus den oben erzählten Umständen gelöst; der Mann ist wieder frei. Der Sohn aber der Frau, die er liebt, siecht dahin und verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Manne, den man ihn schon Vater zu nennen gelehrt hatte. Endlich überwindet sich die Frau aus Liebe zu ihrem Kinde, den Geliebten zu rufen. Natürlich kommt er, — und bis hierher wüßte ich nichts, was nicht sein könnte. Dann aber kommt der große Riß, der den Schluß vom Ganzen trennt. Der Knabe ist gestorben, als der Freund seiner Mutter eintrifft. Schon dieser Tod ist nicht notwendig, denn der Knabe ist niemals ein Hindernis gewesen; schon seine Erkrankung hatte genügt, die beiden wieder zusammenzuführen. Und alles, was nicht notwendig ist, ist ein Fehler an einem Kunstwerke. Der Dichter darf die Menschen, die er geschaffen hat, nicht nach seinem Belieben sterben lassen; er ist dem Urteil des Lesers verantwortlich. Aber man würde den Tod des Kindes entschuldigen, d. h. der Leser würde über das innerlich Unmotivierte dieses Sterbens leichter hinwegsehen, wenn sein Tod die beiden, die das Kind geliebt haben, zusammenführte. Er führt sie wirklich zusammen, — die beiden, der Mann, der Tage und Nächte gereist ist, die Frau, die Monate dem Hinsterben ihres Lieblings zugeschaut hat, finden sich in dem Zimmer, aus dem man eben den Kindersarg getragen hat, in dem noch der Duft der Begräbniskerzen die Luft verdickt und die Blumen der Trauerkränze am Boden welken. Der gleiche Schmerz führt sie einander in die Arme, und dann erwacht plötzlich in beiden die gleiche Gier, und sie, die bisher sich nur nicht immer im Geleise des Herkömmlichen bewegt haben, sind plötzlich Bestien! Das ist nicht nur brutal, das ist unmöglich! Und weder die Brutalität noch die Unmöglichkeit dieses Schlusses wird dadurch gemildert, daß dann sich ebenso plötzlich Scham, Stolz und Ekel in beiden regen, daß er hinauseilt und sich eine Kugel durch den Schädel jagt und daß sie ihm dann nacheilt und sich über seine Leiche wirft. Wenn Ida Boy-Ed die Hauptvertreterin der „korrekten" Leute am Schluß sagen läßt: „Das konnte man sich denken, daß die beiden mal überspannt enden würden. Aber sie haben ihr Schicksal verdient," — so muß dieses Urteil nach diesem Schluß auch der nicht zu den „Korrekten" gehörige Leser unterschreiben; nur daß er für überspannt vielleicht noch ein härteres Wort setzen möchte. Und da Ida Boy-Ed die beiden gar nicht verurteilt sehen will, so muß doch wohl ein großer Fehler in diesem gewaltsamen Schluß liegen. Man hat mir gesagt, daß der Roman in seinem ersten Abdruck in einem Familienblatte mit der, meiner Meinung nach einzig möglichen, glücklichen Vereinigung des Paares ende, und daß Ida Boy-Ed den Schluß für die Buchausgabe verändert habe. Ich stelle mich in diesem Falle ganz auf Seite des Familienblattes; zwei mögliche Ausgänge aber gibt es nicht für einen Roman, der mehr als Schablonenarbeit ist, und der von Ida Boy-Ed ist das Werk einer Dichterin von ganz besonders ausgeprägter Eigenart.

Wie hoch ich Ossip Schubin schätze, habe ich gelegentlich der Besprechung ihrer Romane

„Asbein" und „Boris Lensky" in einem der letzten Hefte ausgesprochen; ich kann daher unbefangen sagen, daß ich mich mit ihrem letzten Werke „Bludicka," Erzählung aus dem slavischen Volksleben (Braunschweig, George Westermann), wenig befreunden konnte. Ich mag mich darin irren, aber die Erzählung macht auf mich durchaus den Eindruck, als sei sie eine Jugendarbeit der Verfasserin, die jetzt flüchtig abgeschlossen und zur Veröffentlichung gekommen ist. Man könnte sich ja denken, daß Ossip Schubin durch das Drängen der Verleger dazu veranlaßt worden ist. Mir scheint das wahrscheinlich, weil eine so scharfe Beobachterin, als welche Ossip Schubin in ihren Gesellschaftsromanen sich bekundet, auch dort richtig sieht, wo sie nur flüchtig sieht. Und daher bin ich geneigt, den starken Farbenauftrag, die Verzerrung der Wirklichkeit mehr auf Rechnung des Anfängers zu setzen, der immer in der Furcht lebt, nicht stark genug charakterisiert zu haben, als darauf, daß Ossip Schubin mehr im Salon als im böhmischen Bauernhause gelebt hat.

Wie beneidenswert sind meine Kollegen von der Kritik, die stolz auf ihre Objektivität sein dürfen. Zu diesem Stolze kann ich mich nicht emporschwingen, weil ich aus meiner Haut nicht heraus kann und also zur Objektivität wenig Talent habe. Freilich ist es mir fraglich, was dem Leser — und vielleicht auch dem Autor — mehr nützt, die objektive oder die subjektive Kritik. Ich habe wenigstens in meiner Eigenschaft als Autor die Erfahrung gemacht, daß man die sogenannte objektive Kritik für richtig hält, wenn man bedingungslos gelobt, und für falsch, wenn man getadelt wird, und daß man niemals etwas anderes aus ihr lernt als über sie zu schimpfen, während man über die subjektive Kritik natürlich auch schimpft, aber doch in den meisten Fällen durch sie zum Nachdenken angeregt wird. Daß man auch ihr niemals recht gibt, dafür ist man nicht nur Schriftsteller, sondern auch Mensch. Ich bin zu dieser Zwischenbemerkung genötigt, weil ich einen Roman zu besprechen unternehme, der einer Art angehört, die mir wenig sympathisch ist. Mich interessiert zumeist der Mensch in den Romanen und das, was er innerlich erlebt; die Fabel ist mir ziemlich gleichgültig. Aber ich weiß sehr gut, daß die meisten Leser auf einem anderen Standpunkte stehen und in erster Linie durch Ereignisse unterhalten sein wollen. Da ich diesen Standpunkt menschlich nicht teile, kann man also auch kritisch keine Objektivität von mir erwarten; aber ich werde mich bemühen, gerecht zu sein, und der Leser möge da, wo ich etwas auszusetzen habe, sich mit gutem Gewissen sagen, daß ich nichts davon verstehe. Also zur Sache. Wenn ich ein Liebhaber der Gattung wäre, würde ich jedenfalls an dem Roman „In der Welt verloren" von Fedor von Zobeltitz (Jena, Hermann Costenoble) gar nichts auszusetzen haben, denn er ist einer der besten seiner Art. Er beginnt in einem Nihilistenklub in Genf, spielt hinüber nach Jamaika, London, Marseille, Neapel, Tunis und anderen sehr entfernten Gegenden, die alle anschaulich und zum großen Teil offenbar aus eigner Anschauung geschildert sind, und die Fäden der vielverzweigten Handlung sind so kunstvoll ineinander verschlungen, daß dem Leser die Lösung erst am Schluß und ziemlich unerwartet kommt. Es handelt sich in dem Roman um ein paar Millionen, die ein reicher Sonderling in Frankfurt a. M. hinterlassen hat und die der Genfer Nihilistenklub mit einer fein eingefädelten Intrigue und verbrecherisch-rücksichtslosen Mitteln den berechtigten Erben aus der Hand zu spielen und zur Verfolgung seiner politischen Zwecke zu gewinnen trachtet. Näher auf die Abenteuer, Verbrechen, Herzensirrungen, Liebesszenen, auf die Art, wie die Schlechten bestraft und die Guten belohnt werden, einzugehen, verbietet mir der Raum; es genügt, zu sagen, daß ein guter Erzähler seine üppige Phantasie zu dem Menschenmöglichsten anspornt und sie doch so weise im Zaum hält, daß sie die Schranken des Möglichen nicht überspringt. Daß in einem Roman dieser Art die Erzählung der Geschehnisse einen übermäßig breiten Raum einnehmen und schon aus diesem Grunde die Charakteristik zu kurz kommen muß, selbst wenn der Autor die Seelenmalerei ebenso gut verstände, wie das Fabulieren, ist eine dieser ganzen Gattung von Romanen anhaftende Schwäche, — eben der Fehler, um dessentwillen sie mir wenig sympathisch sind. Man hat es darin immer nur mit dem Abenteurer, dem edlen Menschen, der Frau zu thun, und viel individuelle Züge hat auch Zobeltitz, wie alle diese Romandichter, seinen Personen nicht zu geben vermocht. Die vielen, welche sich in einen Abenteuerroman zu verschmökern vermögen, haben darin aber gewiß noch niemals einen Fehler gesehen. Was mir aber wirklich ein Fehler auch bei der objektivsten Betrachtung des Werkes zu sein scheint, ist der Umstand, daß eine ganze Anzahl wichtiger Ereignisse des Romans sich nicht vor den Augen des Lesers abspielt, sondern daß er über sie durch Erzählungen mithandelnder Personen, durch Polizeiberichte 2c. orientiert wird. Ich kann mir wohl denken, daß der Verfasser sich davor gefürchtet hat, seinen Roman zu lang auszuspinnen, und deshalb zu diesem Abkürzungsmittel gegriffen hat; aber er hätte dann lieber an anderen Stellen weniger ausführlich sein sollen, denn gerade seine Leser gehören zu der unersättlichen Sorte von Menschen, die überall mit dabei sein wollen. Auch die Schilderung der Persönlichkeiten und Ziele des Nihilistenklubs scheint mir wenig glücklich; nach der Zobeltitzschen Schilderung sollte man glauben, daß das eine Vereinigung von verbrecherischen Abenteurern sei, die lediglich egoistische, auf das eigne Wohlleben gerichtete Ziele verfolgen. Derartige Leute wird es ja auch wohl unter ihnen geben, denn in welcher Gesellschaft gibt es die nicht. Im allgemeinen hat man sich aber doch wohl politische Fanatiker unter ihnen zu denken, und wenn überhaupt ein Nihilistenklub zum Mittelpunkt der Handlung gemacht werden sollte, mußte der Verfasser ihm auch nach dieser Richtung gerecht werden. Etwas Positives über die Organisation und die Ziele der Nihilisten hätte der Leser dabei ja nicht zu erfahren brauchen, aber doch wenigstens ein Bild davon, wie sich Zobeltitz die Ziele dieser Gesellschaft vorstellt. Daß die Millionen schließ

lich in die Hand der berechtigten Erbin gelangen und die berechtigte Erbin ihre Hand mit den Millionen dem chevalier sans peur et sans reproche reicht, ist selbstverständlich. Sie ist bürgerlich, er adlig und Majoratsbesitzer, und er muß das Majorat an seinen Sohn aus erster Ehe abtreten, weil die Majoratsbesitzer keine Mesalliancen schließen dürfen. Er findet sich aber in das Unglück mit den schönen Worten: „Was fragt die Liebe nach Geld und Gut!" Das citiere ich nur, weil ich von Natur boshaft bin, und besonders dann, wenn ich den Autor eines modernen Romans eine Schranke zwischen Adlig und Bürgerlich künstlich aufbauen sehe, die er dann am Schluß wirklich und wahrhaftig ganz beseitigt hat. Es ficht sich gut nicht nur im, sondern auch gegen Schatten.

Einen pikanten Ton versucht Frau Hartl-Mitius, das ehemals vielgefeierte Mitglied der Münchener Dialektschauspieler, in ihrem Roman „Odysseus im Salon" anzuschlagen, und die Verlagshandlung (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) hat alles gethan, das Buch dem Geschmack des lebensfreudigen Junggesellen entsprechend auszustatten. Die fünf Damenporträts, mit der eigenhändigen Unterschrift von Klarissa, Marguerite, Fürstin Lydia Barroff, Mihri und Gräfin Tettenborn geschmückt, sind freilich mehr schick als schön oder charakteristisch, aber wenn ich ein Rauchjackett besäße, mich für irgend einen Sport interessierte und fünfzehn Jahre jünger wäre, würden sie mir zweifellos gefallen. Daß mir der Roman dann auch gefallen würde, will ich selbst unter dieser Voraussetzung nicht mit vollkommener Sicherheit behaupten. Für einen Zwanzigjährigen sind die fünf Liebesabenteuer des Grafen Tettenborn, die ihn Frau Hartl-Mitius erzählen läßt, zu zahm, für einen Fünfunddreißigjährigen vollends eine Geduldsprobe. Nicht, als ob man in fünfzehn Jahren ganz schlecht werden müßte; man kann sogar in diesem Zeitraum — besonders zwischen zwanzig und fünfunddreißig — ungeheuer an Moralität gewinnen, wenn man sich Mühe gibt. Für die meisten Männer fällt in diese Jahre ja der Tag, an dem sie sich verheiraten. Aber weniger harmlos ist man mit fünfunddreißig Jahren unbedingt als mit zwanzig, und an diesem Theatergrafen Tettenborn mit seiner fünfaktigen Liebeskomödie Interesse nehmen zu sollen, ist eine harte Zumutung für jemand, der die Kinderschuhe ausgetreten hat. Wenn man sich als Chevalier Faublas ausspielt, muß man auch einer sein; der gute Graf Tettenborn aber ist ein so geborener Ehemann, daß er wirklich kein Recht hat, von seinen Liebesabenteuern zu erzählen, trotzdem er in Paris und sogar im Harem — des Vizekönigs von Ägypten, glaube ich — war und trotzdem ihm Marguerite, Lydia und Mihri ihre Liebe mit eigenhändiger Unterschrift garantiert haben.

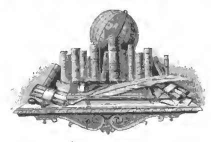
Richard Voß hat als Band 11 des VI. Jahrganges von Engelhorns Allgemeiner Romanbibliothek drei römische Novellen „Die Sabinerin," „Felice Leste" und „Die Mutter der Catonen" erscheinen lassen, ein Ereignis, das weniger um des Autors, als um der Seltenheit willen bemerkenswert ist, mit der diese „Romanbibliothek" sich um deutsche Schriftsteller bemüht. Daß Richard Voß noch einmal ein neues Gesicht zeigen könnte, läßt sich wohl kaum erwarten; wer ihn liebt, findet ihn in seiner ganzen Eigenart auch in diesen drei Novellen. Virtuos in seinen Naturschilderungen, mit einem Ansatz zu tieferer Charakteristik, und dann das Ganze verkohlend in einem Feuer ungesunder Sinnlichkeit. Besonders bezeichnend dafür sind „Die Sabinerin" und „Felice Leste," während die pikante Fabel der Erzählung „Die Mutter der Catonen" durch einen Ton liebenswürdiger Ironie für litterarische Feinschmecker einen besonderen Reiz gewinnen mag.

Unter dem Titel „Leichtlebiges Volk" veröffentlicht Balduin Groller vier Novellen (E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig), von denen ich drei mit ganz besonderem Vergnügen gelesen habe. Die letzte, den Band beschließende, „In der Schlamastik," scheint mir mehr Feuilleton als Novelle; aber wir haben nicht viel Novellisten, bei denen wir von vier dargereichten Perlmuscheln nur an einer die Entdeckung machen, daß die Perle darin fehlt. Die erste Novelle „Der Hauslehrer" zeichnet ein so frisches und originelles Exemplar dieser Spezies, daß man der Schwester seines Zöglings durchaus recht geben muß, wenn sie sich nicht nur in ihn verliebt, sondern ihn auch heiratet. Man steht den in der deutschen Litteratur häufigen Fällen derartiger Verlobungen außerordentlich setten gleich billigend gegenüber. „Die Last des Goldes" vermittelt uns die interessante Bekanntschaft eines jungen Millionärs, der nicht nur ein durchaus anständiger und liebenswürdiger, sondern auch ein gescheiter und warmherziger Mensch ist. Und weil er nicht nur die Millionen, sondern auch diese anderen schätzenswerten Eigenschaften besitzt, fühlt er doppelt schwer die Last des Goldes auf seinen Schultern. Er findet einen originellen Ausweg, um nicht unfreiwillig in den Schlamm heruntergedrückt zu werden; nicht, indem er seine Millionen verschenkt, — das würde auch dem geschicktesten Erzähler so leicht niemand glauben, sondern indem er der Welt vorspiegelt, daß er seine Millionen verloren habe. Baldnin Groller hat da den Menschen, die keine Millionen besitzen, in sehr liebenswürdiger Form eine beherzigenswerte Lehre gegeben; nämlich die, daß sie selbst daran schuld sind, wenn die Millionäre im allgemeinen so unausstehliche Menschen sind. Die dritte Novelle „Paul Brunn" behandelt ein ergreifendes Frauenschicksal. Heutzutage, wo Tiefe und Schwerfälligkeit so leicht miteinander verwechselt werden, ist es doppelt erfreulich, einem Autor wie Groller zu begegnen, der die Anmut der Form und die Leichtigkeit der Darstellung auch dann festzuhalten weiß, wenn er in die Tiefen des Seelenlebens hinabsteigt.

Die unter dem Gesamttitel „Das Glück der Erde" vereinigten sechs Novellen von Gottfried Böhm (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck) spielen mit einer einzigen Ausnahme in der allervornehmsten Ge-

sellschaft, und die Liebe unter allerlei Gestalten, um die es sich darin handelt, erscheint mir ein wenig mehr parfümiert als notwendig ist. Aber möglicherweise gehört das zum Kolorit, und ich habe nur deshalb kein rechtes Verständnis dafür, weil ich in dieser allervornehmsten Gesellschaft noch nicht verliebt gewesen bin, aus welchem Grunde man mich natürlich noch nicht gleich für einen geaichten Sozialdemokraten anzusehen braucht. Aber etwas eintönig erscheint mir diese fortgesetzte Hofluft, das kann ich nicht leugnen, trotzdem die Charaktere sehr verschiedenartig und zweifellos gut beobachtet sind. Das Eintönige liegt, glaube ich, mehr im Ton des Erzählers als im Erzählten. Sobald Gottfried Böhm nur einen Schritt aus diesen allervornehmsten Kreisen herausthut, wie in der Novelle „Der arme Papa," wird er außerordentlich viel frischer, und das Motiv dieser Novelle ist nicht nur sehr fein erdacht, sondern der arme Papa selbst ist auch mit einer Meisterschaft charakterisiert, der gar nichts von der Schablone anhaftet. Viel höher steht Böhm aber noch in der letzten Novelle, „Der Schrei der Natur," die mit den allervornehmsten Kreisen gar nichts zu thun hat. Der Held ist ein armes, glückseliges Landschulmeisterlein, der mit seiner jungen Frau den Himmel auf Erden hat. Aber dieser Himmel bezieht sich, als ihn die Anstellungsprüfung für mehrere Tage nach der Kreisstadt ruft, gerade während seine Frau ihr erstes Kind erwartet. Er sitzt im Examen, aber Kopf und Herz sind zu Hause geblieben. Während er, durch einen Brief von ihr noch mehr beunruhigt, sich ausmalt, daß seiner armen Frau das schlimmste passieren wird, geht er mit einem „Ungenügend" nach dem anderen aus der Prüfung hervor. Der Verzweiflung nahe, wird er abgerufen, um die Prüfung in der Musik abzulegen; er faßt nach der geliebten Violine wie nach einem Rettungsseil, und er spielt, nicht was ihm Noten vorschreiben, sondern was sein Herz bedrückt. Und als die Zuhörer ihn ergriffen fragen, was er gespielt hat, da antwortet er einfach: „Den Schrei der Natur. Ich bin nämlich verheiratet, und meine Frau erwartet mich dringend." Er besteht natürlich sein Examen und findet zu Hause alles in Ordnung, seine Frau im Bett und einen kleinen Jungen an ihrer Seite. — Es gehört die ganze Hartgesottenheit eines gewerbsmäßigen Bücherbesprechers dazu, um aus einem so ergreifenden Seelengemälde, wie diese Böhmsche Novelle ist, den nackten Thatbestand so herauszulösen, wie ich es eben gethan habe. Denn das Was ist nichts in einer Novelle, das Wie ist alles. Und nicht nur stofflich ist dieser Schrei der Natur echt, er ist es auch in der Darstellung, und die Luft, die durch dies kleine Meisterstück der Erzählungskunst weht, ist frische Luft, ohne alle Beimischung von künstlichem Wohlgeruch.

Ein paar lustige Kleinigkeiten von Ernst Eckstein, die Novelle „Preisgekrönt" und „Das Hohelied vom deutschen Professor" sind im Verlag von Karl Reißner, Leipzig erschienen. Ecksteins Satire richtet sich in der Novelle gegen die Blaustrümpfelei, in seinem Sang nicht gegen das Gelehrtentum, sondern gegen das Gelehrtentum, das mit einem fabelhaften Aufwande von geistiger Arbeit sehr gleichgültige Resultate zu Tage fördert. Da beide Bücher sehr lustig sind, wird Eckstein die Lacher und die Leser auf seiner Seite haben. Allerdings sind die Pfeile auch sehr spitz, die Eckstein abschießt; aber da ich, wie die Leser vielleicht bereits bemerkt haben werden, weder blaue Strümpfe trage noch eine Hochschule besucht habe, habe ich keine Ursache, mit den Getroffenen Au! zu schreien.



Historisches.

(Abdruck verboten.)

Edwin von Manteuffel.

Ein Buch über den Vertrauten des hochseligen Kaisers, über den langjährigen Chef seines Militärkabinetts, den lorbeergekrönten Feldherrn und Statthalter der Reichslande, über Edwin von Manteuffel, darf von vornherein auf das lebhafteste Interesse eines umfangreichen Leserkreises rechnen, zählt die Gestalt des zu früh dahingeschiedenen Feldherrn und Staatsmannes doch zu den interessantesten unserer neueren Geschichte. Wenn dies Buch nun gar von einem

Digitized by Google



Manne geschrieben ist, der dem Feldmarschall persönlich nahestand, so kann es sicher sein, herzlich willkommen geheißen zu werden. — Beides trifft für die jüngst erschienene Biographie zu: „Das Leben des Generalfeldmarschalls **Edwin von Manteuffel**" von **Karl Heinrich Keck** (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. 1890). Freilich, es ist kein kühl urteilender, streng abwägender Historiker, welcher die Biographie geschrieben, sondern es ist ein warmherziger, liebenswürdiger Verehrer seines Helden! Damit sind die Schwächen, aber auch die Vorzüge des Werkes gekennzeichnet; man wird im allgemeinen in ihm wenig neue Aufschlüsse über den Gang unserer neueren Geschichte, wenig thatsächlich neue Angaben über die politische und militärische Thätigkeit des Feldmarschalls finden, dafür bringt es uns aber Manteuffel als Mensch näher, wir lernen ihn in seinem von edelster Vaterlandsliebe getragenen Fühlen und Denken schätzen, wir gewinnen einen Einblick in seine Hoffnungen und in seine Enttäuschungen.

Am wenigsten bringt und konnte der Verfasser über die zahlreichen diplomatischen Missionen Manteuffels bringen und auch seine so überaus erfolgreiche Thätigkeit als Chef des Militärkabinetts gelangt in dem Buche meines Erachtens nicht zur vollen Würdigung — eine Thätigkeit, die zweifelsohne das Seitenstück und die notwendige Ergänzung der Armeereorganisation war; es wird Manteuffels ewiges Verdienst bleiben, in jener Zeit, unbeirrt durch alle Gegnerschaft, das Werk der Verjüngung unsers Offizierkorps durchgeführt zu haben. Dagegen ist der Abschnitt über die Wirksamkeit des Generals als Statthalter von Schleswig äußerst interessant. Herr Keck, selbst ein Sohn der Elbherzogtümer, trotz gerade damals Manteuffel persönlich nahe und wirft aus eigner Anschauung auf dessen Maßnahmen, auf sein ebenso gemäßigtes, wie energisches Vorgehen den widerstrebenden Elementen gegenüber manche neue und fesselnde Streiflichter. In der Darstellung der Teilnahme des Generals an den Feldzügen 1866 und 1870/71 schließt sich der Verfasser im allgemeinen an die offiziellen Schriften an — hervorheben möchte ich jedoch einen eingeflochtenen Brief Manteuffels, der sich über die Bedeutung der Schlacht von Noisseville in überaus anregender Weise ausspricht. Der umfangreichste Abschnitt des Werkes endlich behandelt die Statthalterschaft in den Reichslanden. Herr Keck bekennt sich als ein überzeugter Verteidiger der von dem Generalfeldmarschall in Elsaß-Lothringen verfolgten Politik, und wir können mit ihm darüber nicht rechten, es sind (und darin liegt der Wert dieses Teiles) die Manteuffelschen Anschauungen selbst, auf denen er seine Urteile aufbaut; man empfindet bei der Lektüre, daß er das wiedergibt, was er aus dem persönlichen Verkehr mit dem Statthalter geschöpft hat. Besonders aufmerksam möchte ich auf den herrlichen, meines Wissens noch nicht veröffentlichten Erlaß des Feldmarschalls an die Divisionskommandeure des XV. Korps machen: er liefert den schönsten Beweis für die hohen Ziele, die Manteuffel stets vor Augen schwebten, für seine edle Weltanschauung, für seine große Auffassung von den Aufgaben unsers Heerwesens.

Aber, wie gesagt, man darf die Bedeutung gerade dieses Buches nicht in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse suchen — sein Wert liegt in der Charakteristik seines Helden. Aus den zahlreichen, fast ausschließlich an den Verfasser gerichteten Briefen des Feldmarschalls, die in das Buch eingeflochten sind, enthüllt sich uns sein ganzes Wesen, sein innerstes Denken; aus jedem der Briefe tritt uns derselbe nicht als der eigennutzige, von brennendem Ehrgeiz beseelte, in Vorurteilen befangene Hofmann, als den ihn die landläufige Beurteilung nur zu oft ansieht, sondern als ein treuer Freund, als ein schlichter Ehrenmann, als ein von durch und durch ritterlichen Gesinnungen erfüllter Offizier entgegen, wir lernen in ihm einen offenen, wahrhaften, milden Charakter, einen Mann von tiefer Religiosität, einen unverbrüchlich ergebenen, gehorsamen Diener seines königlichen Herrn kennen.

Sp.

Ein Lebensbild des Siegers an der Lisaine.

Es mag sich darüber streiten lassen, ob es bereits an der Zeit ist, die Biographieen der Männer zu schreiben, welche — als Politiker oder als Soldaten — an dem gewaltigen Ringen der Zeit Kaiser Wilhelms mit thätig waren. Für ernste Geschichtswerke wenigstens scheint es fast noch zu früh; noch gebieten mancherlei persönliche und sachliche Rücksichten gerade in den Punkten, für welche wir eine Aufklärung über jene Zeit am meisten herbeisehnen, das Verschweigen mancher Vorgänge, die sich hinter den Kulissen des Welttheaters abspielten und für die Ausgestaltung der Ereignisse doch von maßgebendstem Einfluß waren. Wir haben, von diesem Bedenken erfüllt, auch die Biographie des Generals von Werder, welches der hochverdiente General d. J. von Conrady jüngst veröffentlichte (Das Leben des Grafen August von Werder. Berlin, E. S. Mittler & Sohn), zur Hand genommen, und der Herr Verfasser gibt selbst zu, daß ihm gleiche Bedenken vorgeschwebt haben, schon jetzt mit dem reichen, von ihm gesammelten Material an die Öffentlichkeit zu treten. Trotzdem müssen wir ihm ernsten Dank dafür wissen, daß er sie überwand: so wie er das Material verarbeitete — zu dem abgerundeten Bilde des Lebens eines schlichten, tapferen, treuen und kundigen Offiziers —, wird das Buch in seiner lebendigen Anschaulichkeit die Herzen unzähliger Verehrer des Generals von Werder erfreuen.

General von Werder konnte nicht auf einen,

Digitized by Google

wie man zu sagen pflegt, glänzenden Anfang seiner Karriere zurückblicken. Am 11. April 1808 geboren, 1826 zum Offizier im 1. Garderegiment zu Fuß ernannt, wurde er erst nach 16jähriger Dienstzeit zum Premierleutnant befördert. Und doch hatte er inzwischen bereits in bevorzugten Stellungen Verwendung gefunden, ja sogar — auf Verwendung des Prinzen von Preußen, unsers dereinstigen Kaisers Wilhelm — an den russischen Feldzügen der Jahre 1843 und 1844 im Kaukasus teilnehmen können. Die Episoden aus jener Zeit, nach Werders persönlichen Aufzeichnungen in ungemeiner Frische dargestellt, nehmen einen bedeutenden Raum in der Lebensbeschreibung ein. Zwei Jahre nach der Rückkehr aus dem Kaukasus, 1846, wurde Werder als Hauptmann in den Generalstab versetzt, fünf Jahre später zum Bataillonskommandeur befördert. Damit kam das Avancement in etwas schnelleren Fluß. 1858 finden wir ihn als Inspekteur der Jäger und Schützen, 1863 erhielt er als Generalmajor die 8. Infanteriebrigade, als Führer der 3. Division machte er den Krieg gegen Österreich mit und zeichnete sich besonders bei Gitschin und Königgrätz aus. Der Beginn des Feldzugs 1870 brachte ihm eine herbe Enttäuschung: während Hinterleute von ihm preußische Armeekorps erhielten, wurde er seines Divisionskommandos entbunden, freilich zugleich dem Stabe der kronprinzlichen Armee attachiert — erst Mitte August erhielt er seine Ernennung zum Kommandeur des Belagerungskorps von Straßburg. Wir zählen die Schilderung der Thätigkeit Werders in dieser ebenso schwierigen, wie verantwortlichen Stellung zu den interessantesten Teilen des vorliegenden Buches — es tritt besonders das menschliche Mitgefühl des Generals der unglücklichen Stadt gegenüber, das nur zu oft in scharfen Widerspruch mit den strengen Aufgaben des Belagerers trat, in reinster Klarheit hervor.

Nach dem Fall von Straßburg trat der General an die Spitze des neugebildeten XIV. Korps, dem die Pazifizierung des oberen Elsaß als Aufgabe zufiel. Unter zahlreichen Gefechten erreichte es am 31. Oktober Dijon. Inzwischen hatte die Belagerung von Belfort begonnen, und die Deckung derselben begann eine der wesentlichsten Aufgaben Werders zu werden. Es war eine „ungemütliche" Zeit: an Nachrichten über den Feind mangelte es mehr als gut, ein weiteres Vorgehen erschien fast unmöglich, die Festungen Langres, Auxonne und Besançon waren noch stark vom Gegner besetzt. „Hätte der Feind den gehörigen Mut, so müßte er im Besitz der Festungen uns tüchtig an den Hosen fassen und schütteln können," schrieb der General einmal daheim. „Man hat aber bereits ein Gefühl von Verachtung gegen diesen Feind." Ein Hauptschlag ließ sich gegen die zahlreichen feindlichen Kolonnen nicht führen, die im kleinen Kriege, doch Hornissen gleich die deutschen Truppen ermüdeten — es kam fast täglich zu Gefechten, ohne daß eine ernste Entscheidung fiel. Dann machte Garibaldi wieder einen scheinbar ernsteren Vorstoß auf Dijon — um gleich darauf spurlos zu verschwinden. „Mein Wunsch, noch einmal gegen die französische Armee zu kämpfen, ist mir nicht erfüllt worden," meinte



Werder damals mißmutig. „Erst Schanzarbeit gegen Straßburg und jetzt Buschklepperkrieg, Sengen, Brennen, Kontributionen und Requisitionen eintreiben, dabei kleine Neckereien gegen einen alten ‚Überall und Nirgends!'"

Sein Sehnen nach einer großen Aufgabe sollte sich bald erfüllen.

Ende Dezember wurde der schon vorher vermutete Anmarsch der Armee Bourbakis fast zur Gewißheit. Am 27. räumte Werder Dijon, um sich bei Vesoul zu konzentrieren, am 9. Januar führte er gegen das feindliche Heer, um ihm einen Aufenthalt zu bereiten, den kräftigen Flankenstoß von Villersexel, am 10. marschierte er im beschleunigten Marsche nach der Lisaine — nach jenem kleinen Nebenflüßchen der Allaine, dessen Name sich unlösbar mit seinem Ruhme verbinden sollte.

Fast wie ein Roman — ich bitte um Vergebung wegen des Ausdrucks — liest sich die Schilderung jener drei Kampftage, in denen Werder mit seinem schwachen Korps dem Ansturm des vierfach überlegenen Feindes siegreich entgegentrat. Eisiger Winter, die Wege mit Glatteis bedeckt, das schmale Fronthindernis nur mühsam und nur mit stellenweisem Erfolg vor Vereisung zu schützen, die unzureichenden eignen Kräfte, die große Übermacht des Gegners, eine belagerte Festung im Rücken! Das innere Frohlocken, wenn an der ruhigen Tapferkeit der Unsern wieder ein Angriff scheiterte, das mühselige Ausscheiden der schwachen Reserven, die in einem Augenblick bis auf wenige Kompanieen zusammenschmelzen — inmitten alles Ringens der greise General zu Pferde auf der Höhe nördlich Héricourt, sich den Schnee von den Stiefeln klopfend, den Telegraphen hinter sich, mit dem leiblichen Auge wenig sehend, alle geistigen Kräfte auf die eingehenden Meldungen gerichtet, kaltblütig, sparsam in der Verausgabung der zurückgehaltenen Kräfte — ein ganzer Mann! Und dann endlich — endlich das Ermatten der feindlichen Angriffe: der Sieg!

Digitized by Google

Die Kämpfe an der Lisaine machten den General von Werder mit einem Schlage zu einem berühmten General, zu einem gefeierten Helden. Mit dem Dank seines Königs einte sich der Dank unsers ganzen Volkes! Mag wohl sein, daß der Umfang der Gefahr für Süddeutschland, welche dem abenteuerlichen Zuge Bourbakis beigemessen wurde, vielfach überschätzt worden ist, die herrliche Waffenthat an sich soll uns keine nachträgliche Kritik verkleinern.

Inzwischen hatte die oberste Heeresleitung bereits rechtzeitig den Vernichtungsstoß gegen Bourbaki eingeleitet, schon war, während Werder sich zur Verfolgung des geschlagenen Feindes anschickte, General von Manteuffel mit der neugebildeten Südarmee zu seiner völligen Umgehung im Marsch. Wir wissen, wie das zertrümmerte Heer, an das sich die letzten Hoffnungen Frankreichs klammerten, sich nur mit knapper Mühe auf Schweizer Boden retten konnte. Unter dem Eindruck der Friedenspräliminarien schrieb Werder: „Gott sei Dank, daß wir soweit sind. Jeder hat sein gutes Teil zu dem Erfolge beigetragen, nach bestem Wissen, je nach seiner Stelle. Vor allem aber gebührt nächst Gott Dank dem greisen Könige, der durch seinen Heldenmut, seine Weisheit, seine Mäßigung bei aller Energie in Verfolgung des als gerecht und billig erkannten Zieles so Großes und Unerwartetes zu erreichen wußte. Dank für Bismarck, Moltke, Roon, die Feldmarschälle, das gesamte Heer, die opferfreudige Hingabe der gesamten deutschen Lande. Großes ist vollbracht, die Niederwerfung des Erbfeindes, den Gottes Wille in einen Freund und friedliebenden Nachbar verwandeln möge; die Erhebung, in seltener Übereinstimmung der Fürsten und Völker, im Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Notwendigkeit eines gemeinsamen Oberhauptes in dem nunmehrigen Deutschen Kaiser!"

Als Kommandeur des XIV. Korps, als Ehrenbürger der Stadt Karlsruhe und Doctor honoris causa der Universität Freiburg weilte General von Werder fast noch ein volles Jahrzehnt in der badischen Hauptstadt. Erst im Frühjahr 1879 bewilligte Kaiser Wilhelm ihm unter gleichzeitiger Erhebung in den erblichen Grafenstand den erbetenen Abschied. Es war dem General beschieden, auf seinen, von der Feldzugsdotation erworbenen pommerschen Herrschaften Grüssow und Gantzkow als ein echter und rechter Landedelmann acht, freilich oft durch Krankheit getrübte Jahre zu verleben, er durfte noch Enkelkinder auf den Knieen schaukeln — bis er am 12. September 1887 sanft entschlief.

Wir mußten uns darauf beschränken, den Lebenslauf des hochverdienten Heerführers kurz zu skizzieren — der Wert des Buches, dem wir die Anregung zu diesen Zeilen danken, liegt aber auf wesentlich anderem Gebiet, es gibt uns ein ungemein anschauliches Bild des Mannes, es schildert in schlichter und darum doppelt ergreifender Weise seinen militärischen Schneid, seine Herzensgüte, sein einfaches, allem Schein abholdes Wesen, seine tiefe, innere Religiosität. Nach allen diesen Richtungen hin wird niemand das Werk unbefriedigt aus der Hand legen. — In kriegsgeschichtlicher Beziehung bringt es wenig Neues; wohl aber dürfte die Mitteilung allgemeines Interesse erregen, daß General von Werder ausführliche Aufzeichnungen über den Feldzug 1870/71 hinterlassen und mit der Bestimmung dem Archiv der Königlichen Regierung in Merseburg übergeben hat, daß dieselben bis zum Jahre 1900 unter Klausur zu halten seien.

H. H.

Zu unsern Bildern.

Das Bild des Fürsten Bismarck, welches dem Aprilhefte voransteht, war als eine Huldigung zum fünfundsiebzigsten Geburtstag des Reichskanzlers gedacht. Als Geburtstag des Reichskanzlers werden wir den 1. April nicht mehr feiern, hoffentlich aber noch recht oft als den Geburtstag des großen Mannes, der der erste Berater Kaiser Wilhelms I war und der der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts den Stempel seiner mächtigen Persönlichkeit aufgedrückt hat. — F. Hiddemann hat eins seiner entzückenden Genrebilder beigesteuert. Kein Meister fällt vom Himmel, — leider auch in der Barbierstube nicht, wo er doch besonders nötig ist. — Eine lustige Heimfahrt in Polen hat Szybier Siebiez gemalt. — Den Marder als den schlimmsten Feind der auch nicht untadeligen Eichkätzchen zeigt die Zeichnung von L. Klingender. — Der Abend der Schlacht bei Leuthen führt uns die berühmte historische Szene, Friedrich der Große inmitten seiner Truppen nach dem Siege von Leuthen den Choral „Nun danket alle Gott" singend, vor. — Der Kartenkünstler findet auf dem Lande naive Bewunderer, und an die Schwierigkeit jedes ersten Versuches werden wir durch das Bild „Aller Anfang ist schwer" von J. Wodzinski erinnert.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Heiberg, Hermann. — Dunst aus der Tiefe. 2 Bde. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Junker's, Dr. W., Reisen in Ostafrika. Lfg. 20—23. Verlag von Ed. Hölzel, Wien und Olmütz.

Meinrad, Armin. — Eine Fahrt ins Neue Deutschland. Aug. Gotthold's Verlagsbuchhandlung, Kaiserslautern.

*) Besprechung vorbehalten.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Georg Leo von Caprivi, Kanzler des Deutschen Reiches.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Neue Monatshefte.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 9, Mai 1890.

Segelsport.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt. (Abdruck verboten.)

Segelsport

„Wasser hat keine Balken,“ sagt das Sprichwort, um so zart als möglich die Gefahr des elendiglichen Ertrinkens zu versinnbildlichen. Irgend eine wasserscheue Ahnfrau muß den Ausspruch gethan haben, den die Gattung der Hydrophoben ohne Bedenken nachbetet.

Gefahr birgt das Wasser genug, doch nicht mehr als das feste Land. — Man könnte ja den Spruch ebenso gut umdrehen, z. B. „Balken sind kein Wasser,“ eine Thatsache, die jeder, der einmal das Unglück gehabt hat, mit seinem Kopf gegen einen solchen zu fallen, aufs tiefste bedauert haben wird.

Langjährige Übung im Gebrauch seiner Glieder giebt dem Menschen erst die Sicherheit der Bewegung auf festem Lande; ein Gleiches gilt auch in Bezug auf den Umgang mit dem feuchten Element. Hat er die Gefahr kennen und vermeiden gelernt, so baut das Wasser für ihn goldene Brücken. Es führt ihn auf seinen breiten, ebenen Wegen zu den fernsten Gestaden, es stählt Gesundheit und Manneskraft, es bietet die Freude reiner, unverfälschter Naturanschauung. Welch eine reiche, unerschöpfliche Poesie liegt in dem Wasser, von der leise murmelnden Quelle

bis zu den tosenden Wellenbergen des blauen Meeres.

Der moderne, in den Städten zusammengepferchte Kulturmensch hat sich der Natur entfremdet. In das Getriebe der endlosen Straßen, der dumpfen Werkstätten des Geistes sowohl, wie der Hände dringt der Duft der draußen blühenden, grünenden Natur nicht hinein. In den wenigen, kränklichen Bäumen, welche auf den Straßen und Plätzen dahinkümmern, in dem trüben, schmutzigen, das Häusermeer durchschneidenden Flusse findet der Städter sein eigenes Spiegelbild. Als Ersatz für die fehlende Natur sollen ihm die geistigen Genüsse der Kunst dienen. Doch auch die Musen, die Sinnbilder ewiger Schönheit, beginnen mit den zunehmenden Menschenanhäufungen nervös zu kränkeln.

Der neue und allerneueste Naturalismus langt sich ein Ideal nach dem anderen vom Himmel herunter, reißt ihm die lichten Gewänder in Fetzen, wälzt es ein paarmal ordentlich in den Straßenkot und stellt es dann unter dem Jubel der „modern Empfindenden" mit allem Dreck und Gestank auf die Bühne oder in einen Goldrahmen, und sagt: „Seht, das ist die Kunst, bis jetzt hat sie uns da oben am Himmel allerlei Mätzchen vorgemacht, jetzt haben wir sie wirklich in der Hand, und nun sollt ihr mal sehen, was sich mit dem verlogenen Frauenzimmer alles anfangen läßt!" In diesem Sinne treiben die modernen Kunstblüten empor. Geistesgestörtheit, Säuferwahnsinn, Erbseuche, Ehebruch in der verschmitztesten Form, ja die gesamte pathologische Wissenschaft, das Strafgesetzbuch, bilden vortreffliches, künstlerisches Material. „Es ist Natur, so etwas kommt thatsächlich vor", sagt man, und der Zuschauer begreift es endlich, faßt sich an den brummenden Kopf und findet schließlich, wenn er recht viel von dieser Sorte Natur genossen hat, daß er auch bald ein Objekt für moderne Kunst bieten wird.

Glücklicher Weise stellt sich in unserer Zeit der Entartung eine heilsame Gegenwirkung in den Weg. In den verschiedensten Gestalten tritt die Umkehr zur reinen Natur, das Bedürfnis der Erfrischung von Leib und Seele zu Tage. Wer es vermag, entflieht der Stadt zur Sommerzeit, dem Daheimbleibenden bietet der immer mehr und mehr sich bahnbrechende Sport Gelegenheit, seinen Körper widerstandsfähiger gegen die schädlichen Einflüsse der Großstadt zu machen. Wenn man das englische Wort „sport" im strengsten Sinne nimmt, so hat es freilich einen vornehmen Klang und erinnert etwas an Privilegien, bei breiterer Anschauung jedoch würde es auf deutsch ungefähr lauten: „zweckmäßiges, Gesundheit und Geist förderndes Vergnügen." Das Feld des Sports ist ein sehr großes, er kann mit den geringsten Mitteln betrieben werden und im Übertreibungsfalle ganze Vermögen verschlingen. Das richtige wird derjenige treffen, der nur in seinen Mußestunden, mit den, ihm zu Gebote stehenden Mitteln, dem ihm zusagenden Vergnügen zu Lande oder zu Wasser huldigt.

In Deutschland ist bisher der Pferdesport als der vornehmste angesehen worden; es mag dies wohl mit der militärischen und nationalökonomischen Wichtigkeit des Pferdes zusammenhängen. Die Züchtung desselben ist eine besondere Wissenschaft geworden, Bändigung und Behandlung des Tieres erfordern Mut und Geschicklichkeit. Neuerdings kommt der edlere, geistig anregendere Wassersport zu Ehren. Hier gilt es, das Element zu meistern, dem toten, trägen Material Leben und Bewegung mitzuteilen. Ein weiter Gesichtskreis eröffnet sich dem wißbegierigen Jünger dieses Sportes. Letzterer umfaßt die Kenntnis von dem Bau und der Handhabung der kleinsten Jolle an, bis zu den Errungenschaften der Schiffsbautechnik, der Nautik, Astronomie, Meteorologie und vieler anderer Wissenschaften.

Vor allem aber schafft der Umgang mit dem Wasser, die Bewegung in frischer, freier Luft einen kräftigen, gesunden Körper, eine gesunde Seele, ein frohes, fröhliches Gemüt, in welchem der sogenannte Naturalismus keinen rechten Nährboden finden wird.

Ein Blick auf die Karte zeigt die Wasserverhältnisse Deutschlands, so weit sie für den Segelsport in Betracht kommen, von der günstigsten Seite. Was das Revier des größeren seefesten Materials, das Meer, anbelangt, so kommt die Ostsee in erster Linie für den deutschen Sport in Betracht. Ebbe und Flut, sowie Strömungen, welche das Auslaufen und Ansegeln der Fahrzeuge oft so erschweren, fehlen hier gänzlich. Die Schiffahrt ist verhältnismäßig einfach, zumal für ein Boot von geringerem Tiefgange.

Digitized by Google



Jachttoilette auf der Werft.

Auch sind die Entfernungen von Land zu Land, namentlich im westlichen Teil der Ostsee nicht sehr bedeutend, so daß einfache Kenntnis der Seekarte, der Segelanweisung und ein guter, zuverlässiger Kompaß genügen, um sich zu orientieren. In landschaftlicher Beziehung sind die Gestade der Ostsee von unvergleichlicher Schönheit.

Prächtige Buchen- und Fichtenwaldungen reichen fast bis zum Strande hinab, oder krönen die Höhen der steil abfallenden Sand- und Kreideberge. Idyllische Fischerdörfer lugen aus dem saftigen Laubgrün hervor. Freundliche Hafenstädte mit mehr ländlichem, als seemäßigem Getriebe laden den Sportsmann zum Besuche ein. Dazu kommen die prächtigen Segelreviere der Haffs, Bodden und Föhrden, welche sich zur Veranstaltung von Regatten, Sportfesten und sonstigen Zusammenkünften besonders eignen.

Die rauhe Nordsee weist für die Schiffahrt viel schwierigere Verhältnisse auf, wie die sanftere Ostsee. Ebbe und Flut, Strömungen, die weit vorliegenden, oftmals ihren Standort wechselnden Sandbänke und Watten, die Riffe, machen den Lootsen an Bord unentbehrlich. Erst weit draußen hinter den letzten Feuerschiffen vermag sich der Sportsmann sicher dem Vollgenuß der edlen Segelei zu ergeben. Selbstredend gehört zur Ausübung dieser auf den hohen, grünen Wogen, fern vom Lande, schon ein guter Teil nautischer Kenntnisse, wenn der Betreffende nicht etwa nach Art der alten Wikinger ins Blaue hinein zu gondeln beabsichtigt, ein Unternehmen, welches recht schlimm enden kann. Der Sport auf dem Meere bedingt neben großer Erfahrung auch große Geldmittel. Es gehört dazu schon ein tüchtiges, seefestes Fahrzeug, dessen Anschaffung, Erhaltung und Bedienung bedeutende Kosten verursacht. Mit geringwertigem Material sich auf die See zu wagen, ist unklug oder übermütig.

Ein herrliches Terrain für den Segelsport bieten die großen Flüsse und Binnenseen, mit welchen Deutschland so reichlich versehen ist. Mit wenigen Ausnahmen findet sich in der Nachbarschaft jeder großen Stadt unseres Vaterlandes ein Wasser, auf welchem dem gesunden Vergnügen in irgend einer Weise gehuldigt werden kann.

Am meisten ist nach dieser Seite hin von der Natur die Reichshauptstadt Berlin bedacht, in deren Umgebung die mächtigen Wasserläufe und Seen geradezu zum Sport

herausfordern. Thatsächlich ist auch von hier aus die Hauptanregung für den Binnensport Deutschlands ausgegangen. Schon vor langen Jahrzehnten, ehe man in unserem Vaterlande, mit Ausnahme der Seestädte, an die edle Segelei dachte, durchfurchten schmucke Boote die prächtigen Spree- und Havelseen. Jetzt beginnt es sich überall zu regen. Seglervereine schießen an allen Orten, wo Wasser fleußt, empor. Die vornehmsten haben sich zu einem einzigen großen Seglerverbande zusammengeschlossen, welcher die Interessen des Sports vertritt, die Gesetze der Segelordnung und der Wettfahrten berät, und nach besten Kräften versucht, die deutsche Jachtflagge zu Ehren zu bringen.

Das Material des Segelsports ist nach Zweck und Wasserverhältnissen unendlich verschieden. Zwischen der kleinen, nur ein einziges Segel tragenden Jolle bis zu der mächtigen, Hunderte von Tonnen messenden Schunerjacht besteht ein ganzes Heer von Fahrzeugen der verschiedensten Größe, Form und Beseglung.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle eine genaue Beschreibung des gesamten Sportmaterials, sowie der Theorie des Segelns zu geben. Die Bände füllende Wissenschaft der Schiffsbautechnik und der Schiffahrtskunde läßt sich nicht in wenigen Worten behandeln. Wer sich genauer belehren lassen will, den verweise ich auf „Seglers Handbuch von Kpt. Lt. Muchall Viebrook," sowie auf die, in Berlin wöchentlich erscheinende Zeitung „Wassersport."

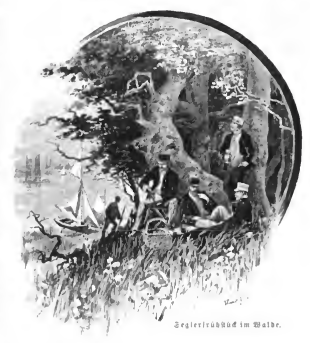
Für den Laien mögen hier einige Andeutungen genügen. Das Segelboot ist ein Fahrzeug, welches einzig und allein vom Winde getrieben, sich vorwärts bewegt. Der Druck, welchen letzterer auf die am Maste und an starken Tauen befestigten Segel ausübt, würde das Fahrzeug umschlagen machen, wenn sich nicht Form und Ballast diesem Bestreben widersetzte. Bei tiefgehenden, schmalen Booten wirkt der eisen- oder bleibeschwerte untere Teil, bei flachen, breiten Fahrzeugen beide Seiten als Hebel. Von der Fähigkeit des Bootes sich wieder aufzurichten, hängt die Größe des Segels ab. Um den Wasserwiderstand bei der Vorwärtsbewegung des Fahrzeuges möglichst leicht zu bewältigen, dient die keilartige, vorn das Wasser scharf schneidende Form. Die



„Hol an die Großschot."

Digitized by Google

vornehmste Eigenschaft eines Sportbootes ist die Fähigkeit, so weit als möglich gegen den Wind anzukommen. Absolutes Gegenansegeln ist naturgemäß unmöglich, jedoch bei einem Einfallswinkel bis zu zirka 45 Grad von vorn zur Kiellinie trifft der Wind auf die, durch das angeholte Segel erzeugte, schiefe Ebene und treibt das Fahrzeug, mit einiger Drängung nach vorn, seitwärts vom Fleck. Dies Abtreiben zur Seite verhindert in der Hauptsache der feste, oder bewegliche Kiel aus dem begreiflichen Grunde, daß sich ein Brett mit der schmalen Seite sehr leicht, mit der breiten aber äußerst schwer durch das Wasser schieben läßt. Da nun das Fahrzeug seitlich den Wasserwiderstand nicht bewältigen kann, so drängt es mittels der, diesen leichter überwindenden, keilartigen Form in der Richtung der Kiellinie nach vorn, d. h. es segelt am Winde. Man kann sich die Sache leicht veranschaulichen, indem man an ein auf dem Tische befestigtes Lineal ein Dreieck mit einer Seite anlegt. Diese stellt den Kiel dar, das Lineal den Wasserwiderstand. Drückt man nun mit einem Stück Holz, welches in diesem Falle den Wind bedeutet, etwa im Winkel von 45 Grad zum Lineal fest auf die zweite, die Segelebene darstellende Dreiecksseite, so wird sich das Dreieck in der dem Druck entgegengesetzten Richtung vorwärtsbewegen.



Seglerfrühstück im Walde.

Hat der Laie die Theorie des am Wind Segelns sich klar gemacht, so wird er leicht begreifen, wie der Schiffer es anzustellen hat, dahin zu fahren, wo der Wind her kommt. Gesetzt, letzterer weht aus Nord, das Fahrzeug soll aber nach dieser Richtung. Er wird also zuerst meinetwegen nach Nordost steuern, dann wenden und den Kurs Nordwest nehmen, wieder wenden, um Nordost zu steuern und so fort, bis das Ziel erreicht ist. Diese Manipulation nennt man: „Kreuzen gegen den Wind."

Ist der Einfallswinkel dieses letzteren zur Kiellinie größer als 45 Grad, so sagt man: „das Fahrzeug segelt mit raumem," ist er 90 Grad: „mit halbem," mehr als 90 Grad: „mit Backstagswind." „Vor dem Winde segelt jede Waschbank" — heißt es, um so verächtlich als möglich die am wenigsten vornehme Eigenschaft eines Sportbootes auszudrücken. — Die verschiedenen Formen der Segelfahrzeuge hängen in der Hauptsache von dem Wasser, für welches diese bestimmt sind, ab. Begreiflicher Weise wird die Fähigkeit, sich bei starken Neigungen durch Winddruck und Seegang wieder aufzurichten, einem tiefgehenden, mit schwerem Metallkiel versehenen Boote am besten innewohnen. Auch bietet diese Form dem Wasser seitlich den größten Widerstand, eine Eigenschaft, welche namentlich bei steilen Wellen in Betracht kommt, da Boote, welche diese zu durchschneiden und nicht genügend Körper im Wasser haben, ein seitliches Wegfallen

Digitized by Google

befürchten müssen. Das schmale, tiefe, mit schwerem Metallkiel oder möglichst nach unten zu verstautem Ballast versehene Fahrzeug eignet sich daher am besten zum Segeln auf der Hochsee. Im grellsten Gegensatze dazu steht der flache, breite Typus, die sogenannte Flunder. Betrachtet man den Querschnitt einer solchen, so sieht man, daß die untere Hebelkraft eine sehr geringe ist, daß aber die beiden breiten Seiten treffliche Hebelarme bilden, welche, wenn mit Ballast beschwert, dem Boote die Fähigkeit geben, sich bei Neigungen wieder aufzurichten.

Um mit dem Fahrzeuge auch über die flachsten Stellen im Fahrwasser hinweggleiten zu können, hat man den festen Kiel weggelassen oder wenigstens verstümmelt und statt seiner zur Erzeugung seitlichen Widerstandes gegen das Wasser beim Am-Windsegeln den beweglichen Kiel, das sogenannte Schwert, angebracht. Dasselbe befindet sich mittschiffs in einem wasserdichten Kasten, dreht sich um einen Bolzen und kann je nach Bedarf herauf- und heruntergelassen werden. Es hat außerdem noch den Nutzen, daß es bei Berührung des Grundes von selbst emporkommt und so den Segler vor den flachsten Stellen im Fahrwasser warnt. — Zwischen dem schmalsten, tiefsten Typus und dem flachsten, breitesten existiert begreiflicherweise eine Unzahl der verschiedensten Formen, von denen ich nur noch den Mitteltypus erwähnen will, welcher sich praktischer Weise sowohl für Segeln auf See wie auch auf Flüssen, mit nicht allzu geringem Tiefgange, eignet. — Die Besegelung der Sportboote ist je nach Zweck und Größe derselben verschieden. Die Segel sollen den Druck des Windes empfangen und dem Boote mitteilen. Ein vorn an der Spitze des letzteren gehißtes Segel wird dieses vom Winde ab, ein solches am Hinterende wird dieses in den Wind hineindrehen. Man hat also die Segel so zu verteilen, daß Vorder- und Hinterdruck das Boot in der gewünschten Kursrichtung halten. Bei Wendungen bewirkt daher das Loslassen eines oder des anderen Segels die Drehung. — Das Steuer spielt beim Segelfahrzeug nicht die Hauptrolle, es gleicht nur den verschiedenen Druck aus und hilft beim Wenden letzteres durch den Wind zu bringen.

Als beste Segelformen haben sich Trapeze und Dreiecke bewiesen. Die Fläche des Haupt- oder Großsegels spannt sich zwischen dem Mast, sowie einer an diesem hochgeheißten Stange (Gaffel) und einem dicht über Deck befindlichen Baum (Giekbaum) aus. Die vierte Seite des Trapezes wird durch die Spannung von Gaffel und Baum straff gehalten. Der Druckschwerpunkt dieses Hauptsegels wirkt auf den hinteren Teil des Bootes und dreht dasselbe in den Wind. Von der Mastspitze aus laufen starke Taue nach vorn, an welchen ein oder mehrere dreieckige Segel befestigt sind, welche den Druck auf das Vorderteil übertragen und so die wirkenden Kräfte im Gleichgewicht halten.

Je größer das Segel ist, desto schwerer läßt es sich natürlich handhaben.

Mit den zunehmenden Dimensionen der Boote hat man daher die bedeutendere Fläche, welche dem Winde dargeboten wird, so weit in kleinere handliche Segel zerlegt, als deren Bedienung an Bord von Menschenhand noch möglich ist.

So hat man dem Großsegel einen Zusatz im Topsegel gegeben. Yawl und Ketsch führen zur Ergänzung des ersten kleinere Leinwandflächen an einem zweiten, niedrigen Maste am hintern Ende des Bootes. Bei den großen Schunern hat das Großsegel sogar halbiert werden müssen, und führt die erste kleinere Hälfte desselben an einem vor dem Hauptmaste befindlichen besonderen Maste (Fockmast).

Auch das bei kleineren Booten einfache vordere Dreiecksegel (die Fock) ist bei größeren in mehrere Dreiecke zerlegt worden (Fock, Klüver und Flieger).

Alle obenerwähnten Flächen sind sogenannte „Am-Wind-Segel."

Bei Kursen mit Voll- oder Backstagswind, wobei starke, seitliche Neigungen nicht zu befürchten sind, kann die Segelfläche bedeutend vermehrt werden. Um dies zu erreichen, heißt man mächtige, von der Mastspitze bis zum Wasser reichende Dreiecke aus leichter Leinwand (Ballonklüver und Spinnaker). —

Die Anzahl der Segel, deren Form und Stellung zueinander, haben den verschiedenen Fahrzeugen die Namen in Betreff ihrer Art gegeben. Beifolgende Tafel (s. Seite 273) wird dem Leser eine Übersicht der gebräuchlichsten Segelboote oder Jachten geben.

Zur Winterzeit ruht der Sport. Der Segler gleitet mit dem Stahlschuh an den

Digitized by Google



Phlegma im Segelsport.

Füßen die herrlichen Flächen entlang, welche er noch im Herbste so oft auf seinem Fahrzeuge durchkreuzt hat. Auf dem Lande, unter schützendem Dache, hält sein Liebling den langen Winterschlaf. Oft genug watet er durch Schnee und Eis, um sich an den schönen Linien, der schlanken Form der Jacht zu erfreuen und nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Wie preist er im Kreise der Freunde die Tugenden seines Bootes, was erzählt er alles von vergangenen Fahrten, von Stürmen, Gefahren und Abenteuern. Das Schifferlatein will auf keinen Fall dem Jägerlatein etwas nachgeben. Dem zuhörenden Laien brummt der Kopf dabei, ihn umschwirren die merkwürdigsten Ausdrücke, welche oft kaum im ausgiebigsten Konversationslexikon Aufnahme gefunden haben.

Arbeit gibt es auch während der Winterzeit genug beim Segelsport. Ein paar Stunden auf dem Takelboden mit Blöcke schrapen, Hanf- und Stahltau spleißen, Ankergeschirr revidieren verbracht, wirken wunderbar auf den Appetit. Riechen auch die Hände etwas nach Teer, so schadet das durchaus nichts. Wird doch der viel unedlere Stallduft in den Salons mit Wonne eingesogen.

Endlich, endlich kommt der langersehnte Frühling. Das Eis schwindet, prächtige steife Brisen, mit grauschwarzen Böen untermischt, fegen über das befreite Wasser. Wer doch schon draußen sein könnte auf dem wogenden Elemente!

Nun geht es an die Arbeit. Emsig schaffen fleißige Hände bei der Toilette der Jacht. Zuerst wird nachgesehen, ob die Dichtung aller Nähte unversehrt ist. — Auch beim Segelsport gibt es Dichter, deren „Werg“ aber Gott sei Dank nichts mit Naturalismus

Digitized by Google


Bootsleute.

zu schaffen hat. — Dann wird die Innenseite gesäubert, geölt und gefirnißt; zuletzt erfolgt der äußere Anstrich und die Revision der Kupferung des Unterwasserschiffes, im Falle, daß solche vorhanden ist. Mast und alle Rundhölzer werden sauber geschrapt und erhalten neuen Firnis.

Auf dem Takelboden geht es bunt her. Was würde der Laie für Augen machen beim Anblick dieser Haufen von Tauwerk, der Unzahl von Blöcken, Ketten, Haken und Segelballen, welche das schlanke Fahrzeug alle mitschleppen soll; doch nichts ist überflüssig, alles dient dem Hauptzweck, der schmucken Jacht die Rennbeine zu geben.

Endlich kommt der Tag des Ablaufens. Unter „Hurrah" schießt der Bootskörper in sein Element. Nun geht es an die Indienststellung. Der Mast wird gerichtet, das Bugspriet eingesetzt, alle Rundhölzer werden an Ort und Stelle gebracht, das stehende Tauwerk wird gefestigt, das laufende eingeschoren, die Segel werden angeschlagen und nach rüstiger Arbeit liegt die Jacht so schmuck vor ihrem Anker, wie im Vorjahre. — Wer kann die Freude und das Behagen des Sportsmannes schildern, wenn dieser zum ersten Male nach langer Winterzeit die Segel hißt. Die Frühjahrsbrise weht steif und läßt die noch lose Leinwand knattern. Jetzt kommt der Anker auf. „Back die Fock!" Das Fahrzeug dreht ab vom Winde. „Los die Fock! An die Großschot! Hol an die Fock!" Dahin rauscht die stolze Jacht, sich tief auf die Seite neigend, daß das Wasser oft neugierig in die Kajütenfenster hineinguckt. Die ersten Spritzer senden ihren nassen Gruß und Willkommen entgegen. Hinter dem Steuer zeigt die alte, so gern gesehene Kielwelle, daß dem Fahrzeuge die Beine wieder gewachsen sind.

Lebenslust und helle Freude sprühen aus den Augen des Seglers. Mit kräftiger Hand hält er das Steuer, sein Blick überfliegt die straffe Takelage, die vorn einsetzenden Böen, das vorbeirauschende, sprühende Wasser. Er empfindet den langentbehrten Vollgenuß des edlen, männlichen Sportes.

Die Tage werden länger, den schweren Frühjahrsbrisen folgen sanftere Winde, der Segler gibt sich nach dem aufregenden Spiel mit dem Element einem beschaulicheren Umgange mit der Natur hin. Blauer Himmel, blaues Wasser, grünende, blühende Wälder und Heiden strahlen in sommerlichem Glanze. Dem Segelboot wird alle Leinwand, die es tragen kann, aufgepackt und hinaus geht es in die blühende, lachende Natur zu idyllischen, oft nur dem Segler erreichbaren Plätzen am Uferrande. Dort vereinigt sich eine Zahl froher Sportsfreunde, um ein einfaches Mahl unter grünen Bäumen einzunehmen. Eifrigst kreisen die Becher, lustige Lieder ertönen, lachende, frohe Gesichter zeigen, daß die ausgelassene Fröhlichkeit trotz Pessimismus noch lange nicht erstorben ist.

Unvergleichlich schön sind die Stimmungsbilder der Natur in den wasserreichen Landschaften. Die Dämmerung bricht herein. Mit dem verglühten Sonnenballe ist auch die sanfte Abendbrise schlafen gegangen. Heilige Ruhe lagert über dem Wasser. Im Walde und am Uferrande nur summt und singt es noch. Die Nachtigallen wollen ja nicht schlafen gehen; in den Gesangvereinen der Frösche wird eifrigst geübt, wozu die Leuchtkäfer die Noten halten müssen.

Der Segler hat sein Boot am Schilfrande sicher verankert und lauscht dem Zauber der Sommernacht, bis ihm die Augen vor

Müdigkeit zufallen und er die Lagerstatt in der Kajüte aufsucht.

Mancher Sportsmann hat die stille Beschaulichkeit bis zum Phlegma ausgedehnt. Er ist sehr vorsichtig, segelt nur, wenn Wind und Wetter jede Gefahr ausschließen. Sein Boot ist oft mehr eine Art Familienkutsche.

Da gleitet die schon etwas klapprige „Euphrosine," Kapitän Kulike, über die Wogen der blonden Spree. Mutter, die kleenen und jroßen Kinderkens sind mit drinne. Vater hat det Steier. Aujust paßt vorne uff, det keen Appelkahn oder Sonntags-

„Zu Tabberten, meine Olle ist da."

„Ick nach Stralau, jrüne Aale essen."

Letztere Worte werden durch die wachsende Entfernung schon undeutlicher, man hört nur noch in weiter Ferne:

„Wat haste denn da an Bord?"

„Jilka."

„Na prost!"

„Adjeh. — Adjeh."

Die Freunde sind den Augen entschwunden. Eine stolze Rennjacht überholt die „Euphrosine" und rauscht schlankweg vorbei. Kapitän Kulike blickt ihr neidlos nach.



Das Seglerhaus am Wannsee.

jondler in Jrund jefahren wird. Willem spielt die Quetschorjel furchtbar scheen un Mutter jießt Kaffee in, wozu die Kleensten recht ville Kuchen knabbern. Freund Kutschke mit der „Santa Lutschia" fährt vorüber. Gleich dem Austausch der Signale und Grüße zweier sich auf der Hochsee begegnenden Schiffe entwickelt sich vielleicht folgendes Gespräch im Vorbeigleiten.

„Jun Dag, Fritze."

„Jun Dag, Karl."

„Na — feiner Wind — was?"

„Ja, sehre scheen."

„Wo willste denn hin?"

Er amüsiert sich auf seine Weise ebenso gut, wie der Eigner des kostbaren Sportbootes.

Der Hang zum Reisen liegt naturgemäß im Segelsport. Mit den flachen Booten werden die erreichbaren Binnenseen und Flüsse, soweit die Schiffahrt möglich ist, durchkreuzt. Die tieferen und ganz tiefen Jachten tummeln sich auf den Haffen und dem Meere. Der Segler auf See hat außer dem Genuß des Sportes selbst noch die innere Befriedigung treuer Pflichterfüllung. Der ununterbrochene Dienst an Bord erfordert letztere im bedeutenden Maße, da



Segelregatta des Norddeutschen Regattavereins in der Kieler Bucht: Der Start.

Digitized by Google



Havarie.

Boot und Mannschaft bei Nachlässigkeiten auf dem Spiele stehen.

Um Mut und Geschicklichkeit beweisen zu können, gehört immer eine gewisse Gefahr.

Der Binnensegler, soweit er ein wirklicher Sportsmann ist, hat sich diese durch bedeutende Überlastung des Bootes mit Segeln selbst geschaffen. Nur die geschickte Führung verhindert daher das Umschlagen oder Kentern des Fahrzeuges.

Der Segler auf See hat mehr mit den Gefahren, welche die Elemente und die Navigation bieten, zu kämpfen. Auf die Festigkeit und Stabilität seiner im Seegange oft schwer stampfenden und schlengernden Jacht muß er sich verlassen können. Die Möglichkeit des Kenterns muß fast ausgeschlossen sein. Der Schwerpunkt des Sportes auf dem Meere liegt in der seemännischen Führung des Fahrzeuges. Trimm der Jacht, strenge Disziplin an Bord müssen kriegsschiffmäßig sein. Der Segler wird zum wirklichen Kapitän, seine Kenntnisse müssen ihn zur Navigierung befähigen. Erst im Besitz wirklicher seemännischer Eigenschaften wird er sich dem Vollgenuß des Kreuzens auf dem freien Meere hingeben können. Dann stehen seinem Fahrzeuge die Wege zu den Völkern des Erdballs offen. — Einige größere Berliner Binnenjachten vom Mitteltypus sind recht wohl geeignet für kurze Fahrten über See, und es zeigen sich thatsächlich von Jahr zu Jahr mehr Fahrzeuge mit der Flagge irgend eines Berliner Klubs im Top auf Ost- und Nordsee. — Was für Gesichter machen die alten Seebären, wenn sie den Heimatsort solcher Jachten von der Spree oder Havel protokollieren. Häfen wie Stralau, Grünau, Pichelswerder, Wannsee, Potsdam, Friedrichshagen sind ihnen, die sie doch die weltentlegensten Ankerplätze kennen, noch nicht vorgekommen. Erst die Worte „bei Berlin" schaffen einige Klarheit. Dann schütteln die alten Meergreise wohl bedenklich die Köpfe darüber, daß ihnen die verdübelten Berliner nun auch noch in das Handwerk zu pfuschen anfangen.

Oft steckt auch mancher Verwegene mit dem zweifelhaftesten Material unter den Füßen die Nase in die grünen Wogen der See. Ich selbst rühme oder vielmehr schäme mich, vor langen Jahren eine derartige wagehalsige Fahrt mit zwei Kollegen auf einem alten, klapprigen Kasten gemacht zu haben.

Vater Neptun ist im Sommer glücklicherweise viel zugänglicher und läßt die Kecken in den meisten Fällen ungeschoren. Doch sollte von seiten des Lootsenamtes das Auslaufen von Fahrzeugen zweifelhafter Seetüchtigkeit nicht gestattet werden. Für junge, abenteuernde Wagehälse hat das Wasser thatsächlich keine Balken.

Digitized by Google



Kampf bei der Wendemarke:
Ein kritischer Augenblick.

Da sich die Sportsleute aus allen Berufsklassen zusammenfinden, so hat sich ein besonderer Seglertypus nicht herausgebildet. Nur bei den Bootsleuten, welche auf den größeren Fahrzeugen unentbehrlich sind, ist dies der Fall. Es werden außer den praktischen, seemännischen Kenntnissen noch besondere Anforderungen an diese Leute gestellt: Sauberkeit, Zuverlässigkeit, Mäßigkeit, absolute Unterordnung und namentlich Höflichkeit. Auf den seegehenden Jachten haben sich daher die alten Seebären an feinere Umgangsformen gewöhnen müssen, manche sprechen sogar schon „Hochdeutsch“ und was für welches. Dem Süßwassermatrosen hat die gewöhnliche Nähe der Großstadt einen besonders noblen Anstrich gegeben; er weiß auch, was Diskretion ist; verschmitztes Augenblinzeln verrät weitgehende Kenntnisse. Seine Disziplin ist oft nicht weit her, zumal wenn er früher auf Salzwasser gefahren ist und die seemännischen Eigenschaften seines süßwässrigen Herrn zu kritisieren sich gemüßigt findet. Er ist der offizielle Herzbrecher aller in der Nähe des Ankerplatzes der Jacht hausenden weiblichen Dienstboten, denen er seine Mußestunden, und er hat deren ungeheuer viele, widmet.

Digitized by Google

Ein echter, rechter Bootsmann liebt seine Jacht, sie ist seine Heimat und sein Schmuckkasten zugleich. Da darf kein Fleckchen auf dem Deck sein, kein Tau darf lose oder am unrichtigen Platze hängen, alles Metall muß nur so blitzen. Die Erfolge des Fahrzeuges auf Regatten machen ihn stolz und lustig, Mißerfolge mürrisch und schweigsam. — Tüchtige und erfahrene Bootsleute werden zu jeder Zeit gesucht und geschätzt.

Die größte Zahl der Segelsportsleute hat sich zu Klubs vereinigt, welche zum Zweck die Geselligkeit und Veranstaltung von Regatten und Sportfesten haben. Die vornehmsten Vereine besitzen eigene Klubhäuser mit Räumlichkeiten für Zusammenkünfte der Mitglieder und für Aufbewahrung des Sportmaterials. Jeder Verein führt seine eigene Flagge; es ist Ehrensache für jeden Bootseigner, dieselbe in Standerform am Top seiner Jacht wehen zu lassen.

Die Krone sportlicher Thätigkeit ist für den Segler die Regatta. Was Boot und Mannschaft zu leisten vermag, soll sich bei dem Ringen um den Ehrenpreis zeigen. Zur Würdigung des Jachtwettkampfes bedarf es eines gewissen Verständisses der Wettsegelbestimmungen, sowie des sportlichen Materials. Die gewaltigen Aufregungen, welche das Pferde- und Ruderrennen auch dem Laien bietet, empfindet bei der Regatta nur der Kenner. Der Grund dafür liegt in der Schwierigkeit, den wirklichen Sieger auf den ersten Blick ausfindig zu machen, sowie auch nach der Stellung der verschiedenen Boote zum Winde die Vorteile des einen oder des anderen zu erkennen.

Zwei Boote genau nach demselben Modell, aber in verschiedenen Dimensionen gebaut, entwickeln verschiedene Schnelligkeit und zwar segelt das größere naturgemäß schneller, als das kleinere. Sollen also diese beiden Fahrzeuge im Wettkampfe sich messen, so gibt man dem kleineren eine sich nach bestimmtem Maße richtende Zeitvergütung. Da sich bei einer Regatta Boote aller Größen beteiligen sollen, so ist eine Zerlegung in Klassen nötig geworden, innerhalb welcher die Konkurrenten eine Belastung oder Vergütigung an Zeit erfahren.

Auf dem Regattaterrain werden bestimmte, zu durchsegelnde Kurse angegeben, deren Anfangs- und Endpunkte durch Flaggboote, Bojen ꝛc. sichtbar markiert sein müssen. Der Start geschieht gewöhnlich klassenweise. Man unterscheidet den „fliegenden Start mit oder ohne Zeiten," sowie den Start „vom Anker." Beim fliegenden passieren die Boote nach einem Kanonenschlage in voller Fahrt die Linie. Letzterer bestimmt entweder die Zeit, von der an gerechnet wird, für alle Boote derselben Klasse, oder es tritt ein besonderes Zeiten seitens der Richter für jeden, die Startlinie passierenden Konkurrenten ein.

Der seltenere „Start vom Anker" besteht darin, daß die Boote mit niedergeholten Segeln das Signal abzuwarten haben. Nach Abgabe des Schusses, von welchem Zeitmoment an gerechnet wird, dürfen erst die Segel geheißt und der Anker an Bord geholt werden. Die Wettfahrt nimmt damit sofort ohne weiteres Passieren einer Linie ihren Anfang. Der Verlauf einer Regatta wird vom Richterkomitee überwacht. Nachdem alle Boote durch das Ziel gegangen sind, wobei sämtliche Segelzeiten notiert werden müssen, wird die sehr umständliche Rechnung vorgenommen und der Sieger bezeichnet.

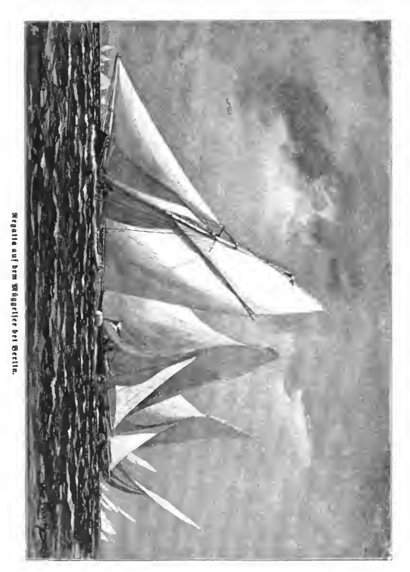
Man sieht daraus, daß dem zuschauenden Laien der Genuß eines aufregenden



Die Zielrichter.

Digitized by Google

Wettbewerbes zum teil entgeht. Jedoch das unvergleichlich schöne Gesamtbild der wogenden Wasserfläche mit den vielen, vielen dahin-



Regatta auf dem Müggelsee bei Berlin.

rauschenden Booten, deren Segel hell in der Sonne blitzen, wird ihn reichlich entschädigen.

Für den Sportsmann ist die Regatta ein Ereignis, Tage und Wochen lang bereitet er sich darauf vor. Unzähligemal mustert er sein Fahrzeug. Die Außenhaut muß glatt und blank werden, wie ein Spiegel, jedes Tau wird auf seine Haltbar-

Digitized by Google

keit geprüft, um nicht zu versagen. So arbeitet er unermüdlich, bis der große Tag anbricht, und wenn seine Jacht blitzsauber



Regatta auf dem Müggelsee: Am Richtersteg.

am Start liegt, so schwillt ihm das Herz voll gerechtem Stolz.

Das größte, sportliche Ereignis bilden in Deutschland die jährlich wiederkehrenden Regattatage in der Kieler Bucht.

Der Norddeutsche Regattaverein zu Hamburg gibt, mit dem Marine-Regattaverein zusammen, den deutschen und fremden Seglern ein Sportfest schönster Art auf den

Digitized by Google



Das Katamaran. Hausboot. Segeln im Kanoe.

Wilden Rossen gleich stürmen die Jachten dahin. Über und über in Leinwand gehüllt, neigen sie sich tief vor den einsetzenden Böen, weißer Gischt sprüht zu beiden Seiten der Renner. Es gilt die erste Tour am Winde aufzukreuzen. Bald löst sich das Gewimmel in einzelne Gruppen. Einige wenden, um mehr Höhe zu nehmen, andere halten Kurs. Bald wogt es die kreuz und quer von geschickt sich gegenseitig ausweichenden Seglern. Die schon steife Brise frischt auf, die Topsegel werden gestrichen, nur die kühnste, allen andern vorauflaufende Jacht hat ihr Obersegel noch zu stehen. Jede Böe legt das stolze Fahrzeug weit über, doch wieder und wieder richtet es sich, den weißen Gischt abschüttelnd, auf. Da fegt es blauschwarz über das Wasser dahin, eine besonders schwere Böe neigt den Mast fast bis zu 70 Grad. Ein kurzes Krachen, Topsegel und Stenge kommen von oben, das Fahrzeug muß in den Wind gedreht werden. Unter dem Knallen und Knattern der Leinwand wird Segel und Stenge geborgen. Freilich sind die Konkurrenten schon weit voraus, doch vielleicht gelingt es die verlorene Zeit einzuholen. Ein echter Segler läßt sich so leicht nicht durch eine Havarie einschüchtern.

herrlichen Gewässern der Kieler Bucht und Föhrde.

Hier finden sich die größeren Jachten Deutschlands und auch teilweise des Auslandes zusammen, um in hartem Kampfe um die Siegespreise zu ringen.

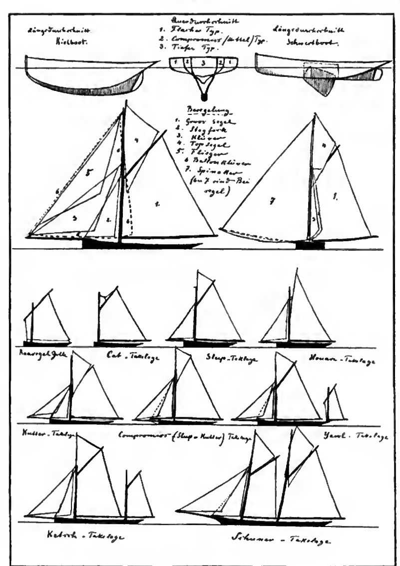
Am Morgen des Regattatages wird es frühzeitig lebendig. Hin und her schießen die Boote, um noch ein paar Probeschläge zu machen. Endlich ruft ein Signal die ungeduldigen Jachten hinter die Startlinie. Da wimmelt es von Fahrzeugen, welche in der steifen Brise die losen Segel knattern und knallen lassen, um möglichst in der Nähe der Linie zu bleiben und doch dieselbe nicht vorzeitig zu überschreiten.

Da dröhnt der Startschuß über das Wasser. Auf dem Richterdampfer sinkt der rote Ball auf Halbmast. Die Regatta beginnt.

An der Wendemarke entwickelt sich ein heißer Kampf. Da drängt ein Kutter mit hartgeholten Segeln auf die Boje zu, eine Yawl sucht, raumer fahrend, ihn mit den Segeln zu decken. Eine Kollision scheint unvermeidlich, doch geschickte Wendung verhütet ein Aneinanderprallen der Jachten. Das wird wahrscheinlich Protest geben. Doch die Boje ist genommen. Vor dem Winde geht der Kurs zurück. Da flattern an den Mastspitzen die gewaltigen Spinnaker, und schwanengleich eilen die Renner dem Ziele zu.

Unterdes haben sich die Richter auf ihrem Dampfer an die Ziellinie begeben.

Digitized by Google



Übersicht der verschiedenen Bootsformen und Takelagen.

Eine Jacht nach der anderen kommt ein, und wird gezeitet. Die unbestrittenen Sieger empfängt nun von Ufer zu Ufer donnerndes Hoch. Ein Kanonenschlag zeigt das Ende der stundenlangen Wettfahrt an. Beim fröhlichen Mahle werden unter Musik und Becherklang den Siegern die Preise übergeben. Die Regatten auf der Kieler Bucht gehören zu den schönsten Sportfesten, welche Seglern und Zuschauern geboten werden können. Dem Norddeutschen Regattaverein zu Hamburg gebührt das größte Lob für

Digitized by Google

die Veranstaltung derselben. — Auch das Gesamtbild der Regatten im Binnenlande ist ein überaus prächtiges. In der Umgegend Berlins finden diese besonders häufig statt, ja das Wettsegeln ist zu einer Art Manie geworden, so daß zur Sommerzeit fast jeden Sonntag Kämpfe auf dem Müggelsee, Langensee oder Wannsee ausgefochten werden. Die größten Veranstaltungen, soweit es die Zahl der konkurrierenden Boote anbetrifft, bietet der „Berliner Jachtklub“ auf der herrlichen Wasserfläche des Müggelsees. Es ist ein lebendiges, bunt bewegtes Bild, dessen Anblick der Sportsfreund genießt. Die hohen, waldigen Ufer bilden einen prächtigen Hintergrund zu den auf dem blauen Wasser hin- und herkreuzenden weißen Segeln. Dadurch, daß man das ganze Regattaterrain übersehen kann, ist auch der Vorteil, die Einzelkämpfe zu beobachten, gegeben. Die Sieger empfängt ein donnerndes Hoch, wenn sie den Richtersteg passieren.

Die Veranstaltungen des vornehmsten Berliner Klubs, des Vereins Seglerhaus am Wannsee, sind meist privater Natur. Das lärmende Getriebe der allgemeinen Regatten sagt den Sportsleuten auf der blauen Havel nicht recht zu. Wer aber das prächtige Bild eines Wettkampfes des besten Sportmaterials sehen will, der findet reichlich Gelegenheit, von irgend einem Orte des Havelufers dasselbe zu genießen.

Nachträglich will ich noch einige besonders merkwürdige Bauarten von Sportbooten erwähnen. Um die größtmögliche Schnelligkeit zu erreichen, hat man nach Art der Ausliegerboote der Südseeinsulaner sogenannte Katamarans konstruiert, welche nur Segelmaschinen vorstellen und jeglichen Komforts an Bord entbehren. In Amerika hat man mit diesen Fahrzeugen große Erfolge an Schnelligkeit errungen, in Deutschland sind die Versuche bisher nicht recht gelungen.

Unter den Sportfahrzeugen ist wohl das „Hausboot“ das echte, rechte Bild der Urgemütlichkeit. Es ist ein richtiger Kasten, so und so viel Ellen lang, so und so viel Ellen breit, nach den Spantenrissen des seligen Kapitän „Noah“ erbaut. Viele rabiate Sportsleute spotten über den unbehilflichen Kasten, doch der Besitzer desselben reibt sich die Hände und sagt, „wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Thatsächlich kann keine Villa wohnlicher und gemütlicher sein als die schwimmende Arche mit ihrem prächtigen, reich dekorierten Innenraume. Die Ketschtakelage und zwei mächtige Seitenschwerter gestatten ein verhältnismäßig schnelles Segeln auch am Winde.

Zum Schlusse weise ich noch auf das Segeln im Kanoe hin. Der Jünger dieses neuesten Sportes ist ein nautischer Einsiedler. Auf einem Fahrzeug winzigster Art durchfurcht er Flüsse und Seen. Ist es windig, so zieht er ein bis drei Segel von oft unverhältnismäßiger Größe auf, deren Druck er durch das Gewicht seines Körpers ausgleichen muß, damit das schlanke Bootchen nicht umschlägt. Flaut die Brise ab, so holt er die Segel nieder und paddelt mit einem Doppelruder lustig weiter.

In Deutschland ist der Segelsport im Gegensatz zu England und Amerika von unten herauf emporgewachsen. Ehemals das Vergnügen des kleinen Mannes hat er erst nach und nach Anklang bei wohlhabenden Leuten gefunden. Jetzt steht er in gewaltig emporstrebender Blüte. Wurde früher fast nur nach englischem oder amerikanischem Modell gebaut, so durchfurchen jetzt Jachten deutscher Konstrukteure unsere Gewässer. Männer wie Hindenberg, Sanskow, Stahl, A. Peters u. a. haben sich bedeutende Verdienste um das Sportsmaterial erworben. Jedermann kennt die Liebe des deutschen Kaisers für das blaue Wasser. Er selbst ist Sportsmann, unter seinem Schutze wird die edle Segelei mächtig aufblühen. Das Verständnis für das gesunde, kräftige, geistbildende Vergnügen wird weitere Kreise durchdringen, und vielleicht merzen wir dereinst das Sprichwort „Wasser hat keine Balken“ in der deutschen Sprache ganz aus.

Digitized by Google



Berliner Feuilleton.

Von A. Baron v. Roberts.

(Abdruck verboten.)

Nur Bismarck!

Es dürfte schwer sein, in diesen Märztagen des Jahres 1890 nicht über Bismarck und Bismarckische Dinge zu sprechen — bis in alle Weltwinkel erzittert die Luft davon und in aller Herzen klingt der Name. Kein Wunder, daß im Ausland uns Berlinbewohnern — um nicht zu sagen „Berlinern," wovon es bekanntlich nur einen kleinen Bruchteil gibt — heftige äußere Erregungen und stürmische Demonstrationen angesonnen wurden, dem weltbedeutenden Ereignis von Bismarcks Abschied entsprechend: hat doch ein phantasievoller Korrespondent des Pariser „Figaro" seiner Zeitung den hübschen Klischeebericht telegraphiert von erregten Volksmassen, welche die Friedrich- und Wilhelmstraße hinanwogten nach den Linden hin, um Aufklärung vor dem Königlichen Schlosse zu suchen. Der Mann hat kaum mit Willen geflunkert, denn als Franzose unterlag er naturgemäß dem Zwange der Vorstellung, daß Berlin mindestens in seinen Fugen wackeln müsse.

Digitized by Google

Keine Spur davon — der Alltag behielt sein Recht, die Physiognomie der Stadt zeigte keine merkliche Veränderung: jener Franzose hat es vielleicht für schreckvolle Erstarrung gehalten, der Berliner aber thut den seltsamen Widerspruch mit der bekannten trivialen Lokaldevise ab, die er das elfte Gebot nennt: „Laß dich nicht verblüffen!“ Berlin ist stolz auf seinen Bismarck, wie ganz Deutschland auf ihn stolz ist, aber dieser Stolz ist eigentlich nie in feuerwerksartiger Begeisterung zum Ausbruch gekommen.

So mögen denn auch die Delegierten der internationalen Arbeiterschutzkonferenz einigermaßen verwundert gewesen sein, da sie am Tage des Abschlusses der Krisis, beim Überschreiten des Wilhelmsplatzes, um sich nach dem Reichskanzlerpalais zu begeben, jenen so idyllisch und so schweigsam wie gewöhnlich und die berühmte Wilhelmstraße, daher gewisse Leute in Europa alles Unheil datieren, durchaus nicht zahlreicher mit Neugierigen besetzt fanden, als an den anderen Konferenztagen. Übrigens war ja auch an dem Palais selbst nichts Sonderliches zu beachten, es lag still und fast unheimlich bescheiden da; und so wandten die spärlichen Gruppen ihre Aufmerksamkeit den beiden Hauptsehenswürdigkeiten des Kongresses zu, dem greisen französischen Staatsmanne Jules Simon, wie er, leicht wiegenden Ganges, das orientalisch ausgeprägte Gesicht während des Gespräches lebhaft bewegt, durch das schwarze Gitterthor des Palais geschritten kam, sowie dem Heißsporn und Enfant terrible der französischen Deputation, dem „Arbeiter“ Delahaye, einem langen Herrn mit blitzenden dunklen Augen und einem merkwürdig sanften, apostelhaften Wellenbart. Weiter war ja an dieser Konferenz, von der Straßenneugier aus betrachtet, nichts Bemerkenswerteres, die Reporter klagten über den Mangel an interessantem Schilderungsstoff und ein A. von Werner, der Schöpfer des berühmten Berliner Kongreßbildes, würde sich voll Entrüstung bei der Zumutung abwenden, daß er diesen farb- und uniformlosesten aller Kongresse auf die Leinwand zaubern solle. Es müßte schon ein Menzel kommen, um der dort oben in den Prunkräumen des Palais fleißig und geräuschlos arbeitenden Versammlung in ihrer schwarzröckigen Stimmung eine seiner lebensvollen Skizzen abzugewinnen.

So wird also der Kongreß länger zu Gast sein im Bismarckpalais als Fürst Bismarck selbst, denn dieser gedenkt die baldfälligen Kibitzeier seiner „Getreuen in Jever“ bereits procul negotiis in Friedrichsruh zu verzehren. Zu Gast . . . denn leider hat der Allgewaltige hier nur beim deutschen Reich zu Gast gewohnt, dreizehn Jahre lang, und wenn Herzog zu Lauenburg abermals in Berlin erscheinen sollte, was jedenfalls aus Privatgründen oder -Neigungen nicht geschehen wird, sondern an dem Tage, den die Zeitungsphantasie ihn selbst prophezeien läßt, wo „le roi le reverra,“ so wird er in einem Hotel wohnen müssen, wenn nicht die königliche Huld ihm Schloßräume zur Verfügung stellt. Dieser Mangel eines eigenen Heim hat auch eine Versammlung von Patrioten veranlaßt, die Frage der Erbauung eines solchen hier in Berlin zu erwägen. Bismarck in einem Hotel ...... freilich war die Gastwohnung, die er von reichswegen inne hatte, nicht gerade besonders fürstlich im Sinne italienischer Fürstenwohnungen, und in der Wilhelmsstraße nimmt das unscheinbare einstöckige Gebäude mit seinem bräunlich-grauen Anstrich unter den reichen Schmuckfassaden der hohen Finanz und den wenigen alten Adelssitzen, wie unter den neuen großartigen Amtspalästen des Reiches einen gar geringen baulichen Rang ein.

In den Jahren 1738—39 wurde es vom Grafen Schulenburg im Stile einer französischen Adelswohnung erbaut; es zeigt einen Mittelbau mit höheren Rundbogenfenstern zwischen korinthischen Pilastern und zwei nach der Straße vorspringende Flügel von bürgerlicher Schmucklosigkeit. Auf dem Giebelfelde prangt, von Genien getragen, der Reichsadler, als Ersatz des Wappens der Radziwills, die den kleinen Palast über hundert Jahre bewohnten. Charakteristisch ist das überhohe Mansardendach, das ihm, zumal mit der düster braunen Ziegelbedeckung, umsomehr ein gedrücktes Ansehen gibt, als es ohnehin etwas versenkt gelegen ist; zu Nachbarn hat es den hochgereckten Palast im Stil Ludwig XIII des Fürsten Pleß und den edlen, vornehmen Renaissancebau von Borsig — jedenfalls ist es das niedrigste aller Gebäude in der Straße. Französischer Art entsprechend schlägt die Wohn- und damit Hauptfront nach dem Garten, und dieser Garten bildet mit seinen schattigen Alleen hundertjähriger Baumriesen und mit dem gepflegten Smaragdgrün seiner Grasplätze, ausgedehnt genug selbst zu mäßigen Reitübungen, den kostbarsten Bestand des Anwesens. Das Innere der Bismarckresidenzen von Varzin und Friedrichsruh ist oft genug in Bild und Wort abkonterfeit worden, in die weniger geschilderten Arbeits- und Wohnräume dieser städtischen Kanzlerwohnung dürfte sich wohl noch einmal einen Blick zu werfen verlohnen, ehe sie, ihrer individuellen Ausstattung entblößt, dem Nachfolger ihre Pforten öffnen.

Durch das Portal tritt man in ein hochräumiges, einfach getünchtes Vestibul, auf das die breite Steintreppe nach dem oberen Stockwerke mündet. Eine Flügelthüre öffnet sich nach dem großen Wartesaal, dessen hohe und lichte Fenster das Gartengrün anheimelnd hereinleuchten lassen; die Decke ist von vier Säulen getragen, um die sich Polster schmiegen. Von verschiedenen an den Wänden verteilten Gegenständen ist bemerkenswert die große, mehrere Meter breite Karte von Deutschland, in starkprofilierten eichenen Rahmen gefaßt, und dieser seltsame Gegensatz des überaus massiven Rahmens zu der sonst einfachen Landkarte, wie sie auch wohl die Ausrüstung gewöhnlicher Bureauräume bildet, könnte fast zu einer symbolischen Deutung verleiten: die eichene Bismarckkraft, die das einst so buntscheckige und vielgliedrige Deutschland im festen Reichsrahmen zusammenfaßte — doch solche spielende Absichtlichkeit sei allem Bismarckschen Wesen fern! An der einen Wand bemerken wir noch eine Bronzefigur Moltkes von Schapers Meisterhand.

Auf diesen Raum folgt das eigentliche Vorzimmer des Reichskanzlers. Es diente zugleich als Konseil- und Sitzungszimmer des Minister-

Digitized by Google

rates, und hier war es, wo er vor wenig Tagen dem versammelten hohen Kollegium seine diesmal unabänderliche Absicht kundgab, sich aller Ämter und Bürden für immer zu entledigen. Es geschah dies im Angesicht eines Bildnisses Kaiser Wilhelms I, das die Wand gegenüber dem Präsidialsitze schmückt; dieses Bildnis, von Angeli gemalt, stammt aus dem Jahre 1861, also aus einer Zeit, da der Name Bismarck zu einer ausschlaggebenden Macht emporzusteigen begann — oft genug, wenn den Kanzler während solcher Sitzung ähnliche Scheidegedanken anwandelten, mag wohl das „Niemals!“ das ihm jenes Porträt seines kaiserlichen Herrn zurief, sein leicht aufloderndes Temperament gesänftigt haben zum Ausharren im Dienst des Reiches …

Das Arbeitszimmer des Fürsten ist weit und saalartig luftig, jedem Geräusch der Außenwelt entrückt, und nur dem köstlichen Konzert der gefiederten Parkmusikanten da draußen zugänglich. Es war das Musikzimmer des fürstlichen Komponisten Anton Radziwill; Prinz Louis Ferdinand pflegte hier zu spielen und die Königin Louise nahm wohl teil an diesen intimen Konzerten — und jetzt Bismarcks Arbeitszimmer! Hier genoß der längst stadtmüde Mann die geliebte Landstille, wenn er an dem zwischen den hohen Fenstern stehenden gewaltigen Schreibtische saß, die bei der Arbeit wie zur gemütlichen Plauderstunde unentbehrliche lange Pfeife zwischen den Lippen, Freund Tyras, den „Reichshund,“ zu Füßen; oder wenn er, von seinem Venenleiden geplagt, auf der daneben befindlichen Chaiselongue lagerte, viele Tages- und Nachtstunden der rastlos energischen Arbeit bis in die dämmernde Morgenfrühe hinein: kein Wunder, daß ihm, dem selbst die heftigsten Körperschmerzen nicht die Feder aus den Händen und den Pflichtgedanken aus dem Hirn zu bannen vermochten, die Parole der Schlaffheit, die unsere Tage in unbegreiflich täppischer Wichtigkeit beherrschen will, der Achtstundentag und ähnliche Dinge, so gegen den Strich ging! Bekanntlich stellte er die gleich strengen Forderungen an seine Untergebenen, die von ihm als einem nicht gerade bequemen Vorgesetzten sprechen; er war wohl der schnellste und unermüdlichste Arbeiter seiner Zeit — ein Titel, den man nur zögernd auf seinem Ehrenschild verzeichnen möchte, heute, wo es den Anschein hat, als wollte die geistige Arbeit immer mehr im Werte sinken und wo alles wetteifert, die rohe Faustarbeit zu verhätscheln.

Längere Vorträge und wichtige Besprechungen pflegte der Kanzler dort drüben in dem, gegenüber dem Ernst des Raumes seltsam lauschigen Winkel abzuhandeln, wo Sopha und Polstersessel einen Tisch mit Rauchutensilien umgaben. Hier ließ er auch wohl eine Flasche Wein „anfahren;“ Bismarcks Keller hatte oder hat den Ruhm, die „feinsten Tropfen“ und edelsten Krescenzen in einer Auswahl zu bergen, wie sie wohl kein anderer Privatkeller aufweisen dürfte. Auch unter den Produzenten des rheinischen Weinparadieses zählte er manchen „Getreuen“ im Sinne der Jeverschen und besonders sein siebzigster Geburtstag brachte ihm neben der verschwenderischen Fülle blühender Gaben eine köstliche Auswahl der herrlichsten „Blumen“ von Markobrunn, Rauenthal, Rüdesheim und anderer Weingärten.

Auf dem Holzpaneel an der Wand haben allerlei Widmungen und pietätvolle Andenken Platz gefunden, zumeist solche Kaiser Wilhelms I und des jetzigen Kaisers; so von letzterem eine Zeichnung aus dem Jahre 1874, eine „Panzerdivision klar zum Gefecht“ darstellend, mit einer eigenhändigen Widmung des damaligen Prinzen. Das mit einer gewissen energischen Flottheit ausgeführte Bild des hohen Dilettanten, der damals schon in seinen Zeichenstunden die Marinespezialität bevorzugte, kann jetzt besonders eine rührende Bedeutung nicht verleugnen: erinnert es doch an jene Zeiten, da Prinz Wilhelm gleichsam zu Füßen des Großmeisters saß und sich in die Geheimnisse Bismarckscher Staatskunst einweihen ließ. Doch das Rad der Geschichte rollt unerbittlich über Erinnerungen hinweg …

Linker Hand schließt sich ein Gartenzimmer an, einfach gehalten wie die übrigen Räume, nur bemerkenswert durch einige Bildnisse; so blickt uns von der einen Wand das feingeistige Antlitz mit dem bekannten Lächeln des Papstes Leo XIII entgegen, das dieser von Lenbach besonders für den Fürsten malen ließ; gegenüber das Porträt Antonellis, ein dunkler Machiavellikopf von echt römischem Gepräge, und unter diesem ehemaligen politischen Kollegen des Fürsten dessen mächtiger und erbitterter Widersacher, Pius IX, in Marmor. In der einen Ecke lehnt eine Fahne, auf deren Sammt in Gold die Schillerschen Worte gestickt sind: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.“ Von hier aus betritt man zu gleicher Erde den Garten; regelmäßig nachmittags von 3—4 Uhr pflegte hier der Fürst sich zu ergehen; einsam, nur von seinen zwei Hunden begleitet, schritt er die Alleen auf und nieder, in langem, dunklem, paletotartigem Hausrock, die weiße Binde lose um den Hals und den bekannten Schlapphut tief in die Stirn gerückt; an hellen Frosttagen, wenn die Sonne blendend auf dem festgetretenen Schnee des Weges spiegelte, trug er auch wohl die Schutzbrille mit den rauchgrauen, ovalen Gläsern. Von Zeit zu Zeit blieb er halten, reckte sich nach der ihm eigenen, etwas nervös zu nennenden Art, die er auch während seiner Reden im Parlamente nicht verleugnete, heraus, wobei die Hünengestalt sich um so mächtiger abhob, und um die starken Büsche seiner grauen Brauen wetterte es — irgend ein Gedanke, der ihm zu schaffen machte. Dann plötzlich, mit einem kräftigen Schlag auf den Rücken eines der Tiere, die herzugesprungen waren, setzte er seinen Gang fort.

Diese Wandelstunde im Garten war wohl strenge Schwenningersche Vorschrift, die er gewissenhaft auch bei schlechtem Wetter befolgte, wie er ebenso gewissenhaft die Hanteln gebrauchte, die ihm sein Leibarzt neben den Arbeitstisch gelegt; nicht genug damit, der Einfluß dieses Wunderdoktors, als welcher er in der Familie verehrt wird (hatte er doch seinerzeit das kostbare Leben durch sein energisches Eingreifen ohne Zweifel gerettet) erstreckte sich auch auf die intimeren Gemächer: so finden wir in dem rückwärts

Digitized by Google

dem Arbeitszimmer gelegenen Ankleideraum einen amerikanischen Turnapparat aufgestellt, während in dem darüber befindlichen und mit einer Wendeltreppe verbundenen Schlafzimmer eine Wage täglich das Körpergewicht Sr. Durchlaucht kontrollierte. Dieses Schlafzimmer, dessen Wände mit Jagdbildern behangen sind, enthält in der Mitte ein breites, einfach ausgestattetes Bett; für die beiden Hunde ist an der Fensterseite eine Lagerstätte zubereitet. Hieran schließen sich die Zimmer der Fürstin und die Privatempfangsräume des Hauses.

Alles in allem, seinem Charakter nach, das städtische Absteigequartier eines Landedelmannes, den es hier in der Stadtenge — auch die Menschen beengten ihn und er hatte des kein Hehl — fort und fort nach seinem Sachsenwalde und nach der Feldweite von Varzin gelüstete und für den es sich nicht zu lohnen schien, sich ein heimischeres zu Hause hier in Berlin einzurichten. Fürst Bismarck liebte Berlin nicht und er hat dieser Abneigung drastisch genug Ausdruck gegeben, so als er die überschnell anwachsende Hauptstadt als „Wasserkopf" titulierte, der sich unnatürlich auf Kosten der Provinzglieder anschwellte, oder mit seiner grimmig-burlesken Drohung, daß man den Sitz der Regierung aus dem Parteigewimmel der Großstadt nach einer idyllischen und politisch bedeutungslosen Landstadt verlegen müßte. Diese Abneigung galt wohl nicht Berlin und dem Berlinischen Wesen selbst, dessen er ja ein gutes Teil in sich aufgesogen, sie hätte sich jeder andern Großstadt gegenüber ebenso geäußert, in der er gezwungen gewesen wäre, sich als Ziffer unter anderthalb Millionen eng zusammengepferchter Ziffern zu fühlen. Das seltsame Paradoxon dürfte wohl nicht überraschen, daß der glühende Patriot, dessen Seele die Idee des Vaterlandes auf das straffste und ausschließlichste durchdrang, dennoch die Menschen nicht liebte. Menschen kennen lehrt sie verachten, sagt ein alter Weiser, und Bismarck hat sich stets als ein genialer Menschenkenner erwiesen.

Berlin und die Berliner haben dem gewaltigen Manne, dessen Größe kein gemeinübliches Maß duldete, diese Abneigung nicht gerade entgolten, immerhin aber war er nicht populär in dem Sinne, daß sie ihn, der doch seine Erziehung unter ihnen genossen und durch viele Jahrzehnte des Aufenthaltes den Interessen der Stadt verwachsen sein sollte, etwa zu den ihren zählte. Er mied nicht nur bildlich die große Straße, und so gab er auch keine dankbare und beliebte Figur für sie ab. Bei rauschenden Festlichkeiten fiel er immer wieder als „Glanznummer" aus und enttäuschte so den neugierigen Heißhunger der Menge. Moltke dagegen pflegt bis an die nahe Grenze seiner neunzig Jahre in staunenswerter Frische allen Regungen der großstädtischen Kultur zu folgen, er besucht die Ausstellungen, man sieht ihn z. B. in einer Loge des Wissenschaftstheaters Urania dem Vortrag über die Wunder der Urwelt folgen, bei den Kammermusikabenden in der Singakademie hat er seit vielen Jahren denselben Platz inne, und mit leicht vorgebeugtem Kopf, die Arme übereinander gelegt im Schoß, zuweilen die eine Hand flach zum Ohr erhoben, lauscht er seiner geliebten klassischen Musik, besonders Mozart bevorzugend, während Bismarck der gewaltigeren Beethovenmuse huldigt. Bismarck warf bei Gelegenheit einer Debatte über den Kultusetat die Bemerkung hin, daß er ein Museum seit dreißig Jahren nicht besucht, — aus Mangel an Zeit, wie er vorsichtig hinzufügte, denn er wollte sich nicht den Banausen als Entschuldigung stellen; im Theater erschien er nur bei offiziellen Gelegenheiten und dann war es königlicher oder kaiserlicher Dienst, wie ja sein ganzes Tagesdasein in Dienst aufging. In einem der reizenden „Berliner Märchen" des leider zu früh verstorbenen Walther Gottheil spielt Moltke eine köstliche Figur — mit derlei liebenswürdigen Harmlosigkeiten hat sich die Lokalpoesie nie an die Gigantengestalt Bismarcks herangewagt, und es muß noch erst der Volksdichter gefunden werden, der sie uns poetisch verkörpert. Vielleicht liegt es daran, weil wir überhaupt keinen volksmäßigen Berliner Dichter haben, der einzige ist wohl, man verzeihe mir die Trivialität, der Verfasser oder vielmehr die Verfasserin der Lieder der „Goldnen 110." Mit einer gewissen Scheu übte sich an ihm nur ganz aus vorsichtiger Ferne der Tageswitz, und wenn heute aus Paris gemeldet wird, daß dort der Name Bismarck in drastisch-volkstümlichen Couplets, die, bei aller Wahrung des Franzosenstandpunktes, den „rude gaillard" (tüchtigen Kerl) bewundern, in allen Kneipen die Runde macht, so haben sie billig singen dort hinten, dem Berliner aber ist die Überzeugung zu sehr ins Blut übergegangen, mit Bismarck sei „nicht gut Kirschen essen."

Nichtsdestoweniger heißt Bismarck die Signatur der Reichshauptstadt — hat der Schöpfer des Reichs nicht auch die verhältnismäßig bescheidene Preußenresidenz in die Reihe der Weltstädte emporgehoben? Verdankt Berlin, sein offizieller Haushalt, sein Verkehr und seine Industrie, nicht dem straffen Bismarckgeist den erstaunlichen Aufschwung? Der französische Chauvinismus hat es „Bismarckopolis" getauft, wie ja auch ein gewisses bayrisches Ultra-Blättlein von Preußen nur bekreuzigend als „Bismarckanien" spricht. So gilt, aus der Ferne betrachtet, Berlin und Bismarck eins — wir merken es nicht so, aber die da draußen sehen eine ungeheure Lücke klaffen jetzt bei seinem Scheiden ....

Wir merken es noch nicht, heute noch nicht — das unaufhaltsame Vordringen der neuen Ära schlägt für heute und morgen unsere Gemüter in Bann und der erbärmliche Alltag behält sein Recht. Wir werden also fortfahren in Bismarckbraun zu färben, übrigens eine Benennung, die uns aus Paris, freilich vor dem Jahre 1870, überkommen ist; wir werden Bismarckhüte und dito-Joppen tragen und Cigarren unter seinem Namen rauchen; wir werden Bismarckkerzen anzünden und uns einbilden, sie brennen besser als andere; wir werden Bismarckfedern in vorzügliche Bismarcktinte tauchen, und zu unsern Schlenderwegen werden wir in aller Seelenruhe unsern Bismarckstock benutzen; wir

Digitized by Google

werden aus Gläsern mit Bismarckschliff die gerühmte Champagnersorte Bismarck schlürfen und ihn oder andere geringere Leute hoch leben lassen; nach wie vor wird uns Bismarcktorte munden und unsere Kinder werden mit Vorliebe Bismarckpfefferkuchen knabbern; wenn wir verschnupft sind, so werden wir uns an Bismarckbonbons Heilung saugen — vielleicht, wenn einmal, wovor Gott unser geliebtes Vaterland bewahren möge, eine große Gefahr uns bedroht, werden wir ganz instinktiv einen Hilferuf ausstoßen, der genau so wie „Bismarck!“ klingt, und wir werden nicht ruhen, bis der greise Träger des wunderthätigen Namens persönlich wieder unter uns erschienen ist . . . .

Inzwischen aber werden wir sein Bildnis nach wie vor in allerlei Material und Stoff verarbeiten und viel Geld dabei verdienen, in Marmor, Gips, Holz, Gold, Silber und gemeinem Blech; in Leder, Pappe und Meerschaum, in Wachs, Seife, Chocolade, Marzipan und Kuchenteig; wir werden es ausmeißeln, ciselieren, stanzen, gießen, kneten, backen, sticken und kleben. Es wird nach wie vor ganze Scharen von Malern und Zeichnern geben, die sich vergeblich abmühen, den markantesten aller Charakterköpfe, trotz einem Lenbach, in dem ganzen Zauberbann seines Wesens zu erfassen. Es wird nach wie vor über Bismarck viel Tinte verschrieben werden; Leitartikel, widerwillig bewundernde und aufrichtig begeisterte, Erinnerungen, Briefe und Anekdoten; nach wie vor werden Dichterlinge auf Bismarck am sinnigsten die Silbe „stark“ reimen. Auf lange hin wird uns Bismarckhumor erquicken und wir werden eifrig nach Friedrichsruh und Varzin hinlauschen, ob uns von dort nicht ein geflügeltes Wort herüberklingt, das wir dann in allen Tonarten abhetzen und auf Broschen und Pfeifenköpfen tragen werden. Selbst die Bismarck-Nergeler werden nicht aussterben — es wäre schade! — und es wird immer wieder Berliner Philister geben, die, wenn sie über ein gewisses Holzpflaster fahren, gnädig zugeben, daß der „Mann von Blut und Eisen“ doch wenigstens etwas Gutes für Berlin gethan, indem er ihm aus seinem Sachsenwald das Holz zu solcher vorzüglichen Pflasterung lieferte.

Die Straße und ihre Neugier wird seine Gestalt, wie gesagt, nicht vermissen. Wenn der Fürst sich in den letzten Jahren zeigte, so war es jedesmal ein Ereignis, das die Zeitungen als interessante Neuigkeit bemerkten. Früher konnte man ihn häufiger sehen; ich erinnere mich der Tage, da der jetzige „Ehrenschlossermeister“ von Berlin eben daran war, den Kiffhäuserschlüssel zu schmieden, wie es in dem Ehrendiplom der Schlossergilde heißt, und es wurde damals, im Frühjahr 1868, tüchtig daran gehämmert im deutschen Zollparlament. Wir pflegten um die dritte Nachmittagsstunde vom Tiergarten her nach der Leipziger Straße zu schlendern, wo der Parlamentsschluß jedesmal ein buntes Leben entwickelte. Ich werde das Bild nie vergessen, als wir auf dem Trottoir vor dem Mendelssohnschen Hause den damaligen Kanzler des norddeutschen Bundes daherkommen sahen, zur einen Seite Benningsen, zur andern den kleinen Lasker, so possierlich winzig neben der hünenhaften Kürassiergestalt — der Kladderadatsch hat ja das Motiv dieses Gegensatzes oft genug benutzt. Es wurde lebhaft diskutiert, der große Mann sprach gestikulierend auf den kleinen ein, und dieser suchte durch um so lebhaftere Erwiderung seine körperliche Winzigkeit wett zu machen. So wurden die Debatten der Sitzung lange noch auf der Straße fortgesetzt; es war jener denkwürdige Tag, da der süddeutsche Patriot Dr. Völk das Jubelwort hatte ertönen lassen: „Es ist Frühling geworden in Deutschland, wenn es auch noch manche gibt, die sich mit Schneeballen werfen!“

Ja, es wurde damals noch tüchtig mit Schneeballen geworfen — Bismarck hatte die Metamorphose von dem „bestgehaßtesten“ zu dem meistvergötterten aller Deutschen noch nicht vollendet, und mit einer gewissen verblüfften Scheu wich das Publikum auf seinem Wege zur Seite.

Ich hatte dann öfter den glücklichen Zufall, ihm an Nachmittagen im Tiergarten einsam spazierend zu begegnen. Er schritt eilig daher und suchte abgelegene Pfade auf; sein Gruß geschah mit einer gewissen mechanischen Lässigkeit durch das Heben zweier Finger an den Schirm der immer tiefer nach hinten gerückten geldbortigen Kürassiermütze. Doch wer vergißt den geheimnisvollen Bann seiner großen Jupiteraugen?

Schwenninger hat ihm später Reitübungen vorgeschrieben, und seine heilsame Radikalkur brachte es fertig, die Bismarckgestalt, wie sie uns aus dem Anfang der siebziger Jahre gegenwärtig ist, wesentlich zu verändern. Die gewaltige Fülle nahm ab, wodurch das Antlitz des „Eisernen“ nur noch an Ausdruck gewann, und so sahen wir ihn mit geschmeidiger Leichtigkeit, etwas hinübergebeugt, auf seinem schweren Rappen durch die Alleen des Tiergartens traben.

Dann kam eine Zeit, wo seine Erscheinung für Berlin eine Legende wurde, er zeigte sich fast nicht mehr in der Öffentlichkeit. So mögen manche den greisen Herrn im silberhaarigen Vollbart nicht erkannt haben, der, mit einer großen Brille bewaffnet, von seinem Kadriolet aus die Bauten des neuen Berlins in Augenschein nahm. Bismarck im Vollbart! und alles rief Entsetzen, die Maler und Zeichner voran. Lange währte diese Entstellung nicht, er selbst hatte sie, lachend über das Entsetzen, als eine Maßregel gegen seine Gesichtsschmerzen begründet, und sie war ihm wohl als Maske bei solchen rekognoszierenden Ausfahrten willkommen. Denn Berlin war ihm seinerseits zur Legende geworden und er mochte wohl als Ehrenbürger die Verpflichtung fühlen, sich über die erstaunlichen Fortschritte der zur Million heranwachsenden Reichshauptstadt zu orientieren. Später sah man ihn diese Rekognoszierungen im Innern der Stadt auch zu Fuß ausführen, und die Momentphotographie zögerte nicht, solche wichtige Begegnisse im Bilde zu fixieren.

Ob sein Schöpfergeist sich nicht im Stillen freute, oder heute erst recht freut des beispiellosen Aufschwunges, den Berlin während der

Bismarck-Ära genommen? Ob er nicht, im Gefühl der Zaubermacht, die von seinem Wesen auf die umgebenden Verhältni;;e ausströmte, sich selbst einen großen Teil an diesem Aufschwunge zuschrieb? Ob er nicht, da 'es in diesen Tagen ans Scheiden ging, ein blutend Losreißen vermerkte in der Tiefe seines großen Herzens?

Wahl sahen wir ihn in diesen letzten Tagen sonnig hellen Auges unter uns weilen — diesmal hatte die Straße sich nicht zu beklagen, daß er sich ihr eigensinnig entzog! — und keine äußere Spur auf seinen Mienen verriet die Bitternis, die ihm wohl den Entschluß zum Scheiden in die Feder gegeben. Ja, mit heiterer Selbstdeherrschung begann er Abschied zu nehmen. Noch einmal bestieg er das schwere Kürassierpferd und ließ sich von ihm durch die Alleen des Tiergartens tragen, dessen Sträuche das erste wunderbar frühe Grün überhauchte, und weiter nach dem Grunewald hin über den Kurfürstendamm. Früher ein Landweg, dessen Umgebung die ehemalige Sumpfniederung verriet, ist diese Straße jetzt im Begriff, eine von reichen Häuserfronten und schmucken Villen besetzte Prachtstraße zu werden, die nach dem Zukunftspark von Berlin, dem ebenfalls mit Villenbauten mehr und mehr geschmückten Grunewald hinüberleitet. Diese Straße ist sein Werk, wie er sich dessen nicht ohne einen gewissen Stolz rühmt, d. h. seiner fortgesetzten Anregung verdanken wir die Anlage, die sich später vielleicht auch von selbst ergeben hätte. Und er war gekommen, van dieser Schöpfung Abschied zu nehmen; gegen den Abendhimmel hin, der mit scheidendem Purpur überdeckt war, sah man seine Reitergestalt, hach und dunkel abgehoben, wie sie, das Antlitz nach dem im Qualm der letzten Tagesarbeit verdunstenden Berlin hingerichtet, langsam die Straße heimwärts gezogen kam — für die Zeugen dieses letzten Rittes ein für immer bedeutsames Bild!

Auch mochte ihn ein anderer Herzensdrang getrieben haben, der Berliner Art, der er schließlich ja doch angehörte, Hand in Hand Lebewohl zu sagen, und so sahen die erstaunten Nachmittagsgäste des reizend im Grunewald gelegenen Restaurants Paulsborn sein Kadriolett vorfahren, und den graßen Kanzler an einem Tisch mit dem Besitzer der Wirtschaft, seinem früheren Koch, sitzen, descheidentlich wie einer der ihren, um den von Schwenninger verbotenen Kaffee zu schlürfen, den ihm Herr Eye serviert. Zur Bezahlung ein Goldstück, das er zum Wechseln gab: er hätte so lange nicht mehr selbst bezahlt .... lag nicht ein gewisser seltsamer Jubel in diesem Geständnis, nun endlich einmal in seinem Leben von jeder Dienstsorge ertöst zu sein? Dann ein Händedruck, ein echter Bismarckischer, den ihr noch lange „in den Knochen" spürt, und die Bemerkung, daß er „auf absehbare Zeit" nicht uach Berlin zurückledren werde — zückte es nicht dabei unter dem tveißen Schnurrbart? Ja, es ist dennoch nicht leicht, sich loszureißen van Berlin! und solche schlichte improvisierte Besuche sprechen beredter als hochtönende Worte...

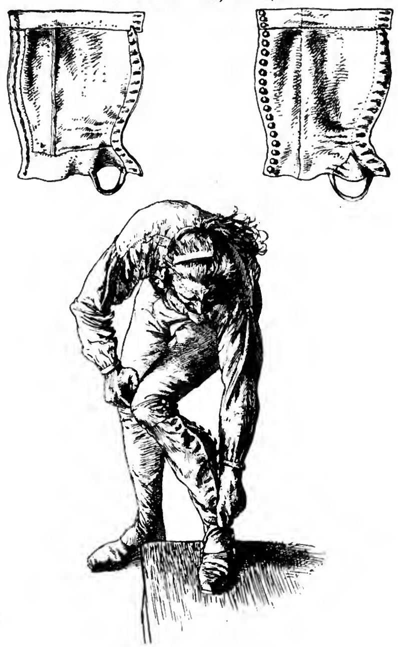
Ich sagte, wir merkten es anfangs nicht, daß eine ungeheure Lücke zu klaffen beginne mit Bismarcks Scheiden. Dann aber kam dennoch das Abschiedsweh über Berlin, stärker und stärler und bitterer, bis zu schluchzenden Rufen und gar Thränen. Berlin läßt sich nicht verblüffen — wenn es denn diesen zuweilen zweifelhaften Ruhm haden will — aber nun begann es sich dach zu besinnen und seinem Herzen mit elementarer Gewalt Luft zu machen von der Wehmut dieses Bismarckabschiedes, der es in unheimlicher Schwere bedrückte. Unvergeßlich wird allen Zeugen der Ausbruch der Begeisterung sein, die den letzten Besuch des Kanzlers bei seinem jungen kaiserlichen Herrn begleitete. Wir sahen ihn dann bei der Rücklunst, wie er, dem Wagen entstiegen, var dem Portal seines Palais hielt, hochaufgerichtet, im goldigen Sonnenschein, der gewaltig gleißend von dem blanken Helme strahlte; die Rechte winkte nach den stauenden Volksmassen, die diesmal die Wilhelmstraße besetzt hielten. Und so in dieser Glorie, umjubelt van Rufen, die aus dem Innersten der bewegten Herzen strömten, mochte er uns wohl als der Nationalheros erscheinen, der im Begriff ist, nun, nach dem gewaltigen Sturm seiner Thaten, in die verklärte Welt des Mythus hinüberzuschreiten...

Es ist hier nicht der Ort, die Liste all' der Ehren, Ovationen, Blumenspenden und Beweise der Liebe, der Begeisterung und des Schmerzes aufzuzählen, die den letzten Abschied van der Stätte seines Wirkens zu einem ewig denkwürdigen Ereignis gestalteten. Es war herrlichste Frühlingsstimmung, aber diese goldene Sanne mutete uns schmerzlich an wie ein wehmütiger Herbstesgruß, der uns den kommenden Winter nur um so dunkler erscheinen lassen will .... Doch alle Bismarckbegeisterung wäre eitel Tagesdunst, wenn nicht die Zuversicht das deutsche Herz zu stählen vermöchte, daß sein Werl ein bleibendes und wachsendes ist!

Am Vorabend dieses, an Ehren so reichen Abschiedes, fand ein anderer, stillerer Abschied statt. Es geschah im Mausoleum zu Charlattenburg. Als der Abend schon seine Schatten über den düsteren Tannengang senkte, der vom dortigen Schlosse nach dem Grabesbau führt, schritt die hahe Kanzlergestalt die Stufen zu dem Frontispiz hinan, weilte kurze Zeit vor den Sarkophagen der Königin Luise und ihres Gemahles, und stieg dann in das Grustgewölbe hinab, um mit einigen schlichten Rosen in der Hand seinem alten Kaiser einen letzten Gruß zu spenden. Eine viertel Stunde lang verweilte Fürst Bismarck hier in der Stille, ahne Zeugen. Wer von uns Geringeren vermag zu ermessen, welch' eine drängende Welt voll Gefühlen und Gedanken die Seele des einzigen Mannes durchbebte ...

Hier an dieser Stelle, und in dieser Viertelstunde hat die Bismarckperiode, vielleicht eine der größten der deutschen Geschichte, ihren wirklichen Abschluß gefunden.

Digitized by Google



Eine Federzeichnung Adolph Menzels.

Digitized by Google

Die Base.

(Abdruck verboten.)



chwarzbraune Augen, sinnend aufgeschlagen; —
Herbstveilchenduft; blaßroter Abendschein. — —
Dann, mitten in die Mädchenträumerei'n
Ein Tritt, ein rasches, halbbeklomm'nes Fragen:
„Johanna, wildes Kind, so ganz allein?“ —

„Er!“ seufzt sie. —
Doch mit neckendem Willkommen
Springt sie empor und blickt an ihm hinauf.
So sprüht ein Bach, der still, in sanftem Lauf,
Dahingeträumt, in tausend Funken auf,
Wenn eine Klippe ihm den Pfad genommen.
Sie lacht. — Er spräche gern mit ernstem Munde
Ein Wort, davon ihm lang die Seele schwoll. —
So heben sie sich scharf vom gold'nen Grunde:
Er: gütig, ernst, ein wenig sorgenvoll,
Sie, wie ein Lenztag: jung und süß und toll.

„Was sannst du denn?“
„Nur so in mich hinein!
Hörst du die Fiedeln drüben in der Schenke? —
Ruft nicht Sophie?“ —
„O bleibe doch! Bedenke:
Mein letzter Abend, Mühmchen —“
„Nein, ach nein!
Wenn ich mich ganz ins Plaudern hier versenke,
Verbrennt der Kuchen für den Reisetag!“ —

„Kind! — Doch, — das bist du nicht! Mein Mädchen, sag;
Du sorgst so hold für mich! Darf ich denn glauben,
Daß dir mein Wohl am jungen Herzen lag?“ —

„Du wolltest gern noch von den Edeltrauben,
Ich pflück' sie dir noch rasch“ — —
„Du Schelm! — So läßt
Man nur kein Vöglein frei, das man gefangen!“

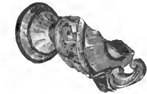
Sanft hält er sie im wilden Fluge fest;
Sie blickt ihn blitzend an, mit heißen Wangen,
Die kleine Hand aufs wilde Herz gepreßt. —
„Du zürnst mir?“ —
„Nein!“ — mit raschem Atemzuge
Stoßt sie's hervor. — Was liegt in diesem Schrei!
Angst, Mitleid, Übermut und Schelmerei!
Mehr als man sagen kann im raschen Fluge. —
Sie reißt sich los. — „Gregor, nun bin ich frei!“
Hintanzt sie durch den Raum, erst noch beklommen
Zurückgewandt, in leisem Schmerz um ihn,
Dann rasch und jauchzend.

Digitized by Google

Da, — schon im Entkommen, —
Stößt sie die schöne Vase vom Kamin!

Er brachte sie den beiden Schwesterwaisen
Selbst heim aus fernem Land, ein seltnes Stück,
Die edelste Trophäe seiner Reisen.
Nun liegt sie da, — zerbrochen wie sein Glück!
Der holde Wildling bittet ihn mit leisen,
Verlegnen Worten: „Vetter, ach vergib! —
Was liegt daran? — War dir das Ding so lieb?"

Ja, wie verwandelt blickt er auf die Scherben!
Welch ein Symbol! — Was will er auch? Was trieb
Ihn denn, um solch ein wildes Kind zu werben?
Wie hold sie lacht! — So wird er immerdar
Sie vor sich sehn, vom Abendhauch umsponnen,
Das schwarze Band im knabenhaften Haar,
Ein lieber Traum, — für ihn dahin, verronnen,
Wie schon ein andrer schwand vor manchem Jahr!



Vorbei! — Er schreitet durch die Gartengänge,
Bewegt und doch im Innersten befreit. —
Schon blaut die Nachtluft um die Rebenhänge,
Er findet doch, in alter Sicherheit,
Die dunklen Steige.
Ja, zu rechter Zeit
Ist der bemalte Tempelkrug zerbrochen!
Zu schmeichelnd hat die Hoffnung ihm gelacht,
Zu kraftlos ward sein Herz in diesen Wochen!
Nun alles aus! — Entsagung hält die Wacht. —
Sei tausendmal willkommen, frische Nacht!

Kaum war es Liebe, was in Trümmerstücken
Ihm jetzt zu Füßen liegt. Er träumte bloß,
Das junge schöne Ding ans Herz zu drücken,
Um ihre süße Jugend namenlos,
Unendlich, unaussprechlich zu beglücken.
Die Mädchen waren arm. — Ihr Vater schrieb
Ihm noch vor'm Sterben, wie er sorgend scheide,
Wie wenig von dem Weingut ihnen blieb.
Damals versprach er sich's, die Schwestern beide
Zu schützen vor des Mangels nied'rem Leide.

Wenn er Johanna sich zum Weib gewann,
Ließ ihm die Ältre wohl des Bruders Rolle.

Digitized by Google

Ein Tropfen seiner Habe löste dann
Leicht harter Lasten sorgenvoller Bann
Von der geliebten, langvererbten Scholle.
So schien ihm alles klar und hold und schlicht.
Und doch kam's seltsam! — —
Tiefes Weh umstrickte
Sein Herz, als er des Mädchens Angesicht
So wunderschön, so zart, so rosenlicht,
So anders, als er sich's geträumt, erblickte.
Er kam zu geben. Doch voll Siegeslust
Schien ihm ihr erster Strahlenblick zu sagen:
„Ich bin's, die gibt, und bin es mir bewußt!
Bleib, wann du willst! Wer siegen will, muß wagen!
Doch mancher strebt, den Preis davonzutragen!"

Scheu zog er da den stillen Wunsch zurück,
Doch stand er schon zu weit im Zauberkreise!
Denn als er sorgend blieb, ward leise, leise,
Aus seinem Segenstraume für die Waise
Ein zager Wunsch nach eignem spätem Glück.

Dem Frauenvorbild, das er in sich trug,
— Schlicht, lieblich, Segen sinnend, tief und klug, —
Glich sie zwar nicht. Doch ihrer Jugend Prangen
War mehr und war dem höchsten Traum genug.
Er war nicht mehr zu stolz, um zu empfangen.
Leis, leis verklang, was die Erinn'rung sprach,
Vor einer frohen Zukunft heit'rem Locken.
Bis in den Schlummer ging ihr Bild ihm nach,
Von fremdem Bann sah er sich froh-erschrocken
Umstrickt, — — bis plötzlich heut der Zauber brach.
Als auf die glatte Eichendiele drinnen
Die schöne Vase schallend hingeklirrt,
Stand's in ihm auf, — ein mahnendes Besinnen: —
Du liebst sie nicht! Und dieses Händchen wird
— Gleich jenem, das einst deines Herzens Welt,
Treulos zertrümmert, all dein Glück zerschellt, —
Vielleicht ein schnellgegebenes Versprechen,
Ein schwaches Band, wenn's nicht die Liebe hält,
Der armen Vase gleich in Trümmer brechen!



Indes war das zerschlag'ne Prunkgerät
In bester Hand. — —
Wie immer nach dem Mahle
Saß man vereinigt noch im kleinen Saale —
Ein goldenbrauner Falter trieb sich stät
Im Kreise um die bunte Traubenschale;
Zum Fenster duftete der Herbst herein,
Der späte Herbst, hold zögernd im Verrinnen.

Der volle Mond stand leuchtend überm Hain,
Und friedlich lag der Lampe trauter Schein
Hier auf des Tisches buntgesticktem Linnen.

„Sing noch ein Lied, Johanna," bat Sophie,
„Doch, bitte, nichts vom Scheiden und vom Sterben,
Wie's immer froher Jugend Sympatie! —
Und, — daß auch ich nicht sei're! — Kleine, sieh:
Ich sammelte die bunten Vasenscherben,
Genug fürwahr! Das ganze Körbchen hier!
Versuchen will ich doch, daß ich sie kitte" — —
„Unmöglich, Base!" — —
„Lieber Vetter, bitte,
Du kennst Sophie nur wenig! Wirklich, ihr
Ist nichts unmöglich!"
„Dies gewiß!"
„Ich litte
Doch, teure Alte, solchen Zweifel nicht!

„Ja, Kind, was thun? — Ich kann's ihm doch nicht wehren,
Geh' nur und sing ein Lied zum Nachgericht!"

„Ein letztes, armer Vetter, dir zu Ehren!"

Und durch die Thür entschwebt sie, schlank und licht! —

Vom Nebenzimmer tönt ihr holder Alt
Bald zart herein in maienfrischen Klängen.
Wie rein ist dieser Ton! Doch die Gewalt,
Die gestern aus den kindlichen Gesängen
Noch zu ihm sprach, ist hin. Beruhigt hängen
Jetzt seine Blicke an der Schwester Thun.
Die schlanken Finger ordnen ohne Eile
Behaglich die zerbrochnen Vasenteile.
Ein Stück des Bodens ist gefunden; nun
Ein zweites und ein drittes! — Ihr zum Heile
Paßt eins zum anderen nach langer Schau.
Nun gilt es, die Getrennten zu gesellen.
Mit feinem Pinsel, langsam und genau,
— Recht mit der rührenden Geduld der Frau, —
Befeuchtet sie die scharfen Wundenstellen.

„Ein bißchen Müh' gilt's freilich —, Vetter, gelt? —
Zu sehn, woher die Teilchen immer stammen?"

„Unmöglich!"
„Nun, wir werden sehn!"
Sie hält,
Daß ihre Kunst nicht auseinander fällt,
Mit feinem Garn das heile Stück zusammen.

„Das ist nun fest bis morgen wie zuvor!"

„So nach und nach willst du das Ganze zwingen?"

„Ja, und ich weiß, es wird und muß gelingen!"

„Das möcht' ich sehn!"
„So bleibe doch, Gregor!"

Digitized by Google

„Nicht deshalb! Doch ich spräch' in vielen Dingen
So gern mit dir! Du kamst nicht viel zur Ruh
In dieser Zeit!“ —

„Das ist des Herbstes Treiben!“ —

„Was ich nicht aussprach, wollt' ich Dir nun schreiben!“ —

„Nun, sag es lieber! gib ein wenig zu!“

„Wenn du mich haben willst, so will ich bleiben!“

„Gut!“ — Und dann rasch ein festes Händedrücken;
— Sie sprach nie viel, doch meint sie, was sie spricht —
Dann sucht sie weiter in den Vasenstücken. —
Wie freundlich ein verblühendes Gesicht
Ein paar so glänzend klare Augen schmücken!

Zum ersten Mal in ihrer Gegenwart
Wird es ihm wohl, wie nie in diesen Tagen. —
Sie war von je ein wenig herb und hart,
Nun schwebt, von ihrem stillen Thun getragen;
Um sie auf einmal lächelnd das Behagen.

Leis summt des Herdes erste Flackerglut;
Die alte Wanduhr tickt zu Hannas Singen,
Durchs Fenster strömt des Mondlichts weiße Flut;
Und ruhig auf den gold'nen Früchten ruht
Der Falter jetzt mit regungslosen Schwingen.

Wie gut doch, daß ihn nichts von dannen treibt!
Und gestern noch dies Sehnen und dies Eilen!

— „Gar viel, Sophie, hab ich dir mitzuteilen!“

— „Auch ich dir, Vetter! Doch der Hauptpunkt bleibt,
Daß wir die schöne Vase wieder heilen!“



Das schien jedoch ein allzu kühnes Ziel!
Noch Tagelang ließ er nicht ab mit Streiten,
Der bunten Splitter seien allzu viel.
Ihr wuchs nur, wie bei einem feinem Spiel,
Der Ernst mit den erhöhten Schwierigkeiten.

Welch ein Triumph, wenn dennoch nach und nach
Ein Stern aus dem bewölkten Grunde stach,
Ein Kelch, ein Blatt, ein Fabeltier gerettet,
Ein krauses Muster glatt in eins gekettet,
Ein Band geeint war, dessen Lauf zerbrach!
So saß man manchen stillen Abend lang
Gespannt vor den gezackten Vasenteilchen,
Umhaucht vom Duft der späten Weinbergsveilchen,
Die in der Herbstespracht voll Frühlingsdrang
Groß aufgeblüht am steilen Mauerhang.

Digitized by Google

Johanna nur vertrug nicht lange Rast.
Im Flug, voll lauter, jubelvoller Hast,
Sah sie das Werk: „Hurra! Es muß gelingen!“
Dann ans Klavier, — und dann, nach kurzem Singen,
Hinauf, — — hinab — —. Ein unruhvoller Gast!

Da floß dann manches Wort von Mund zu Munde.
„So ist sie nun, solch toller Wirbelwind!“

„Und, glaub mir's, Vetter, doch gar ernst im Grunde!
Mir, ach, ein heiß geliebtes Sorgenkind!“

„Du sorgst, Sophie! Gib mir mein Teil! Wir sind
Geschwisterlich vertraut seit Jugendjahren!
Dir bangt um eure Zukunft! Sieh, du weißt,
Wie lieb, wie treu sich unsre Mütter waren!
Ich hatte Glück, Sophie, wie es so heißt — —
Vergönne mir, vergönn mir doch — — —“

Da fahren

Zwei Hände bebend auf die Scherben ein.
Beinah wär' das Geheilte neu zerbrochen!

„Hab Dank, daß du das Wort nicht ausgesprochen!
Du uns beschenken? Lieber Vetter, nein!
Du bist sehr gut, — doch helf ich mir allein,
Ich half mir schon in diesen letzten Wochen,
Ich kämpf es nieder, dieses bißchen Not!
Ja, wiss' es nur: — Wir hätten unser Brot,
Doch war der Vater lang schon vor dem Sterben
Krank, tief verstimmt. Mit lockendem Gebot
Riß ihm ein Händler durch geschicktes Werben
Für lange Zeit die Ernten aus der Hand,
Wir konnten zusehn, wie die andern praßten!
Auf unsre Berge sanken Last um Lasten — —
Des armen Vaters Tod zerriß das Band. —
Nun heißt es freilich: keine Stunde rasten,
Selbst keltern, stehn und feilschen beim Verkauf,
Die Berge neu bepflanzen und durchgraben!
Schon diese erste Ernte half mir auf!
Ich will gern selbst — — ich strebe hoch hinauf! —
Der Schwester Glück einmal begründet haben!
Das sag ich dir nun alles, offen, laut! —
Belache nur die kindische Extase!
Das kommt, wenn man so sitzt und leimt und baut!
Gregor, die Vase macht uns zu vertraut!“

„Glaubst du, Sophie? — Gesegnet sei die Vase!“



Der bunten Arbeit stilles Vorwärtsschreiten
Schien immer fesselnder. Des Mannes Blick,

— So fern sonst von des Lebens Kleinlichkeiten! —
Hing immer wieder in den Abendzeiten
Mit Eifer an dem zarten Mosaik.
Die Spannung ward ihm zu erwünschtem Zwang.
Drahtpost und Briefe lockten ihn vergebens.
„Ich warte!" sprach er. „Sei es Wochen lang!
Genieß ich doch nach stetem Arbeitsdrang
Die erste stille Rastzeit meines Lebens!"

Da ward das Werk beinah zur Illusion. —
Wo sich, durch schlanke Stützen vorbereitet,
Der Vase Form zur größten Rundung weitet,
Fehlt ihr ein Stück. — —

Doch weicher Gartenthon
Wird in der Lücke kunstvoll ausgebreitet,
Langsam gefügt, geformt, geebnet und
Zuletzt mit dunklem Purpur überzogen.
— Aus einem Guß erscheint der zarte Bogen. —
Dann noch mit Gold das Ganze überflogen, —
Und hingezaubert auf dem roten Grund
Liegt das Gedräng von Schnörkeln und von Rauten, —
Kein Strich ging fehl. —

Nein, solche Frauenhand!
Er hat gewiß bei seinen Brückenbauten,
Womit er Strom und Abgrund überwand,
Fleiß not gehabt und zähen Widerstand!
Und dennoch will ihm alles nichtig scheinen
Vor dieser stillen, seligen Geduld,
Vor dieser Unermüdlichkeit im Kleinen!

Heil jedem Werk, das mit so stillem, feinen
Verstehn ein Weib bewacht voll Ernst und Huld!

Nicht viel von solchem Heil floß in sein Leben.
Als ihm sein erster Jugendtraum zerbrach,
Ging er dem Glück in fernste Fernen nach.
Je bittrer er, je kühner ward sein Streben.
Was Wildnis, Feld und Urwald zu ihm sprach,
War groß und tröstend, voll von Wucht und Kraft,
Doch hat es ihm den Sinn, den frischen, süßen,
Für alles weiche Träumen und Genießen,
Für alles, was der Stunde Zauber schafft,
Wild und erbarmungslos hinweggerafft. —
Er weiß, was trotzige Gedanken sind!

Und doch, berauscht von flüchtigem Entzücken,
Hat er geträumt, ein blumenzartes Kind
Tiefinnig zu verstehn und zu beglücken,
Die Jugend ihr phantastisch auszuschmücken
Mit dieses Lebens kleinem holdem Tand! —
Und ihre liebe, ungestüme Hand
Schien ihm geschickt, sein ungefüges Denken
In weiche Bahnen wieder einzulenken!
Nein, — besser, daß ihn keine Fessel band!

Digitized by Google



Im Park. Nach dem Gemä

Digitized by Google



lde von Philipp Franck.

Digitized by Google

„Weißt du Sophie, — ich darf dich's ja wohl fragen, —
Daß ich um deine Schwester fast gefreit?
Du meinst? — sie — wäre — — mein? — In Ewigkeit
Mög sie's dann segnen, daß zur rechten Zeit
Der Fall der Vase meinen Wunsch zerschlagen!"



Daß er ihr seine Täuschung anvertraut,
— Er hat gewußt, sie kann ihn nicht verachten! —
Macht ihn noch heitrer. Unermüdlich baut
Sie weiter, und er sitzt und sinnt und schaut.

Gar friedlich stimmt's, ihr Antlitz zu betrachten,
Wenn es so sinnendmild sich niederneigt,
Befreit von seinem sorgenvollen Zuge.
In vollen dunkelblonden Wellen zweigt
Das Haar sich um die Stirn, die hohe, kluge,
Ihr schöner Mund, fast herbe, wenn er schweigt,
Als gält's, Verstecktes sorgend zu bewachen,
Und doch in seiner Form gar edelfein,
Erscheint entzückend hold im leisen Lachen.
Welch eine Himmelswonne müßt' es sein,
Dies bleiche Antlitz immer froh zu machen!

Jetzt blickt es ernst.
„Du fragst zu viel, Gregor!
Sie hätte dir — vielleicht — ihr Ja gegeben!
Ihr Herz? — Wer weiß! — O rätselhaftes Weben!
Doch Vetter, — du vertrautest mir zuvor! —
So hör' denn, was Johanna schon verlor:

Sie mag dir manchmal wunderlich erscheinen,
Du tadelst ihren Knabenübermut!
Ich aber weiß Bescheid bei meiner Kleinen,
Ich weiß, sie möchte tausend Thränen weinen,
Wenn sie so wild und ausgelassen thut.
Sie hat mit ihren holden jungen Jahren,
Mit ihrem Herzen, das zu früh erwacht,
Der Liebe ganze wunderliche Macht
Und auch der Liebe ganzes Leid erfahren.

Schon mancher gab auf ihren Liebreiz acht.
Sie merkte noch auf keinen aus dem Trosse.
Da sah sie einst beim Ernteball im Schlosse
Des Amtmanns Sohn, den jungen Offizier.
Wie trunken hing sein warmer Blick an ihr,
Den ganzen Abend blieb er ihr Genosse. — —

Ihr Herz war schon an diesem Abend sein!
Im Traum ging sie umher die nächsten Tage,

Den Blick voll Jubel und geheimer Klage.
Dann trat der Jüngling öfter bei uns ein;
Der Vater ward ihm gut. Nur ich allein
Sah tiefer, sah das Kind, das mir so teuer,
Bedroht in ihrem engen Paradies.
Ich wußte, daß dies ungestüme Feuer,
Der helle Brand, der doch kein Glück verhieß,
In beiden sich nicht wieder löschen ließ.

Sie weilten mehr im Himmel als auf Erden
Und frugen nicht nach ihrer Träume Ziel —
Sie waren beide arm; und plötzlich fiel
Die harte Frage in sein holdes Spiel:
Wo führt es hin? Was soll aus allem werden?
Sie sah die Spur von heißen Kümmernissen
In seinem Blick. Da war ihr Stolz erwacht.
Der Kampf war kurz; — das Opfer ward gebracht.
Er sollte lieber ihre Liebe missen,
Als Ruhe und Beruf bedroht zu wissen.

Nun schien's, sie liebe ihn nicht mehr. Sie grollte,
War kalt und hart, hielt keinem Bitten stand.
Und wenn er klagte, lachte sie und tollte
Und schluchzte dann an meinem Hals: Ach wollte
Doch jetzt ein andrer meine arme Hand!

Bald trotzig wild, bald müde bis zum Sterben,
Sah sie vielleicht ein Ende ihrer Pein
Und seiner Qual in deinem treuen Werben.
Sie hätte dir die Wahrheit voll und rein
Gesagt. — Und dennoch: nein! — Und zehnmal nein!
Du sollst dir noch ein höh'res Glück gewinnen!
Und sie, — sie braucht nicht diesen trotz'gen Mut —:
Er läßt nicht ab mit seiner Liebesglut;
Und ich, Gregor, — das Glück ist im Beginnen! —
Ich spare ihr schon noch ein Hochzeitsgut!



Nun tost der Sturmwind. Feiner Nebel regnet
Herab. — Da kehrt Johanna hold und frisch
Vom Städtchen heim, halb froh, halb träumerisch,
Als wär der Liebste ihr von fern begegnet. —

Die letzten Splitter liegen auf dem Tisch. —

„Nun, Vetter," lacht sie, „preise mein Vertrauen!
Heut wird's vollbracht! Ich tumm'le mich geschwind,
Der Siegerin den Siegestrank zu brauen.
Auf Wiedersehen!"

Fort eilt das wilde Kind. — —
Er segnet heut den holden Wirbelwind.

Ein Wunsch, ein Drang aus tiefstem Herzensgrunde
Beherrscht ihn, übermächtig wie noch nie.

„Gott helfe mir und segne diese Stunde!"
Lang bleibt er stumm. Dann tönt von seinem Munde
Ein zager, sehnsuchtsvoller Hauch: „Sophie!" — —

Groß blickt sie auf. —
„Sophie! — O laß dir sagen,
Was in mir stürmt, du milde, sanfte Macht!
Ich habe dich erkannt in diesen Tagen!
Gesegnet sei das Werk, das du vollbracht!
Doch sieh, — noch liegt ein zweiter Krug zerschlagen,
Ein Heil, ein Menschenleben liegt zerschellt,
Hier, — da ein Stück! Wer fragt danach? Wer hält
Zusammen, drein sich alle Fernen teilen?
Ich bin so müd! Du weißt so lind zu heilen!
Sei mein, Sophie, — mein Weib und meine Welt!"

„Barmherz'ger Gott!" — Ein jäher, wilder Schrecken
Entfärbt, versteint, entgeistert ihr Gesicht.
Sie möchte flieh'n, sich weit vor ihm verstecken,
Doch hält sie seiner Augen heißes Licht; —
Nach ihrer sieht sie seine Hand sich strecken.
Von ihr, von ihr will er jetzt Glück und Lust!
Ein Seufzer stöhnt empor aus ihrer Brust,
Ein Schmerzenslaut, unsäglich weh und bitter!
Rasch springt sie auf und schleudert unbewußt
Hin auf den Tisch den letzten Vasensplitter.

Vom Fenster blickt sie in die Nacht hinaus;
Kein Stern, kein Licht! Trostloses Herbsteswetter!
Die Linden stehen ächzend im Gebraus,
Hinjagt der Sturm die letzten toten Blätter
Im wilden Wirbel um das kleine Haus.
Im heißen Aufruhr hört sie anfangs kaum,
Was er noch sagt, rückblickend von der Schwelle:
Er ist ein armer, stürmischer Geselle;
Nein, er begehrt sie nicht! Es war ein Traum!
Er ist nicht wert, daß sie sein Haus erhelle,
Nicht wert das Heil, von dem er sehnend sprach!
So bleibe denn zerbrochen, was zerbrach.
Was er erhofft in tiefen, frommen Schauern,
Soll sie vergessen! Niemals um ihn trauern!
Nur ew'ge Sehnsucht sendet er ihr nach.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

So spricht kein Mitleid, das sich selbst betrügt!
Lenzhold umhaucht es sie; wie mißvergnügt
Der Sturm auch draußen in den Wipfeln rase. —

Digitized by Google

Sie lächelt, schreitet hin zum Tisch und fügt
Den letzten gold'nen Splitter in die Vase.
Auf seinem Antlitz haften ihre klaren,
Beseelten Blicke, heiter wie zuvor:
„Bei Gott, — es hätt' es nie ein Mensch erfahren!
Doch — da du's eben wissen willst, Gregor: — —
Ich — liebe — dich — seit — unsern — Kinderjahren!“



Goldhell durchjubelt es des Hauses Ruh':
„Halleluja! Die Vase ist vollendet!
Ihr zwei vereint! Sagt nur, — wie trug sich's zu?
Gregor, du ahnst noch nicht, Glücksel'ger du,
Was für ein Engel sich zu dir gewendet!“

Verklärt, weit über jedes Wort hinaus,
Hält er sein schlankes, bleiches Lieb umschlungen.
Berauschend malt er sich die Zukunft aus:
„Ja, in der Hauptstadt bau'n wir uns das Haus!
Das Gütchen lassen wir den beiden Jungen!
O, rüste nur das Nest, sobald es geht!
Du ahnst nicht, Liebste, wie mich das umweht: —
Ein Heim, ein Weib, ein Herz für den Verirrten!
Und eins noch: auf der Hochzeitstafel steht
Die Vase dann — voll Rosen und voll Myrten!“

Frida Schanz.





Das Burgtheater zu Wien.

Wiener Theater-Plauderei.

Von Carl von Vincenti.

(Abdruck verboten.)

(Burgtheater. Deutsches Volkstheater. Vorstadtbühnen.)

Alt-Wien war lange diesseits des Rheins die erste Theaterstadt. Neu-Wien erbte diesen Ruhm und ließ ihn verkümmern. Vielleicht wird sich Groß-Wien wieder damit schmücken. Es war eine Zeit, wo man in Wien das Theater so ernst nahm, wie vielleicht nirgends sonst, das heutige Meiningen nicht ausgenommen. Das Burgtheater stand im Mittelpunkte des sozialen Interesses, ja, man konnte sagen, um das unscheinbare Haus am Michaelerplatze kreiste der Planet Wien, wo des Kaisers Schauspieler mindestens so interessant waren, wie die fabelhaften Bewohner jener „Sonnenstadt," welche die Phantasie des Dominikaners Thomas Campanella aufgebaut hat. Diese Zeit ist vorbei. Das gewiß nicht unberechtigte, aber auch durch die Gunst der Presse großgezogene Selbstbewußtsein der Damen und Herren vom Burgtheater mag diesen Wandel der Dinge schmerzlich empfinden, wir selbst haben manchen Grund, Alt-Wien seine naive Theaterhingebung zu neiden, aber unsere Sorgen haben sich verzehnfacht und mit dem großen Stillstand ist uns ein gut Teil der alten Theaterfreude abhanden gekommen. Wien verlor überdies hintereinander drei Bühnen: das Residenztheater, das Ringtheater, das Stadttheater. Die beiden letzteren starben den Feuertod. Aus dem Schutt des Ringtheaters stieg ein — Sühnhaus empor, zwischen den aufrechtgebliebenen Mauern des Kunsttempels an der Seilerstätte, welchen Laubes Namen mit einem rasch verfliegenden Schimmer umgab, rumort heute der bunte Troß von Coupletisten und Akrobaten, Excentrics und Luftkünstlerinnen, Soubretten und Equilibristen, Walzersängerinnen und gelehrten Vollbluthunden, womit Ronacher limited den Wienern die kleinen Sorgen verscheucht. Zur Zeit hat Wien für die Winterspielzeit sechs Theater: Burgtheater, Hofoper,

Deutsches Volkstheater, drei Vorstadtbühnen: Theater an der Wien, Carltheater, Josefstädter Theater.

Seit Oktober 1888, wo das Burgtheater aus dem engen, grauen, winkeligen, kärglichen Hause am Michaelerplatze, welches in den weitläufigen Komplex der kaiserlichen Burg hineingebaut war, in den Palast voll Luft, Licht, Prunk und Pracht am Ring übergesiedelt, verdient es eigentlich, streng genommen, seinen Namen nicht mehr, da es keinen Teil der Burg mehr bildet. Manche, welche dem Neubau, dem schönsten Schauspielhause der Welt jedenfalls, eine Reihe von glänzenden Mängeln herunterzählen, meinen, das neue Haus sei künstlerisch das Prachtgrab des alten Burgtheaters, andere wieder wollen behaupten, das Burgtheater sei schon geraume Zeit vor dem Umzug nicht mehr das alte gewesen. Und wir glauben, diese letzteren haben recht. Wir möchten in der neueren Entwickelung des Burgtheaters als Höhepunkt den 17. Februar 1876 festhalten — die Jahrhundertfeier. Es war ein hessischer Schullehrer und flotter Poet dazu, der hieß Franz Dingelstedt. Eines Tages wurde er Theatergewaltiger; zuerst herrschte er in Weimar, dann in München, zuletzt in Wien am Michaelerplatze. Seine dortige Herrschaft dauerte ein Jahrzehnt, das in mancher Hinsicht fruchtbar und insbesondere äußerlich glanzvoll für das Burgtheater gewesen. Doch dieser Glanz barg bereits die Keime langsamen Verfalls. Wie auch sollte der gesunde, künstlerische Charakter der damals noch ersten deutschen Bühne für das gesprochene Wort nicht geschädigt werden unter der Leitung eines Mannes, der einst zu Laube, dem das Theater alles war, gesagt hatte: „Ich glaube gar, Sie nehmen das Theater ernst!" Mit der Säcularfeier stand Dingelstedts Stern im Zenith; dann gings mählich abwärts. Ein schmerzliches Siechtum war dem Manne beschieden, aber sein Name besaß einen solchen Zauber, daß man ihn im Amte siechen und sterben ließ, was bis dahin noch keinem Burgtheater-Direktor vergönnt gewesen war. Am 15. Mai 1881 haben wir ihm das letzte Geleite gegeben; es war eine glanzvolle Totenfahrt. Aus der Regie-Collegiumzeit während seines Siechtums datieren jene ersten auch nach außen fühlbar gewordenen Schwankungen in dem Zielbewußtsein der Burgtheaterleitung, welche für das künstlerische Gleichgewicht des alten, vornehmen Kunstinstitutes von höchst nachteiligen Folgen sein mußten. Die Regisseure wuchsen über sich selbst und den todkranken Direktor hinaus und als Wilbrandt kam, war es zu spät.

Der Mann mit dem feinen, idealen Dichterkopfe hat den Direktorsessel sechs Jahre innegehabt, bis er ihm zu heiß geworden. Was ihm nach dieser Passionszeit an Talent übrig blieb, raffte er zusammen und entfloh in die Stille des Schaffens. Wilbrandt hatte den besten Willen mitgebracht und einen gebietenden Namen, aber er besaß weder Knochen, noch Nerven für das Amt. Dazu kam, daß er als weich angelegte Stimmungsnatur Anwandlungen von Starrsinn hatte, welche seine Feinde stark machten. Für die Enttäuschungen des Direktors boten ihm die Begeisterungen des Dichters keinen Ersatz: jeder Stich, der gegen den Bühnenleiter geführt wurde — und der Himmel weiß, seine angeblichen Freunde führten eine scharfe Klinge im Munde, von seinen Feinden gar nicht zu reden — traf den Poeten, und so wurde er schließlich um allen Arbeitsmut, alle Schaffensfreude gebracht. Sonnenthal, der zweite Ritter der Eisernen Krone des Burgtheaters — La Roche war der erste gewesen — ward mit dem Interim betraut, bis man nach langem Hin und Her Förster gewann. Dr. August Förster, ein Bühnenmensch mit Leib und Seele, der schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre die Kanzel mit der Bühne und die Kirchenväter mit den Lustspielvätern vertauscht hatte, war volle achtzehn Jahre Burgschauspieler gewesen, hatte darauf sechs Jahre das Leipziger Stadttheater geleitet, um dann als Societär des Berliner „Deutschen Theaters" in fast sturmsicheren Hafen einzulaufen. Da erinnerte man sich in Wien in bitteren Direktionsnöten, daß Förster in den siebziger Jahren mit La Roche, Sonnenthal und Lewinsky am Regietisch gesessen und damals für einen Regisseur gegolten hatte mit einem Direktor im Leibe. Allerdings, aber einem kurzlebigen, denn nach dreizehn Direktionsmonaten fanden sie am 23. Dezember verflossenen Jahres den Burgtheater-Direktor Förster droben im Gebirg beim Doppelreiterkogel tot, vom Schlage gerührt. Er war in den Armen jener gewaltigen Gebirgsnatur gestorben, die er so sehr geliebt.

Und wieder war das Burgtheater verwaist und ist es noch. Förster ist für das Burgtheater der Mann des Augenblicks nur gewesen. Er wußte aber Vertrauen zu erwecken in kritischer Zeit. Er erwies sich als ein Mann, der hinter den Kulissen mit seinesgleichen und auch höherstehenden zu leben verstand. Seine überlegene Bildung, sein Wissen, seine Bühnenerfahrung, seine glückliche Nüchternheit und sein sicherer Takt befähigten ihn zum schwierigsten: Schauspielern, die seine Kollegen und ihm künstlerisch überlegen gewesen, ein wirklicher Direktor zu sein. Er galt wenigstens dafür, denn unter ihm verlautete nichts über eine Burgtheaterpolitik der schwachen Hand, wie zu Wilbrandts Zeiten. Er hatte während seiner kurzen Regierungszeit manchen guten Anlauf genommen, dem Spielplan allerdings außer den zweifelhaft burgtheaterfähigen „Wilddieben" nichts Neues zugeführt, aber einige litterarisch vornehme Wiederaufnahmen und Neuszenierungen dankenswert zustande gebracht. Zu entscheidender That gebrach es ihm an Gesundheit und Zeit. Indes, wie er's gemacht, war unter dem anscheinend glatteren Flusse der Ereignisse gar manchem nicht gerade als besondere Hexerei vorgekommen und so ward mancher junge Ehrgeiz zweiten Ranges für die Nachfolge wach. Baron Alfred v. Berger, ein Sohn des bekannten Bürgerministers, ein Mann von Wissen, Geist, dichterischer Begabung und Geschmack — er hatte Stella Hohenfels, eine der jüngeren Naiven des Burgtheaters, geheiratet — saß, mit stiller Anwartschaft auf den Direktionsposten, seit zwei Jahren auf der eigens für ihn wiedergeschaffenen artistischen Sekretärs-

Digitized by Google

stelle des Burgtheaters. Förster tot, erwies es sich, daß er für Berger zu früh gestorben war. Beim Sprung nach der hohen Sprosse that Berger einen Fehltritt und fiel herab. Viele meinen freilich, sein Fehltritt sei die naive Heirat mit der Naiven gewesen, sonst wäre er am Ende doch „hinaufgefallen." Freilich eine regierende Frau Direktorin vor der Rampe des Burgtheaters wäre neu, gegen alle Überlieferung, ja, gegen alle Hausgesetze. Doch sei dem wie ihm wolle, heute heißt der artistische Sekretär des Burgtheaters nicht mehr Berger, sondern Max Eugen Burckhardt. Er ist ein ausgezeichneter Jurist und hat ein „Lied vom Tannhäuser" in zwölf Gesängen gesungen. Vermutlich will man ihn zum Direktor erziehen, aber wohl nur mit beschränkten Vollmachten.

Warum wir in diesen Personenfragen stöbern? Weil leider die Lage am Burgtheater eine solche geworden ist, daß die Sache hinter den Personen zurücktritt. Es war einmal der Stolz des Burgtheaters, ein Vorposten deutschen Schrifttums zu sein. Wann aber sollte es zu dieser bedeutsamen Sendung berufener sein, als gerade heute, wo die slawische Flut schwillt? Heute, wo die Zeit, künstlerisch und ästhetisch revolutionär, auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst nach neuem Ausdruck ringt? Daß draußen eine Bewegung gährt, welche neue Schläuche für ihren jungen Wein verlangt, im Burgtheater merkt man davon nichts; die heute dort stürmisch ausgegebene Parole „jung sein" — dies freilich flammend schmerzliche Wort für alternde Menschen und Institute — verhallt an der schimmernden Pforte des Burgtheaters. Ferne sei von uns, für jede dramatische Verirrung aus dem hohen Norden oder nach sonst fremdem Rezept im Schauspielhause des Kaisers in Wien Einlaß zu begehren; nicht jene Bewegung wollen wir im Burgtheater verspüren, welche die Kunst entgöttert und im Tempelsturm auf die Ideale frevelt, wohl aber jene, welche das köstliche Gefäß der Kunst mit dem edleren Zeitgehalte zu erfüllen bestrebt ist; nicht jener Wahrheit wollen wir im Musenpalaste am Wiener Franzensring geopfert sehen, welche um ihres Dogmas willen das Leben zur Fratze macht, sondern jener, welche, aus dem Leben schöpfend, nach den ewigen Grundsätzen der Wahrheit und Schönheit in der Kunst ausgestaltet; nicht jener Jugend endlich wollen wir überhaupt das Wort geben, welche, betaumelt vom jungen Wein der Zeit, der auf Schutt und Gräbern gewachsen — und solcher Gräberwein, meint ja eine tiefsinnige morgenländische Sage, berausche am heftigsten — den Abbruch alles bestehenden fordert, wohl aber jener, welche in heilige Zornesgluten ausbricht, wenn die Welt wieder verfinstert werden soll. Man schelte mich immerhin einen Schwärmer, aber ich verzweifle an dieser Jugend nicht. Ich habe den Glauben an die Zukunft der deutschen Kunst, denn auch für sie ist der Kyffhäuser entzaubert worden. Gerade in der dramatischen Kunst dürfte sich jene ungestüme Richtung, welche in der Höchststeigerung des Anschauungsvermögens ihr Rampenglück zu finden sucht, in dem Maße mählich abklären, als das Leben in Deutschland sich in immer reicheren, mannigfaltigeren Gestaltungen ausringen und vertiefen wird.

Das Burgtheater mußte die führende deutsche Bühne, auch der Zukunft, bleiben, wenn Wien geblieben wäre, was es gewesen. Dieser Traum ist dahin und wird selbst mit Groß-Wien nicht wiederkehren. Zu viel kehrt sich gegen Wien und nicht alle Völker dieses Reiches haben ein Herz für dieses Herz des Reiches. Aber das Burgtheater soll und kann eine deutsche Musterbühne sein, an welcher keine Phase der dramatischen Kunstbewegung spurlos vorübergeht. Von einer höheren dramatischen Versuchsanstalt kann da nicht die Rede sein, Grundbedingungen und Charakter des Kunstinstitutes am Franzensring wären damit unvereinbar, aber das Burgtheater hat künstlerisch auf der Hochwart zu stehen und sein Auge auf alle Neuheiten der dramatischen Hervorbringung zu richten. Dies hat es seit geraumer Zeit nicht gethan. Freilich muß man mit diesem Versäumnis insofern nicht zu hart ins Gericht gehen, als die inneren Erschütterungen, welche das altbewährte Institut diese letzten Jahre durch den Wechsel in der Leitung und den Umzug heimgesucht, die alte Elastizität, die Stetigkeit der Entwickelung beeinträchtigen mußten. Dazu kam der leidige, aus Schauspielerkreisen genährte „Streit um das Haus," der, mit unerhörter Leidenschaftlichkeit geführt, nicht allein die Gemüter verbittert, sondern auch das Ansehen des Burgtheaters nach außen empfindlich geschädigt hat. Ich habe da keinerlei Partei zu ergreifen, denke mir aber, daß man sich eines Tages nicht ohne eine gewisse Empfindung der Scham der Mittel wenigstens, womit dieser Streit geführt worden, erinnern wird.

Gewiß ist seit dem Umzug ins neue Haus viel gearbeitet, aber auch viel gestritten worden. Wir haben uns in den letzten Jahren von Berlin, München, Dresden in Neuheiten ganz beschämend überholen lassen. Mit Echegaray hat man sichs an „Galeotto" genügen lassen, Ibsen ist seit seiner „Nordischen Heerfahrt" (unter Dingelstedt) nicht mehr im Burgtheater erschienen, von den beiden draußen bereits bekannten Stücken, welche Wilbrandt seit seiner „Flucht" aus Wien geschrieben, taucht eben erst der „Unterstaatssekretär" auf dem Spielplane auf, während der „Meister von Palmyra" wieder außer Sicht geraten ist; Wildenbruch bleibt seit dem Achtungserfolge von „Väter und Söhne" unbeachtet, Voß, für dessen kranke Muse sich freilich nicht jedermann zu erwärmen vermag, der demungeachtet immerhin eines Versuches wert ist, hat sich bis jetzt nicht auf dem Burgtheaterzettel gezeigt, Jaffés „Bild des Signorelli" hat man — wenn ich nicht irre — abgewiesen. Von den jungen Stürmern, welche sich vorläufig auf der „Freien Bühne" austummeln, will ich selbstverständlich gar nicht reden, sie sind ja nicht burgtheaterfähig. Doch welches ist obigen Versäumnissen gegenüber die Kunstbilanz des Burgtheaters seit siebzehn Monaten? Welche wirkliche Neuheiten kann es auf sein künstlerisches Haben schreiben? Wie oft hat in diesem Zeitraume das kaiserliche Schauspielhaus am Franzensring eine

Digitized by Google

Erstaufführung eines überhaupt noch nicht aufgeführten Stückes gebracht? Will man's abzählen, so verbraucht man nicht einmal die Finger einer Hand. Mit dem Hebbelschen „Ring des Gyges," dem „Bruder Hanns" von Karlweis und den „Wilddieben" ist diese Liste — ich glaube mich nicht zu irren — erschöpft. Und diese Aufführungen fallen in die vorletzte, nicht in die heurige Spielzeit. Sonst haben wir etwas Lindau und ziemlich viel Blumenthal, auch ein wenig Schönthan und zuguterletzt — vorige Woche — noch die Sardou-Deslandes'sche „Schwiegermama" gehabt. Aus dem tragischen Archiv wurde einiges mit Glück hervorgeholt, nachdem die Neubesetzung des „Lear" mit Sonnenthal in der Titelrolle die heurige Spielzeit unter günstigen Auspicien eingeleitet hatte.

Wie glücklich ist Ihr Berliner Theaterplauderer! Nicht allein, weil er allemal das Rechte trifft, sondern weil er auch immer etwas wirklich Neues unter das Skalpel — ich wollte sagen, die Feder bekommt. Der Mann, grundtüchtig in seinen sittlichen und ästhetischen Anschauungen, ein Schönheits- und Wahrheitsbekenner, hat beispielsweise den „beiden Leonoren" Lindaus in diesen Blättern Herz und Nieren geprüft — ich habe kein Wort hinzuzufügen, höchstens, daß die Schlußszene des ersten Aktes mit dem geflügelten „Pfui . . . wie reizend" Frau Leonorens bei der Lektüre eines gepfefferten „verheirateten" Moderomanes auch in Wien entsprechend gewirkt und Fräulein Reinhold, ein wunderschönes Stück Jugend des Burgtheaters, als Lorchen in der nicht minder bekannten Parallelschlußszene des zweiten Aktes selbst die Herzen der Antisemiten gewonnen hat, die sie zehn Wochen früher als Grillparzers toledanische Judendirne angeblich in sittliche Wallung versetzt hatte. Soll ich Ihnen über Blumenthals „Zaungast" berichten? Der Titel hätte sehr neugierig gemacht, wäre das Stück nicht längst bekannt gewesen. Man kennt ja die Findigkeit und die Behelfe des stückeschreibenden Direktors des Lessingtheaters; sie versagen selten, der Mann weiß sein Rezept und findet sein Gutes wo immer. Johannes-Sonnenthal ist eine Burgtheaterfigur ersten Ranges, aber den Schluß des Lustspiels vermochte sie doch nicht zu retten. Den Lebemann des Stückes, Baron Rohnsdorff, spielt Hartmann wahrhaft im Fichtnerschen Geiste und die Damen Reinhold, Schratt und Kola geben einen schönen Dreiklang. Über die „Schwiegermama" von jenseits der Vogesen möchte ich möglichst diskret sein; ich habe das Stück nicht amüsant genug und die Titelträgerin desselben, Frau Gabillon, bekanntlich die im Pointieren geistvollste deutsche Schauspielerin, nicht jung genug gefunden; ich glaube, in den Zwischenakten ist das Stück am unterhaltendsten, ich besuche jedoch die Kulissen nicht. Zwei Figuren kommen im letzten Akte vor, zwei Duellzeugen, die sich gründlich erkältet haben; sie sind echt Sardou und bereiten solchen, welche die Influenza ohne Nachwehen überstanden haben, komisches Behagen. Sonst ein leerer Abend, den selbst die Burgtheaterkünstler, die Derartiges sonst immer noch erstaunlich zu retten wissen, nicht auszufüllen vermögen.

Dafür sind die tragischen Abende vollwichtig gewesen, insbesondere „Lear" und die „Makkabäer." Sonnenthal hatte als tragischester aller Könige einen schweren Stand; er hatte gegen Anschütz und auch gegen den mächtigen Eindruck anzukämpfen, den Edwin Booth in Wien zurückgelassen. Wenn er denn unter solchen Umständen den besten, ergreifendsten Lear auf die Beine stellte, den das Burgtheater in der letzten Periode gehabt hat, darf man ihm ein besonders warmes Wort dafür sagen. Sein Höhepunkt war natürlich das Erwachen Lears im vierten Akt und die rührende Szene mit Cordelien. Der zweite tragische Neuabend war Grillparzers „Jüdin von Toledo" gewidmet. Dingelstedt hatte vor nahezu siebzehn Jahren als, wenn auch nicht berufener, poetischer Testamentsvollstrecker die Nachlaßtragödie des Don Alfonso von Kastilien und der Rahel von Toledo zum erstenmale gebracht. Förster erweckte die Jüdin wieder aus ihrem archivalischen Scheintode; das Experiment glückte, sie lebt und atmet im vollen Jugendreiz der schönen Reinhold. Am dritten Abende vernahmen wir den Kriegshornruf des Judah Makkabäus, den das Burgtheater seit elf Jahren nicht mehr gehört hatte. Nun erdröhnte er wieder zu dem Flammenworte: „Der Herr ist Gott allein!" Trotz all ihren offen zu tage liegenden und oft gerügten Mängel ist Otto Ludwigs Makkabäertragödie ein Werk voll idealer, hoher Kraft, hie und da geradezu von poetisch luftreinigender Wirkung. In den beiden Gipfeln Lea und Judah flammt die Herrlichkeit des Stückes aus; Frau Wolter und Herr Robert standen, von düsteren Gluten angestrahlt, hoch oben auf der Höhe ihrer Aufgaben. — Die heurige Spielzeit hat nur noch den Neun- und Blütenmonat vor sich, ihre beste Zeit ist verbraucht. Noch stehen wir im Interim, aber kaum mehr lange. Während Sonnenthal, der Zwischenregent, draußen im Reich Lorbeeren, Blumen und Orden einheimst und daheim am Franzensring die sechs Regisseure am Werke sind, wird in der Stille, welche sich seit Wochen über die Direktionsfrage hingebreitet, eine . . . Überraschung reif. Wien wird vielleicht plötzlich einen provisorischen Burgtheaterdirektor bekommen haben, dessen Namen weder in Kürschners Litteratur-Kalender noch in Entschs Theateralmanach zu finden ist. Dieser Name ist von mir bereits im Verlaufe dieser Zeilen ausgeplaudert worden. Hier möge erwähnt werden, daß der Generalintendant ein feinsinniger Mann, Liebe und Verständnis für das Theater besitzt und ein ausgezeichneter Musikkenner ist.

Eine schöne Wiener Bürgerthat ist die Gründung des Deutschen Volkstheaters im Weghuberpark gewesen. Sein Name ist sein Programm. Und selten wurde ein Theaterprogramm mit so allgemeiner Sympathie begrüßt wie dieses. Dem Burgtheater ist vieles versagt, was eine andere auf der Höhe der Aufgabe stehende Schauspielbühne, frei von allen jenen Fesseln, in welche Etikette, Vorurteil und auch schuldige Rücksichtnahme ein kaiserliches Theater schlagen, sich erlauben kann. Da entsteht dann allemal im Theaterleben einer Groß- und Residenzstadt eine recht fühlbare Lücke, welche in Wien seinerzeit

Digitized by Google

das Stadttheater unter Laubes Leitung glänzend ausgefüllt hat. Später freilich verkümmerte dieses Theater und kam in jeder Hinsicht, auch in künstlerischer, ins Darben. Als es dann in Flammen aufgegangen, empfand man seinen Verlust schmerzlich, so geringen Anforderungen das anfangs so zielbewußt geleitete Institut in der letzten Zeit auch entsprochen haben mochte. Für das verlorene Stadttheater ist das Volkstheater mit einem ausgesprochen deutschen Programm eingetreten, worin, wie es einer Volksbühne im höheren Sinne zukommt, die Klassiker ausgiebige Berücksichtigung zu finden haben. Das Theater hat jetzt eine siebenthalb-monatliche Spielzeit hinter sich und vortreffliche Geschäfte gemacht. In wie weit es freilich in diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraume seiner künstlerischen Aufgabe nahe gekommen ist, verträgt vorläufig noch keine strengere Prüfung. Man hat im Weghuberpark viel und rührig gearbeitet und so ziemlich alles gespielt, was mit Aussicht auf äußeren Erfolg unterlief und dabei einen oder den anderen Treffer gemacht. Man hat mit Anzengruber angefangen und ist eben bei Ibsen angekommen, dessen vom Stadttheater in Wien bekannte „Stützen der Gesellschaft“ jetzt auf dem Zettel stehen. Das Volkstheater ist bis heute die einzige Wiener Bühne, welche ein Stück von Richard Voß gebracht, nämlich „Eva;“ im übrigen hat man es, geradeso wie im Burgtheater, mit Lindau, Blumenthal und Schönthan mehr oder minder erfolgreich versucht, bisweilen auch Zeit und Mühe auf ohne Not Aufgewärmtes, wie die „Bluthochzeit,“ die „Rantzau,“ die alberne Posse „Der Strohmann,“ vergeudet; von den Klassikern ist bis jetzt Schiller erschienen; Herrn v. Werthers „Kriegsplan,“ eine ältere Novität, hat Glück gemacht. Künstlerisch ist das Volkstheater bis nun seinem Ideale am nächsten gekommen mit Anzengruber, wirtschaftlich mit dem inzwischen auch nach Berlin verpflanzten exotischen Effektstücke die „Hochzeit von Valeni,“ welches Ganghofer einem rumänischen Romane Brociners aus dem Leibe geschnitten hat.

Ein Theater für Anzengruber hätten wir denn, aber Anzengruber haben wir nicht mehr. Auf einem der Deckengemälde, womit Maler Veith den Zuschauerraum geschmückt, sehen wir den heimgegangenen Dichter, wie er mit Raimund und Nestroy der Volksmuse huldigt. Es wird dies für das Volkstheater eine unablässige Mahnung an seine Anzengruber-Pflicht sein, aber zu weit möchten wir diesen Kult doch nicht getrieben sehen, denn die Lebenden fordern ihr Recht. Man hat bis jetzt im Weghuberpark fünf Stücke von Anzengruber gespielt, bringt man noch den „Meineidbauer“ und das „Vierte Gebot,“ so soll man sich's daran genügen lassen; nach dieser Richtung hin ist dann der Spielplan gestützt, er braucht aber noch andere Stützen. Das Theater hat im September mit einer wirklichen Neuheit von Anzengruber dem „Fleck an der Ehr'“ eröffnet. Das Stück ist inzwischen auch in Berlin vor die Rampe gekommen. Eine junge Bäuerin, welche als Mädel in der Stadt gedient, wegen eines angeblich verübten Diebstahles im Strafhause gesessen und dies ihrem Manne verschwiegen hat — dies ist der „Fleck an der Ehr'.“ Der Strolch und Gewohnheitsdieb Hubmayr weiß darum, daraus die Verwickelung. Das Stück zeigt den echten Anzengruber an vielen Stellen, insbesondere in der Zeichnung des Hubmayr, der, gut gespielt, das Ganze allein über Wasser hält, vollwichtig aber ist es nicht. Martinelli, der klassische Wurzelsepp, wird mit dem Löffeldieb Hubmayr und seinem absonderlichen Sozialismus nicht minder gut fertig. Mit ihm bilden Tyrolt und das Komiker-Trio Greisegger, Langhammer und Russel den männlichen Kern der Anzengruber-Truppe; mit dem weiblichen steht's minder gut, Frau Berg ragt hoch über die anderen.

Marco Brociners Roman aus Rumänien „Jonel Fortunat“ hat Ganghofer den dankbaren Stoff zu dem Boulevardstück „Die Hochzeit von Valeni“ geliefert. Der Romanschreiber hat darin Bojarentum, Beamtentum, Bauerntum und Judentum geschildert, der Dramatiker hat das letztere ins Zigeunerische übertragen. So ist die Jüdin Lea die Zigeunerin Sanda geworden. Die deutsche Bühne hat nicht viele äußerlich so packende Stücke wie dieses rumänisch-zigeunerische Wirkungsdrama, aber damit ist auch alles gesagt. Mit der kritischen Sonde darf man diesen Erfolg nicht messen, denn da stößt man alsbald auf seichten Grund; eine feinere Empfindung wird sich weder mit den Motiven, noch mit deren Verwertung befreunden können und was selbst die Mache an sich anbelangt, vermag man nur den vierten Akt gelten zu lassen, obwohl das „Gift“ im zweiten Akte steckt; der letzte ist einfach ein Unfall. Über die Handlung des Stückes ist in Berliner Blättern eingehend berichtet worden, was aber nur von Wien aus berichtet werden kann, ist das Spiel der Sandrock als Sanda. Adele Sandrock, eine Tochter der berühmten holländischen Schauspielerin, hat blutjung die Meininger-Schule durchgemacht, spielte im „Deutschen Theater“ und kam von dort über Budapest, wo sie einen ihrer Romane erlebte, nach Wien. Ihr Gastspiel am Wiedener Theater als Iza lenkte die Aufmerksamkeit auf sie und plötzlich stand die junge Holländerin hellbeschienen da. Nach ihrem eigenen Geständnisse ist die darstellende Verkörperung Shakespeare'scher Frauengestalten von jeher ihr Ideal gewesen; nun — auf dem Volkstheater wird sie sich vorläufig mit andern „Idealgestalten“ begnügen müssen. Sie hat bisnun dort die Sanda und die Eva geschaffen. Sie scheint von jenen Schauspielerinnen, die mit ihren Aufgaben wachsen; das dämonische, sprunghafte, nervöse, zugreiferische ihres starken Talentes, Pose und Technik verweisen sie vorläufig auf das französische Drama oder das exotische Genre; als Russin im „Letzten Wort“ war sie nicht übel, als Amerikanerin in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ wäre sie vielleicht weniger am Platze gewesen. Bei aller schauspielerischen Unfertigkeit ist sie künstlerisch ein Individuum, hat Temperament, Nerven und Blick. Sie ist nicht gerade hübsch, besitzt aber eine pikante Anmut, ein sprühendes, stahlblaues Auge und ein klares, in schöner Altlage ausgeglichenes Sprechorgan mit einzelnen

kleinen kristallinischen Härten, die nicht ohne Reiz für das Ohr sind. Sie fehlt dem Burgtheater, welches auch ihr fehlt. Ihr Partner im Talent ist vorläufig Herr Weiße, welcher den rumänischen Staatsanwalt Tschuku leidenschaftlich zu beleben wußte.

Freilich muß er nunmehr vor einem berühmten Gaste zurücktreten, vor dem viel gewanderten, unbeständigen Mitterwurzer, welcher vor Jahren aus dem Burgtheater hinausmanövriert wurde und seitdem das bitter-süße Brot des künstlerischen Wandererfolges, bis in den far west gegessen hat. Mitterwurzer hat bis jetzt am Volkstheater den Tschernitschew im „Kriegsplan" und den Konsul Bernik in den „Stützen der Gesellschaft," diesem herben Kampfstück gegen die Lüge, gespielt. Wer ihn seit Jahren nicht gesehen, staunt über die Widerstandsfähigkeit dieses unverwüstlichen Talentes. Gastspieler spielen sich gewöhnlich am Virtuosentum zu schanden, bei Mitterwurzer ist das Gegenteil der Fall, es scheint heute seines Talentes sicherer als früher. Wir kannten ihn vordem nicht so maßvoll und fest im Umriß. Er spielt mit seiner Rolle, wie ein geschmeidiges Raubtier mit seinem Jungen; holt er zum Sprung aus, so packt er seine Beute sicher; diese Beute aber ist das Publikum und das Haus erdröhnt von Beifall. Im Kolorit, wie er die Farben seiner Rolle zu mischen weiß, ist er heute auf der deutschen Bühne fast unerreicht; manches — allerdings auch in der Bewegung — hat uns an Booth, den verblüffendsten und doch berechnendsten aller Darsteller, erinnert. Ibsens mannhaftes, herzhaftes Stück hat mit Mitterwurzer eine ganz andere Wirkung zuwege gebracht, als vor zwölf Jahren am Stadttheater. Freilich hat man sich heute ganz anders in Ibsen hineingewöhnt. Die „Frau vom Meere" steht bereits auf dem Spielplan des Volkstheaters; vielleicht folgt der ganze Reigen mit der „Wildente," den „Gespenstern" und „Rosmersholm." Ganz gut, der allzu vergötterte Norweger soll endlich auch in Wien voll zu Wort kommen, die Wiener, ein gesundes Publikum, was man auch sagen mag, werden ihr Urteil fällen, was für die Gesundung des Ibsen-Kultes immerhin ins Gewicht fällt. Vielleicht kommen dann auch deutsche Dichter, wie Fitger, Saar und andere im Volkstheater zu Ehren.

Unsere Vorstadtbühnen, welche alle drei ein gutes Jahrhundert hinter sich haben, mußten im Laufe der Zeit große Wandlungen erfahren. Das bewegliche Element der Posse und des Wiener Volksstückes hat sich auf all diesen Brettern getummelt, irrig wäre es jedoch anzunehmen, daß die Vorstadttheater ausschließlich diesen dramatischen Gattungen gewidmet gewesen. So erblickte Mozarts „Zauberflöte" im Theater an der Wien, als diese Bühne noch im großen Hofe des Starhembergischen Freihauses ihr Heim aufgeschlagen hatte, das Rampenlicht, so war das Josefstädter Theater bis zur Mitte dieses Jahrhunderts eine Pflegestätte der Oper und des klassischen Dramas, so hatte selbst das Carltheater, diese klassische Wiener Volksbühne, eine Glanzzeit für das französische Sittendrama. Dem Range nach ist heute das Theater an der Wien die erste Vorstadtbühne. Seit anfangs der Sechziger Jahre die Operette ihren Weltzug angetreten, ist dieses Theater eine der Hauptstationen der leichtgeschürzten Muse geblieben; nennt man die Namen Offenbach, Strauß, Millöcker, Suppé, Marie Geistinger, Rott, Swoboda, Friese, Girardi, dann wird eine klingende, blühende Welt heiteren Theatergenusses selbst in den weltscheuesten Herzen lebendig. Dann plötzlich schwieg der Finkenschlag des leichten Lebens und das ernste Drama kam zur Sprache; Anzengruber hatte das Wort; Wien erwärmte sich an des Dichters Humor, es erbebte, als seine Standreden wie Flammen aufschlugen. Hierauf kam ein Pariser Zwischenspiel: Sarah Bernhardt schluchzte ihr Pathos und schnellte ihr pfeilscharfes Wort von der Sehne, eine Weile noch und die Meininger tragierten und inszenierten, die Münchener Bauernspieler, diese Mundart-Meininger, gastierten, das köstliche Grillengezirpe der spanischen Estudiantina ertönte, bis mit einem Male wieder das Wiener Singspiel die Walzerfiedel strich und Wiener Leben wieder aus allen Poren lohte. In den Erfolg der gegenwärtigen Spielzeit haben sich das französische Sittenbild — der berüchtigte „Fall Clémenceau" — wobei die Sandrock ihr Talent entdeckte und von Frau Wilbrandt-Baudius so genial bemuttert wurde, dann Millöckers „Armer Jonathan" mit dem sprühenden Wittmann-Bauerschen Texte und schließlich die Münchener zu teilen. Das Theater hat mit diesen drei bekannten Größen ganz ausgezeichnete Geschäfte gemacht, für den Plauderer bieten sie jedoch absolut nichts Neues. In dem heurigen Kampfe zwischen Drama und Operette, hat schließlich die letztere gesiegt und so wurde Sudermanns „Ehre" auf den Herbst zurückgelegt; Girardi dürfte einen prächtigen Vater Heinecke abgeben. Die Münchener packen soeben ihre Koffer; gewiß, ihr tadellos geschultes Zusammenspiel, in welchem es von echtem Talent blitzt und funkelt, ihre Frische, Lebenstreue und Unmittelbarkeit muten künstlerisch an; in Ehren wie sie spielen, aber was sie spielen, ist im Grunde genommen immer dasselbe, mag es auf Ganghofer, Neuert oder Schmid lauten, dürftig dem geistigen Inhalte nach, der „Herrgottsschnitzer" freilich ausgenommen. Wo Anzengruber das Wort gehabt, schrumpft diese Bauernschreiberei zusammen; Respekt oder vor solcher Bauernspielerei, sie hat ihr Gutes wie die Bauernmalerei, aber nicht zu viel davon!

Das wienerisch echteste Theater ist seit seiner Gründung — vor 109 Jahren — das Carltheater gewesen. Hier schuf Laroche den „Kasperl" und Hafenhut den „Thaddädl," diese beiden Grundtypen der Wiener Volksbühne. Hier lebte und webte Raimunds Genie, hier spielte die Krones, hier gewannen Nestroy und Scholz ihre große Popularität, welche sich teilweise auf Matras und Blasel vererbte. Über diese Bretter gingen, wenn auch nicht ausschließlich, die Possen, Lebensbilder und Soldatenstücke eines Nestroy, Elmar, Berla, Kaiser, Langer, Berg, Musenkinder, die man nicht über die kritische Achsel anzuschauen braucht, denn Nestroy und Elmar waren Dichter. Keine Wiener Bühne vielleicht hat das Auf und Nieder des

Theaterlebens und der Volksgunst berauschender und auch bitterer erfahren, als das Theater in der Leopoldstadt. Es hat seine vollen Operettenerfolge gehabt — die anmutige Mayerhoff ist unvergessen — seine tragischen Abende mit Clara Ziegler, welcher das Burgtheater verwehrt war, sittendramatische Zeiten unter Ascher und Jauner; italienische Stagioni schlugen hier ihr Zelt; Tausendpfundtriller schmetterten und Nachtigallenschlag ertönte aus den goldenen Kehlen vergötterter Sängerinnen. Dann kamen schwanke und trübe Zeiten, ein bunter, internationaler Troß trieb sich auf dieser altberühmten Wiener Bühne herum: französische und englische Schauspieltruppen kamen und gingen, ausgediente Bühnengrößen lagen da in den letzten Zügen ihrer Kunst, verblaßte Berühmtheiten zeigten ihre nicht immer schönen Reste, die wunderlichsten Behelfe wurden herbeigezogen: Leona Dare spannte ihr Seil, die Goldfliege Grigolatis durchschwirrte die Luft, kurz, alles wurde versucht, nur Barnum und Hagenbeck mit seinen Löwen nicht. Heute ist nach tiefem Verfall wieder eine bessere Zeit gekommen. Direktor Blasel schlägt sich durch; ein gutes Volksstück „Einer vom alten Schlag" von Chiavacci und Karlweis hat Glück gehabt. Die Gattung ist eigentlich seit Jahren die Besonderheit des Josefstädter Theaters, wo Blasel mit den „Gigerln" wohlhabend geworden ist. Es gibt dort bisweilen recht derbe Kost, aber die Leute „vom Grund" haben einen guten Magen. Gespielt wird zumeist ganz vortrefflich, es verirrt sich jedoch selten ein Fremder in jene Gegend, wo der dramatische „Heurige" verschenkt wird. Die „Schrammeln" mit ihrem lustigen und wehmütigen Sang und Spiel sucht der Fremde, vielleicht mit Recht, viel lieber auf. Wien lacht und weint in ihren Weisen. Mein herzliebes, herzgutes Wien!

Wien, Ende März.

Segen des Mansfelder Bergbaues!

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Der alte und vielgeehrte, heute freilich auf den Aussterbeetat gesetzte preußische Thaler mit der schönen Rundschrift: „Segen des Mansfelder Bergbaues" ist wohl in allen deutschen Gauen wohlbekannt. Weit weniger bekannt aber ist, daß das Silber nur ein Nebenerzeugnis des Mansfelder Bergbaues, daß dessen Hauptprodukt das Kupfer ist, ja daß, abgesehen von der überlegenen Produktion Spaniens, die Mansfelder Werke den Löwenanteil nicht nur der deutschen, sondern der Kupfererzeugung ganz Europas liefern.

Bis in das XII. Jahrhundert reichen die ältesten Kunden über den Bergbau in der einstigen „Grafschaft Mansfeld" zurück. Die Chronisten wissen zu berichten, daß schon im Jahre 1199 zwei wackere Bergleute, Nappian und Neucke, bei Hettstedt Kupfer gefunden haben und daß 1215, nach anderen freilich erst 1364, die Grafen von Mansfeld, „Unsere und des Reiches Lieben, Getreuen," von ihrem kaiserlichen Herrn mit dem Recht des Bergbaues belehnt worden seien. Sehr bald gewann der Abbau einen ansehnlichen Umfang, alle Nachrichten aus dem XV. Jahrhundert erzählen von seiner ungemeinen Blüte und Ergiebigkeit. Die Grafen von Mansfeld waren indessen, wie dies bei hohen Herren manchmal so geht, nicht nur tapfere Kriegsleute, sondern auch herzlich schlechte Finanzmänner: sie hielten die Quelle ihres Reichtums schier für unerschöpflich und wirtschafteten demgemäß. Bei den häufig wiederkehrenden augenblicklichen Verlegenheiten wurden einzelne Gruben und Hütten verpfändet, bald spaltete sich nach damaligem Gebrauch der gräfliche Besitz auch in mehrere Linien, zeitweise teilten sich sogar fünf Herren in die vorhandenen 95 „Feuern," und es fehlte nicht an Zwist und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Besitzern. Im Jahre 1570 hatte die gesamte Schuldenlast der Grafen bereits die für jene Zeit ungeheure Summe von $2^1/_2$ Millionen Gulden erreicht, und es schlugen sich jetzt die Oberlehnsherren — Kursachsen und das Erzstift Magdeburg — ins Mittel und verhängten die Sequestration; damit hörten die Grafen thatsächlich auf zu regieren, sie wurden mediatisiert und blieben es, bis das altberühmte Geschlecht im Jahre 1780 ausstarb. Inzwischen hatte der unselige 30jährige Krieg dem Bergbau die schwersten Wunden geschlagen, ja derselbe war schließlich in jener Zeit des Jammers und des Elends fast ganz erloschen. Als man nach dem westfälischen Frieden an seine Wiederbelebung dachte, zeigte sich der trostloseste Verfall: die Stollen und Schächte waren allenthalben unbenutzbar geworden, die Gläubiger des Bergbaues, unter denen der Rat der Stadt Leipzig in erster



Ernstschächte bei Helbra (von der Halde aus).

Der Obersteiger prüft den Fahrschein.

Linie stand, verweigerten die nötigen Vorschüsse zur Inbetriebsetzung — es blieb endlich nichts übrig, als den Bergbau dergestalt freizugeben, „daß jedermann, in- und ausländisch," wie es in dem Freilassungspatent heißt, „gleichwie auf anderen Bergstätten, das Bergwerk muten, bauen, allenthalben frei einschlagen, schmelzen, die Kupfer saigern und ohne Auflage und Beschwerung frei verkaufen könne."

Die guten Wirkungen dieses freilich etwas gewaltsamen Entschlusses blieben nicht aus. Es bildeten sich unter Hinzutritt der alten Gläubiger fast sofort eine Anzahl Gewerkschaften, welche die Ausbeute der nunmehr schuldenfreien Werke energisch in die Hand nahmen und sich bald — teils durch die Benutzung einer gemeinsamen Entsilberungshütte, teils durch gemeinsamen Kohlenbezug — enger aneinander anschlossen. Nicht lange und sie einigten sich zu einem teilweise gemeinsamen Betriebe, durch den unter anderem der Bau des gewaltigen Schlüsselstollens, welcher heute in einer Länge von 33,9 km die große Wasserabfuhrader der Werke nach der Saale bildet, angebahnt wurde.

Die politischen Umwälzungen spiegelten sich inzwischen stetig auch in der Ausgestaltung des Mansfelder Bergbaues ab. Durch den westfälischen Frieden hatte Kurbrandenburg das reiche Erbe des Erzstiftes Magdeburg und Halberstadt angetreten, vorübergehend fiel dasselbe dem Königreich Westfalen von Napoleons Gnaden zu, dann einte endlich der Wiener Friede das ganze Gebiet unter preußischer Oberhoheit. Im Jahre 1852 konsolidierten sich sämtliche einzelne Gewerkschaften endgültig zu einer „Mansfeldschen Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft," welche zehn Jahre später die Verwaltung ihrer Berg- und Hüttenwerke aus den Händen des Staates selbständig übernahm.

„Kupferschiefer bauend" nennt sich die Gewerkschaft. Unser Mansfelder Bergbau ist nicht in der glücklichen Lage, das fast gediegene Erz aus den Tiefen der Erde zu Tage fördern zu können, wie es sich etwa in großen Mengen an dem Oberen See in Nordamerika oder in den chilenischen Werken findet; es ist auch kein reiches Erz, wie etwa das Rotkupfererz von Cornwallis und aus den südaustralischen Burraburragruben, welches fast 89 % Metall, oder wie der Kupferkies von Falun, der über 30 % führt — der Gehalt der Mansfelder Kupferschiefer beträgt durchschnittlich nicht mehr als höchstens 3,5 % Kupfer und 0,021 % Silber. Mit anderen Worten: aus einer Tonne Kupfer-

schiefer zu 1000 kg gewinnt man durch den Verhüttungsprozeß ungefähr 30—34 kg Kupfer und aus 1000 kg Kupfer erst wieder 5 % Silber.

Und doch sandten die Werke von Mansfeld im Jahre 1888 nicht weniger denn ca. 14000 Tonnen, die Tonne zu 1000 kg Kupfer und 80000 kg Silber im Werte von zusammen rund 21 Millionen Mark auf den Weltmarkt! Fast 500 Millionen kg „Minern," d. h. Schiefer mußten gelöst, zum Tageslicht emporgehoben und verhüttet werden, um dieses Resultat zu erzielen.

An der Südost- und Ostseite des Harzes, in der Gegend von Hettstedt, Mansfeld und Eisleben, den beiden Lutherstädten, erstrecken sich die kupferschieferführenden Reviere in weiter Ausdehnung. Das eigentliche Schieferflötz lagert oberhalb des sogenannten „Rotliegenden," einer mächtigen Sandsteinformation, in sehr wechselnder Tiefe; am Rande, an den Stellen weniger tiefer Lagerung, wo die Gewinnung leichter, konzentrierte sich ehedem der Bergbau, und erst in neuerer Zeit stieg man weiter in den Schoß der Erde hinab und ist heute mit einzelnen Schächten bis über 400 Meter Tiefe vorgeschritten — weit über doppelt so tief, als die Höhe des Kölner Domturmes beträgt. Das Flötz selbst, dessen nutzbare Mächtigkeit zwischen nur 7 und 13 cm schwankt, besteht aus schwärzlichem, bituminösem Mergelschiefer von ziemlicher Festigkeit; nur ausnahmsweise sind die fein eingesprengten Erzteilchen in ihm dem bloßen Auge anders als durch einen allgemeinen metallischen Schimmer erkennbar, häufiger und klarer dagegen fossile Fischreste in ihrer originellen Zeichnung. Oberhalb des Flötzes, welches sich als ein Glied der Zechsteinformation charakterisiert, lagert im wesentlichen Gips, über diesem Sandstein, auf den sich endlich die Dammerde aufsetzt. In der Regel durchfährt der Bergmann — es ist das für die oft eigenartigen Verhältnisse des Mansfelder Bergbaues kennzeichnend — beim Niederbringen eines Schachtes nacheinander Dammerde, Sandstein und Gips. In den mächtigen Gipsablagerungen nun finden sich fast überall gewaltige „Schlottenzüge," weit ausgedehnte Hohlräume mit großen Wasseransammlungen — unterirdische Bassins gleichsam, welche dem Bergbau mannigfache Schwierigkeiten bereiten. Bei dem Schachtabteufen nämlich, wie auch an den Störungen der regelmäßigen Gesteinsablagerungen dringen diese ungeheuren Wassermassen nur allzuleicht in die Baue ein und nötigen — um ein gänzliches



Ablassen des Kupfersteins (Kochhütte bei Helbra).

„Ersaufen" zu verhüten — zur Verwendung von **Wasserhaltungsmaschinen** im allergrößten Maßstabe. Wir werden davon noch zu hören bekommen. Die Schlottenwasser führen in der Regel salziges Wasser, neuerdings ist bei dem Durchbruch in einem Schacht sogar eine stark gesättigte Sole aufgetreten: es ist daher die Annahme wohl gewiß, daß die Schlottenräume ursprünglich mit Steinsalz gefüllt waren und daß diese Steinsalzausläufer einem größeren in dem Mansfelder Gipse abgelagerten Stocke zugehören.

Während die Förderung durch intensiveren Betrieb gegenüber früheren Zeiten quantitativ mächtig angewachsen ist, hat sie sich gegen frühere Zeiten örtlich wesentlich beschränkt, da eine größere Anzahl nicht lohnender Abbaustellen aufgegeben wurde. Immerhin steht noch eine große Anzahl von Schächten im Betrieb: in der unmittelbaren Nähe von Eisleben die Ottoschächte, bei Helbra die Ernstschächte, bei Kloster Mansfeld der Theodorschacht, bei Leimbach die Freieslebenschächte, bei Burgörner die Eduardschächte ꝛc. Von dem Umfang des ganzen bergmännischen Betriebes und seiner Entwickelung gibt die Stärke der Belegschaft der Gruben die beste Anschauung: dieselbe betrug vor zwanzig Jahren etwa 4000 Mann, war vor zehn Jahren auf 8550 Mann gestiegen und umfaßt heute über 14000 Mann! Es ist mehr als ein halbes Armeekorps, das unter den Befehlen der Ober-Berg- und Hüttendirektion in Eisleben steht.

Die Bergleute von Mansfeld, von Eisleben, Helbra und Hettstedt sind von altersher berühmt, und der bewährte Stamm der Arbeiter hält auch heute noch fest an den Traditionen der Vorfahren. Der Großvater und der Vater waren Bergleute — was Wunder, daß der Sohn und der Enkel von Kindesbeinen an sich nichts Besseres wünschen, denn demselben Beruf zu folgen. Auch der starke Zuzug fremder Arbeiter, den die erhöhte Produktion im letzten Jahrzehnt notwendig machte, hat an dem trefflichen Geist, der in der Masse lebt, nichts geändert — von den Schwierigkeiten, welche anderwärts hervorgetreten sind, ist der Mansfelder Betrieb bis heute unberührt geblieben. Allerdings haben die Bergleute der Gewerkschaft auch allen Grund, mit ihrem Lose zufrieden zu sein. Sie arbeiten meist im Gedinge — welches geschlossen an „Kameradschaften" vergeben wird — in achtstündigen Schichten, die sich jedoch, da die Einfahrt in die Grube eingerechnet wird, wesentlich verkürzen, und es schwankt z. B. der Schichtverdienst eines Strebhäuers zwischen 2,50 und 4 Mark. Krankenhäuser, Arbeiterwohnungen für Verheiratete und Ledige sind reichlich vorhanden und trefflich ausgestattet, wirksame Unterstützungen beschützen die Arbeiter vor Not und überall leuchtet das Bestreben der Gewerkschaft hervor, bei aller Strenge ein gutes Einvernehmen mit den Arbeitern aufrecht zu erhalten. Das beste Zeugnis dafür legt das Aussehen der Leute ab: es sind kernige, lustig in die Welt schauende Gestalten, denen man allenthalben zwischen den Gruben begegnet, wenn die Schichtzeit zu Ende ist — ein verdrossenes, mürrisches Gesicht ist eine Seltenheit, und nirgends habe ich das „Glückauf!" herzlicher klingen hören denn hier.

Aber es wird gut sein, wenn wir uns einmal selbst auf einen der Schächte begeben — den mächtigen Ernstschacht bei Helbra im sogenannten Kurberger Revier etwa, dessen Förderung zur Zeit allein den vierten Teil der Gesamtproduktion umfaßt.

Von weitem schon künden gewaltige Halden, hoch überragt von Schornsteinen und Gebäudezinnen, die Betriebsstätte an. Schmalspurige Schienenstrecken kreuzen den Weg, auf der Höhe der bergähnlichen, dunkelschimmernden Halden werden Fahrzeuge und geschäftige Arbeiter sichtbar, rasselnd donnert hier und dort eine Ladung ausgemerzter Minern den steilen Hang herab. Endlich ist der breite Haldenwall durchschritten, der greise Obersteiger prüft bedächtigen Blickes den „Fahrschein," durch welchen wir zur Besichtigung der „Gruben, Hütten und Spurhütten" ermächtigt sind, und ladet uns zum Nähertreten ein. Es ist just Schichtwechsel und schlechte Gelegenheit „einzufahren," aber es gibt dafür auch noch über der Erde genug zu schauen und zu lernen.

Da sind zunächst die gewaltigen Wasserhaltungsmaschinen, durch welche sich gerade die Ernstschächte auszeichnen. Wo sind die Heinzenkünste des Mittelalters, die Roßkünste und Radkunstgezeuge geblieben, mit denen unsere Altvorderen des leidigen Feindes des Bergbaues Herr zu werden suchten? Heute ist es der Riese Dampf, dem diese hier freilich auch riesenhafte Auf-

Digitized by Google

gabe zufällt — ist es umgekehrt einst doch auch die Bedrängnis der Gruben von Cornwallis gewesen, welche zur Erfindung der Dampfmaschine führte: denn die atmosphärische Maschine, welche Newcomen 1705 zur Wassererhebung an jenen Werken aufstellte, war der unmittelbare Vorläufer jener ersten vollkommenen Dampfmaschine, welche aus den Händen des unsterblichen James Watt hervorging. Die größte der auf einem der Ernstschächte in Betrieb befindlichen Maschinen — wohl auch die größte in Deutschland — beansprucht ein turmhohes, massiges Gebäude für sich allein, eine einzige weitgestreckte Halle enthält das eiserne Riesengerüst, in dem sich der gewaltige Balancier in tadellos regelmäßigem Gange hebt und senkt, um in jeder Minute 16 cbm Wasser aus der Schachttiefe 200 m hoch bis zur Höhe des Schlüsselstollens zu heben, durch den dasselbe der Saale zugeführt wird. Geräuschlos fast arbeitet die Maschine, und doch hängen an dem Gestänge, welches in die Tiefe hinabführt, geradezu kolossale Lasten: 315000 kg, welche auf und ab bewegt sein wollen, zu deren Ausgleich freilich besondere hydraulische Akkumulatoren vorgesehen sind. Fast 1000 cbm Wasser bewältigt diese eine Maschine in jeder Stunde, und dennoch genügt sie allein nicht; nicht weit entfernt sehen wir eine zweite in Thätigkeit, welche in der Stunde 240 cbm hebt, und außerdem sind noch zwei unterirdische Maschinen im Betriebe, die stündlich rund 600 cbm bewältigen.



Förderzüge (250 Meter unter der Erde).

Neben den Wasserhaltungsmaschinen nehmen die großen Maschinen für die Förderung das Hauptinteresse in Anspruch. Auch hier sind die alten, primitiven Haspeln und Pferdegöpel längst verschwunden, der Dampf hat Menschenarme und Pferdekräfte entlastet, ebenso wie (mit einer Ausnahme, in der noch eine ältere „Fahrkunst" im Betrieb ist) das Aus- und Einfahren der Mannschaft nur noch auf den Förderkörben am Seile stattfindet. Denken wir uns ein von Dampfkraft bewegtes Riesenrad, auf dem das 36 mm starke Drahtseil sich auf- und abrollt — über Leitrollen hinweg ist das Seil bis über die Schachtöffnung geführt, hier hängen an ihm durch besonders sorgfältig gearbeitete Anschlußstücke verbunden, die zweietagigen, eisernen Förderkörbe, welche durch vier starke, straffgespannte Drahtseile ihre sichere Führung im Schacht erhalten. Jeder Förderkorb besitzt seine zuverlässige Fangvorrichtung, die bei einem fast undenklichen Seilbruch sofort in Thätigkeit treten würde und das Hinabstürzen in den Schacht verhindert, während umgekehrt eine selbstthätige Dampfbremse an der Fördermaschine ein Zuhochgehen des Förderkorbes arretiert. Zur jederzeitigen

Digitized by Google



Häuer vor Ort.

Kontrolle der Seilgeschwindigkeit ist endlich die Fördermaschine mit einem Meßapparat versehen, welcher ebenfalls selbstthätig die Geschwindigkeit registriert. Der doppeletagige Förderkorb faßt jedesmal 16 Mann und taucht mit so großer Gleichmäßigkeit der Bewegung in die gähnende Tiefe von 250 m hinab oder steigt so ruhig aus ihr empor, daß der schönste Aufzug eines Hotels ersten Ranges seine Sache nicht besser machen könnte. Wir können die Reise unbesorgt antreten.

Das Bergmannskleid ist angelegt, am schwarzen Filzhut leuchtet die Grubenlampe — der Steiger ladet uns höflich ein, den Förderkorb zu besteigen!

„Glückauf!“

Ein leises Kling! und die Maschine beginnt, in dem Schacht abwärts zu gleiten. Dunkelheit rings um uns! Dann und wann nur unterscheidet man bei dem matten Schein der Grubenlampe mächtige Eisenröhren, die Dampfzuführer für die unterirdischen Maschinen, oder ein Stück Mauerwerk. „Jetzt sind wir in der Höhe des Schlüsselstollens,“ bemerkt unser Führer, aber es geht weiter und immer weiter hinab. Halt endlich! Eine Thür schlägt auf, und blendendes Licht strahlt uns entgegen — elektrisches Licht tief unten im Schoße der Erde: auch eine wohlthätige Errungenschaft der neuesten Zeit, daß wenigstens die Hauptstrecken elektrisch erleuchtet sind. Wir sind in einem ziemlich hohen, großen Raume, dicht neben uns arbeitet eine der mächtigen unterirdischen Wasserhaltungsmaschinen im ruhigen, gleichmäßigen Auf und Ab — nun aber geht es hinein in das Labyrinth der Gänge: ein scheinbares Labyrinth für den Laien, ein offenes Buch für den Kundigen!

Die zur Förderung dienenden Strecken zeigen ein ziemlich großes Querprofil: 2 m Höhe etwa und 2,5 m lichte Weite. Das Gestein steht so fest, daß nur ausnahmsweise eine besondere Auszimmerung nötig wurde, oft glänzt der Gips der Wände und der Decke fast alabastern im elektrischen Licht. Es schreitet sich bequem vorwärts zwischen der doppelgleisigen Schmalspurbahn auf dem ebenen Boden. Da kommt auch schon ein Zug, dem es auszuweichen gilt: etwa zwanzig kleine, hochbeladene Wagen führt er, vorn ist der „Kondukteurwagen“ vorgespannt, der an ein Seil ohne Ende „angekuppelt“ ist. Eine Dampfmaschine an einem Ende der Strecke treibt eine Trommel, um welche das Seil geschlungen ist — zwischen den Schienen beider Geleise auf Rollen fortgeführt, bleibt es derart in steter Bewegung, daß seine eine Hälfte zum Hintransport der beladenen, seine zweite für die Rückfahrt der entleerten Wagen benutzt werden kann. Bald hört indessen die Seilbahn auf, aber eine „Pferdebahn“ schließt sich an sie an; munter schreiten



Strebhäuer.

die wackeren Tiere den dunkeln Weg entlang (die elektrische Beleuchtung hat nämlich inzwischen ihr Ende erreicht), und ihre wohlgenährten Flanken beweisen, daß es ihnen während ihres oft jahrelangen Aufenthaltes unter der Erde nicht schlecht ergeht. Um den hübschen Pferdestall drunten könnte sie mancher Droschkengaul beneiden.

Die Luft in den Strecken ist vortrefflich, „schlagende Wetter" haben sich in den ganzen weitausgedehnten Anlagen niemals gezeigt, und erst neuerdings ist mit dem raschen Vordringen in die Tiefe und wegen der wesentlich verstärkten Belegschaft die Einrichtung großer, mit Dampfkraft getriebener Ventilatoren teilweise notwendig geworden. In den oberen, älteren Bauen ist der natürliche „Wetterzug" überall ausreichend.

Jetzt biegen wir von der Hauptstrecke in eine Abbaustrecke ein — wir nähern uns einer Arbeitsstelle, und ein lautes „Glückauf!" begrüßt uns.

Der Mansfelder Häuer arbeitet auf der linken Seite liegend. Zum Schutz gegen die Kälte und Feuchtigkeit des Gesteins hat er am Oberschenkel ein schmales „Beinbrett" angeschnallt, während den Oberkörper das lose „Achselbrett" schützt. Die geringe Mächtigkeit des Flötzes bedingt die liegende Stellung — um unnötige, wertlose Arbeit zu vermeiden, wird nämlich nur soviel Gestein oberhalb der Schieferlage hinweggenommen, als zur Schaffung des Arbeitsraumes unbedingt erforderlich ist: eine lichte Höhe von 58 cm rühmt der Mansfelder Bergmann schon als sehr geräumig, oft begnügt er sich mit 45, ja selbst mit weniger als 40 cm. Ist die Arbeit in diesen engen, nur wenig über Schulterbreite hohen und etwa 1,50 m breiten Gängen sehr ermüdend, so gewährt die Beschaffenheit des Gesteins dem Häuer dafür in der Regel ein sicheres Dach. Das „Hangende," wie der Bergmann das Gestein über dem Flötz im Gegensatz zum „Liegenden" unter demselben nennt, trägt sich fest und wird außer durch hölzerne Stempel durch den „Bergeversatz" gestützt; da nämlich die Höhe des Schieferflötzes nur 7 bis 13 cm beträgt, für den Arbeitsraum aber 50 cm Höhe frei gemacht werden muß, so fallen bei der Arbeit wesentlich weniger Schiefern als „Berge," das ist wertloses Gestein, von dem der größere, losere Teil aus der Grube gefördert werden muß, der kleinere aber zum „Versetzen" in den ausgebauten Räumen Verwendung findet.

Das „Gezähe" des Häuers, sein Arbeitszeug, besteht aus Keilhaue, aus Keil

und Schlägel, aus Bohrer, Fäustel und Brechstange. Mit der Keilhacke „schrämt" er zunächst, er treibt schmale, tiefe Schlitze meistens dicht über dem Liegenden in das Flötz — der schwerste und anstrengendste Teil der ganzen Arbeit, eine Arbeit, deren Mühseligkeit nur der voll zu schätzen weiß, welcher selbst, in enger, feuchter Strecke liegend, die Keilhaue gehandhabt hat! Ist der Schram genügend weit vorgeschritten, so werden im Hangenden Bohrlöcher eingetrieben; der Häuer setzt das Bohreisen auf das feste Gestein und führt mit dem Fäustel kräftige, kurze Schläge, bis das Gestein splittert; indem er den Bohrer dabei fleißig dreht, entsteht nach und nach eine kreisrunde Vertiefung, endlich ein Loch, das bis auf etwa 60 cm vertieft werden muß. Die Pulverpatrone wird eingeladen, das Bohrloch besetzt, der Häuer und seine nächsten Nachbarn ziehen sich zurück — der „Schuß" erfolgt und löst mit dem Hangenden das Flötz. Mit Schlägel, Keil und, wenn erforderlich, Brechstange werden die Schiefern dann zugeschlagen und die Berge hereingewältigt. — Die Schwierigkeit der Schrämarbeit hat dazu geführt, daß man teilweise die Keilhaue ganz beiseite ließ und die Schiefergewinnung lediglich durch „Schießarbeit" betrieb, auch wendet man neuerdings die trefflichen Jägerschen und Fröhlichschen Gesteinsbohrmaschinen mit gutem Erfolg an. Pulver und Gelatinedynamit auf der einen Seite, komprimierte Luft auf der anderen entlasten die physische Anstrengung des Menschen hier in vollendetster Weise.

Die beim Abbau gewonnenen Schiefern und Berge werden in kleine vierräderige Wagen verladen, die sogenannten „Hunde," und durch Bergjungen nach der Förderstrecke „getreckt," wo sie in die Förderwagen, denen wir vorhin begegneten, umgefüllt werden.

Ein mühseliger Anfang des schönen Bergmannsberufes ist diese Thätigkeit der „Trecker" — eine treffliche Vorbereitung freilich zugleich für ihre Zukunft. Die Jungen, im Alter von 14 bis 19 Jahren, müssen den über drei Centner schweren Wagen in den Fahrten, den rechten Fuß durch den „Hunderiemen" mit jenem verbunden, vorwärtsziehen, die geringe Höhe gestattet dabei nur ein Kriechen in fast liegender Stellung, und allein der Umstand, daß die Fahrten mit einem leichten Fall angelegt sind, so daß der gefüllte Hund also abwärts zu bewegen ist, gewährt ihnen eine geringe Erleichterung. Die Burschen schauen aber dabei frisch und fröhlich darein — ein Zeichen immerhin, daß ihre Anstrengung keinesfalls gesundheitsschädlich ist. Ein zweckmäßiger Ersatz für die Jungenarbeit ist noch nicht gefunden, während in den Förderstrecken außer dem Pferde- und Seilbetrieb mehrfach „Bremsberge" zur Anwendung gelangen, schiefe Ebenen nämlich, auf denen die gefüllten Förderwagen bergab rollen und gleichzeitig die leeren durch ihr Gewicht bergan ziehen. Auch unterirdischen Lokomotivbetrieb hat man neuerdings eingeführt, und zwar in allerletzter Zeit mittels der sehr interessanten Honigmannschen Natronlokomotive, welche bekanntlich feuer- und rauchlos arbeitet.

Begleiten wir nunmehr die gewonnenen Minern wieder zum Tageslicht. Je vier Förderwagen werden auf die mächtige Förderschale geschoben, die 250pferdige Dampfmaschine zieht an und hebt die Last von rund 2200 kg mit spielender Leichtigkeit in die Höhe. Oben stehen Arbeiter schon bereit, um die Förderwagen, wenn sie nur mit „Bergen" beladen sind, auf die Berghalde zu stürzen. Bestand die Ladung dagegen aus Schiefern, so gelangt sie zunächst in die Hände der „Kläuber": da den Häuern nämlich nur die sogenannten gültigen Schiefern bezahlt werden, die aus dem Schachte geförderten Massen aber stets noch mit anderem Gestein vermischt sind, so ist eine Sonderung nötig, ehe die Schiefern zur Verhüttung gelangen, und diese wird durch die Kläuber vorgenommen. Die letzteren arbeiten oberhalb der „Schieferställe," der Räume für die vorläufige Aufspeicherung der gültigen Schiefern, in denen jede Strebhäuerkameradschaft ihre eigene Abteilung hat, deren Inhalt dann später die Grundlage für die Abrechnung mit jeder kleinen Arbeitergenossenschaft bildet.

Aus den Schieferställen wandern die Minern in die Hütten — hatten wir bisher die Gewinnung der Erze aus den Tiefen der Erde verfolgt, so müssen wir uns jetzt ihrer Verwandlung in das marktgängige Metall zuwenden: der Verhüttung.

Die Gewerkschaft verfügt über eine größere Anzahl Hütten, in denen die einzelnen Teile des langwierigen Prozesses teils nebeneinander, teils räumlich getrennt durch-

Digitized by Google

geführt werden: die Krughütte, Kochhütte, Kupferkammerhütte, die Eckardthütte, die Sengerhütte, die Gottesbelohnungshütte mit der Entsilberungsanstalt und endlich die elektrolytische Anstalt, auch Oberhütte. Alle Gruben sind mit den Hütten — und diese wiederum untereinander — durch eine eigene Eisenbahnanlage verbunden, deren Geleislänge heute bereits 54 km umfaßt. Die Bahn wird mit 18 Lokomotiven und 446 Wagen betrieben und hat — auch ein sprechender Beweis für die Großartigkeit und Bedeutung des ganzen Unternehmens — im Jahre 1888 z. B. rund 60000 Tonnen (zu 1000 kg) an Erzen und Brennmaterialien nebst 361 130 Personen befördert. Für die teilweise ziemlich entfernt wohnenden Bergleute ist es zu einer wahren Wohlthat geworden, daß ihnen durch die Bahn, auf welcher täglich zwischen 100 und 150 Züge laufen, der Weg zu den Werken verkürzt wurde. — Den Ernstschächten liegt die Kochhütte zunächst, ein mächtiger Komplex von Baulichkeiten, wiederum eingerahmt von gewaltigen Halden — überragt von turmhohen Schornsteinen! Weit in das Land hinein leuchten in der Nacht die Feuer der Riesenöfen, zwischen denen hindurch sich das elektrische Bogenlicht, mit welchem alle Anlagen versehen sind, scharf markiert.



Treckjunge (Schlepper).

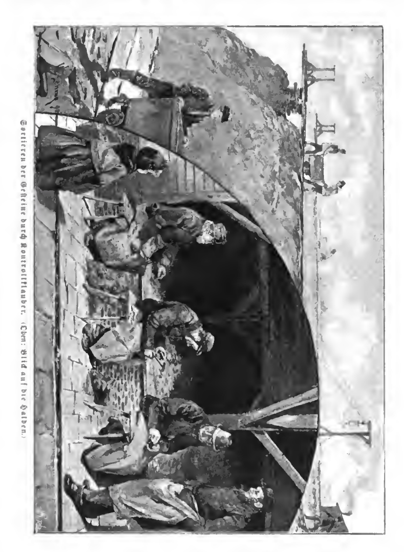
Die Kochhütte ist eine „Rohhütte;“ hier gelangen nur die ersten Glieder des Verhüttungsprozesses zur Durchführung, die Schiefern werden „gebrannt“ und „geschmolzen,“ um dann etwa in der Kupferkammerhütte „geröstet“ und „gespurt,“ auf Gottesbelohnung „entsilbert“ und „raffiniert“ zu werden.

Westlich der Baulichkeiten erstreckt sich ein großer, freier Platz, auf welchem die rohen Schiefern in schmale, lange, etwa $1\frac{1}{2}$ Meter hohe Haufen aufgestürzt sind, an deren Seiten Reisigholz gelegt ist. Jeder dieser Haufen wird durch glühende Schlacken angezündet und brennt dann vermöge des Bitumengehalts des Schiefers wochenlang, ohne daß weiteres Feuerungsmaterial hinzugefügt wird, bis das Bitumen verbrannt und die Kohlensäure entwichen ist. Erlischt das Feuer endlich, so ist der Schiefer hellfarbiger und wesentlich leichter geworden und wandert nun in die Schachtöfen. Eine ganze Reihe solcher gewaltiger Herren steht nebeneinander in einem langgestreckten Raum, jeder einzelne in seiner Grundanordnung einem schlichten Kalkofen nicht ganz unähnlich. Während aber bei einem solchen in seiner einfachsten Konstruktion nur ein unterbrochener Betrieb möglich ist, d. h. während man bei ihm mit einzelnen Bränden rechnet, findet hier ein kontinuierlicher Betrieb statt — der Rohstoff, die Schiefern, werden, mit Koks untermischt, von oben immer aufs neue nachgefüllt. Das Innere des Ofens läßt sich in drei Zonen teilen. In der obersten wird das den Schiefern und den Koks anhaftende Wasser verdampft, in dem mittleren ein Teil der Metalloxyde reduziert, in dem untersten endlich findet unter dem Zutritt von erhitzter Gebläseluft eine so intensive Wärmeentwickelung statt, daß die gesamte „Beschickung“ schmilzt: hierbei sondert sich die leichtere Schlacke von dem schweren Metall, dem Kupferstein, der das in den Schiefern eingesprengte Erz repräsentiert. Von Zeit zu Zeit wird der Kupferstein abgestochen und rinnt dann — eine prächtig schimmernde Masse — in die seitlich der Öfen befindlichen Spurtiegel, während die obere, leichtflüssige Schlacke lavaähnlich kontinuierlich abfließt und auf die Halden befördert wird.

Ein Teil der Metalle wird jedoch durch

Digitized by Google

die Hitze verflüchtigt und durch den kolossalen Luftzug mit fortgerissen. Damit er nicht verloren geht, schließen sich an die Öfen die **Flugstaubkammern** an, welche die Gicht-

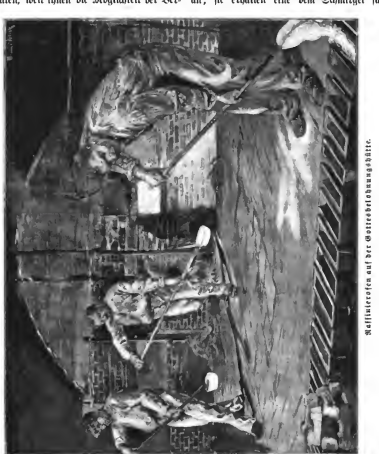


Sortieren der Gesteine durch Kontrollklauber. (Oben: Blick auf die Halden.)

gase passieren müssen; hier lagern sich die verflüchtigten Metalloxyde ab und werden später gesondert verarbeitet. Ehedem ließ man die Gase dann durch den Schornstein ins Freie entweichen, heute verwendet man auch sie nochmals: in besonderen Rohrleitungen werden sie entweder unter die Dampfkessel geleitet, um hier ihren Gehalt an brennbarem Kohlenoxydgas abzugeben, oder aber als Heizmaterial zu jenen Apparaten, durch welche die Gebläseluft für die Schachtöfen erhitzt wird. Es darf nichts

verloren gehen in einem Betriebe der Neuzeit.

Die rationell arbeitende heutige Industrie, hart gedrängt durch die Konkurrenz, sucht gerade in der sorgsamsten Ausnutzung dessen, was unsere Väter und Großväter achtlos beiseite warfen und nicht achten konnten, weil ihnen die Möglichkeit der Verwendung unbekannt war, neue Hilfsquellen — wir werden dieser Erscheinung auf unserer Wanderung noch mehrere Male begegnen. Ja es bedarf nur eines Blickes aus der Kochhütte, um sofort eine interessante Bestätigung für sie zu finden: ehedem warf man die Schlacke der Schachtöfen fort, sie galt sogar für einen lästigen, Raum und Zeit kostenden Ballast. Ganz anders heute. Die flüssige Schlacke wird sofort in kleinen, eisernen Wagen ins Freie befördert, hier in Formen gegossen, welche in der Erde gelagert sind, so daß der Guß sich langsam abkühlt, „getempert" wird. Dadurch nehmen die Gußstücke ein steiniges, kristallinisches Gefüge an, sie erhalten eine dem Schmirgel fast gleiche Härte und können vorteilhaft als Baumaterial, ganz besonders aber zu Pflasterungszwecken, Verwendung finden. Nicht nur die Wege von Hütte zu Hütte, nicht nur einzelne Grubenstrecken sind mit solchen „Schlackensteinen" gepflastert, sondern auch fast die ganze Stadt Eisleben erfreut sich eines ganz vorzüglichen, ebenmäßigen



Raffinierofen auf der Gottesbelohnungshütte.

Straßenpflasters aus dem gleichen Material. Selbst Berlin hat derartige Steine in großen Massen bezogen.

Das Produkt des Schmelzens ist der Kupferstein; derselbe enthält je nach dem ursprünglichen Gehalt der verschmolzenen Minern 30 bis 50% Kupfer und etwa 0,3% Silber, außerdem aber Schwefel in Verbindung mit Schwefeleisen, Schwefelzink und Schwefelblei.

Um den Schwefel zum größten Teil zu entfernen, muß der Kupferstein einen weiteren Prozeß durchmachen. Er wandert in eine der Röst hütten, z. B. nach der Kupferkammerhütte. Hier stehen Reihen von je 6—9 sogenannten Kilns — eine Art niedriger Schachtöfen — bereit, ihn aufzunehmen. Alle Öfen sind derart miteinander verbunden, daß die mit schwefliger Säure gesättigten Röstgase von dem einen zum anderen übertreten, bis sie endlich durch einen gemeinschaftlichen Kanal den Apparaten zugeführt werden, in denen aus ihnen Schwefelsäure erzeugt wird.

Wir stehen hier vor einem neuen Nebenprodukt der Verhüttung, welches unsere Voreltern nicht kannten. Während die Gase ehedem ungenutzt in die Luft entwichen, müssen sie heute ihren bedeutenden Gehalt an Schwefelsäure pflichtschuldigst abliefern — 16621 Tonnen in dem einen Jahre 1888! Die interessante Fabrikation ist zu umständlich, um hier eingehend beschrieben zu werden. Es sei nur kurz erwähnt, daß die Gase zunächst den sogenannten Gloverturm passieren, einen mächtigen, mit groben Steinbrocken gefüllten Kasten aus Bleiplatten, in welchen von oben fortwährend Salpetersäure eingeleitet wird. Die letztere kommt mit den heißen schweflichen Gasen in Berührung, es entwickeln sich dabei Wasserdämpfe, und die Schwefelgase werden zersetzt. Sie gelangen vom Gloverturm in die Bleikammern, große würfelförmige, aus Bleiplatten (Blei widersteht der Säure am besten) zusammengesetzte Räume, und werden hier wieder mit Luft und Wasserdampf unter Zugabe von Salpetersäure vermischt, unter deren Einwirkung sich die Schwefelsäure am Boden der Kammern niederschlägt. Der noch nicht niedergeschlagene Teil geht jetzt noch durch den mit Koks, welcher mit Schwefelsäure getränkt wird, gefüllten Gay-Lussacturm und gibt hier seinen letzten Gehalt her. Das Prinzip des ganzen Verfahrens besteht in der Zuführung von Luft und Feuchtigkeit zu den schwefligen Gasen: die letzteren entziehen jenen den Sauerstoff und werden dadurch zur Schwefelsäure. Die Salpetersäure verrichtet dabei gewissermaßen Handlangerdienste, indem sie Sauerstoff aufnimmt und an die schweflige Säure weitergibt. Die in den Bleikammern gewonnene Schwefelsäure wird nun noch in einem Vakuumapparat abgedampft oder in flachen Platinpfannen kondensiert.

Aber kehren wir zum Verhüttungsprozeß zurück. Das Produkt der Rosthütte, der Spurrost, wandert in die sogenannte Spurhütte, um dem Spuren oder Konzentrationsschmelzen unterworfen zu werden. Der Spurrost wird hier unter Zusatz von Quarzsand in länglichen Flammenöfen geschmolzen, die sich von den Schachtöfen besonders dadurch unterscheiden, daß das Schmelzen des Gesteins auf einer fast horizontalen Unterlage, dem überwölbten Herde, stattfindet. — Durch einen Fülltrichter wird die „Schmelzpost," etwa 3 Tonnen Spurrost und 70 kg Quarzsand, in den Ofen eingelassen, dann werden die Thore des Schmelzraumes mit Lehm verstrichen, und unter sehr hoher Temperatur schmilzt die Beschickung in 6 bis 7 Stunden nieder. Ist dies der Fall, so erfolgt das Öffnen des tief gelegenen Stichlochs, und es fließt zunächst ein geringerer Teil metallischen Kupfers, dann der „Spurstein" und endlich die Schlacke ab. Das erstere wird in kleinen gußeisernen Näpfen aufgefangen, der zweite einer großen, quadratischen Eisenschale zugeführt, wo er erkaltet eine Platte von wenigen Centimetern Dicke bildet, die Schlacke endlich fließt in eine Reihe größerer Eisentöpfe. Sie geht, wie hier eingeschaltet werden mag, in die Rohhütten zurück und wird beim Einschmelzen der Schiefern wieder zugesetzt.

Der Spurstein, das Hauptprodukt des Konzentrationsschmelzens, enthält gegen 75% Kupfer — wir sehen, wie der Kupfergehalt sich allmählich steigert — und gelangt nun zunächst in die Entsilberungsanstalt auf der Gottesbelohnungshütte.

In der Entsilberung der Erze sind in den letzten Jahrzehnten die überraschendsten Erfolge erzielt worden, und seiner Vervollkommnung ist die hohe Blüte der Mansfelder Werke wesentlich zuzuschreiben.

Die heutige Methode der Entsilberung ist die sogenannte Ziervogelsche und beruht auf dem Auslaugen des Spursteins mit heißem Wasser. Der Spurstein wird zunächst in fünf großen Kugelmühlen, die jede täglich 15000 kg verarbeiten können, gemahlen und das Mehl in Glutröstöfen geröstet; durch den Röstprozeß bildet sich Silbervitriol, dieses wird ausgelaugt, die Silbervitriollauge läuft durch Gefäße mit metallischem Kupfer, und es tritt dabei das letztere an die Stelle des Silbers, während sich dieses als reines Cementsilber niederschlägt. Dieses Cementsilber wird zur Erhöhung seiner Reinheit noch in Graphittiegeln ausgeglüht und dann zu Barren eingeschmolzen, deren Feingehalt 999 bis 999,5 Tausendteile beträgt.

Während nun das eine, kostbarere Erz die für den Handel gebotene Form erlangt hat, müssen die Spursteinrückstände, wie sie aus der Entsilberungsanstalt kommen, noch einige weitere Strapazen durchmachen: sie gehen in die Kupferhütte zum Raffinieren.

Die Spursteinrückstände sind bis jetzt noch feucht, sie werden daher zunächst auf großen gußeisernen Platten getrocknet und dann mit etwas Steinkohle vermengt wieder Flammöfen zugeführt, in denen das Glühfeuer im ganzen etwa 24 Stunden auf sie einwirkt. Dieses Röstschmelzen beseitigt den noch vorhandenen Schwefelgehalt und durch Verschlackung zugleich die Verunreinigungen durch Zink, Blei und Eisen, welche noch im Spurstein enthalten waren.

In 9 bis 10 Stunden ist das eigentliche Einschmelzen vollendet, die diesmal noch recht kupferhaltige und daher später zum zweiten Male zu verarbeitende Schlacke wird abgelassen — die Probe, welche dem Metallbad entnommen wird, zeigt an der Oberfläche eine graue Färbung. Noch sind Spuren von schwefliger Säure vorhanden, die durch die weitere Reinigung des Metallbades beseitigt werden müssen; man öffnet zu diesem Zweck die Ofenthüren und läßt die Glut noch 5 bis 6 Stunden einwirken. Jetzt zeigt die Löffelprobe an der Oberfläche bereits einen starken Glanz bei fast dunkelroter Färbung — das Kupfer steht im Stadium der sogenannten „Rohgare," es entspricht an Feingehalt dem früher auf kleinen Herden dargestellten Garkupfer.

Mit diesem Feingehalt begnügt man sich indessen keineswegs. Immer noch sind in dem Metallbade einige Prozent Kupferoxydul und Spuren der äußerst hartnäckigen schwefligen Säure enthalten, die völlig zu beseitigen der Zweck des „Dichtpolens" ist. Wir gelangen damit zu einer in ihrer Einfachheit höchst interessanten Fabrikationsperiode. Durch die Schöpföffnung wird nämlich eine lange Holzstange tief in das Metallbad eingeführt. Das Holz brennt natürlich sofort, und die sich durch sein Verbrennen entwickelnden Kohlenwasserstoff- und Kohlenoxydgase rufen in der geschmolzenen Masse eine kleine Revolution hervor. Das Metallbad wallt mit großer Heftigkeit empor, die schweflige Säure entweicht, und gleichzeitig vollzieht sich die Reduktion des Kupferoxyduls, nach wenigen Minuten schon beruhigt sich die Masse, die Oberfläche der Löffelprobe erscheint matt dunkelrot. Wird das Polen fortgesetzt, um den höchsten Grad der Feinheit zu erreichen, so zeigen die letzten Proben eine sehr stark glänzende Oberfläche, der Bruch muß feinkörnig, hell ziegelrot und schwach metallisch glänzend aussehen. Jetzt bedeckt man das ganze Metallbad mit Holzkohlen, schließt alle Öffnungen und facht das Feuer stark an. Nach etwa einer halben Stunde wird abermals kurze Zeit gepolt, bis die Bruchfläche der fortwährend genommenen Proben bei seidenartigem Metallglanz die richtige kupferrote schöne Färbung und ein gleichmäßig feines Korn angenommen hat — der Prozeß ist beendet: das Kupfer wird ausgeschöpft, in Barren gegossen und geht als eine der feinsten Marken des Handels in die Welt hinaus!

Es war ein weiter Weg, den wir von der Tiefbausohle des Ernstschachtes bis zur Vollendung des Raffinierens zurückgelegt haben, und gewiß! dem einen oder anderen der Leser ist es heiß geworden bei diesen ewigen Röst- und Schmelzprozessen. Aber Hand aufs Herz! wie wenige unserer Freunde haben früher daran gedacht, wenn sie einen der alten, biederen Kupferdreier achtlos beiseite legten, welche Arbeit und Sorge, welche Fülle von Denken und Schaffen mit dem einen winzigen Stück Metall verwoben war?

Unser Thema ist eigentlich mit dem, was wir berichteten, noch bei weitem nicht erschöpft, denn wir konnten aus der großen Zahl der Einzeletablissements, über welche



„Glück auf!“ Bergmanns Abschied.

die Mansfelder Gewerkschaft verfügt, nur eine geringe Minderzahl herausgreifen: Da sind die eignen Walzwerke zu Rothenburg und Eberswalde, in denen sie selbst Bleche 2c. erzeugt, da sind die großen Kohlengruben in Westfalen und die Kokereien, durch deren Betrieb sie sich unabhängig hält von dem wechselnden Preisstand der Brennmaterialien, da ist die interessante elektrolytische Anstalt zu Oberhütte und das gewerkschaftliche Laboratorium in Eisleben, welches fortgesetzt mit der genausten Ermittelung des Silber- und Kupfergehalts der Minern beschäftigt ist! Es gibt vielleicht — ich bitte ob der leidigen Zahlen im voraus um Verzeihung — die beste Anschauung von dem Riesenumfang des ganzen Betriebes, wenn wir erwähnen, daß die Gewerkschaft allein an Dampfmotoren 29 Förder-, 21 Wasserhaltungs-, 7 Wettermaschinen in den Gruben, auf den Hütten aber einige 80 Dampfmaschinen im Gange hat, die teils als Gebläsemaschinen, zur Luftkompression, zum Wasserpumpen, für Dynamomaschinen, zu Steinpressen 2c., dienen; 232 Kessel liefern den nötigen Dampf für alle diese Maschinen, deren Leistung etwa derjenigen von 12000 Pferdekräften entspricht.

Wir rufen der Gewerkschaft, auf deren Thätigkeit die ganze deutsche Industrie stolz sein darf, den alten herzlichen Bergmannsgruß: Glück auf! zu.

Psyche.

Roman von Adolf Schmitthenner.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

In ihr Nachdenken vertieft, hatte Lisette nicht bemerkt, wie nach Beendigung der Pause ihr Religionslehrer eingetreten war. Es beruhte dies auf vorausgegangener Vereinbarung; eine ausgefallene Stunde sollte nachgeholt werden. Der Klassenlehrer hatte dem jungen Manne das Schreiben mitgeteilt, der letztere, nachdem er gelesen, den Kopf geschüttelt und gesagt: „Ich glaub' es nicht.“

„Was willst du, Kind?“ sagte er jetzt und eilte vor des Mädchens Sitz.

Lisette wurde blutrot. Sie war aufgestanden, ohne es zu wissen. Sie faßte sich aber gewaltsam und sagte:

„Ich möchte mich wieder auf meinen alten Platz setzen.“

„Wenn du dich schuldlos fühlst, dann thu' es.“

Der Lehrer ging auf die Seite, wie um ihr Platz zu machen.

„Ich weiß nicht, was man mir schuld gibt.“

Der junge Mann geriet in die tödlichste Verlegenheit.

„Ist es wahr, daß du gestern nacht als Modell gedient hast?“ Er frug so leise, daß niemand außer Lisette verstehen konnte.

Modell? dachte das Mädchen. Sie wußte nicht, was das sei. Es ist vielleicht eine Bezeichnung für Ballettänzerin, meinte sie. Die anständigen Leute sagen vielleicht so. Sie schwieg.

„Was hat dich denn dein Klassenlehrer gefragt,“ hub der Stadtvikar nach einer langen Pause wieder an.

„Wo ich in der Nacht gewesen sei?“

„Und wo warst du denn?“

„Im Theater.“ Lisette sah ihren Lehrer mit großen Augen erwartungsvoll an.

„Als Tänzerin?“ frug dieser.

Lisette nickte.

„Und du wohnst Winterstraße Nr. 7?“

„Ja.“

„Also bist du's doch gewesen,“ rief der junge Mann schmerzlich aus. „Es thut mir leid um dich. Ich hatte gehofft, es sei eine andere.“

Er winkte ihr mit der Hand, sie solle sich setzen.

So war es denn entschieden; ihr Tänzerinnenberuf machte sie zum räudigen Schaf. Sie redete sich dies wenigstens ein, denn vor der anderen Möglichkeit zog sich ihre Seele angstvoll zurück wie ein ahnendes Roß vor einer tödlichen Gefahr; und es that ihr wohl, sich recht erbittern zu können gegen denjenigen, der sie mit lächelndem Munde und erbarmungsloser Hand in die Schande gestoßen.

Der Sohn des Stadtpfarrers kam ihr jetzt ebenso hassenswert vor, wie er ihr gestern verehrungswürdig erschienen, und ihr Groll ging auch auf den Vater über, der sich so bereitwillig zum Helfershelfer der Angeberei gemacht hatte. Nach Beendigung dieser Stunde war Konfirmandenunterricht. Mit Spannung sah ihm Lisette entgegen. Des Stadtpfarrers Benehmen mußte die Sache völlig klären.

Den Rest der Stunde brachte sie damit zu, daß sie auszuklügeln suchte, auf welche Weise der Verräter zur Kenntnis ihres Namens gekommen sein mochte. Sie hatte eine eigentümliche Befriedigung daran, sich die sonderbarsten und unwahrscheinlichsten Wege auszudenken.

Um elf Uhr war die Schule aus. Die Konfirmandinnen begaben sich in ein anderes Schulhaus, in dessen Festsaale, dem größten unter allen Schulräumen, der Konfirmandenunterricht des Stadtpfarrers März abgehalten wurde. Es war ein kurzer Weg bis dorthin zurückzulegen.

Bisher war er für Lisetten eine Triumphstraße gewesen. Die angesehensten unter den Schülerinnen wetteiferten darum, dem Liebling aller Lehrer zur Seite zu gehen, und es war ein gar hübsches Bild, wenn die schwatzende Schar sich um das schöne, große Mädchen drängte, das um eines Hauptes Länge über die meisten der Genossinnen hinwegschaute. „Diana unter den Nymphen,“ hatte noch das letzte Mal der Stadtvikar gedacht.

Heute wurde Lisette von allen Mädchen gemieden. Aufgeregt durcheinanderredend, ging das Rudel vor ihr her. Fünf, zehn Köpfe auf einmal wandten sich nach ihr um, dann brach ein neues Geschnatter los, währenddessen ebensoviel andere Köpfe zurückschauten, um zu einer neuen Redesalve das Signal zu geben, sobald sie mit ihrer Besichtigung zu Ende waren.

Lisette ging, höhnischen Trotzes voll, hinter ihnen drein. Nicht allein wandelte sie. Mit freundlichem Grinsen war das unglückliche Geschöpfchen, neben dem niemand sitzen wollte, auf sie zugetrippelt. Aber während sie sonst dem armen Ding mitleidig begegnete, wies sie es heute voll Abscheu zurück. Ihre Nachbarin wollte sich ihr behilflich machen, aber sie kam mit ihrer Zuthunlichkeit übel an. „Geh weg!“ sagte sie, „ich will mit einer Diebin nichts zu schaffen haben,“ und wandte sich hochmütig ab. Dagegen gesellte sie sich freiwillig zu dem dritten der ausgestoßenen Mädchen. Marie gefiel ihr, denn sie war hübsch, gescheit und leichtfertig. Was man ihr schuld

gab, wußte Lisette nicht, aber sie dachte es sich ähnlicher Art wie das, weshalb sie selbst in den Bann gethan worden.

„Du, wir wollen zusammenhalten," sagte Lisette.

„Ja, das wollen wir," sagte die andere mit einem frohen Aufleuchten ihres offenen, aber frechen Gesichts. „Was ist denn dir passiert, daß du zu uns kommst?"

„Das brauchst du nicht zu wissen," sagte Lisette finster. „Komm, wir wollen lieber die Affen da vorn auslachen!"

„Ja, das wollen wir," rief Marie, und nun begann sie über die einzelnen Kameradinnen erfundene Lästergeschichten zu erzählen, die Lisette mit finsterer Freude anhörte. Sie wußte, daß sie erlogen waren, aber sie thaten ihr wohl.

Das war die Vorbereitung der Klasse auf eine der letzten Stunden des Konfirmandenunterrichts. Lisette nahm ihren alten Platz ein. Den Nachbarinnen rechts und links, die ängstlich zur Seite rückten, warf sie höhnische Blicke zu.

Bevor der Stadtpfarrer den Unterricht begann, richtete er an dasjenige Mädchen, das gestern bei ihm gewesen sei, um in einer Lebensfrage seinen Rat zu suchen, die Aufforderung, heute abend um sechs Uhr zu ihm zu kommen. Er habe leider versäumt, das Mädchen um seinen Namen zu fragen.

Lisette lachte in sich hinein. Warum hast du denn gestern gethan, als ob du mich kenntest. Um sechs Uhr? Da bin ich verhindert, da hab' ich Tanzprobe!

Sodann teilte der Geistliche mit, daß er mit schwerem Herzen heute gekommen sei; der Tag der Konfirmation sei vor der Thüre. Er habe gehofft, lauter solche Kinder an den Altar zu führen, die sich der Heiligkeit dieser Feier bewußt seien und sich durch einen ernsten, stillen Wandel darauf vorbereiten. Wie es mit den einzelnen in dieser Hinsicht stehe, das wisse nur Gott; verborgene Sünden seien ihm offenbar. Aber es gäbe auch laute Sünden, die gen Himmel schreien, daß es auch den Menschen in den Ohren gelle. Von solcher Sünde habe er heute vernommen. Es habe ihn geschaudert und bis zum Tode betrübt. Da sei es seine Pflicht zu warnen: liebes Kind, so darfst du nicht herantreten an den Tisch des Herrn, sonst trittst du das Heilige mit Füßen! — Sodann sprach er mit bewegter Stimme ein inniges Gebet, Gott möchte in ihnen allen ein reines Herz schaffen.

Die Schülerinnen waren tief ergriffen. In vielen Augen standen Thränen, Marie, die Geächtete, schluchzte laut.

Nur Lisette saß kalt, ungerührt da. Ihr weitgeöffnetes Auge war starr auf den Stadtpfarrer gerichtet. Die Kräfte ihres Gemüts waren gelähmt durch die stockende Masse des Elends, von der ihr Herz erfüllt war. Das war ein blinder, toter, bodenloser Jammer. Und über die dunkle, unbewegliche Flut huschten schlimme Flammen. Die bösen Geister trieben ihr Wesen.

In dem Blick des Mädchens, der fest an dem Geistlichen hing, lag etwas Feindseliges. Sie sah in all' seinen Worten glühende Pfeile, die nach ihrem Herzen zielten. Aber sie hatte einen Schild, den hielt sie vor sich, und an ihm verlöschten alle Pfeile. Dieser Schild war das unbestimmte, aber sichere Gefühl, daß ihr ein himmelschreiendes Unrecht widerfahre. Die finstere Ahnung erfüllte sie, daß ein erbarmungsloses Ungeheuer sie zertreten, daß all ihr Ringen, schuldlos zu bleiben, vergeblich sei, daß für sie nichts anderes übrig sei, als freiwillig hineinzuspringen in den Abgrund der Sünde und Schande, oder sich zermalmen zu lassen von den ehernen Füßen des Ungeheuers.

Den Namen ihres Feindes wußte sie nicht; und hätte man ihr gesagt, daß er „unsere Kultur" oder „unsere Gesellschaft" heiße, sie hätte sich nicht darum bekümmert. Ihre Seele hatte das Bedürfnis, Menschen zu hassen für all' ihr Leid. Wie verachtete sie ihre Mitschülerinnen alle! Wie grollte sie ihrem Seelsorger! Wie verabscheute sie dessen Sohn! Wie waren ihr all' die anderen Menschen lächerlich, verächtlich, widerwärtig. Nur ihre Mutter! Das Herz klopfte ihr und es schoß ihr heiß durch die Adern, als sie der Mutter gedachte! O, dürfte ich jetzt in deinen Armen liegen, deine Hände küssen, an deinem Herzen weinen, liebe Mutter!

Die Stunde war vorüber. Der Geistliche hatte von der hohen Bedeutung der Konfirmation und des ersten Abendmahlsganges gesprochen. Totenstille war es in der Klasse gewesen. Lautlos, ernst, bewegt gingen die Mädchen auseinander. Lisette hatte von allem nichts vernommen.

Digitized by Google

Ehe der Geistliche die Kinder entließ, befahl er, daß Lisette Schmidt, ihre neue Freundin und das Mädchen, welches gestohlen hatte, zurückbleiben sollten.

Zuerst nahm er die Diebin vor, indem er in einem Winkel des Zimmers mit leiser Stimme auf sie einsprach. Nachdem sie ihm flugs Besserung gelobt, wurde sie entlassen.

Dann wandte er sich den beiden anderen Mädchen zu und redete, selbst tief ergriffen, mit ihnen so ernst, so schmerzlich bewegt, wie ein Vater zu seiner gefallenen Tochter. Marie vergoß viele Thränen. Als der Pfarrer ihr die Hand reichte, wollte sie dieselbe küssen und bat ihn um Verzeihung. „Du mußt deinen Gott darum bitten," sagte er freundlich, „und er vergibt dir, wenn deine Reue aufrichtig ist, so gewiß als ich dir vergebe." Marie ging.

Lisette war während der Worte ihres Seelsorgers kalt und starr geblieben; keine Miene zuckte in ihrem Gesicht, auf keine Frage gab sie Antwort. Der Stadtpfarrer nahm deshalb, sobald er mit ihr allein war, einen schärferen Ton an. Als er ihr warnend mitteilte, daß sie unter Polizeiaufsicht stehe und daß man ihm über ihr Verhalten Mitteilung machen werde, lachte sie ihm höhnisch ins Gesicht. „Ich weiß wohl, wer diese Polizei ist," dachte sie, „das ist dein Sohn. Aber ich kenne auch ein Mittel, ihn unschädlich zu machen. Wenn er mir wieder nachgeht, und ich mich fangen ließe, statt ihm zu entrinnen, solltest du nichts anderes von ihm hören, als was ich wollte."

Während das Spiel dieser Gedanken sich auf Lisettens Antlitz ausprägte, hatte der Stadtpfarrer sie ins Auge gefaßt. „Du bist's gewesen," sagte er mit sanfter Stimme. „Du warst gestern bei mir und hast mich gefragt, ob Tanzen Sünde sei. Du hast mir noch mehr bekennen wollen, Elisabet, du hast dein Herz mir ausschütten wollen."

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Der Geistliche that als bemerke er es nicht und fuhr fort: „Sage mir jetzt, was du gestern hast sagen wollen! Du hast mich bitten wollen, daß ich dir aus deinem Sündenleben helfe!"

Lisette sah ihn trotzig an und schwieg.

Der Stadtpfarrer fuhr fort, mit freundlichen Worten in Lisette zu dringen, daß sie ein offenes Bekenntnis ablege. Sie schwieg.

„Weshalb warst du denn gestern bei mir?"

Sie zuckte spöttisch die Achsel.

Der Geistliche hielt betreten inne. Das Mädchen war ihm ein Rätsel. Es kam ihm der Gedanke: sie wollte ihren Spott mit mir haben, oder sie wollte heuchlerisch das verhältnismäßig Unschuldige bekennen, um dem Verdachte, daß sie schlimmere Wege wandle, vorzubeugen; jetzt, da sie sieht, daß ihre Sünde offenbar ist, hält sie das Heucheln nicht mehr für nötig.

„Du willst mir also nichts sagen?" frug er streng.

Lisette schüttelte gleichgültig den Kopf.

Wie nun aber der Stadtpfarrer, durch des Mädchens Verstocktheit erzürnt, ihr damit drohte, daß er sie nicht konfirmieren werde, sofern sie bei ihrem schamlosen Treiben verharre, da erbleichte Lisette doch. Nicht konfirmiert zu werden, das erschien ihr als der Gipfel öffentlicher Schande. So blieb sie bestürzt im Zimmer zurück, als der Geistliche, außer Fassung gebracht durch die rätselhafte Hartnäckigkeit der jungen Sünderin, fortgegangen war.

Langsam schritt sie ihrer Wohnung zu. Wer ihren frischen, elastischen Gang früher gesehen hatte, würde sie in dem müde dahinschleichenden Mädchen nicht wieder erkannt haben. Bei einem Straßenübergange trat sie in eine Pfütze, so daß sie von oben bis unten bespritzt wurde. Das wäre ihr früher nicht geschehen; es war ihr aber auch ganz einerlei. Gewohnheitsgemäß kehrte sie in dem Fleischerladen ein, in welchem sie sich ihr fertiges Mittagsbrot zu kaufen pflegte. Als ihr die Wurstlersfrau, einen verwunderten Blick auf das verwahrlost aussehende Mädchen werfend, auf ihr Geldstück herausgab, bemerkte Lisette wohl, daß sich die Frau um einige Pfennige geirrt habe. Aber sie steckte das zuviel herausgegebene Geld gleichgültig in die Tasche. Zu Hause angekommen, aß sie ihre Wurst aus der Faust, es war ihr nicht der Mühe wert, ordentlich den Tisch zu decken. Dann faltete sie die Arme über die Brust und ging im Zimmer auf und nieder. Als sie Schritte auf der Treppe vernahm, riegelte sie die Thür zu und flüchtete sich in den hintersten Winkel der Kammer, in eine Fensternische oberhalb des Bettes der Mutter. Hier kauerte sie regungslos lange Zeit.

Digitized by Google

Aber in der Einsamkeit schmolz der harte Trotz, der ihr Herz umpanzert hielt, dahin. Es überkam sie das Gefühl der Verlassenheit, der Hilfsbedürftigkeit. Sie erinnerte sich an den Spruch des Heilandes, in der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Sie fing bitterlich zu weinen an und versuchte, in ihren Thränen zu beten. Aber um was sollte sie beten? Sie besann sich, während sie wirre Gebetsworte flüsterte, und dann flehte sie inbrünstig zum lieben Gott, daß er sie vor der Schande bewahren möge, nicht konfirmiert zu werden. Sie wurde ruhiger und dachte an ihre Mutter. Da schwoll ihr das Herz und die Augen gingen ihr über. Sie streckte die Hand empor über die Bettwand und streichelte das Kopfkissen der Mutter. Gern hätte sie sich aufgerichtet, einen Kuß darauf zu drücken. Aber sie scheute sich vor dem Licht, vor dem Tag, vor der Stube, vor allem. Am liebsten wäre sie für immer in ihrem Winkel geblieben.

Als es auf dem nahen Kirchturm drei Uhr schlug, fiel ihr ein, daß sie in zwei Stunden zur Tanzprobe gehen müsse, und dann dachte sie daran, daß sie von der Konfirmation ausgeschlossen würde, wenn sie noch länger Tänzerin bleibe.

„Das darf nicht geschehen," rief sie, „lieber tot, als der Mutter und mir solch ein Schimpf!"

Sie sprang auf, wusch sich sorgfältig, ordnete die Haare, zog ihr Sonntagskleid an, wählte lange unter ihren Kragen und Kravatten, setzte ihr Hütchen auf und schlug den Weg zum Theater ein.

Zwischen drei und fünf Uhr hatte der Intendant für sein Personal Sprechstunde. Lisette hatte beschlossen, ihn zu bitten, daß er sie aus dem Verband der Tänzerinnen entlasse.

13. Kapitel.

Der Diener, der im Vorzimmer auf einem Schemel saß und in ein großes Zeitungsblatt schaute, war in Livree. Dies deutete ein feierliches Ereignis an, und die weinseligen Augen, die aus dem gerötеten Antlitz blickten, verrieten, daß im Theater eines jener kleinen Essen stattgefunden, welche durch die Feinheit der leiblichen Genüsse nicht weniger berühmt waren als durch die Schönheit und Anmut der Frauen, den Geist und die hervorragende Bildung der Männer.

„Ich muß Sie bitten, noch ein wenig zu warten," sagte der Alte zu Lisette. „Die Herrschaften haben da drinnen im Geschäftszimmer den Kaffee getrunken."

„Wird es noch lange währen?"

„Nein. Um drei Uhr wird immer die Tafel aufgehoben, und um halb vier Uhr gehen die letzten. Jetzt ist nur noch Fräulein Jordans und der Herr Gast drinnen bei Excellenz."

Der „Herr Gast" war ein Schauspieler von einer fremden Hofbühne, der seit einer Woche das Publikum entzückte. Es verlautete, daß die Intendanz mit ihm in Unterhandlungen stehe. Ihm zu Ehren hatten die Kollegen das kleine Fest gegeben.

Lisette setzte sich auf einen gepolsterten Langstuhl und wartete.

Laute, fröhliche Stimmen erschollen von innen.

Plötzlich ertönte der Ruf: eine Ratte! Es wurde die Thüre aufgerissen und der Herr Gast stand vornübergebeugt mit einem gezückten Damensonnenschirm in der ausgestreckten Rechten. Er war im Gesellschaftsanzuge. Die Haare waren ihm über die Stirne ins Gesicht gefallen, die Augen rollten entsetzlich im Kreise, die Lippen zitterten. Hinter ihm wurden die alte Excellenz und Fräulein Jordans, die erste Tragödin der Bühne, sichtbar.

Der Schauspieler trat heraus in das Vorzimmer und wandte sich zu dem ihm folgenden Paare.

„Sehen Sie, daß das dem Publikum verloren geht, was eben dieser würdige Mann und dieses liebenswürdige Fräulein bewundert haben, das kann er unserem Regisseur nicht verzeihen. Die Miene, die er macht, wenn er hinter die Tapete guckt und den toten Polonius statt des toten Königs sieht, die sei das höchste, was er in der dramatischen Kunst zustande bringe. Und niemand sieht diese Miene, weil er hinten hinaus guckt! Wir machen ihm zwar immer die Freude, uns hinter die Tapete zu stellen. Aber der Beifall hinter den Rampen ist dem Mimen ja doch nur ein Butterbrot ohne Butter. — Wo ist übrigens mein Hut?"

Während die freundliche Excellenz in das Zimmer zurückging, um das Vermißte

zu suchen, sagte der Gast in gutmütigem Tone zu der Dame:

„Sie halten mich gewiß für einen schlimmen Menschen. Über all' meine Kollegen habe ich mich lustig gemacht. Du sollst nicht afterreden, heißt es schon in den zehn Geboten. Übrigens müssen Sie mir das Zeugnis geben, daß ich über meine Kolleginnen kein böses Wörtlein gesagt habe."

„Sie sind allerdings als Verleumder nicht minder gefährlich denn als Bibelkenner," sagte Fräulein Jordans lachend. „Übrigens glaube ich, daß Sie, wenn Sie afterreden, den Sonnenschirmen Ihrer Kolleginnen noch weher thun, als dem Leumund Ihrer Kollegen."

„Er ist noch heil und ganz!" rief der Schauspieler feierlich und spannte den Sonnenschirm auf.

In diesem Augenblick kam Excellenz mit dem Hute.

„Sie haben mir Mühe gemacht mit Ihrer Kunst," sagte er.

„Als Sie ihn vorhin als Tartüffe benutzten, ließen Sie ihn in den Papierkorb gleiten."

Die Herren verabschiedeten sich und wechselten verbindliche Worte.

Unterdessen trat die Schauspielerin auf Lisette zu, die bescheiden neben ihrem Stuhle stand.

„Gehören Sie auch zu uns?" frug sie freundlich.

Lisette errötete und erwiderte: „Ich bin Tänzerin."

„Kommen Sie mit einer Bitte zu Excellenz? Sie sehen betrübt aus. Geht es Ihnen nicht gut?"

Lisette senkte verwirrt die Augen. Es wollten ihr die Thränen kommen, kaum hörbar flüsterte sie: „Nein."

„Besuchen Sie mich einmal! Kommen Sie zu mir — morgen, haben Sie morgen Dienst? Ja? Dann kommen Sie vorher, um fünf Uhr. Wollen Sie?"

Lisette nickte.

Darauf gingen die Gäste, von Excellenz geleitet, zur Thüre hinaus.

Als der Intendant wieder hereinkam, schickte er einen scharfen Blick nach dem wartenden Mädchen und sagte zur Seite hinüber, während er in sein Zimmer voraus-ging:

„Wollen Sie so gut sein und mir folgen, liebes Kind!"

Als Lisette in den hohen, vornehmen Raum getreten war, bot ihr der Intendant einen Stuhl und setzte sich auf seinen Rohrsessel.

„Sie sind die Tänzerin Lisa Schmidt. Was führt Sie zu mir?"

„Ich möchte austreten."

„Austreten? Warum? Das thut mir leid!"

„Ich möchte einen anderen Beruf ergreifen."

„Im Theater?"

„Nein."

„Das thut mir leid," wiederholte der Intendant. Er sprang auf, holte aus einem Schranke ein Aktenheft und blätterte darinnen.

„Hier hab' ich Sie," sagte er und sah hinein. „Sie sind sehr brauchbar, sehr!" Sein Blick prüfte wohlgefällig das Mädchen von Kopf zu Füßen. „Ihre Aufführung ist gut. Wenn Sie brav und fleißig bleiben, wie bisher, werden Sie bei uns Ihr Glück machen!"

Er sah erwartungsvoll das Mädchen an. Lisette schwieg.

„Leben Ihre Eltern noch?" frug nach einer Pause der Intendant.

„Meine Mutter."

„Bitten Sie Ihre Mutter, einmal zu mir zu kommen. Oder kann ich dieselbe zu Hause aufsuchen?"

„Nein, das geht nicht," sagte Lisette errötend.

„So? Also erwarte ich sie bei mir."

Der Intendant stand auf, um dem Mädchen zum Abschiede die Hand zu reichen.

Auch Lisette stand auf, machte aber keine Miene zum Gehen.

„Wünschen Sie noch etwas?" frug Excellenz.

„Ich möchte Sie um meine Entlassung bitten," sagte das Mädchen mit zitternder Stimme.

„So ernstlich?" frug der Intendant lächelnd.

„Ich möchte Sie bitten, mich sogleich zu entlassen."

Lisette warf dem alten Herrn einen flehenden Blick zu.

„Davon kann keine Rede sein," erwiderte der Intendant mit ernstem Tone.

Digitized by Google

„Sie sind gebunden, laut Vertrag, bis zum Ablauf der Kündigungsfrist. Wenn ich auch wollte, ich dürfte Sie gar nicht entlassen! Und zudem, wir können Sie zur Zeit nicht entbehren."

Lisette traten die Thränen in die Augen. Der alte Herr bemerkte es und rief:

„Ich bitte Sie, Kind, was haben Sie nur? Was treibt Sie von uns fort?"

„Ich werde konfirmiert," sagte Lisette mit leiser Stimme.

„Ich hätte gedacht, das wären Sie bereits."

Lisette schaute ihrem obersten Vorgesetzten erwartungsvoll ins Antlitz. Sie hatte alles gesagt.

Nicht minder gespannt sah die Excellenz das Mädchen an.

„Und weiter?"

„Das ist's."

„Was?"

„Ich möchte doch auch wie die anderen konfirmiert werden."

„Freilich, das sollst du; aber weshalb willst du denn fort?"

„Eben deshalb!"

Der alte Herr wurde ungeduldig. „Ich versteh' dich nicht, Kind!"

„Wenn ich Tänzerin bleibe," erläuterte Lisette, „will mich der Herr Stadtpfarrer nicht konfirmieren und nicht zum Abendmahl zulassen. Am heiligen Abendmahl liegt mir nicht so viel," setzte sie offenherzig hinzu, „aber konfirmiert möcht' ich doch werden, gleich den anderen."

Der Intendant zog die Stirne kraus. „Wie heißt dieser Pfarrer?"

Lisette nannte den Namen.

Die Excellenz kannte den Träger als einen feingebildeten und weitherzigen Mann. „Du wirst ihn falsch verstanden haben, Lisa. Er wird dir geraten haben, einen anderen Beruf zu ergreifen. Er wird dich gewarnt haben vor den Gefahren deines jetzigen. Dieser hat solche. Vielleicht mehr als ein anderer. Aber glaub' es mir, einem alten Manne, du kannst auch als Tänzerin gottesfürchtig und brav bleiben."

Lisette schaute ihn ungläubig mit großen Augen an. Er braucht mich, fuhr es ihr durch den Sinn, drum will er mich täuschen.

„Nein," sagte sie, und schüttelte den Kopf. „Ich wurde ausgestoßen aus den ehrlichen Mädchen, und der Stadtpfarrer hat mir gesagt, daß ich unter Aufsicht stehe und daß er mich nicht konfirmieren werde, wenn ich noch einmal tanze!"

„Du lügst," rief der Intendant zornig. „Gesteh' es, daß du lügst!"

Lisette erschrak und wich einen Schritt zurück. Aber den drohenden Blick hielt sie ruhig aus.

„Oder," fuhr der alte Herr fort, „es steckt etwas anderes dahinter! Du hast etwas anderes begangen, was dir die Achtung deines Lehrers gekostet hat! — Sieh in mir einen Freund, der 's mit dir gut meint und dir helfen kann. Willst du mir alles sagen?"

Lisette schwieg.

„Geh!" rief ihr der Intendant heftig zu. „Ist dein Vertrag abgelaufen, so bist du entlassen. Bis dorthin — du weißt, welche Strafen auf dem Versäumnis stehen. Bei dem Herrn Stadtpfarrer werde ich mich selbst erkundigen. Adieu!"

Einige Augenblicke später saß Lisette auf einer Bank des Theaterplatzes. Über ihr rauschte es im Wipfel des Kastanienbaumes, aus dem Gebüsch des nahen Parkes klang das Lied der Schwarzamsel.

Lisette schaute das große Gebäude an, das sich in heiterer Pracht vor ihr erhob. Sie hatte schöne Stunden darin erlebt, wenn sie, getragen und gezogen von den Klängen der Musik, dahin schwebte, in süßer Selbstvergessenheit und doch jedes Schrittes künstlerisch bewußt, oder wenn sie im fröhlichen Kreise der Genossinnen sich übte, das Lob einschlürfte, daß sie es am besten mache, und es zu fühlen bekam, daß sie als die schönste von allen anerkannt wurde. Welche Freude war's, die blanken Markstücke auf dem Tisch in Reih und Glied aufmarschieren zu lassen, die größere Hälfte großmütig in die Haushaltung zu stiften, aber doch noch so viel zurückzubehalten, um sich hübsch zu kleiden, vortrefflich zu Mittag zu speisen und einen stattlichen Konfirmationsschatz sich anzusammeln. Das war alles schön; aber jetzt war ihr die Lust daran vergangen. Sie hatte vom Baum der Erkenntnis gegessen, die Augen hatten sich ihr aufgethan, und sie schämte sich. Ja, sie hätte Tag und Nacht im Theater weilen können, daß ihre Blöße verborgen blieb hinter den Mauern und ihre Schande sich hinter die Schande der übrigen versteckte, sie hätte an

ein Entrinnen nicht gedacht. Aber mit dem Kainszeichen auf der Stirne immer wieder hinausmüssen zu den anderen, die es nicht trugen, aber seine Flammenschrift sahen und mit dem Finger darauf deuteten, das war unerträgliche Qual! — Und die Konfirmation! Wie hatte sie sich darauf gefreut! Dort drüben glänzte das goldene Kreuz im Abendsonnenschein! Dort sollte sie eingesegnet werden! Wie hatte sie es sich alles ausgedacht, das kleinste liebevoll gerüstet! Sie wollte es ernst nehmen mit ihrem Gelübde, das versteht sich. Aber sie dachte sich auch zugleich, daß sie hübsch aussehen müsse im feinen schwarzen Kleide mit dem weißen Kranze auf der Stirne. Bei der Prüfung werde sie es vortrefflich machen, das wußte sie, und wie überall, die erste unter allen sein. Wenn sie aber gar daran dachte, daß sie vor dem Altar knieend den Ehrenspruch bekommen werde: Halte was du hast, daß niemand deine Krone raube! dann traten ihr die Thränen in die Augen. — Und jetzt? Sie war ausgestoßen. Am Ehrentage wird sie den geweihten Bezirk vor dem Altar nicht betreten dürfen. Aus einem Winkel des Gotteshauses, in den kein Blick dringt, sieht sie dem heiligen Schauspiel zu. Selbst die blöde Mina lächelt selig und trägt einen Kranz. Nur e i n verlorenes Kind, konnte der Pfarrer sagen, gleich dem Heiland beim Ostermahle. Und dies verlorene Kind war sie!

Einen Blick wilden Hasses warf Lisette auf das Theatergebäude. Dort klebte sie fest mit ihren Flügeln. Sie dachte ihrer Unterredung mit dem Intendanten. Sie zürnte ihm nicht. Er that ihr leid. Er darf nicht anders reden, dachte sie. Gehört er doch auch zu den Geächteten! Er muß lügen, sonst würde ihm niemand bleiben. Und daß er mich halten will, das glaub' ich wohl!

Ein kurzes Lächeln der Selbstzufriedenheit glitt über ihre Lippen, die sich sogleich wieder gramvoll zusammenpreßten.

„Warum sind wir so verachtet?“ frug sie sich. „Warum baut man für so vieles Geld einen solchen Tempel, wenn man doch für Sünde und Schande achten will, was man darinnen treibt? Und warum sollte es dann böse sein?“

Sie grübelte, aber fand keine Antwort. „Es ist doch nicht so, wie man uns im Religionsunterricht sagt. Gut und bös, das gilt nicht in der Welt. Sondern was die reichen und vornehmen Leute festsetzen, das gilt. Und nun haben sie festgesetzt, daß sie Vergnügen haben müssen, aber daß die Leute, durch welche sie Vergnügen haben, zu hassen und zu verachten sind.“

Düstere Bilder traten ihr vor die Seele, und neu stieg der Groll in ihr auf. Sie gedachte zornig des jungen Mannes, den sie ihres Elendes Urheber glaubte.

Dann kam ihr der Gedanke, daß die Gedrückten und Ausgestoßenen berechtigt seien, sich durch jedes Mittel zu wehren und zu rächen. Wie wäre es, wenn sie sich krank stellen würde und dadurch ihre Entlassung erzwänge? Sie errötete und machte eine Grimasse des Abscheues, denn Unredlichkeit war ihr zuwider. Auch sah sie ein, daß sie dies nicht zum Ziele führen werde, denn der Theaterarzt würde sofort herausbringen, daß sie die Krankheit heuchle, und der Intendant könnte sie dann im Ernst Lügnerin heißen, wie er es heute zum Schein gethan.

„So tief in Gedanken, Fräulein Lisa?“ Melanie stand hinter ihr und tupfte ihr mit dem Finger auf die Schulter:

„Ist es schon Zeit zur Probe?“ rief Lisette und sprang auf.

„Sie haben wirklich und wahrhaftig gestern eine Eroberung gemacht, oder vielmehr zwei. Die beiden Krieger von gestern, schauen Sie hinüber! — die hätten sich in den Schatten gesetzt und nicht in die Sonne, wenn ihnen nicht das Sonnenlicht Schatten wäre im Vergleich zu dem Feuer Ihrer Augen, Fräulein Lisa.“

Lisette erschrak, warf einen hastigen Blick auf die nächste Bank und eilte auf das Theater zu.

Melanie wandte im Vorübergehen ihren Kopf nach der Seite, wo die beiden Herren saßen.

„Um den Ulanen beneid' ich Sie, trotz der Brille!“

Dann prüfte sie die Gefährtin von Kopf zu Füßen und rief:

„Sie ahnungsvoller Engel, wie haben Sie sich heute so vorteilhaft gekleidet!“

Die beiden Mädchen eilten Arm in Arm durch einen Gang der Bühne zu.

„Wissen Sie, was morgen sein wird?“ frug Melanie.

Digitized by Google

„Es ist Sonntag morgen, ich denke ‚Tannhäuser!‘“ —

„Abbestellt! Die Würzberg ist heiser geworden. Wir werden die Heldinnen des Tages. Das Ballet ‚Sternblumen‘ wird gegeben. Da wird getanzt, geschwommen, gesprungen, geblüht, geduftet! Ich freue mich königlich auf den Sprung von der Klippe ins Meer hinab. An der Flugmaschine sind Veränderungen angebracht. Der Maschinenmeister will sie uns heute zeigen und den Sprung mit uns einüben, damit morgen kein Unfall geschehe. — Was haben Sie Kind, Sie zittern ja?“

„Auch ich freue mich darauf,“ sagte Lisette mit eigentümlich klingender Stimme.

Die Freundinnen verschwanden im Bühnenraum.

14. Kapitel.

Die Gaslichter wurden auf den Straßen angezündet, als Lisette in ihre Wohnung zurückkehrte. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter.

Die Alte war schon zu Hause und hatte das Nachtmahl besorgt. Der Tisch war gedeckt; die beiden Stühle standen sich gegenüber.

„Guten Abend, Mutter,“ rief Lisette, trat dicht vor die Alte hin und sah ihr strahlend in die Augen. Wie ein Bursche, der am Tage nach der Erklärung seinen Schatz im Garten findet, des süßen Einverständnisses bange, gewiß zum ersten Male wachend und bewußt zu wiederholen wagte, was er gestern im Rausch der Leidenschaft gethan, die Geliebte an sich zieht und die willigen Lippen küßt, — in nicht geringerer Bewegung schloß die Tochter ihre Mutter in ihre Arme. Aber bei der Alten war mit dem Eindruck der fürchterlichen Nacht die Zärtlichkeit geschwunden. Ihr Geist hatte das gewohnte Geleise wieder betreten.

„Laß mich, laß mich, ich will nicht von dir geküßt sein,“ rief sie.

„Warum nicht, Mutter?“

„Das kannst du dir selber denken!“

„Du brauchst dich meiner nimmer lang zu schämen, Mutter, ich habe gekündigt!“

Die Wäscherin hatte sich an den Tisch gesetzt. Lisette rückte ihren Stuhl neben den der Mutter. Sie aß fast nichts, sah die Alte unverwandt an und zuweilen streichelte sie ihr liebkosend Wange und Arm, wie die Mutter ihr am Morgen gethan.

Auf die letzte Mitteilung wandte die Alte ihren Kopf und sah Lisette starr und bedeutungsvoll an.

„Es ist dir gekündigt worden,“ sagte sie.

„Mir?“ lachte Lisette. „Wo denkst du hin! Festnageln wollen sie mich!“

Die Wäscherin stand auf, holte von der Kommode einen zusammengefalteten Zettel und legte ihn vor Lisette hin.

„Da, lies!“

Es war eine Vorladung vor das Polizeiamt. Mutter und Tochter sollten am Montag um zehn Uhr daselbst erscheinen.

„Was wollen die denn von uns?“ frug Lisette verwundert.

„Von mir nichts; wahrscheinlich etwas von dir.“

„Von mir?“

Die Mutter sah Lisette mit demselben Blick an wie vorhin.

„Ich habe den Polizeiwachtmeister gesprochen.“

„Gestern?“

„Ja.“

Lisette erbleichte. „Was hat er dir gesagt?“

„Was er mir gesagt hat? Alles!“

Lisette zitterte. Aus dem Hintergrund ihrer Seele trat eine Vorstellung, die ihr schon einmal das Blut hatte erstarren machen. Zurückgescheucht, hatte sie sich tot gestellt. Jetzt aber kam sie, durch der Mutter Wort geweckt, von neuem hervor. „Da bin ich wieder,“ sagte sie, und stand näher, sah entsetzlicher aus denn ehemals.

„Er hat dir Falsches gesagt, Mutter,“ stammelte Lisette, „es ist nicht so, wie er dir gesagt hat.“

„Er hat mir gesagt, was du bist.“

„Was?“ rief das Mädchen und sah entsetzt die Mutter an.

„Ein Modell!“

Modell? Das hatte schon der Stadtvikar gesagt. Es war ihr heute Abend eingefallen und sie hatte Melanie gefragt, was ein Modell sei. Die Freundin hatte in die Höhe geschaut und nach einigem Besinnen gesagt: „Ein Modell? das ist eine Momentphotographie von uns.“ Lisette konnte sich nichts darunter vorstellen, hatte aber nicht noch einmal fragen wollen.

Jetzt wandte sie sich leidenschaftlich an die Mutter: „Sag mir doch, ich bitte dich, was ist denn das?“

Digitized by Google



Digitized by Google



Die Schwestern. Nach dem Gemälde von James Marshall.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin)

Digitized by Google

Die Wäscherin lachte rauh. „Was das ist? Das mußt du besser wissen als ich. Bei mir ist's schon zu lange her."

„Was ist zu lange her?"

„Laß mich in Ruh," brummte die Alte und stand vom Tisch auf. „Ich will mit der Gottlosigkeit der Welt nichts mehr zu thun haben."

Lisette wußte, daß jeder Versuch, sie zum Reden zu bringen, vergeblich sein werde. Sie ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, während die Alte mit lauter Stimme den Abendsegen las.

Die Mutter war mit ihren gewohnten Verrichtungen zu Ende, blieb aber immer noch am Tische sitzen und sah der Tochter mit fragendem Blicke nach. Sie mochte etwas auf dem Herzen haben. Endlich frug sie: „Warum hast du auf ihn gelauert, Kind?"

Lisette stand eine Weile still, machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte wie geistesabwesend:

„Schweige, Mutter, ich bitte dich; es ist ja alles nichts! Willst du nicht zu Bett gehen?"

Aber die Alte blieb sitzen. Nach einer Weile murmelte sie:

„Ist er dir alles noch schuldig? Hat er dir gar nichts gegeben?"

Wieder blieb Lisette stehen. Wie aus einem Traum erwachend schlug sie langsam die Augen auf und sah die Mutter groß an.

„Wen meinst du?"

„Den jungen, reichen Maler," murrte die Alte, noch leiser denn zuvor.

Da schrie Lisette auf, wie ein verwundetes Tier, stürzte vor der Mutter nieder und barg schluchzend ihr Gesicht in ihrem Schoß.

„Mutter, du allein! Verstoß mich nicht auch! Brav und gut bin ich! Es ist nicht wahr. Glaub mir's doch! Und konfirmiert werd' ich auch. Sie müssen's thun, ich zwinge sie dazu!"

Die Wäscherin wurde weich. Sie beugte sich über die Tochter und redete ihr zu. „Sei still, Kind! Das Schlimmste ist's nicht! Brav und gut, so mußt du immer sagen. Aber halt dich hoch! Wirf dich nicht weg! Sollst es immer gut haben!"

Immer leiser murmelnd sagte sie die abscheulichsten Dinge mit den zärtlichsten Ausdrücken gemischt, der Tochter ins Ohr. Es war der Schoß instinktiver Mutterliebe, in den sich das arme Mädchen geflüchtet hatte; aber der Geiz hatte diesen Schoß vergiftet.

Lisette hörte zu weinen auf. Sie war matt, willenlos wie ein von plumpen Händen gedrücktes Vögelchen. Die Mutter küßte ihr die Schläfe und die Wange.

„Eines sag' mir, liebe Mutter," flüsterte sie jetzt mit leiser Stimme, „kannst du ohne mich nicht leben?"

„Ich hab' dich lieb," antwortete die Mutter.

„So mein' ich nicht. Brauchst du mich, ich meine das Geld, das ich verdiene, um leben zu können?"

„Wie kannst du nur fragen!" erwiderte die Alte in ihrem lamentablen Tone. „Fünfzig Jahr bin ich alt, meine Knochen sind steif, der Atem geht schwer. Ich schaffe, daß mir das Blut unter den Nägeln vorspritzt! Aber wie lang kann ich's noch?"

Diesmal hielt sich Lisette nicht die Ohren zu wie gewöhnlich, sondern lauschte mit seligem Lächeln.

Als die Litanei zu Ende war, sagte sie: „Und das kannst du auch, wenn's nötig ist, beschwören, vor der Polizei oder jedem Gericht?"

„Ja," sagte die Mutter, „und wenn unser Herrgott selber dabei stünd'."

„Dann ist's gut," erwiderte Lisette und richtete sich auf. „Wir wollen jetzt zu Bett gehen."

Nach kurzer Weile war das Licht gelöscht. Es war stille geworden in Wohnstube und Kammer.

Als der Mond übers Dach herunterstieg und sein schräger Strahl durchs Fenster zu Häupten der Alten fiel, richtete sich Lisette in ihrem Bett auf und lauschte zur Mutter hinüber. Diese schlief ruhig. Dann stieg das Mädchen leise vom Lager herab, schlich in das vordere Zimmer und holte aus ihrer Schublade das Zeitungsblatt, das sie am Tag zuvor von der Redaktion geholt hatte. Dann ging sie leise, leise in die Kammer zurück und kauerte sich nieder in den Winkel am Fenster.

Sie entfaltete das Blatt, so daß der volle Mondschein darauffiel, und begann die Paragraphen des Unfallversicherungsgesetzes zu lesen. Es war kalt, aber ihr Körper glühte im dünnen Hemde, ihr Auge

lohte aus dem mondscheinfahlen Gesichte heraus.

Sie war mit ihrem Studium zu Ende und nickte befriedigt vor sich hin. Die Zeitung legte sie wieder an ihren Ort. Dann setzte sie sich auf den Stuhl vor dem Bett der Alten. Mit deren Kleidern deckte sie sich zu. Und unverwandt schaute sie die schlafende Mutter an. Stunde um Stunde verrann, der Tag graute; immer noch saß das Kind auf seinem Posten.

Als zur gewohnten Zeit die Alte sich reckte und zu stöhnen begann, huschte das Mädchen lautlos in sein Lager.

15. Kapitel.

Lisette schlief in den hellen Morgen hinein. Sie hatte viel nachzuholen. Die Glocken auf den verschiedenen Kirchtürmen schlugen zusammen und luden zum Gottesdienst, und die Wäscherin war schon zum Kirchgang bereit, als Lisette endlich aufwachte.

„Guten Morgen, Mutter,“ rief sie aus der Kammer heraus.

„Guten Morgen, Nichtsnutz,“ war die Antwort. „Schläft, wie wenn sie ein gutes Gewissen hätte! Wenn du dich eilst, reicht dir's noch zur Predigt.“

„Ich bin noch so müde, Mutter, und möchte lieber daheim bleiben.“

„Ich kann mir's denken,“ brummte die Mutter. „Dein Geschmack läuft jetzt nach anderen Dingen als einer guten Predigt.“ Die Alte ging.

Lisette blieb etwa noch eine halbe Stunde im Bette liegen, dann stand sie langsam auf. Sie wusch sich ebenso gründlich und unermüdlich wie am Tage vorher und blieb, während sie sich anzog, zuweilen wie in Gedanken verloren stille stehen, oder sie setzte sich auf ihr Bett, kreuzte die Arme über die Brust und schaute auf einen Fleck. Endlich war sie fertig; sie hatte ihr bestes Kleid aus dem Schranke geholt und von den Dingen, die ihren Anzug vervollständigten, die schönsten Sachen herausgesucht, die hübscheste Schleife, das feinste Taschentuch, die neuesten Manschetten. Vor die Brust steckte sie als Brosche ein silbernes Täubchen, das einen goldenen Brief im Schnabel trug.

Als sie mit allem fix und fertig war, prüfte sie den Inhalt des Kaffeetopfes. Er behagte ihr nicht. Die Mutter nimmt auch gar zu viel Cichorie, dachte sie; und überdies, — gewärmtes Zeug trinke heute wer mag. Sie schüttete den Topf aus in einen Kübel, der, von einem Vorhange verdeckt, in einer Nische des Ganges stand. Und dann braute sie sich frischen Kaffee. Während die Maschine einen würzigen Duft verbreitete und in immer langsamerem Takte das Geräusch der herabfallenden Tropfen durch die stille Stube zitterte, saß Lisette vor dem Tische und stützte den Kopf auf die zusammengelegten Arme. Bald fing sie zu weinen an. Es waren süße Thränen; denn nächst denen, die der Mensch im Überdrang der Freude weint, gibt es keine wonnigeren als die, welche man aus Mitleid mit sich selbst vergießt, besonders wenn das Leid kein gegenwärtiges, sondern ein gedachtes ist.

Lisette schlürfte deshalb auch ihren Kaffee mit großem Genuß, und die reichliche Butter, die sie auf ihr Frühstücksbrot strich, schmeckte ihr vortrefflich.

Als sie fertig war und alles abgeräumt hatte, hielt sie Musterung in der Schublade ihrer Kommode. Jedes einzelne Stück ihres Inventariums betrachtete sie mit zärtlicher Genauigkeit. Wo etwas beschädigt war, — es waren nur Kleinigkeiten, denn sie hielt ihre Sachen in Ordnung, — das besserte sie sorgfältig aus. Es ist zwar Sonntag, seufzte sie, aber es ist ein Notwerk.

Hierauf legte sie alles, was sie für die Vorstellung am Abend brauchte, zur Seite und trug es hinein in die Schlafkammer. Dann räumte sie die Schublade aus und legte unten auf das saubere Zeitungspapier, das den Boden bedeckte, in schönster Ordnung alle die kleinen und zarten Dinge nieder, die sie in ihrem Tänzerinnenberuf brauchte. Oben darauf breitete sie ein breites und starkes Stück Packpapier. Einen großen Riß, den es in der Mitte hatte, besserte sie mit ein paar Stichen aus. Auf den flachgewölbten neuen Boden legte sie dann alles, was sie sich für die Konfirmation angeschafft hatte, vom feinen Hemd und den weißen Strümpfen bis zu dem goldenen Kreuzchen und der schönen Krause. Über den schwarzen Wollstoff, der für das Konfirmationskleid bestimmt war, fuhr sie liebkosend mit der Hand, und große Thränen traten ihr in die Augen. Es läutete just

vom Turm der Peterskirche. Lisette faltete die Hände und betete ein andächtiges Vaterunser. Die Mutter wird bald kommen, dachte sie jetzt. Was sie wohl zum Mittagessen gerichtet haben mag? Sie forschte im Speiseschränkchen nach. Außer den unvermeidlichen Kartoffeln fand sie nichts als ein Schüsselchen voll frischer Eier und etwas geputzten Ackersalat. Das Mehlsäckchen hing nicht an der Wand, sondern lag aufgebunden neben den Eiern.

„Sieh da, Pfannkuchen gibts,“ sagte sie vergnügt, „da will ich auch etwas dazu stiften.“

Sie erinnerte sich, daß gestern die Mutter hatte zusehen müssen, wie bei Oberrechnungsrats die Spargeln ins Zimmer hinein getragen wurden. Sie selbst war dadurch, daß sie immer allein aß und jedes Gelüstlein befriedigen konnte, das nicht gerade viel Geld kostete, ein leckeres Mädchen geworden.

Sie setzte ihren Hut auf, nahm ein hübsches Körbchen zur Hand und verließ die Wohnung.

Sie eilte auf die Hauptstraße und dann gegen den Marktplatz zu und trat in eine bekannte Delikatessenhandlung. Sie war früher oft vor dem Schaufenster gestanden und hatte begierig die fremdartigen Dinge betrachtet. Einmal, am Morgen nach einem Zahltag, war sie hineingegangen und hatte sich Vanillechokolade, einen Ring getrockneter Feigen und einen sonderbar aussehenden teuren Käse gekauft. Der letztere schmeckte ihr gar nicht, und da sie sich scheute, ihn der Mutter zu zeigen, legte sie ihn, schön eingewickelt, auf eine Bank in den Anlagen. Bei jenem Besuch hatte sie auf einer Dose „Eingemachte-Spargeln“ gelesen. Das fiel ihr jetzt ein.

Der blonde Ladenjüngling machte vor ihr die schönste Verbeugung, die er in der Tanzstunde gelernt hatte, und bediente das schöne Mädchen mit ebenso viel Grandezza als ritterlicher Unterwürfigkeit. Er schnitzelte den westfälischen Schinken, den Lisette zu den Spargeln verlangte, so fein, daß mehr als einmal der Schnitt versagte und schließlich ein Häufchen zarter Ränftlein, gebrechlicher Blättchen und ätherischer Schnitzelchen auf dem Seidenpapiere lag. Dabei sah er so liebevoll auf sein Werk hernieder wie ein Goldschmiedegeselle auf den Brautschmuck seiner Liebsten. Als Lisette auf eine dickbäuchige Flasche hinwies und frug, was sie koste, auf die Antwort aber eine Gebärde des Schreckens machte, sagte der Lehrling, Alois Brunnenmacher, ganz verlegen: „O, bitte!“ Und als Lisette prüfend ihre Augen über die anderen Flaschen schweifen ließ, griff er eine heraus und sagte: „Hier empfehle ich Ihnen eine Flasche alten Affenthaler. Deliziös!“ Mit einem Seitenblick auf den am Pulte schreibenden Kommis fügte er leise hinzu: „Ich kann Ihnen die Flasche für eine Mark zwanzig abgeben.“ Dann bat er um die Erlaubnis, die Dinge in das Körbchen packen zu dürfen, wählte rosenrotes Seidenpapier für den Affenthaler, grünes für die Spargelbüchse und legte eine Geschäftsempfehlung, ein Taschenkalenderchen alten Datums und eine illustrierte Anweisung zur Verwertung des Fleischextraktes als Gratisgabe hinein. „Zum Andenken!“ flüsterte er mit schüchternem Augenaufschlag, überreichte mit einer Verbeugung das Körbchen, sprang an die Thüre und sich tief verneigend sagte er: „Beehren sie uns bald wieder!“ unter inniger Betonung des Wörtleins „bald.“

Kaum hatte Lisette die Thüre geschlossen, so sagte der Kommis mit spöttischem Lächeln: „Wenn Sie hübschen Mädchen den Affenthaler um fünfzig Pfennig billiger geben wollen, so legen Sie, bitte, den Rest aus Ihrer Tasche darauf.“ Noch niemals seit Gründung des Reichs wurde der Verlust von fünfzig Pfennigen stolzer getragen, als es am heutigen Tage durch Alois Brunnenmacher geschah.

Die Mutter saß bereits über der Suppe, als Lisette kam. Das Mädchen packte seine Schätze aus. Die Alte brummte: „Leckerin! Verschwenderin! Sündengeld! Sündenleben!“ Aber dann ließ sie sich alles vortrefflich schmecken. In wahrer Andacht schlürfte sie den edeln roten Wein. Lisette versuchte von allem, aber nur ein paar Bissen. So trank sie auch nur die Hälfte ihres Glases. Vor jedem Schluck stieß sie mit der Mutter an, die von dem geringen Hunger ihres Kindes nichts bemerkte. Jeder Tropfen des Weines ging Lisette ins Blut. Ihre Wangen strahlten, ihre Augen leuchteten. Es ward ihr feierlich, erhaben zu Mute, als ob sie getragen würde, dahinflöge. Sie war zur Zärtlichkeit aufgelegt, zur Rührung, zur

Digitized by Google

Bewunderung. Alles schien ihr herrlich zu sein. Selbst Schmerz und Tod hätte sie als begeisternden Trank hingenommen.

Sie zog einen Schemel herbei und setzte sich darauf. Die Wange lehnte sie an der Mutter Knie.

„Das ist der liebe Fuß, Mutter, den du vor vier Jahren gebrochen hast? Und jetzt ist er wieder so stark und fest wie der andere. Gar nichts merkt man ihm an. Wie lange bist du gelegen?"

„Drei Wochen."

„Ja. Dann aber hast du ihn noch recht lange schonen müssen. Da hättest du freilich nicht tanzen können."

Die Mutter holte sich den Rest der Spargeln auf ihren Teller.

„Hat es dir weh gethan, Mutter?"

„Das will ich meinen! Zum Schreien und Heulen."

„Also ein klein wenig arg weh! Aber heute, Mutter, sind die Ärzte viel geschickter als damals! Sie binden einem die Augen zu und blasen ein Traumpulver in die Nase. Dann schläft man flugs ein und träumt wunderschön von dem, was man am liebsten hat, du von Spargeln und Schinken und von einer langen, langen Predigt, und ich von Kirchenglocken und einem weißen Kranze und einem schönen Spruch, und viele, viele schauen auf mich, darunter auch — Weißt du, wo der Pfarrstuhl ist, Mutter?"

„Nein!"

„Von all dem träumt man. Und wenn man aufwacht, ist alles vorbei, und man wird flugs wieder gesund. Freilich nicht so ganz flugs!"

Die Alte schenkte sich noch ein halbes Glas Wein ein.

„O Mutter!"

„Was willst du?"

„O Mutter!"

„Hast du was, so sag's, oder laß mich ganz in Ruh'!"

„Es muß wunderschön sein, von der Mutter gepflegt zu werden! Das kann freilich gar nicht sein! Du mußt waschen."

„Sprich nicht so gottlos. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten."

„Aber weißt du, Mutter, die Schwestern im Spital hab' ich auch so lieb. Sie sehen so ehrwürdig aus in ihren weißen Hauben. O wie wollt' ich brav und folgsam sein! Niemanden dürften die Schwestern und der Spitaldoktor lieber haben als mich!"

„O du dummes Ding! Du bist ja so gesund wie der Fisch im Wasser."

„Ja, Mutter, oder wie der Vogel in der Luft. Tralala! Ich muß hinaus, Mutter, und du mußt mit. Wir wollen heut einen wunderschönen Tag verleben, wie wenn ich für drei Wochen verreisen müßte. Im Albertspark ist Musik. Auf Mutter, zieh' dich an, da müssen wir hin!"

„Ein Sündenleben!" seufzte die Alte, ließ es aber geschehen, daß Lisette sie aufs beste herausputzte. Es wurde ihr selbst ganz leichtfertig zu Mute, als ihr die Tochter ein schönes blaues Band durch die Sonntagshaube zog, ihr das stattliche Kunstwerk vor dem Spiegel aufsetzte und ausrief: „So, Mutter, jetzt bist du ganz schön."

Als sie draußen auf der Straße standen, sagte Lisette: „Daß du's nur weißt, Mutter, ich bin heute dein Herr. Ich halte dich frei; aber du mußt auch gehen, wohin ich dich führe, und mußt immer lustiger werden. Zuerst gehen wir in den botanischen Garten, in die Gewächshäuser. Ich muß die Frühlingsblumen alle sehen."

Begeistert, entzückt wandelte das junge Mädchen auf den weichen Sandwegen durch die Blütenpracht. Die feuchtwarme Luft, das gründämmerige Licht, der süße Duft, der gedämpfte Farbenglast, das alles verwirrte, überwältigte ihre Sinne. Aber zugleich wurde ihr Herz so still und andächtig, wie wenn sie durch einen Tempel schreite. Dabei war sie von einer inneren Unruhe getrieben. Nirgends hielt sie sich auf. Immer war sie der Mutter voraus und wartete dann wieder, die Herrlichkeit, die hinter ihr lag, noch einmal mit ihren Augen trinkend.

Als sie auch einmal zurückblickte, bemerkte sie, daß die Mutter eine Blume brechen wollte.

„Das darfst du nicht thun!" rief sie erschrocken.

„Es sieht's ja niemand," sagte die Alte und versuchte den Stengel tiefer zu fassen. „Ich schlage dann mein Taschentuch um den Strauß."

Lisette sprang hin und riß ihre Hand zurück. „Wenn du noch ein Blatt brichst, zeig' ich dich an. Ich sag' dem nächsten Aufseher: Meine unartige Mutter hat Un-

fug gemacht; ich möchte gerne die Strafe zahlen."

„Nun, nun, Kind, du bist nicht gescheidt."

Lisette wich jetzt keinen Schritt mehr von ihrer Mutter. Mit ihrer begeisterten Freude war's vorbei.

„O Mutter, was macht Ihr einem für Sorgen!" seufzte sie. Unwillkürlich war sie in das Ihrzen zurückgefallen. Eine ängstliche Gouvernante kann einen wilden Buben nicht sorgsamer behüten, als es Lisette mit ihrer Mutter that.

Das Mädchen drängte zum Ausgang. Sie wurde erst wieder heiter, als sie unter freiem Himmel war.

„Jetzt geht es in den Park; aber wir fahren!"

Nahe bei der Haltestelle der Straßenbahn saß ein altes Weiblein vor einem Korbe mit Blumen. Lisette kaufte für die Mutter einen teuren Maiblumenstrauß. Sich selbst steckte sie ein kleines Veilchensträußchen vor die Brust.

Der Wagen der Straßenbahn war überfüllt. Ein Herr stand auf und bot Lisette seinen Platz an. Sie dankte freundlich und ließ ihre Mutter sitzen. Sie selbst trat auf die Plattform. Sie sah hinaus auf die grünenden Bäume, unter denen geputzte Menschen gingen, und in die kleinen, lauschigen Gärtchen hinein, die vor den Landhäusern an der Straße lagen. Als sie an einem Beete voller Sternblumen vorüberfuhr, warf sie ihren Schwestern einen Kuß zu.

Jetzt waren sie am Albertsparke angelangt. Lisette löste zwei Eintrittskarten und warf dem blinden Orgelmann, der vor der Thüre saß, ein kleines Silberstück in den Hut. Dann traten Mutter und Tochter in den Park ein.

Bald nahm der grüne Waldesschatten sie auf. Die Vögel sangen in dem niederen Gebüsch. Aus der Ferne klang Musik. Dort zog es Lisette hin. Es war schön in den einsamen Waldwegen, aber sie wollte heute nicht traurig werden. Auch war die Mutter müde.

So eilten sie rasch wieder dem breiten Hauptwege zu, der sie in kurzer Frist ans Ziel führte.

Unter Trauereschen und Lindenbäumen stand eine Menge kleiner Tischchen, die meisten dicht besetzt. Das Wirtshaus war durch eine Wand hoher Tannenbäume verdeckt.

Die beiden ließen sich im Schatten der Fichten an einem Tischchen nieder, das wohl deshalb bisher leer geblieben war, weil hier der Boden etwas feucht sein mochte.

Die Mutter wünschte Kaffee. Lisette bestellte für sie eine reichliche Portion und verschiedenes Gebäck dazu, für sich selber Fruchteis und Wasser. Als die Mutter begehrlich frug, wie es schmecke und unaufhörlich versuchen wollte, bestellte Lisette auch für sie von dem kühlenden Naschwerk.

Als gegessen und getrunken war, trat bei dem jungen Mädchen tiefe Abspannung an die Stelle des bisherigen Schwunges. Die Alte wurde immer einsilbiger, hörte ganz auf zu reden und nickte schließlich ein. Musik pflegte sie regelmäßig einzuschläfern.

Lisette kreuzte die Arme über die Brust und überließ sich ihren Gedanken.

Die Musik machte sie nicht heiter. Mehrmals wollte sie sich zwingen, aufmerksam zu lauschen. Aber es war ihr nicht möglich. Die Klänge glichen heute boshaften Vögeln, die aus dem Knäul der Gedanken die finstersten Fäden hervorzerrten. Sobald die Musik schwieg, flog der Vogel davon und das schwarze Ende huschte in seinen Mutterschoß zurück; aber sobald die ersten Harmonieen erschollen, war auch der Unglücksvogel wieder da und zerrte den dunklen Faden länger und länger.

Während eines Strauß'schen Walzers sah Lisette ihre Mutter an und mußte an das Wort des Erlösers denken, das er im Garten Gethsemane zu seinen Jüngern gesprochen: Ach, wolltet ihr nun schlafen und ruhen? Könnet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? Sie gedachte, an diesem Tage auszukosten, was die Welt liebes und schönes für sie habe. Aber selbst das beste, die Mutter, versagte, — vermochte nicht bei ihrem Kinde zu wachen am Tage des Abschieds.

Die Musik hörte auf und die Alte schlug die Augen auf. Sie äußerte Lust nach einem Glase Bier. Lisette bestellte es ihr. Als die Kapelle einen rauschenden Marsch zu spielen anhub, nickte die Mutter wieder ein und der Vogel war da und zerrte am Faden weiter.

Abschied! Sie wollte ja in drei, vier Wochen wieder gesund sein!

Digitized by Google

Die Mutter wird während dieser Zeit unterstützt, dachte sie; der Intendant muß mich freigeben; der Stadtpfarrer muß mich konfirmieren, wenn nicht mit den anderen, so doch allein.

Allein vor der ganzen Gemeinde, das wäre das schönste! Niemand hat mir beigestanden, als sie mich geächtet haben; so braucht mir auch niemand zur Seite zu gehen, wenn sie mich wieder aufnehmen müssen.

Sie versuchte es, sich die Feier ihrer Einzelkonfirmation mit den prächtigsten Farben auszumalen. Aber es gelang ihr nicht. Der Vogel hatte den Faden nicht losgelassen; und jetzt zog und zog er wieder.

Nur für ein paar Wochen wollte sie ins Spital verreisen; und doch war's ihr heute zu Mute, wie wenn es ein ganz anderer Abschied wäre. Die Bäume, die Wolken, der Himmel, die Rasenfläche, alles war so feierlich, so verklärt! Und warum haben ihr die Sternblumen aus dem dunklen Garten so vertraulich zugenickt? Sie sind früher Jungfrauen gewesen, die sich der Gewalt des heidnischen Seeräubers nicht ergeben wollten und sich deshalb über die Klippen hinabstürzten. Sie haben nicht etwa nur Arm und Fuß gebrochen. Sie suchten und fanden den Tod.

Die Musik hörte auf. Die Mutter aber erwachte diesmal nicht. Lisette rief den Kellner herbei und bezahlte. Sie war im Begriff die Mutter zu wecken. Da begann die Musik wieder, und das arme Kind mußte dem düsteren Vogel schmerzvoll stille halten. Die Kapelle gab beliebte Stücke aus der Oper Karmen zum besten. Während die prickelnden Töne die übrigen Zuhörer freudig erregten, riefen sie in Lisettens Seele die Erinnerung an eine ganz andere Melodie wach, an einen Gassenhauer, den sie einmal von heimkehrenden Arbeitern hatte singen hören. Auch die Worte fielen ihr wieder ein.

Muß ich schon sterben,
Bin noch so jung, so jung,
Muß ich schon sterben,
Bin noch so jung,
Wenn das mein' Mutter wüßt',
Daß ich schon sterben müßt',
Thät sie sich grämen
Bis in den Tod.

Ein unsäglich bitterer Zug lag auf Lisettens Antlitz, als sie die beiden Zeilen sich wiederholte.

Nein, Mutter, das brauch' ich nicht zu fürchten. Es wäre ja auch vortrefflich für dich gesorgt; du bedürftest meiner nimmer!

Ein wilder Schmerz erfaßte das Mädchen. Sie hatte den Drang, bei einem Menschen zu sein, dem sie alles sagen könnte, der sie verstände, der sie tröstete. Angstvoll weckte sie die Mutter. „Wir müssen geh'n; der Abend kommt." Sie eilte, daß die Mutter ihr kaum folgen konnte. Stumm saßen sie in dem Wagen der Straßenbahn nebeneinander. Auf dem Marktplatze stiegen sie aus.

„Adieu, Mutter," rief Lisette, „in einer Stunde komm' ich heim!" Sie eilte quer über den Platz, während die Alte kopfschüttelnd ihr nachsah.

16. Kapitel.

Wahllos war Lisette in eine der Straßen geeilt, die auf den Marktplatz münden. Es schlug auf dem Turme des Rathauses halb fünf Uhr. „Noch zwei und eine halbe Stunde," sagte sie leise und schauderte zusammen. Plötzlich sah sie die Mauern des Theaters vor sich; erschreckt wandte sie sich um und bog in die nächste Quergasse. Ziellos lief sie eine Weile dahin, bis ihr Musik entgegentönte. Aus den Fenstern eines kleinen Wirtshauses klangen Geige und Klarinette. Da wich sie entsetzt zurück. Es war die Melodie, die sie aus dem Garten getrieben: Muß ich schon sterben, bin noch so jung, so jung, klagte die Geige. Dann fiel die Klarinette in schrillem Hohne ein: wenn das deine Mutter wüßt', daß du schon sterben müßt', thät sie sich grämen bis in den — da brach das Instrument in ein tolles Gelächter aus, und Geige und Klarinette dudelten in gedankenloser Lustigkeit, bis das Lied von vornen begann: muß ich schon sterben, bin noch so jung, so jung.

Lisette rannte die Straße zurück. Die Leute blieben stehen und sahen ihr nach. Sie lief, bis sie wieder an die Stelle kam, wo das Theatergebäude sich in heiterer Pracht vor ihr erhob. Da hielt sie inne. Es ist noch nicht Zeit, sagte sie, und schaute die Mauern finster an. Dann sprach sie laut vor sich hin: ich will nicht sterben. Sie erschreckte über den Ton ihrer Stimme, preßte die Hand auf die Stirn und besann sich. Wohin will ich denn? frug sie sich. Zu Melanie, sagte sie halblaut vor sich, hin und

schlug langsamen Schrittes den Weg nach der Wohnung der Freundin ein. Die Zimmerthüre Melanies war geschlossen. „Ein Gruß von Max“ stand auf dem Schiefertäfelchen, das an der Wand hing, „und von Lisa“ schrieb sie darunter und sah einen Augenblick ihre Schriftzüge gedankenvoll an. Dann verließ sie das Haus und ging langsam die Straße zurück. Wo sollte sie jetzt hin? Heim? Daheim lagen ihre Sternblumenkleider, vor denen es ihr graute. Und daheim war die Mutter. Das höhnische Gelächter der Klarinette klang ihr wieder im Ohr. Sie konnte die Mutter jetzt nicht sehen. Wohin? Es ward ihr weh ums Herz. Thränen wollten aus den Augen stürzen. Zu meinem Lehrer, sagte sie sich. Er hat mich immer lieb gehabt, und wenn er mich wegstoßen will, so werd' ich auf seine Hände niederweinen, bis er mich anhört.

Sie stand vor dem Schulhause, in welchem ihr ehrwürdiger Lehrer wohnte. Als sie langsam die Treppe emporstieg, hörte sie fröhliche Stimmen herunterschallen. Es waren die Enkelein des alten Schulmeisters, drei Knaben und ein Mädchen. Sie hatten den Großvater zu einem Spaziergange abgeholt. An jeder Hand hing eines der Kleinen, und die beiden anderen gingen plaudernd voraus. Der alte Herr neigte sein Haupt dem jüngsten zu, der zu seiner Rechten trippelte, und so bemerkte er das Menschenkind nicht, welches scheu wie ein Dieb zur Thüre hinausschlich.

Lisette lief bis um die nächste Straßenecke. Lähmende Verzagtheit wollte sich ihrer bemächtigen. Aber sie schüttelte sich und sagte: Zu meinem Religionslehrer, dem Stadtvikar will ich gehen.

Sie eilte zum Mesner der Martinskirche, der mit seiner Familie in fünf übereinanderliegenden Stuben des Turmes hauste, und erkundigte sich nach der Wohnung. Sie lag ganz in der Nähe. Lisette stieg die lichte Treppe so rasch hinauf, daß sie vor der Thüre atmend stille stehen mußte. Der Schlüssel stak, also war der Bewohner zu Hause. Aber er hatte Besuch; denn man hörte sprechen. Nichtsdestoweniger klopfte Lisette an, aber sie bereute es, als sie in die Stube getreten war. Eine vergnügte Gesellschaft war beieinander. Ein schönes junges Mädchen und eine ältere Dame saßen auf dem Sofa, ihnen gegenüber der Stadtvikar nebst einem anderen Herrn. Der junge Geistliche hatte einen Freund und dessen Braut, in deren Haus er viel verkehrte, in seine Junggesellenwirtschaft eingeladen und seine Wirtin, eine Amtsrichterswittwe, gebeten, die Stelle der Hausehre zu vertreten. Eine Bowle stand auf dem Tisch; die Gläser klangen gerade zusammen, als Lisette eintrat. Der Stadtvikar sprang erfreut aber zugleich verlegen auf. „Elisabeth Schmidt,“ rief er, „du willst mit mir reden! Das freut mich von dir!“ Er gab ihr die Hand und sagte leise: „du siehst, ich bin nicht allein, und was du mir wirst sagen wollen, verträgt keine Zeugen. Kannst du nicht morgen kommen?“

Lisette schwieg und ging einen Schritt zurück. Dies bemerkte das Mädchen, das auf dem Sofa saß. Es stand auf und sagte: „Wir wollen in Ihr Zimmer gehen, Frau Amtsrichter, damit unser Wirt mit seinem Beichtkinde ungestört sprechen kann.“

„Das ist nicht nötig,“ rief die alte Dame lebhaft. „Der Herr Stadtvikar weiß, wo der Schlüssel zu meiner Wohnung liegt. In meinem Besuchzimmer können sie in aller Ruhe zusammen sprechen.“

Die beiden Brautleute sahen das Mädchen an und tauschten leise Bemerkungen. Der Vikar ließ sich von der Hauswirtin erläutern, wo er den Schlüssel finden könne.

„Sie müssen unter die Haube, Sie unpraktischer Mensch,“ hatte diese lachend gesagt und war selbst aufgestanden. Aber als die beiden sich nun zur Thüre wandten, sahen sie Lisette gerade hinausschlüpfen. Der Vikar rief ihr nach, eilte in den Gang und die Treppe hinab; aber Lisette lief schon draußen auf der Straße.

Sie eilte, bis sie um die Ecke gebogen. Dann ging sie langsamer und frug sich, warum sie denn eigentlich geflohen sei. Sie wußte keine Antwort darauf zu geben. Da schüttelte sie zornig den Kopf, wie jemand, der Recht behalten will und flüsterte vor sich hin: so nicht.

Sie schlug den Weg zur Flotowstraße ein, in welcher Fräulein Jordans wohnte. Sie that es, ohne vorher zu überlegen, mit der Sicherheit eines Menschen, der die Nummern eines Programms fertig zu bringen hat. Das Gesicht zeigte den Ausdruck einer fast gleichgültigen Ruhe. Der Gang war

Digitized by Google

langsam, schleppend geworden. Ich wollte, ich stünde vor dem Sprung, dachte sie und hob den Kopf nach der Richtung des Theaters. Dann blieb sie stehen, beugte sich zum Boden nieder, wie wenn sie etwas aufheben wollte, und glitt mit der Hand über ihr rechtes Knie. Merkst du etwas, armes Ding? flüsterte sie zu ihrem Fuß hinunter. Siehst du, ich thue ja, was ich dir schuldig bin. Klopf' ich diesmal wieder vergeblich an Thür und Herz, so kann ich dir nicht helfen, dann behüt' dich Gott, lieber Bursch!"

Sie schluckte Thränen hinunter und ging weiter. Als sie die Wohnung der Schauspielerin erreichte, war alle Erregung vorbei. Sie fühlte sich müde und abgespannt; es war ihr zu Mute, wie wenn es ein gleichgültiger Geschäftsgang wäre, der auch noch gethan sein müsse, damit das Tagewerk ganz vollbracht sei. Erst als ihr der schrille Ton der Klingel im Ohre zitterte, fuhr ihr die Frage durch den Kopf: was willst du denn eigentlich hier? Was willst du der Fremden sagen, wenn sie dir jetzt gegenübertritt?

Ehe sie noch einen Gedanken fassen konnte, öffnete sich die Thüre und das Dienstmädchen frug sie nach ihrem Begehr. Lisette bat um die Erlaubnis, Fräulein Jordans sprechen zu dürfen. Das Mädchen forderte ihren Namen und verschwand im Zimmer. Sie kam sogleich wieder heraus und frug, ob Lisette die Tänzerin sei, welche ihre Herrin im Vorzimmer des Intendanten getroffen. Als Lisette bejahte, führte sie die Jungfer durch die zweitnächste Thüre und bat, ein wenig zu warten, da das gnädige Fräulein gerade Besuch habe. Sie lud das junge Mädchen ein, sich auf einen Stuhl am Tische niederzusetzen, schenkte ihr ein Glas voll duftenden Weines ein und verließ das Zimmer.

Lisette fühlte im Augenblicke nichts als das Wohlbehagen, ausruhen zu dürfen. Begierig setzte sie das Glas an den Mund und trank es bis zur Hälfte leer. Der starke, süße Wein erfrischte sie. In ihrem Herzen wurde es wieder lebendig, es fing an ihr warm durch die Adern zu strömen; die Wangen brannten. Sie begann zu überlegen, was sie sagen wolle, aber sie vermochte keinen Gedanken festzuhalten. Es schwirrte ihr im Kopfe. Da zwang sie ihre Sinne, auf das, was um sie her war, aufzumerken. Sie sah sich im Zimmer um, betrachtete ein großes Packet, das auf dem Tische lag, und lauschte auf die Stimmen, die aus dem Nebenraume klangen. Sie erkannte sogleich diejenige, deren freundlicher Laut ihr gestern so wohlgethan hatte; ihr tiefer, klangvoller Ton schien ihr ein heilverkündender Gruß. Die Thüre mußte nur angelehnt sein, denn sie konnte jedes Wort verstehen. Der Inhalt des Gesprächs war ihr gleichgültig, und sie war im Begriffe, ihre Aufmerksamkeit den Bildern, welche die Wand schmückten, zuzuwenden; als sie das Wort „Tänzerin" auffing. Es war offenbar von ihr die Rede. Lisette lauschte atemlos. „Ich habe ein Kleiderbündel für sie zurechtgemacht," sagte die Schauspielerin; „die armen Kinder sind oft recht übel dran; was sie verdienen, müssen sie an ihren Flitter hängen."

Lisette warf einen entsetzten Blick auf das Packet, welches vor ihr lag. Sie rückte vom Tisch weg und raffte ihr Kleid zusammen, damit es die herabhängende Decke nicht berühre. Was sie zu thun habe, war ihr völlig klar. Die Gedanken gehorchten ihr wieder. Aber sie wollte zu Ende hören. Sie wandte ihr finsteres Gesicht der Thüre zu und lauschte.

„Sie haben das beste Herz von der Welt!" sagte die andere Stimme. Auch sie war Lisette bekannt. War das nicht der fremde Schauspieler, den sie gestern bei dem Intendanten gesehen und gehört hatte?

„Loben Sie mich nicht zu sehr," erwiderte Fräulein Jordans. „Meine Barmherzigkeit ist ebensowenig lauter wie die irgend eines Menschen auf der Welt."

„Sie treten sich und der Menschheit zu nahe."

„Hören Sie nur! Ich bin nicht so glücklich wie Sie. Sie machen Ihre Studien, wo es Ihnen behagt. Alle Welt steht Ihnen offen. Ich dagegen kann die interessanten Menschenkinder nicht aufsuchen, ich muß sie zu mir kommen lassen. Ich weiß nicht, ob Sie das Mädchen gestern ins Auge gefaßt haben. Ein merkwürdig schönes Gesicht! Und darinnen der rührendste Ausdruck eines tiefen Grams. Ich bin gespannt, was und wie die Kleine sprechen wird."

„Sie machen mich neugierig. Es ist schade, daß ich nicht zugegen sein kann."

„Das geht wohl nicht an."

„Aber sehen Sie da den Spiegel! Wenn ich mich in jenen Sessel setze und Sie lassen Ihren Schützling hier Platz nehmen, dann kann ich ihr Mienenspiel vortrefflich beobachten. Wir stellen Ihren großen Ofenschirm —"

Weiter hörte Lisette nicht mehr. Sie stand wieder auf der Straße, ohne zu wissen, wie sie hinausgekommen. Sie erinnerte sich an das verblüffte Gesicht der Jungfer, an der sie vorbeigeeilt war, und mußte laut auflachen. Sie fühlte sich wohl, wie wenn etwas Schweres hinter ihr läge und ihr Gewissen zur Ruhe gekommen sei. Ihr Geist war wieder voll Spannkraft, ihr Auge voll Feuer. Sie warf einen fast triumphierenden Blick gen Himmel und sagte leise: du siehst es selber ein, lieber Gott, ich kann nicht anders.

17. Kapitel.

Eine kurze Weile darauf trat Lisette in die heimische Stube. Die Mutter stand gerade am Ofen und war mit der Zubereitung des Nachtessens beschäftigt. Sie mochte der Tochter kurzen Gruß überhört haben. Sie gab wenigstens keine Antwort. Lisette stand eine Weile und sah der hantierenden Mutter zu. Da kam es gewaltig über sie; das Herz schwoll ihr. Sie umhalste die Mutter von hinten und suchte ihre Lippen. Aber der Weindunst, der ihr aus dem Kuß der Alten entgegenwehte, stieß sie zurück. Mit einemmale kam ihr die Mutter häßlich vor. Sie bereute es fast, sie geküßt zu haben. Lisette sah nach der Flasche, die noch zum dritten Teile gefüllt gewesen, als der Spaziergang angetreten wurde. Flasche und Glas standen geleert auf dem Tisch.

„Setze dich doch an den Tisch; du bist ja die Unruhe selber," brummte die Mutter.

Lisette gab keine Antwort. Sie ging, die Arme über die Brust gekreuzt, im Zimmer auf und nieder. Dann machte sie sich an ihrer Kommode zu schaffen.

„Was thust du denn dort?"

„Ich will nach meinem Weißzeug sehen."

Die Alte hatte den Tisch gedeckt und sich zum Essen niedergesetzt.

„Kommst du bald?"

„Gleich, Mutter!"

„Was thust du denn da auf die Seite? Das sind ja lauter Nachthemden!"

Lisette gab keine Antwort. Sie suchte in ihrer Schublade nach einer blauen Kordel, schnürte das Päckchen aufs schönste zusammen und sagte: „Sieh, Mutter, da sind sie."

Die Alte sah ihre Tochter mit unsicherem Blicke von der Seite an und frug mit gepreßter Stimme: „Wo soll ich sie hinschicken?"

„Das wirst du morgen schon erfahren, Mutter."

Es entstand eine lange Pause. Die Wäscherin atmete schwer. Der Kopf war ihr auf die Brust gesunken und die Unterlippe hing ihr tief herab. Lisette stand am Fenster und sah in das Düster hinaus.

„Willst du denn gar nichts essen?" murmelte endlich die Mutter.

„Nachher, gleich, sobald ich fertig bin. Ich muß mich sputen mit dem Ankleiden. Aber vorher noch etwas!"

Lisette holte aus ihrer Schublade ein Büchlein heraus. „Da steht alles drin, Mutter, was ich verdient habe und wozu ich's gebraucht. Damit kannst du's schwarz auf weiß nachweisen, daß ich, wenn ich auch noch jung bin, dich doch schon unterstützt habe."

Die Alte rieb sich die Stirn. „Ich bin so dumm heute," klagte sie. Dann nahm sie das Büchlein in die Hand und versuchte es mit ihren zitternden Fingern aufzuschlagen. Es gelang ihr nicht. Da legte sie es wieder weg.

Lisette war unterdessen in die Kammer gegangen. Man hörte, daß sie sich wusch.

Nach einer Weile trat sie halb ausgekleidet unter die Thüre. Die dunklen Haare waren aufgelöst und wallten ihr bis zu den Hüften hinab.

„Mutter," rief sie, „ich möchte heute schön sein, so schön, wie noch nie. Du sollst mich heute ankleiden!"

„Deine eigene Mutter?" rief die Alte schaudernd.

„Bilde dir ein, Mutter, es sei heut' mein Hochzeitstag. Warum lachst du denn so sonderbar?"

Lisette war vor der zitternden Alten niedergekniet und barg ihr heißes Haupt in ihrem Schoß. „Bild' dir ein, Mutter, es sei heut' mein Konfirmationstag!"

Ein Strom von Thränen stürzte aus den Augen des Kindes; aber nur ein paar

Sekunden lang; da war er versiegt und die Augenhöhlen brannten.

Lisette stand auf und zog die willenlose Frau in die Schlafkammer. Sie trug einen Schemel herbei, auf den sie die Alte niederzwang, und setzte sich ihr auf den Schoß. „Nun stell' ich mich an, wie wenn ich ein Dutzend Jahre jünger wäre. Ich habe ausgeschlafen; zieh mich an, Mutter!"

Die Wäscherin that ihrem Kinde den Willen.

Als ihre ordnende Hand den Leib des jungen Mädchens berührte, ging es zu, wie in der Frühe des vorhergehenden Tages. Sie huben mit einander zu weinen an. Ihre Thränen mischten sich, und doch verstand keines das andere.

„Jetzt bist du fertig," sagte die Wäscherin.

„Noch eines fehlt, der Sternblumenkranz."

Die Mutter flocht ihn in das wallende Haar, dann hob sie die Ampel in die Höhe und betrachtete ihr schönes Kind.

„Gefall' ich dir, Mutter?"

Die Alte gab keine Antwort.

„Ich möchte heute jedem gefallen, der im Theater ist!"

Sie ging in die Stube, raffte ihr Röckchen zusammen und setzte sich an den Tisch. Sie aß einen Teller Suppe und teilte mit der Alten eine Kartoffel. Dann hüllte sie sich in den Mantel, band sich die Haare hinauf und schlug ein Tuch um den Kopf.

„Mutter," sagte sie zögernd, „ich will dir noch etwas sagen. Wenn ich — heute nicht heimkomme, ängstige dich nicht. Du wirst's am Morgen schon erfahren, wo ich bin."

Die Alte gab keine Antwort. Tiefe Stille herrschte im Gemach. Nur vom Tische her tönte ein leises Klirren. Es mußte der Tisch wohl heftig zittern.

„Mutter," sagte Lisette jetzt mit weicher Stimme. „Noch eine Bitte hätt' ich an dich. Laß mich heute deinen Abendsegen beten; ich hab' noch Zeit."

Da fuhr die Alte auf.

„Du? Geh mir weg von meinem Abendsegen, du —"

Sie verschluckte das Wort. Lisette warf der Mutter einen langen, langen Blick zu. Dann huschte sie zur Thüre hinaus.

Als die Alte im Zimmer allein war, stürzte sie auf die Kniee, rang die Hände und schluchzte: Mein Kind! mein Kind!

18. Kapitel.

Als Lisette die Thür geöffnet hatte, die vom Hofe in das Vorderhaus führte, stand sie eine Weile zagend vor der Schwelle. Nicht vor dem Treppenwinkel fürchtete sie sich, sondern vor der Zimmerthüre gegenüber. Sie ließ die Klinke los, so daß der schwere Eichenflügel wieder ins Schloß fiel. Es war ihr gewiß, daß, wenn sie eintrete, die gefürchtete Thüre sich öffnen und Gustav mit seinem Freunde heranstreten werde. Es muß sein, sagte sie sich endlich, ergriff die Klinke und schlüpfte in den Hausflur.

Die Thüre zu Hugos Zimmer war zu und blieb geschlossen. Das Mädchen atmete auf, als es vor dem großen Thore stand, das auf die Straße hinausführte. Bin ich erst draußen, so bin ich frei. Aber als sie nun den Thorflügel zurückzog und in die Öffnung trat, stand sie den Augen gegenüber, die sie am meisten von allen fürchtete.

„Psyche!" hatte Gustav unwillkürlich ausgerufen. Lisette war regungslos stehen geblieben, wie in einem Banne befangen. Gustav trat mit ehrerbietigem Gruße auf die Seite, um sie vorüber zu lassen. Lisette stand mit gesenktem Haupte da. Unfähig, von der Stelle sich zu rühren, wußte sie sich der Laune ihres Verderbers preisgegeben und fügte sich drein, es über sich ergehen zu lassen, daß er in dem engen und düsteren Raum zu ihr sage, was man zur Tänzerin zu sagen das Recht hat. Als aber Gustav schwieg, hob sie langsam ihr Auge und sah ihn mit einem erstaunten Blicke an. Die beiden jungen Leute erröteten.

Sie ist es doch, sagte sich Gustav, Psyche ist das Mädchen, das ich in meines Vaters Stube traf.

„Ich habe Ihren Auftrag besorgt," sagte er leise, „mein Vater dankt für Ihre Gabe."

Lisette errötete noch tiefer. Er spricht mit mir wie mit einem ehrlichen Mädchen, sagte sie sich. Der Groll, den sie so lange genährt, regte sich wieder, da der Bann von ihr gewichen war und sie sich frei fühlte. Aber es stieg zugleich heiße Dankbarkeit in ihrer Seele auf. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Sie neigte stumm das Haupt zum Gruß und wollte von dannen eilen. Aber das Kopftuch hatte sich in der Klinke gefangen, so daß der Sternblumenkranz über der lieblichen Stirne sichtbar wurde. Gustavs zit-

Digitized by Google

ternde Finger lösten das Eisen aus den Maschen, derweil ein leises Beben Lisettens Körper überlief. Sie war wieder frei. Aber es war ihr, wie wenn sie nicht von der Stelle könne, ehe sie ausgesprochen, woran ihre Seele würgte.

„Sie sind an allem schuld," sagte sie fast tonlos.

„Ich?" frug Gustav erschrocken, „woran bin ich schuld? Was hab' ich Ihnen zu Leid gethan?"

„Zu Leid!" wiederholte Lisette, sah an sich nieder und schauderte. „Sie werden es heute noch sehen!" flüsterte sie hastig. „Kommen Sie ins Theater! Aber allein, ohne den anderen!"

„Ich wollte Ihnen niemals weh' thun und weiß nicht, was Sie meinen!" sagte Gustav traurig. Und leiser fügte er hinzu: „O, wenn ich Ihnen etwas zu lieb thun könnte!"

Da hob Lisette ihr thränenüberströmtes Angesicht und sah den jungen Krieger flehentlich an: „So bitten Sie Ihren Vater, er möge mirs nicht nachtragen, daß ich Tänzerin gewesen! Ich bins heute zum letzten Male. Bitten Sie ihn, daß er mich konfirmiere, wenn ich . . ."

Sie brach schmerzlich ab. In stummer Verwirrung griff Gustav nach ihrer Hand. Sie reichte sie ihm. Da beugte er sich nieder und küßte die Rechte, die er umfaßt hielt. Ein freudiger Schreck durchzuckte das junge Mädchen. Sie riß sich los und eilte in die düstere Straße hinaus.

Als Gustav bei seinem Freunde eingetreten war, sprang dieser vom Tisch auf und frug: „Was treiben wir heute abend? Ich denke, Psychologie?"

Gustav gab keine Antwort. Er stellte sich mit dem Rücken an das Fenster und sah zur Decke empor.

Hugo schnallte den Säbel um und setzte die Mütze auf. „Um sieben Uhr fängt das Theater an; ich bin fertig."

Da faßte Gustav den rechten Arm des Freundes und sagte zu ihm: „Geh mit mir im Zimmer auf und ab. Ich möchte dir 'was sagen. Aber lösche dein Licht aus, in der Dämmerung spricht sich's besser."

Und er erzählte mit stockender Stimme, was sich soeben zugetragen.

Hugo hörte schweigend zu. „Allein, ohne den anderen, hat sie gesagt? Das wurmt mich," meinte er.

Gustav sah den Freund bittend an. „Sei ihr d'rum nicht böse, und mir auch nicht, wenn ich dich bitte: gehe heute nicht mit mir!"

Hugo schnallte den Säbel ab und hing die Mütze an die Wand.

„Du wirst mir aber doch erlauben, mein Licht wieder anzuzünden?"

Während er sich mit der Lampe beschäftigte, sagte er: „Ich komme mir vor, wie wenn ich etwa der Korporal Stym wäre. Höchst überflüssig, und das ist der Humor davon."

Gustav schaute ihm ins Gesicht.

„Willst du nicht in die Centralhalle gehen? 's ist heute klassisches Konzert. Nausikaa findest du dort gewiß und noch viele andere."

„Höre du, das ist schwächlich," sagte Hugo. „Ich kann den Laban nicht leiden; aber das gefällt mir an ihm, daß er vorher nicht lange geredet hat, Jakob solle mit der Lea vorlieb nehmen."

Er holte sein Skizzenbuch herbei und sagte: „Auch bei mir lautet die Losung des Tages: Psyche."

Gustav gab ihm zum Abschied die Hand.

„Möglicherweise sehen wir uns noch," sagte Hugo. „Vielleicht bekomme ich noch Lust, mich mit deiner Schwester zu zanken. Ist es so, spreche ich nach dem Nachtessen bei euch vor; ich weiß natürlich nicht, daß du im Theater bist."

„Auf Wiedersehen," rief Gustav, und verließ das Zimmer.

Hugo schlug sein Buch auf und zeichnete emsig an dem begonnenen Bilde, das Psyche darstellte, wie sie, vor einem Lager knieend, den Vorhang hebt.

19. Kapitel.

Lisette hätte in die Lüfte jauchzen mögen, als sie die Straße dahineilte. Er hat mich wieder gegrüßt, wie man ein rechtes Fräulein grüßt, obgleich er weiß, daß ich Tänzerin bin; er hat mit mir gesprochen, freundlich und ehrerbietig, er will seinen Vater für mich bitten und er hat mir die Hand geküßt! Diese Litanei sagte sie sich unzählige mal vor, während sie dahinstürmte, und sie hob die Augen dankbar gen Himmel, wo die Sterne aufblitzten. Ich danke dir,

Digitized by Google

lieber Gott, daß du mich das hast erleben lassen, flüsterte sie zu den Wolken empor, und gelobte sich im stillen, heute nichts zu thun, was vor Gott nicht recht sei.

Aber wie sie dem Theater nun näher kam, wurden ihre Schritte langsamer, und als das düstere Gebäude — sie kam von der wenig beleuchteten Marstallstraße her — vor ihren Augen sich erhob, ließ sie verzagt das Haupt hängen. Sie ging an dem Pförtchen vorüber, durch welches die Mitglieder des Balletkorps ins Theater zu schlüpfen pflegten, und wandelte im Schatten der langen Mauer hin.

Er hat ihn lieb und ist auf ihn stolz, das weiß ich. Und er gilt viel bei ihm! Aber wird er mich um seinetwillen konfirmieren, auch wenn ich noch weiter tanze, bis zum Schluß des Vierteljahres? Vielleicht sieht er ein, daß ichs dem Intendanten schuldig bin; er kann mich ja nicht entbehren, hat er gesagt; und vertragbrüchig darf man doch auch nicht werden?

Sie schaute bekümmert in die Nacht hinaus. Da sah sie einen Stern niederschießen. Sie blieb stehen und blickte eine Weile den blinkenden Himmel an. Wir wollen etwas miteinander ausmachen, du und ich, sagte sie, und hob das Haupt. Kommt er heute und kommt er allein, so soll mir's ein Zeichen sein, daß ich's nicht thun soll. Du wirst es dann schon machen, daß ich doch konfirmiert werde. Kommt er nicht, oder ist der andere dabei, so will ich thun, wie dein Stern: ich stürze.

Sie war infolge dieses Paktes mit dem Herrgott ruhiger geworden und trat ins Theater ein. Freundlich grüßte sie die Genossinnen in der Garderobe, ließ sich von Melanie das wirr gewordene Haar ordnen und hörte lächelnd dem tollen Geplauder des losen Mädchens zu. Als das Zeichen ertönte und die Tänzerinnen aus den Kulissen auf die Bühne eilten, sagte der Balletmeister, der die leichtfüßigen Kinder an sich vorüber springen ließ: „Was ist Ihnen, Fräulein Lisa?"

„Es ist nichts," erwiderte Lisette, „ich bin nur etwas müde."

„Das sollten Sie nach der Vorstellung sein, nicht vorher."

Lisette nahm ihren Platz ein. Sie war die Führerin des einen Reigens. Ihr gegenüber stand Melanie.

Noch hatte der Vorhang sich nicht gehoben. Die Instrumente stimmten durcheinander. Da hörte man das Zeichen des Kapellmeisters. Es wurde stille draußen. Eine kurze Pause, und die Ouverture hub an. Die Trompeten schmetterten zuerst eine helle Fanfare, dann begannen Flöten und Waldhörner das Thema.

Lisette wankte an ihrem Platze; fast wäre sie vorwärts gestürzt. „Ist Ihnen nicht wohl?" rief die Nachbarin ihr zu. „Doch, doch, es ist nur die Musik," murmelte Lisette.

Jetzt ging der Vorhang auf, das Spiel begann. Lisette nahm sich zusammen. Sie zwang ihre Gedanken auf die Aufgabe. Und es gelang ihr zuweilen, alles über ihrem Spiele zu vergessen. Aber wenn sie sich so wiegte im Rythmus des Tanzes und heimlich sich darüber freute, gestaltete sich derselbe zu den ahnungsvollen Worten, die sie heute verfolgten und der Chor der Instrumente stimmten mit ein: muß ich schon sterben, bin noch so jung, so jung. Dann mußte sie an den fallenden Stern denken und es ward ihr, als ob sie stürze, kopfüber von schwindelnder Höhe herab, und erst wenn sie strauchelte und die Gefahr den taumelnden Körper nötigte, das verlorene Gleichgewicht wieder zu suchen, bekam ihre Seele die Kraft, die Irrsal von den Sinnen zu scheuchen.

Endlich war die Szene vorüber, die Pantomime begann. Ermüdet lehnte sich Lisette an eine Kulisse. Sie schloß die Augen und atmete schwer.

„Sie haben heute merkwürdig getanzt, Fräulein Lisa," redete Melanie sie an. „Ich habe mich eine ganze Weile besonnen, wie: soeben ist mir's eingefallen."

„Wie denn?" fragte Lisette lächelnd.

„Wie die ruhelose Seele unserer biblischen Kollegin."

„Wen meinen Sie?"

„Ich meine der Herodias ihr Töchterlein, Sie unwissendes Kind. Sie muß die Johannisnacht durchtanzen, bis der Morgentau erglänzt; und wissen Sie, wie Ihr Geisterballet, in unser geliebtes Deutsch übersetzt, lautet? Ich bin zum Tanzen verdammt, ich bin zum Tanzen verdammt, ich bin zum Tanzen verdammt!"

Das merkwürdige Mädchen hatte die letzten Worte mit komischem Pathos ausge-

rufen. Dann trat es einen Schritt vor und schaute in den Zuschauerraum hinaus.

„Ach," seufzte sie, „wenn doch nur einmal auch über meinem Tanzen jemand den Kopf verlieren möchte! Selbst ein Bußprediger, der Heuschrecken und wilden Honig ißt, wäre mir recht. Sie glückliches Kind! Infanterie und Kavallerie ist hinter Ihnen her. Haben Sie schon nach Ihren beiden Anbetern hinausgeschaut?"

„Es schwirrt mir so vor den Augen," sagte Lisette.

„So will ich für Sie hinaus schauen. Sie werden wieder am alten Platze sitzen."

Lisette trat einen Schritt zurück in den Schatten der Kulisse. Mit angehaltenem Atem stand sie da, die Augen auf die Lippen der Freundin geheftet. Als diese schwieg und ihre Blicke nicht zu suchen aufhörten, ließ Lisette mit einem tiefen Seufzer das Köpfchen auf die Brust sinken.

Melanie warf einen kurzen Blick herüber und ein halb spöttisches, halb mitleidiges Lächeln spielte um ihre Lippen. Dann fuhr sie zu suchen fort.

„Das ist freilich schlimm," sagte sie. „Doch halt, dort oben auf dem Olymp! Ist Ihnen das Geld rar geworden, werter Herr? Einer ist Ihnen untreu. Raten Sie, welcher? Fräulein Lisa! — Schaut doch, sie wird wirklich und wahrhaftig rot!"

In Melanies Tone lag etwas wie neidisches Erstaunen. In diesem Augenblick rief der Balletmeister: „Achtung, meine Damen, auf Ihre Plätze!" Der Reigen begann von neuem.

„Er ist da," flüsterte Lisette, und ein glückseliges Lächeln strahlte von ihrem Antlitz. Sie versuchte nach der Richtung zu schauen, wohin Melanie geblickt hatte, als sie ihn fand; aber die Lichter des Kronleuchters flimmerten ihr vor den Augen, und diese füllten sich langsam mit Thränen. Sie ließ das Suchen; wußte sie doch, daß er da war; sie hob dankbar die Blicke zu den gemalten Sternen oben an der Decke und sagte: Jetzt weiß ich, woran ich bin! Ich will es nicht thun!

Dann lauschte sie auf die Musik, und siehe, der schauerliche Spuk war vorbei; sie konnte die Melodie mitsummen und dabei über das thörichte Verschen lächeln. Jetzt versuchte sie es, von neuem ihr Auge zu heben. Es war thränenfrei, und richtig, sie fand ihren Freund. Ein süßes Gefühl der Ruhe und des Friedens kam über sie. Das Tanzen war ihr wieder leicht geworden, als ob es die ihr angeborene Bewegung sei, und sie bedauerte es, als der Auftritt zu Ende ging.

„Jetzt kommt der Sprung, und dann ist's vorbei," sagte Melanie zu Lisette.

„Der Sprung!" wiederholte diese und erbleichte.

„Ist es Ihnen nicht gut, Fräulein Lisa? Sie haben eine heiße Hand."

„Ich fürchte mich entsetzlich vor dem Sprung!" flüsterte Lisette und faßte die Freundin am Arme.

„Seien Sie doch nicht thöricht! Das ist ja das einfachste von der Welt!"

Lisette sah die Freundin angstvoll an, so daß diese den Kopf schüttelte.

„Sie sind krank," sagte Melanie, „es wäre besser, Sie gingen nach Hause."

Lisette verneinte hastig.

„Das kann nicht sein. Aber ich bitte Sie, wie müssen wir uns droben verhalten?"

Melanie erklärte die einfachen Manipulationen. „Kommen Sie mit," rief sie. „Es dauert noch eine Weile, bis der Vorhang aufgeht."

Die Mädchen stiegen die Stufen empor. „Dort steht der Maschinenmeister!" rief Melanie, und bat den Mann, ihnen nochmals zu zeigen, was sie zu thun hätten.

Der Beamte zeigte ihnen den mit grellroter Farbe bezeichneten Fleck, auf den sie treten mußten, erklärte ihnen die Einrichtung der Maschine und unterwies sie in den nötigen Griffen. Er machte ihnen alles vor, und bat dann die Mädchen, es ihm nachzuthun.

„Sie zuerst!" bat Lisette ihre Freundin. Dann versuchte sie es selbst.

„Es ist ganz leicht und einfach," sagte Lisette; aber sie war todesbleich geworden, und ein Zittern überlief ihren Körper.

„Freilich," lachte der Mann, „es ist das Sicherste, was es geben kann."

„Die Musik beginnt schon," rief Melanie, „wir müssen uns einreihen!" Sie wandte sich im Gehen noch einmal um und drückte der Freundin die Hand.

Der Vorhang ging empor. Die Bühne stellte eine hochgehende See dar. Die Sonne stand blutrot am Horizont. In violettem

Schatten gähnten die Schlünde der Wogen, und ihre Kronen glitzerten goldig. Am silberblauen Himmel blickte der Abendstern. Unermeßlich erstreckte sich gen Westen das Meer, bis in die ferne Abendröte hinein. Links schimmerte ein Licht blauer Streifen über der dunkeln Flut. Das war die Küste der Heimat. Auf der rechten Seite stieg eine hohe Klippe lotrecht aus der See empor, an ihrem Fuße von der Brandung geschlagen. Auf der Krone des Felsens stand ein stolzes Schloß, dessen Zinnen im Abendschimmer funkelten. In der offenen, von Säulen getragenen Halle wurden die geraubten Jungfrauen von dem Wikinger gefangen gehalten. Der Seekönig trat mit der Edelsten unter ihnen, einer Königstochter, auf den in grausiger Höhe über der Flut hängenden Balkon, wies nach der untergehenden Sonne und sodann nach einer Felskuppe weiter hinten. Dort loderte ein Feuer auf. In seinem Scheine wurden phantastische Gestalten sichtbar, Priester in wallenden Gewändern; Opferbeile blinkten; man sah stampfende, weiße Rosse und hörte ihr Wiehern.

Ein Wechsel in der Musik trat ein. Die Mädchen waren allein in ihrem Gefängnis. Die Königstochter trat mit ihrer liebsten Gespielin, es war Lisette, auf den Altan. Hinter ihnen drängten sich die anderen. Sie schauten hinüber nach der Küste der Heimat, grüßten und winkten. Dann wies die Gebieterin auf die Sonne, deren Glutball den Horizont berührte. Das Feuer auf der Bergkuppe loderte höher, die Priester hoben ihre Hände gegen den Abendhimmel. Ein Zug Männer stieg die Klippe herab auf das Felsenschloß zu. Da trat die Fürstin zurück in die Mitte des Saales. Herrisch stand sie da, die Gespielinnen drängten sich um sie her. Sie wies in die schäumende See hinaus. Alle hoben die Hände zum Schwur und küßten das Bild des Gekreuzigten an der Gebieterin Brust. Schon hörte man das Pochen an der Pforte, das Klirren der Waffen. Nur noch ein Blutstreifen lag im Westen auf dem Wasser. Da sank Lisette vor der Königin nieder, wie wenn sie um eine Gnade bäte. Die Hehre hob sie gütig auf und schloß sie an die Brust. Alle Gespielinnen wechselten Umarmung und Kuß. Dann ordnete sich der Todeszug. Lisette trat an die Spitze derselben; die Königstochter, die einen blinkenden Dolch in der Rechten trug, schloß die Reihe. So ging der Zug langsam durch die Halle dem Balkone zu.

Diejenigen unter den Zuschauern, die sich eines Glases bedienten, erzählten später, sie hätten nie etwas Unheimlicheres und Grauenvolleres gesehen als die Gestalt des Mädchens, das an der Spitze ging. Sie sei wie von Todesangst durchrüttelt gewesen, auf ihrem Antlitz habe kaltes Entsetzen gelegen.

Jetzt trat die Führerin unter dem hochgewölbtem Bogenthore hervor auf den Altan hinaus. Sie schaute sich um mit starren Blicken. Dann war's, als ob das junge Leben in angstvoller Regung sich in ihr aufbäume gleich einem vor dem Abgrund scheuenden Roß. Sie schien größer, älter, voller; die junge Brust wogte; die dunklen Haare wallten hinter dem zitternden Haupt, das sich langsam nach rückwärts beugte. Sie hatte die Arme in die Höhe geworfen. Schlaff sanken sie herab. Ihre Kraft war gebrochen. Sie ging einen Schritt vor und trat schaudernd zurück und sank an die Brust der zunächst stehenden Genossin. Man redete ihr zu. Sie faßte sich, richtete sich auf. Sie nickte und lächelte, aber ihre Augen waren geschlossen, todesfahl das Gesicht. Willenlos taumelte sie vorwärts. Da kam Bewegung in die hinter ihr stehende Schar. Hastige Worte, wilde Rufe, Gebärden der Ratlosigkeit, des Entsetzens! Melanie sprang vor, streckte die Arme aus ..... Es war zu spät ....

Ein durchdringender Schrei, ein schwerer Fall. Die Musik riß klirrend entzwei. Der Vorhang rauschte hernieder. Zuerst Todesstille im weiten Hause, dann wildes, aufgeregtes Stimmengewoge. Der Regisseur trat vor den Vorhang und redete Worte. Niemand hörte auf ihn. Das Publikum flüchtete aus dem Hause.

20. Kapitel.

„Gustav bleibt lange aus," sagte die Frau Stadtpfarrer und füllte die Biergläser von neuem. Die Eltern waren mit ihrem Sohne heute unzufrieden und hatten sich darüber ausgesprochen. Sie ließen ihm jede Freiheit, und er hatte dies bis jetzt noch nie mißbraucht. Aber daß er den Sonntag Abend nicht besser anzuwenden wußte, als

Digitized by Google

durch Besuch eines großen Ballets, mißfiel ihnen.

„Ich will ihm mein Erstaunen darüber aussprechen," hatte der Stadtpfarrer zu seiner Frau gesagt.

„Laß mich es lieber thun," bat ihn drauf die Mutter. „Wie ich ihn kenne, ist's nicht gemeine Schaulust, was ihn hinführt."

Während des Nachtessens waren die Eltern schweigsam gewesen. Bertha, ihr Töchterchen, ahnte den Grund der Verstimmung und versuchte zum Guten zu reden.

Nachdem verschiedene Anläufe, eine Unterhaltung zu Stand zu bringen, gescheitert waren, sagte sie: „Ich weiß, weshalb Gustav heute ins Theater ist!"

Die Eltern sahen sie fragend an.

„Er liest gerade die Gedichte des schwäbischen Landmanns Christian Wagner und möchte wohl sehen, wie sich dessen Sternblumengedicht zum heutigen Sternblumenballet verhält. Er will untersuchen, welches vom andern abhängig sei, und sich dadurch in der philologischen Kritik üben. Das und nichts anderes hat ihn ins Theater getrieben."

Vater und Mutter lächelten über die gutgemeinte Rechtfertigung. Aber ein Gespräch wollte nicht in Fluß kommen.

Alle drei waren froh über Hugos Erscheinen. Als Sohn der besten Jugendfreundin der Pfarrfrau war er in der Familie daheim wie ein Kind des Hauses. Die Eltern waren glücklich, daß die Freundschaft der Mütter in den Söhnen sich fortsetzte; Bertha mochte den bescheidenen und tüchtigen Jüngling wohl leiden.

Aber auch mit Hugo war heute nicht viel anzufangen. Kaum daß er die neckischen Pfeile, die Bertha auf ihn abschoß, auffing; geschweige daß er einen einzigen erwidert hätte.

Er hatte gleichfalls schon gefragt, warum Gustav wohl so lange bleibe, und schließlich fing auch Bertha nach dem Bruder zu seufzen an.

Endlich hörte man die Schritte des Erwarteten im Gange.

„Ist es schön gewesen, Brüderlein?" rief Bertha dem Eintretenden zu, sprang auf und trug einen Stuhl an den Tisch.

„Lächelt die Rignoni noch immer? Ach, muß die ein glückliches Naturell haben!" plauderte sie weiter.

Gustav, der den Mantel noch umgeschlagen hatte und die Mütze in der Hand behielt, ließ sich schwerfällig auf den Stuhl niederfallen, griff mit der zitternden Rechten nach einem Aschenbecher, wie wenn er sich daran halten wollte, und sah seinen Vater an.

„Ist dir etwas, Gustav?" rief die Mutter erschrocken.

Er gab keine Antwort. Man sah seinem Gesichte an, daß er sich mit dem letzten Maß der Kraft Gewalt anthat. Seine Lippen bewegten sich, aber er schwieg. Es war, wie wenn er befürchte, beim ersten Wort den Ausbruch der Bewegung nicht mehr hemmen zu können.

Die Mutter war hinter seinen Stuhl getreten und beugte sich über ihn.

Gustav hatte sein Auge nicht vom Antlitz des Vaters abgewandt.

„Was willst du mir sagen?" frug ihn dieser besorgt.

Da fand er endlich Worte.

„Eine Konfirmandin von dir ist gestürzt, Vater; willst du nicht sogleich zu ihr gehn?"

„Gestürzt? Wo denn? wer ist's?"

Der Stadtpfarrer war erschrocken aufgesprungen.

„Im Theater. Sie soll Elisabeth Schmidt heißen —."

Das Antlitz des Pfarrers verfinsterte sich.

„Die?" sagte er, „es ist vielleicht gut so."

„Eine Tänzerin?" — „Hast du's gesehen?" frugen Mutter und Tochter zu gleicher Zeit.

Hugo beugte sich über den Tisch und frug mit bebender Stimme: „Ist es Psyche?"

Da brach aus der Brust des jungen Mannes ein dumpfes Stöhnen. Er legte den Kopf auf die Arme und schluchzte herzbrechend.

Berta war neben Gustav auf die Kniee niedergesunken, umschlang den Bruder und weinte mit ihm. Die Mutter beugte sich nieder auf des Sohnes Haupt, küßte die Stirne und frug zärtlich: „Kennst du das Mädchen?"

Gustav machte sich mit sanfter Gewalt von Mutter und Schwester los, schluckte die

Thränen hinunter und sagte zu seinem Vater mit fester Stimme:

„Du sollst sie konfirmieren, sie läßt dich drum bitten. Aber jetzt muß es geschehen, sogleich. Es heißt, sie überlebe die Nacht nicht."

Es wurde nichts mehr gesprochen. Mutter und Tochter besorgten das Nötige. Hugo eilte fort, einen Wagen zu holen. Als er wieder kam mit der Meldung, daß die Droschke vor dem Hause warte, sah der Stadtpfarrer seinen Sohn an und frug ihn:

„Du wirst mich begleiten?" Dieser nickte stumm. Berta bat Hugo, mit Gustav zu geh'n. Die drei eilten die Treppe hinunter.

„Wohin?" frug der Kutscher, der den Schlag in der Hand hielt.

„Ich denke zum Spitale der Nordstadt," sagte der Pfarrer. „Nein zum Theater," befahl Gustav. Sie stiegen ein und der Wagen rollte davon.

Oben auf der Freitreppe standen einige Gruppen neugieriger Menschen. „Da kommt noch ein Arzt," hieß es, als der Stadtpfarrer mit den beiden Freunden die Stufen hinaufstieg.

„Es ist ein Professor mit zwei Studenten. Die wollen etwas profitieren."

„Es werden ihre drei Schätze sein, ein alter und zwei junge."

Einige Burschen lachten. „Der Pfarrer ist's," sagte einer der diensttuenden Feuerwehrleute, ging auf den Geistlichen zu und wies ihm die Thüre, durch die er zu gehen habe.

„Ein schwerer Fall," sagte er, während er neben den dreien herging. „Das kommt von dem seidenen Schuhzeug her. Es bleibt dabei, festes Leder, fester Tritt."

In seinem „Civilverhältnisse" flickte der Mann des Stadtpfarrers Stiefeln.

„Ich bleibe hier zurück," sagte Hugo zu Gustav, als sie im Treppenhause angelangt waren. „Du sollst ja allein kommen und ohne den andern, hat sie gesagt."

„Trägst du's ihr nach?"

„Was denkst du! Aber es ist besser so."

In den taghell erleuchteten Räumen herrschte Totenstille. Vater und Sohn wurden durch einen kurzen, schmalen Gang gewiesen, der auf die Bühne führte. Am Ende desselben kam ihnen der Intendant entgegen. Der Stadtpfarrer nannte seinen Namen und fügte hinzu, daß die Verunglückte seinen Konfirmandenunterricht besuche.

„Sie kommen wie gerufen," sagte der Intendant. „Die Kunst des Arztes ist zu Ende."

Der Geistliche frug, ob die Mutter des Mädchens benachrichtigt sei.

„Das wird noch nicht geschehen sein," meinte die Excellenz. „Halten Sie es für angezeigt, es jetzt zu thun?"

„Lassen wir es besser," sagte der Pfarrer nach einigem Besinnen. „Ich will von hier aus selbst zur Mutter geh'n. Wer ist bei der Kranken?"

„Niemand als der Arzt und eine Tänzerin, die nicht wegzubringen war. Der Arzt will gehen, da er nichts mehr thun kann. Er wird eine Wärterin schicken."

„Kommt die Verunglückte nicht in das Spital?"

Der Intendant zuckte die Achsel. „Der Arzt hält es für unnötig, sie durch einen schmerzhaften Transport noch zu plagen."

Der Intendant verabschiedete sich. „Noch Eines," sagte er, und wandte sich wieder zurück, „ich höre, daß das arme Kind, so jung es war, mit seinem Verdienste die alte Mutter unterstützt hat. Vielleicht thut es ihm wohl zu erfahren, daß seine Mutter zeitlebens eine gute Pension erhält. Wollen Sie ihm das sagen?"

Der Stadtpfarrer dankte für diese Mitteilung. Die Männer schieden voneinander.

Während dieses Gesprächs war Gustav, ohne sich um den fragenden Blick des Intendanten zu kümmern, vorwärts geschritten. Man hatte Lisette in den Hintergrund der Bühne getragen. Sie lag auf einer Matraze. Der zerschmetterte Leib war mit einem Tuche bedeckt. Der Arzt wusch sich gerade die blutigen Hände, als Gustav herankam. Melanie kniete vor dem Lager und hielt das todesblasse Haupt, das unverletzt geblieben, in den Händen.

Gustav kniete an der andern Seite nieder und flüsterte: „Elisabeth, Psyche, mein Vater kommt!"

Da schlug sie die Augen auf, sah ihn mit einem vollen Blicke an und sprach: „Du hast Wort gehalten."

Gustav stand auf, um dem Vater Platz zu machen.

Der Arzt entfernte sich mit stillem Gruß, nachdem er Melanie einige Verhaltungs-



Winterlandschaft. Motiv aus dem westlichen Teil Weimars. Gemalt von P. Tübbecke.

Digitized by Google

maßregeln gegeben. „Sie sollten Krankenpflegerin werden," hatte er zum Schlusse gesagt.

„Elisabeth, kennst du mich?" frug erschüttert der Geistliche.

„Ja," flüsterte sie und schlug die Augen wieder auf. „Ich hab's nicht gern gethan," sagte sie dann, und ihr Blick bekam einen ängstlichen Ausdruck.

„Weißt du, weshalb wir gekommen sind?" frug der Geistliche weiter und seine Stimme zitterte.

Lisette sah ihn unverwandt mit großen Augen an.

„Weil heute dein Konfirmationstag ist. Wir wollen uns mit dir freuen."

Melanie weinte leise vor sich hin, Gustav preßte die Hände vor die Stirne. Aber Lisette lächelte selig. Ihre Augen glänzten. Sie sah zur Decke empor und sagte leise: „Sie haben alle Wort gehalten, der liebe Gott, — und er auch."

Eine Weile war es still im weiten Raum. Dann seufzte Lisette tief auf: „Ich habe noch kein Gesangbuch!" Aber sie lächelte sogleich wieder. „Ich brauch' keines," sagte sie, „ich kann's ja doch nicht halten." Die zerschmetterten Arme bewegten sich unter der Decke. „Aber mein Kranz, wo ist mein Kranz?" Er war ihr beim Sturze verloren gegangen.

Da löste sich Melanie ihren Sternblumenkranz vom Haupte und flocht ihn weinend der Freundin ins dunkle Haar. „Jetzt bin ich bereit," sagte Lisette und sah dem Geistlichen ins Antlitz.

„Ist auch dein Herz bereit, Elisabeth?" frug dieser.

„Ich will bekennen," sagte sie leise.

„Der Fleischersfrau, Melanie weiß, wer's ist, hab' ich fünfzehn Pfennig zu geben. Ich war so traurig und hab' geschwiegen. Sie hat sich verzählt. — Und Ihnen hab' ich gezürnt und Ihrem Sohn, weil er mich verraten hat. Er hat's nicht gethan. Ich weiß es. Der Wachtmeister hat's Ihnen gesagt."

„Was hat er mir gesagt?"

„Daß ich tanze."

„Daß du tanzest!" wiederholte der Pfarrer überwältigt, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er beugte sich nieder und küßte die bleiche Stirn. „Armes Kind, vergib mir," flüsterte er unhörbar.

„Noch etwas hab' ich," fuhr Lisette unter schmerzvollem Stöhnen fort. „Die arme Mina hab' ich gestern fortgestoßen, als sie zu mir kam. Ich schämte mich, weil sie so häßlich ist. Alles soll sie haben, was ich mir zur Konfirmation angeschafft habe."

„Und deine Mutter? Soll ich ihr etwas sagen?"

„Muß ich sterben? Ja?" Als sie keine Antwort erhielt, sagte sie: „Der Reichstag hat für sie gesorgt. In meinem Büchlein steht alles."

„Deine Mutter bekommt eine gute Pension, so lange sie lebt."

Da lächelte Lisette. „Melanie, das ist dein Gesetz!"

„Bist du nun mit allem fertig?"

„Ja."

„Willst du deinen Taufbund erneuen und als evangelische Christin sterben?"

„Ja."

Der Geistliche legte die Hände auf ihr Haupt und segnete sie ein. Eine schmerzliche Spannung lag auf dem Gesicht der Sterbenden. Aber als der Pfarrer den Segensworten mit bebender Stimme den Spruch folgen ließ: „Halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme," da löste sich die Spannung in das glückseligste Lächeln. Sie atmete tief auf. Thränen der Freude quollen aus den Augen, und das Antlitz war verklärt.

Der Geistliche reichte ihr das Brot und den Wein des heiligen Abendmahls. Sie sah ihn dankbar an, dann schloß sie die Augen und lag in süßem Frieden da.

Es war stille um das sterbende Kind.

Da schlug sie noch einmal die Augen auf; sie sah suchend umher, bis sie Gustav fand. Ein angstvoller Zug lag in ihrem Gesicht. Gustav und Melanie beugten sich über sie.

„Ich weiß ja nicht, wie er heißt," brachte sie mühsam hervor.

Da stürzte Gustav an ihrem Lager nieder, küßte ihre Lippen und flüsterte ihr seinen Namen ins Ohr. „Gustav!" hauchte sie leise. Dann wandte sich ihr Gesicht zur Seite, wie wenn ihr letzter Wunsch erfüllt wäre. Der Vater führte den schluchzenden Sohn vom Lager weg. Ihre Züge bekamen einen anderen Ausdruck. Sie öffnete noch einmal die Lippen und flüsterte hastige Worte.

„. . . . nach deinem Bilde
Mich in der letzten Not . . . .“

war noch zu verstehen.

Und dann ist sie verschieden.

21. Kapitel.

Zwei Tage darauf wurden die vielen Besucher des wegen seiner prächtigen Anlagen berühmten Friedhofs auf ein nicht gewöhnliches Leichenbegängnis aufmerksam. Schulmädchen gingen voraus; sie trugen Veilchensträuße in den Händen und die letzten einen langen Mooskranz. Die meisten blickten neugierig und vergnügt; zwei oder drei weinten. Der Sarg war mit Lorbeerkränzen bedeckt.

„Es ist die verunglückte Ballettänzerin,“ sagten sich die Einheimischen und machten sich in die Nähe, blieben aber fern genug, um nicht das Haupt entblößen zu müssen.

„Mein Gott, was die Alte neben dem Pfarrer schreit! Die muß vom Land sein; dort ist das Schreien und Toben Mode. Die beiden Einjährigen sind ihre Bekanntschaft gewesen. Den Ulanen hab' ich schon gesehen, weißt du, beim Künstlerfest. Der Mann mit den vielen Orden ist der Intendant. Was der so steckensteif daherſteigt! Neben ihm geht der Reiser, der Regisseur! Das ist ein Teufelskerl! Schau, was er für ein Gesicht macht! Wenn der den Mund aufthut, muß man zerplatzen vor Lachen. Schau, schau, ein ganzes Rudel von Mädchen! Das sind ihre Kolleginnen. Sie weinen alle. Dort die Rote ist nicht beim Ballett; sie gehört zum Theaterchor. Die kenn' ich. Ich habe einen sehr guten Freund, er ist ein Landsmann von ihr. Gib acht, der Chor singt am Grabe. Kommt, wir wollen dort hinten herum gehen und uns auf jenen Hügel stellen, dort können wir's gut hören.

„O weh, jetzt fängt der Pfarrer an. ‚Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.‘ Wir wollen derweil in das Mausoleum gehen, das Graf Warren seiner Tochter setzen läßt. Ein sehr guter Freund von mir schafft gerade drinnen. Er ist Zimmermaler. — Kommt jetzt, der Pfarrer ist fertig! Sie fangen zu singen an! Still! Das kommt mir bekannt vor! Das singen sie auch in der Harmonie! Jetzt kommt der Sarg ins Grab. Um Gotteswillen, was die Alte schreit! Jetzt ist's vorbei. Sie gehen auseinander. Sieh, der Intendant geht zur Mutter hin und sagt ihr etwas. Sie trocknet sich die Thränen und ist auf einmal ganz ruhig geworden. Jetzt sind sie alle fortgegangen bis auf eine. Sie stellt sich hin und schaut dem Totengräber zu. Kommt, wir wollen wieder ins Mausoleum zu meinem Freund. Das ist der fidelste Kerl, den's geben kann. Gib acht, er bringt den Lehrling, den Emil, dazu, daß er heute Nacht uns alle miteinander frei hält. — —“

Die eine, die am Grab zurückgeblieben, war Melanie. Als der Totengräber die Grube zugeschaufelt hatte, legte sie die Kränze und Blumen auf den Hügel. Dann nahm sie weinend von der Freundin Abschied. „Du glückliches Kind, leb' wohl!“

Langsam ging sie dem Friedhofsthore zu. Sie dachte über sich selber nach. Es war ihr, wie wenn sie an einem Scheidewege stünde. Das Wort des Arztes, „Sie sollten Krankenpflegerin werden,“ kam ihr nicht aus dem Sinn. Der ernste Beruf einer Diakonissin hatte schon längst des leichtfertigen Mädchens heimliche Liebe besessen, die sie von ferne als eine Unwürdige ihm zuwandte.

Wäre Lisa noch da, seufzte sie schmerzlich! Ich allein finde keinen festen Grund mehr!

Als sie die schwere Gitterthüre aufzog, sagte sie zu sich: Ach was, das ist alles Unsinn. Die Soldaten blasen einen lustigen Marsch, wenn der Kirchhof hinter ihnen liegt.

Die Thür fiel klirrend ins Schloß und hell durch die Luft klang Melanies Pfiff. — —

Es war bei der letzten Münchener Kunstausstellung, daß die Freunde nach jahrelanger Trennung sich wieder sahen.

Hugo holte Gustav am Zentralbahnhof ab. Sie schauten sich in die Augen und schüttelten sich die Hände, und jeder wußte vom anderen: er ist noch der Alte.

„Du hast für mich Wohnung besorgt?“

„Du schläfst bei mir, in meinem Zimmer!“

„So führ' mich zu deiner Psyche! Ich habe viel Lob und Tadel über sie gelesen. Man schilt dich, daß du im Zeitalter des Realismus in die Allegorie zurückfällst, und streitet darüber, was du mit deinem Bilde meinst!“

„Warte, bis du es siehst, und dann urteile selbst!“

Eine Viertelstunde später standen die Freunde vor dem Gemälde. Ein junges,

wunderbar schönes Mädchen, dessen Körper züchtig verhüllt war, kniete vor einem Lager, hob mit der Rechten den Vorhang und hielt mit der Linken eine Ampel, deren Licht im Winde flackerte, hoch in die Höhe. Hinter dem Vorhang war ein grausenhaftes Medusenhaupt zu sehen, dessen Schlangenhaare der Beschauerin entgegenzüngelten. Auf dem Antlitz des Mädchens lag der Ausdruck eines tötlichen Entsetzens, dessen Starrheit gemildert wurde durch die unendliche Wehmut, welche in der Tiefe der weit geöffneten Augen ruhte.

Gustav stand erschüttert. „Weißt du noch," sagte Hugo leise, „wie du mir das Märchen von Amor und Psyche erzähltest?"

Gustav drückte dem Freunde schweigend die Hand.

„Du siehst, es ist keine Allegorie. Es ist eine Geschichte. Wir beide kennen sie. Die Anderen? ein jeder möge sich denken, so viel er will und kann!"

Die Freunde schieden von dem Bilde. Sie redeten den ganzen Tag über kein Wort mehr von Psyche, und doch wußte jeder vom anderen, daß seine Gedanken bei dem lieblichen Mädchen weilten, dessen jäher Untergang sie aus Träumern zu Männern gemacht.

Als die Freunde lange nach Mitternacht auf ihr Zimmer gekommen waren, schauten sie noch eine Weile zu dem klaren Sternhimmel empor.

„Deinem Bilde fehlt die Versöhnung," hub Gustav plötzlich an.

„Wundert dich dies? Weißt du nicht mehr, daß sie zu dir gesagt hat: Komm allein und ohne den anderen? Was dem Bilde fehlt, mußt du in deinem Herzen tragen!"

Hugo ging vom Fenster ins Zimmer zurück.

„Du hast recht," sagte Gustav leise. „Malen ließe sich's wohl nicht, aber ich weiß, was ich weiß. Gute Nacht, glückselige Psyche!"

Und er schloß das Fenster.



Digitized by Google

König Alfons XIII von Spanien.

(Abdruck verboten.)



König Alfons XIII von Spanien.

„Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist," heißt es in der Bibel. Wenn Spanien die Wahrheit des Bibelwortes bisher noch nicht in ganzem Umfange kennen gelernt hat, so muß es dafür der königlichen Frau danken, welche die schwere Aufgabe auf sich genommen hat, ihrem Kinde ein Königreich zu erhalten, und die sich mit männlicher Energie und weiblichem Taktgefühl bisher dieser schwierigen Aufgabe gewachsen gezeigt hat. König Alfons XIII ist ein nachgeborener Sohn; er wurde am 17. Mai 1886 geboren und an demselben Tage zum König und Nachfolger seines am 25. November 1885 gestorbenen Vaters Alfons XII erklärt. Ein geborener König also, und doch, mit aller Achtung vor der Majestät der Krone, bis heute nichts als ein Sorgenkind. Alfons XIII hat die nicht sehr kräftige Konstitution seines Vaters geerbt; der kleine König kränkelt fortwährend, und die Königin hat neben den Regierungssorgen die bangere Sorge um ihr Kind zu tragen. Man weiß, daß sie mit zärtlicher Mutterliebe an dem Sohne hängt und daß sie nicht zu bewegen war, während der letzten schweren Krankheit des Königs sein Bett zu verlassen. Die Spanier machen es ihr zum Vorwurf, daß sie im Verkehr mit ihrem Sohne den Zwang der spanischen Hofetikette häufig durchbricht, daß sie in dem Könige mehr ihr Kind als den König von Spanien sieht. In einem Punkt hat sie sich dem Zwange allerdings fügen müssen; sie durfte, so wünschenswert ihr dies auch erscheinen mochte, bisher niemals einen deutschen Arzt zu Rate ziehen. Man erzählt sich in Wien, daß die Erzherzogin Elisabeth, die Mutter der Königin, bei der letzten Krankheit des Königs sich die von den spanischen Ärzten verordneten Rezepte habe schicken lassen und sie dem berühmtesten Wiener Kinderarzt zur Begutachtung vorgelegt habe. Die Wiener Autorität soll eine nur wenig beruhigende Ansicht über die Behandlung der spanischen Kollegen ausgesprochen haben; nämlich diejenige, der König müsse eine außerordentlich kräftige Natur besitzen, weil er der Behandlung seiner Leibärzte bisher nicht erlegen sei. Das mag nicht mehr als eine Anekdote sein, trotzdem die Quelle, aus der sie stammt, eine durchaus zuverlässige ist; aber sie zeigt jedenfalls, mit welchen Schwierigkeiten die Königin von Spanien auch in dem zu kämpfen hat, was ihr unbestrittenes Recht als Mutter sein sollte. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß während der letzten Krankheit des Königs die Spanier aller politischen Schattierungen sich bemühten, der hartgeprüften Königin ihre Sympathieen zu bezeigen, so darf man diese Sympathie-

beweise doch auch nicht überschätzen. Sie galten der Frau und Mutter ohne Tadel, und Monarchisten wie Republikaner beteiligten sich gleicherweise an ihnen. Man hatte alle politischen Motive gewissermaßen suspendiert, um einer verehrungswürdigen Frau seine Teilnahme in schweren Prüfungstagen beweisen zu können. Der Tod des Königs aber hätte alle Parteileidenschaften zweifellos von neuem und gewattiger als vorher aufflammen lassen, und ob es dem Ansehen der Königin geglückt wäre, den Thron für die dann erbberechtigte Prinzessin von Asturien zu retten, ist sehr zweifelhaft. Leider aber hat die Wiener Autorität, wenn die oben erzählte Anekdote wahr ist, nur darin recht, daß die spanischen Ärzte nicht gerade Leuchten ihrer Wissenschaft sind. Der Rückschluß auf die Konstitution des Königs ist ein irriger, und die Sorge der Königin um das Gedeihen ihres Kindes ist nur um weniges geringer geworden, seitdem die ärztlichen Bulletins ihn als wiederhergestellt gemeldet haben.

Eine Meerfahrt im Dienste der Wissenschaft.

Von Dr. L. Staby. (Abdruck verboten.)

Am Morgen des 7. November 1889 lief nach langer Fahrt ein Dampfer in den Kieler Hafen ein, dessen Ankunft von den Gelehrten Deutschlands freudig begrüßt wurde, kehrte doch das Schiff von einer Reise zurück, die ausschließlich der wissenschaftlichen Forschung gewidmet war. Es war eine Forschungsreise ganz eigner Art gewesen, sie hatte nämlich fast ausschließlich jenem eigentümlichen Gemisch gegolten, das, aus Pflanzen und Tieren bestehend, in allen Tiefen der See sich vorfindet und willenlos durch die Strömungen des Meeres dahingetragen wird. Der Kieler Physiologe Professor Hensen hat dieses Gemisch mit dem Namen „Plankton" belegt, und der genannte Forscher war es auch, unter dessen Leitung die Planktonuntersuchungen angestellt wurden. Auf sein Betreiben hatte die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Summe Geldes bewilligt, die, vermehrt durch eine bedeutende Unterstützung des Kaisers, der für die Sache gewonnen war, es ermöglichte, eine Expedition zur Untersuchung des Planktons auszurüsten. Professor Hensen, der Führer der Expedition, wurde von einem wissenschaftlichen Stabe begleitet, der sich aus dem Zoologen Professor Dr. Brandt, dessen Assistenten Dr. Dahl, dem Botaniker Dr. Schütt und dem bekannten Ozeanographen Professor Krümmel zusammensetzte; sämtliche Herren gehörten der Kieler Universität an. Als Arzt machte Stabsarzt Dr. Fischer die Expedition mit, der sich außerdem noch der Marinemaler Eschke angeschlossen hatte.

Der Dampfer „National," ein Schiff von etwas über sechshundert Tonnen Gehalt, war gemietet und mit allen zu dem bestimmten Zwecke erforderlichen Werkzeugen versehen worden. Da waren Apparate zu meteorologischen Beobachtungen, besonders konstruierte Thermometer zur Temperaturbestimmung des Meerwassers, Glasaräometer zur Feststellung des Salzgehaltes, photographische, mikroskopische und noch manche andere Apparate, von denen einige neue sich auf dieser Fahrt erst erproben sollten. Eins der wichtigsten Instrumente war das von Professor Hensen selbst konstruierte Planktonnetz. Es bestand aus zwei ungleichen Trichtern, die mit der weiten Öffnung aneinander befestigt waren. Das eiserne Gestell des oberen kleineren Trichters war mit einem undurchlässigen Stoffe, in welchem oben eine Wasseröffnung sich befand, überzogen, während der große untere Trichter aus einem engmaschigen seidenen Netze von fast drei Quadratmeter Oberfläche bestand, außerdem war er noch von mehreren Stricken und einem ganz weitmaschigen Baumwollennetze umgeben; in einiger Entfernung unter dem Trichter hing an Tauen ein schwerer Eimer. Wird dieser Apparat aus der Tiefe des Meeres senkrecht heraufgezogen, dann gleitet naturgemäß das schwimmende Plankton an dem kleinen Trichter herab in den großen Trichter hinein, an dessen engmaschigen Wänden es sich festhängt. An Bord gebracht, werden nun die Wände des unteren Trichters von außen mit der Dampfspritze bespritzt, dadurch löst sich das Plankton im

Innern ab und fällt in den untenhängenden Eimer. Außer diesem wichtigsten Fangapparate wurden noch verschiedene Netze mitgenommen, unter anderen verschiedene Schließnetze, mit denen Tiere aus einer ganz bestimmten Tiefe herausgeholt werden. Um den Meeresgrund abzufischen, wurde ein Wogennetz gebraucht, dasselbe bewegt sich ungefähr 800 Meter auf dem Boden hin und schließt sich dann selbstthätig. Dies waren die hauptsächlichsten Hilfsmittel, die der Expedition zur Verfügung standen und schon aus ihrer Mannigfaltigkeit können wir auf eine rege Thätigkeit der Teilnehmer schließen.

Am 15. Juli war der „National" zur Abfahrt fertig und die Reise wurde angetreten. Auf der Fahrt durch den großen Belt nach der Nordsee wurden die Apparate alle geordnet und in Stand gesetzt, das Schiff sozusagen zum wissenschaftlichen Angriff klar gemacht. Westlich von Schottland begannen die Untersuchungen. Am 22. Juli wurde eine Tiefe von 2400 Meter gemessen, an demselben Tage fand man einen toten Walfisch auf dem Wasser treibend, dessen Kopf an Bord genommen wurde. Bald wurde das Wetter kalt, regnerisch und nebelig und am 26. Juli geriet das Schiff in der Nähe des Ostgrönlandstromes ins Treibeis. Nachdem hier Plankton gefischt und die eigentümliche Thatsache konstatiert wurde, daß die obere Wasserschicht kälter als die untere war, in 200 Meter Tiefe betrug nämlich die Temperatur 6,6 Grad, an der Oberfläche dagegen nur 3 Grad, wandte sich das Schiff, da Nebel und Wind immer unangenehmer wurden, nach Süden. Am 27. Juli gelangte es in den Labradorstrom, wo ein ungefähr 70 Meter langer und 50 Meter hoher Eisberg von würfelförmiger Gestalt passiert wurde. Da sich der Nebel immer mehr verdichtete, ging die Fahrt nur sehr langsam von statten. Am 2. August bemerkten die Reisenden an der bedeutend zunehmenden Temperatur des Wassers und der Luft, sowie dem veränderten Salzgehalt des Wassers, daß sie sich im Golfstrom befanden und bald darauf erschienen auch fliegende Fische und prächtige weiße Tropikvögel, für den Schiffer ein sicheres Zeichen, daß er die wärmere Zone erreicht hat. Schnell durchschnitt der „National" die klare blaue Flut in der Richtung auf die Bermudasinseln zu, die am 6. August angelaufen wurden. In St. Georges stiegen die Reisenden an Land, nach 22tägiger Seefahrt zum erstenmal wieder festen Boden unter den Füßen. Die ersten Anzeichen tropischer Vegetation traten ihnen hier entgegen, sie sahen Pandanus, Palmetto- und Kokospalmen und die Gärten eingefaßt von herrlich blühenden Oleanderhecken. Vier Tage wurde auf der Insel verweilt, dann ging es weiter nach Südosten auf die Kap Verdischen Inseln zu. Bald war das Sargassomeer erreicht, jene ungeheure, mehrere tausend Quadratmeilen große Fläche im atlantischen Ozean, die von grünen, größtenteils vom Golfstrome zusammengetriebenen Algen und Tangen, meist Sargassum natans, vollständig bedeckt ist; der Ozean stellt hier eine unendliche Meerwiese dar, reich an verschiedenartigen Pflanzen und eigentümlich gestalteten Tieren. Der „National" durchquerte das Sargassomeer in 16 Tagen; das Wasser war von wunderbar blauer Farbe und so klar, daß man die Netze noch in einer Tiefe von beinahe 200 Fuß erblicken konnte. Die größte Tiefe auf der ganzen Fahrt, nämlich 5670 Meter, wurde hier gelotet. Am 27. August kam die hohe Insel S. Antonio in Sicht und bald lief das Schiff in den Hafen von St. Vincent ein, um Vorräte und Erfrischungen aufzunehmen. Leider konnte diese schöne Absicht nicht ausgeführt werden, denn in S. Antonio herrschten die Pocken, das Schiff hielt sich infolgedessen dort nicht auf, sondern dampfte weiter nach St. Jago, der größten der Kap Verdischen Inseln, wo dann in eintägigem Aufenthalte die gewünschten Vorräte eingenommen werden konnten. Darauf ging es weiter gen Süden; bei sehr warmem Wetter, vom 2.—5. September wurde der Guineastrom durchfahren, am 7. September der Äquator passiert und bald darauf die englische Insel Ascension erreicht, wo die Gelehrten seitens des englischen Kommandanten die liebenswürdigste Aufnahme fanden. Die Landschaft auf der zum größten Teil öden und kahlen Insel bot einen eigentümlichen Anblick, da durch das fast ausschließliche Anpflanzen australischer Gewächse eine ganz fremde Flora hier vertreten ist. Auf einem Ausfluge in das Innere der Insel lernten die Forscher mehrere Vulkane kennen. Am Strande wurden zwei Schildkröten von 400—500

Digitized by Google

Pfund Gewicht, die, um ihre Eier abzulegen, Ascension besuchen, erbeutet.

Nach zweitägigem Aufenthalte, am 12. September, verließ die Expedition die Insel und segelte mit günstigem Passatwinde direkt nach der Mündung des Tocantins, nach Para in Brasilien, wo das Schiff am 23. September eintraf. Hier mußte das Schiff notwendiger Reparaturen wegen acht Tage liegen bleiben, welche Zeit von den Reisenden fleißig benutzt wurde, um Bootfahrten oder Ausflüge in den nahen Urwald zu unternehmen. Am 2. Oktober ging endlich die sehnlichst erwartete Fahrt im Amazonenstrom aufwärts, jedoch schon am 4. Oktober geriet der „National“ durch die Unkenntnis des Lotsen auf eine Sandbank, so daß es der ganzen Geschicklichkeit des Kapitäns bedurfte, um das Schiff nach langem Mühen am Abend des 5. Oktober wieder flott zu kriegen, worauf es nach Para zurückfuhr.

Die Fahrt nach dem Amazonas mußte nun leider wegen der Unsicherheit des Lotsen und aus Mangel an Zeit aufgegeben werden, und so wurde denn am 7. Oktober die Heimreise angetreten. Am 11. Oktober wurde der Guineastrom wieder erreicht und das Sargassomeer in entgegengesetzter Richtung durchfahren; am 21. Oktober wurde das letzte schwimmende Sargassokraut angetroffen. Ein Unfall an der Schiffsschraube zwang den Kapitän, die Azoren anzulaufen, wo in Porto Delgado auf S. Miguel das Schiff repariert wurde. Drei Tage blieben die Reisenden hier, sie benutzten diese Zeit zu dem Besuche eines berühmten Kratersees der Insel, in welchem bei einer Katastrophe sieben Dörfer versunken sind. Am 27. Oktober wurde die Reise fortgesetzt, das Wetter war teilweise sehr stürmisch (Professor Krümmel maß Wellen von 6 Meter Höhe), der Wind war aber stets günstig, so daß, nachdem auch der Kanal bei günstigem Wetter passiert war, der „National“ am 7. November um acht Uhr morgens wieder in den Kieler Hafen einlief. 115 Tage waren die Reisenden unterwegs gewesen, 15 600 Seemeilen oder 28 900 Kilometer, eine Strecke, die fast drei Viertel des ganzen Erdumfanges ausmacht, hatten sie durchmessen, glücklich war das Unternehmen zu Ende geführt.

Obwohl, nach dem Ausspruche des Professor Krümmel, die Reise nur eine hastig vorwärts drängende Rekognoszierungsfahrt war, obwohl die Erforschung der durcheilten Gebiete durchaus keine vollkommene sein konnte, so hat doch die Fahrt bedeutendes Material für die Erkenntnis des Meeres und seiner Bewohner gewonnen. Es wurde festgestellt, daß der Ozean weniger reich an Plankton ist als die Nord- und Ostsee, und daß das Sargassomeer gegenüber den benachbarten Meeresteilen nur wenige tierische Organismen beherbergt. Auf der ganzen Reise war regelmäßig zweimal täglich in 200 und 400 Meter Tiefe Plankton gefischt, 140 quantitativ zu verwertende Fänge waren gemacht. Man kann sich einen Begriff von der Masse dieses Materials machen, wenn man bedenkt, daß das Meer ebensoviel organisierte Pflanzensubstanz enthält wie eine Wiese von gleicher Oberfläche, daß man einen Zug mit dem Planktonnetz auf 56 000 000 Pflanzen und 1 000 000 Tiere schätzt, daß zur Zählung der Lebewesen eines Zuges 120 Arbeitsstunden erforderlich sind, daß also ein Forscher zur Bewältigung des während der ganzen Reise gewonnenen Materials bei täglich achtstündiger Arbeitszeit volle sechs Jahre gebrauchen würde.

Mögen die glänzenden Resultate dieser ersten Expedition, deren Größe und Tragweite erst nach Sichtung des gewonnenen Materials voll gewürdigt werden können, bald zu weiteren derartigen Forschungsreisen anspornen, mögen dieser ersten Rekognoszierungsfahrt noch viele folgen, um die gewonnenen Kenntnisse zu ergänzen und zu vervollkommnen! Wie die Marine mancher anderer Nationen häufig wissenschaftlichen Zwecken gedient hat und noch dient, so wäre es sehr wünschenswert, wenn die kräftig aufblühende Marine Deutschlands ebenfalls bei besonderen Anlässen eine Anzahl Schiffe in den Dienst der wissenschaftlichen Forschung stellte, damit der unergründlichen See immer mehr Geheimnisse entrissen werden, damit das Meer nach jeder Richtung hin, insbesondere seine noch so wenig bekannte Bodenbeschaffenheit und sein unermeßliches Heer von Tieren und Pflanzen immer mehr erforscht werde zum Ruhme der deutschen Wissenschaft und zur Ehre des Vaterlandes.

Geborgen.

(Abdruck verboten.)

Stürme wüteten im Norden,
Brausten wild um Fels und Riff;
Wie nun stiller es geworden,
Sieh, an unsres Eilands Borden
Trieb als Wrack ein einsam Schiff.

Keinen Mastbaum sah man ragen,
Und es fehlte jede Spur
Regen Lebens — flutgetragen,
Windgetrieben, sturmzerschlagen,
Barg es einen Toten nur

Seetang in dem blonden Haare,
Von der Flagge halbbedeckt,
In der Blüte seiner Jahre
Wie auf einer Totenbahre
Lag der Jüngling langgestreckt.

..... In des Eilands Gottesgarten,
Wo beim Abendsonnenschein
Schweigend fein die Fischer harrten,
Schüchtern sich die Kinder scharten,
Senkten wir den Fremdling ein.

Und es klagten laut die Glocken,
— Traurig klang's in weiter Rund' —
Doch es blieb mein Auge trocken,
Friederfüllt und unerschrocken
Schlug mein Herz in dieser Stund'.

Denn mir war am frühen Grabe,
Wie wenn aus Gefahr und Not
Heil, mit seiner schönsten Habe
Heimgerettet sich der Knabe,
Dem manch wilder Sturm gedroht.

Doch mein Herz beschlich ein Bangen,
Dacht' ich jener Mutter, ach,
Deren Blick noch feucht gehangen
An dem Sohn, da er gegangen
Frohgemut vom Elterndach.

O, ich sah sie, wie sie immer
Gläubig noch der Rückkehr harrt!
Wie, und kehrt ihr Kind auch nimmer,
Sanft von Hoffnung noch ein Schimmer
Zu des Herzens Angst sich paart.

Und um der Lebend'gen willen
Quellen Thränen nun herab,
Nimmer mochte ich sie stillen — — —
Sacht', mit Klagetönen, schrillen,
Flogen Möwen übers Grab.

H. Wolff.





Franz Lachner.

Von Ferdinand Pfohl.

(Abdruck verboten.)

Franz Lachner, einer der hervorragendsten Tonkünstler der Gegenwart, ist am 20. Januar in München gestorben; mit ihm ist der letzte Zeuge einer der glanzvollsten Perioden deutscher Kunst ins Grab gesunken, die letzte Säule der Klassizität geborsten! War es ihm doch vergönnt gewesen, dem Titanen Beethoven ins Auge zu blicken, durfte er doch der innigsten Freundschaft pflegen mit Franz Schubert, diesem herrlichen Vollender des deutschen Liedes. Franz Lachner stammt aus Bayern; in Rain, einem kleinen Städtchen am Lech wurde Franz als Erstling einer zahlreichen Familie am 2. April des Jahres 1804 geboren. Sein Vater war ein geschickter Organist und ein Mann von strengem, sittlichen Charakter und ernsthaftester Auffassung des Lebens. Der alte Lachner verschloß sein Haus nicht der Gnade des Tones; es wurde fleißig musiziert und dadurch das musikalische Talent des Knaben um so eher gefördert, da ein, wenn auch nur mit primitivsten Mitteln gegebener aber doch befruchtender theoretischer Unterricht den praktischen Übungen sich zugesellte. Die Art und Weise, wie der alte Lachner seinen Knaben — dem Franz waren unterdessen noch ein Ignaz und ein Vinzenz gefolgt — die Noten beibrachte, ist höchst originell: an der Wand wurde ein Kohlenstrich gezogen, darauf eine Note gesetzt, die den Jungens als e bezeichnet ward; tags darauf kam ein zweiter Kohlenstrich hinzu: die darauf gezeichnete Note wurde g genannt; und so ging es fort und die Kraft dieses Anschauungsunterrichtes bewirkte, daß die Knaben sehr bald die Notenschrift beherrschten. Daneben spielten sie fleißig Orgel und Violine. Obwohl sich nun die musikalische Begabung des kleinen Franz mit den unzweideutigsten Anzeichen verkündete, war der Vater dennoch willens, seinem Sohne die Dornen und Enttäuschungen einer Künstlerlaufbahn zu ersparen; Franz sollte Beamter oder Geistlicher werden. Und so kam er als Gymnasialschüler in das königliche Institut nach Neuburg an der Donau, wo er sich zu dem späteren Universitätsstudium vorzubereiten hatte. Aber die lateinische Grammatik und der Lehrsatz des Pythagoras machten dem Schüler wohl keine allzugroße Freude, zumal durch die zahlreichen musikalischen Aufführungen, welche das Gymnasium veranstaltete, die Seele des Knaben in Musik sich berauschen durfte. Franz genoß im besonderen Maße die Sympathie des Professors Eisenhofer, eines Mannes, dessen vierstimmige Männerchöre zu jener Zeit viel gesungen wurden und der, als er das große musikalische Talent seines Schützlings erkannte, weit davon entfernt, durch eine mit drakonischer Strenge angewandte Schuldisziplin die künstlerischen Neigungen Lachners zu bekämpfen, sich vielmehr des jungen Komponisten annahm und das Talent des Organistensohnes auf das kräftigste förderte. Lachner schrieb damals als Schüler zahlreiche Kantaten, Ouverturen, Konzerte und glänzte daneben als tüchtiger Virtuose auf dem Klavier und dem Violoncello. So gingen vier Jahre ins Land, als der Vater in voller Mannesblüte einem Nerven-

fieber zum Opfer fiel. Der Wunsch, Musiker zu werden, erwachte, nachdem er der väterlichen Autorität gegenüber sich nicht geltend zu machen gewagt hatte, in der Brust des jungen Franz mit größtem Ungestüm; vergeblich bat den Enthusiasten die treu sorgende Mutter, die sichere zu Amt und Ehren führende Bahn des Brotstudiums nicht zu verlassen; der Instinkt, die treibende Kraft eines nach Thaten dürstenden Talentes war stärker als das Mutterwort; Franz verließ das Gymnasium und pilgerte, einen Schatz von Kompositionen mit sich führend, der Residenz München zu; der goldene Optimismus der Jugend erfüllte ihn und ließ ihn eine Zukunft voll Glanz und Wonne erschauen; Luftschlösser und lockende Träume stiegen vor seiner Phantasie empor! Wie bitter aber fand sich Franz enttäuscht: seine Kompositionen, die er in kindlicher Unerfahrenheit mit Gold aufgewogen wähnte, wurden von den Verlegern nicht eines Blickes gewürdigt; die Unterrichtsstunden waren knapp, das Honorar von fünf Kreuzern für die Stunde mager für einen gesunden Magen, mager für gute Zähne; die Not klopfte mit ihren dürren Fingern an die Stubenthüre des jungen Komponisten; Entbehrungen, Enttäuschungen auf der ganzen Linie. Franz hätte verhungern müssen, wenn ein junger Mann, der etwas gelernt hat und Mut zur Arbeit besitzt, so leicht umzubringen wäre. Nachdem er im Orchester eines Vorstadttheaters durch zwei Jahre gegeigt hatte, wodurch ihm wenigstens die Notdurft des Lebens gewährleistet war, kehrte er der Hauptstadt seines Vaterlandes den Rücken und der aufgehenden Sonne entgegen, fuhr er auf einem Donaufloß stromabwärts nach Wien; um sich das Fahrgeld zu ersparen, ruderte er tüchtig mit. Der Übertritt auf österreichisches Gebiet vollzog sich indessen nicht so glatt, als Lachner das erwartet hatte; da er ein kleines Quantum bayrischen Rauchtabaks bei sich führte und seine Begriffe von der Bedeutung der Schutzzölle jedenfalls ziemlich dunkel waren, mußte er sich wegen Zolldefraudation verantworten; bei dieser Gelegenheit verlor er etwa die Hälfte seiner sauer erworbenen Spargroschen. Das war im Jahre 1822; sein Vertrauen zu sich und seiner Kunst ließ ihn das unliebsame Abenteuer bald verschmerzen. In Wien angelangt, mutterseelenallein in einer großen Stadt, ohne genügende Geldmittel, ohne Freund, ohne Empfehlungsbriefe, die seine Lage hätten bessern können — Lachner besaß nur ein Empfehlungsschreiben und das war an einen — Kommis gerichtet —, so gänzlich isoliert, der Mittelpunkt eines von drohenden Wolken verdüsterten Horizontes, wie mögen da bange Sorgen in der Brust des Jünglings sich eingenistet haben! Er saß am ersten Abende seines Wiener Aufenthaltes eingeschüchtert, zweifelnd, unruhig seine Lage erwägend im Kaffeehause und ließ seine Blicke in den Wiener Tagesblättern herumirren. Da sprang ihm plötzlich eine Anzeige in die Augen, die seiner Lebensenergie einen mächtigen Anstoß gab. Er las: „Die Konkurrenz- und Aufnahmsprüfung für die erledigte Stelle eines Organisten an der hiesigen protestantischen Kirche findet morgen statt, allenfallsige Mitbewerber haben sich bei der unterfertigten Kirchenverwaltung zu melden.“ Lachners Entschluß war gefaßt; er hatte nichts zu verlieren, wohl aber alles zu gewinnen. Warum sollte er sich nicht den „allenfallsigen Bewerbern“ anschließen dürfen? Er stand also auf, legte sich, der vordem traurig war, seelenvergnügt in sein Bett und schlief so fest und siegesgewiß wie Cäsar vor der Schlacht. Als er am nächsten Tage auf dem Plane erschien, fand er schon 29 Mitbewerber vor; er kam als der letzte, als der 30. zum Spielen und seiner ausgezeichneten musikalischen Begabung und seiner hervorragenden Kunstfertigkeit hatte er es zu danken, daß das Optime sämtlicher Beurteiler, in deren Reihen sich u. a. der vortreffliche Abbé Stadler, ein Freund Beethovens, befand, auf ihn fiel. Damit war das Glück des jungen Künstlers gemacht. Seine Anstellung erfolgte, die ihn aller Sorgen um die äußeren Bedingungen des Daseins enthob. Das Wohlwollen Stadlers erschloß dem jungen Manne die künstlerische Gesellschaft der Kaiserstadt: der berühmte Kontrapunktiker, der gelehrte Sechler, von dessen theoretischer Gelehrsamkeit Lachner manchen Nutzen zog, der jugendliche, gottbegnadete Schubert und endlich der Gewaltige selbst, der mit seinem Kopfesnicken den deutschen Olymp erbeben machte, der große Beethoven, den seine vorgeschrittene Harthörigkeit damals schon sehr schwer zugänglich gemacht hatte, waren die Freunde und Gönner des

Digitized by Google

mit Riesenschritten seinen Idealen zueilenden Organisten. Beethoven sprach sich über das Talent Lachners mit warm anerkennenden Worten aus. Außerdem waren Grillparzer, Nic. Lenau, Anastasius Grün, der Philosoph Feuchtersleben und der berühmte Maler Moritz Schwind die Ritter vom Geiste, in deren Umgang Lachner die Einseitigkeit des in seinen Idealen aufgehenden Musikers mit der Vielseitigkeit einer auf alle Kulturgebiete sich erstreckenden Anteilnahme vertauschte. Im Jahre 1826 lernte ihn Düport, der Direktor des bekannten, ehemals berühmten Kärntnerthor-Theaters kennen, der in Lachner ein Dirigentengenie erkannte. „Mein lieber Franz," sprach der scharfblickende Mann zu ihm, „du mußt werden Maestro di capella; nicht auf der Orgel ist dein Platz, sondern im Orchester." Und Lachner überlegte nicht lange: er vertauschte die Orgelbank mit dem Dirigentenplatz und sah sich plötzlich an den Ort gestellt, auf dem sein Talent zur vollsten Blüte sich entfalten sollte. Er wurde unter dem freundschaftlichen Schutze Weigls, des Komponisten der allbekannten „Schweizerfamilie," ein ganz ausgezeichneter Dirigent; nach Weigls Abgang wurde Lachner erster Kapellmeister, neben ihm wirkte als sein Nachfolger in der Stelle eines zweiten Kapellmeisters Konradin Kreutzer, dessen Oper „das Nachtlager von Granada" noch heute im Spielplan unserer Opernbühnen sich als lebensfähiges Werk erhalten hat.

In dieser Zeit seiner Wiener Kapellmeisterei, also in den Jahren 1828—34, entwickelte Lachner auch eine umfangreiche und vielseitige Thätigkeit als Komponist. Symphonische, episch-lyrische und dramatische Werke entstanden in rascher Aufeinanderfolge. So komponierte Lachner Bauernfelds Oratorium „Moses" und desselben Dichters Kantate „Die vier Menschenalter;" in der Liederkomposition wetteiferte er mit dem freilich unerreichbaren Franz Schubert; doch haben einige seiner lyrischen Stücke, wie das „Waldvöglein" (mit Waldhornbegleitung), „Bewußtsein," „Nachts in der Kajüte" u. a. durch die Schönheit ihrer melodischen Gestaltung sowie die gewählte, vornehme harmonische Einkleidung lebhaften Beifall und weiteste Verbreitung gefunden. Auch zahlreiche Kammermusikwerke, darunter Stücke von höchst eigenartiger Instrumentation, schrieb Lachner in jener Zeit; eine Serenade für vier Celli, eine Elegie für fünf Celli, mehrere Quintette für Blasinstrumente, Quartette und Quintette für Streichinstrumente, Trios, mehrere Sonaten, Solostücke von Klavier, Messen, Komposition für Männerchor und selbst eine große Oper „Die Bürgschaft," welche in Pest zur Aufführung gelangte, sind die Zeugen seiner Kompositionsthätigkeit, die ihm die höchste Achtung seiner Kunstgenossen und den Beifall der leicht begeisterten Wiener eintrug. Obwohl sich nun Lachner in Wien außerordentlich wohl fühlte und sogar sein eignes Wigwam in der Kaiserstadt an der blauen Donau aufgeschlagen hatte, so dachte er doch daran, dem Volke der Phäaken Lebewohl zu sagen. Es zog ihn in die Heimat, wenigstens in die Nähe der Heimat, und so finden wir Lachner 1839 in Mannheim wieder, wo er die Leitung der dortigen, in Verfall geratenen Opernbühne mit solcher lebhafter Anteilnahme an dem künstlerischen Rufe des Institutes in die Hände nahm, daß ein neuer Frühling für die Kunst in Mannheim anbrach. Und in jene Zeit des Mannheimer Aufenthaltes fällt eine Thatsache, die Lachner mit einem Schlage zu einer in ganz Deutschland gewürdigten Berühmtheit machte: Lachner erhielt für seine Symphonia appassionata den ersten Preis, welchen die Leitung der Concerts spirituels in Wien für die beste Symphonie ausgesetzt hatte. Die Symphonie, die, wie die meisten preisgekrönten Werke, vorzeitig in Vergessenheit geriet, hatte damals das Glück, von Schumann in ziemlich schonungsloser Weise angegriffen zu werden. Schumann nannte sie „stillos, aus Deutsch, Italienisch und Französisch zusammengesetzt," wirft ihre „langweilige Schwächen und Öde" vor und beklagt sich über den Mangel an Humor. (Vgl. Schumann, Gesammelte Schriften I, 136 f.). Die Zeit hat dieser Kritik Schumanns, so sehr ihr auch die Freunde Lachners Widerpart boten, recht gegeben. Eine frühere Symphonie, die D-mollsymphonie, führte Lachner kurz nach seiner Ernennung zum Hofkapellmeister in Mannheim mit durchschlagendem Erfolge in München auf, wo sein heißester Herzenswunsch, eine seiner Befähigung entsprechende Anstellung zu erlangen, in Erfüllung ging: Lachner wurde vom Jahre 1836 an als königlicher Hofkapellmeister für Hofkirche und Hof-

theater in München angestellt. Im Sommer dieses Jahres übersiedelte der Meister nach der Residenz; mit welchen Gefühlen mochte er die Stadt wieder betreten haben, in der er als blutjunger Musiker der bittersten Not zu trotzen gelernt hatte! Damit stand Lachner auf dem Platze, der ihm einzig gebührte. Seine ganze Kraft, sein ausgezeichnetes Können, sein umfassendes Wissen, seine unbeugsame Energie brachte er für die Ausübung seines Amtes mit; vieles mußte geschehen, manches geändert, verbessert, Übelstände ausgerottet, morsche Teile des großen Theaterapparates durch neue ersetzt, sinkender Kraft durch frisches gesundes Blut aufgeholfen werden. Was gab es da alles zu thun! Lachner nahm eine Reorganisation des Orchesters und des Opernchores vor, er sorgte für Talente, für Künstler, mit denen die schwierigsten künstlerischen Aufgaben zu lösen mit einiger Hingebung gelingen mußte; nun galt es, nachdem die innere Erneuerung vollendet war, auch das Publikum zu erziehen; er setzte also dem Publikum nur gesunde, kräftige Kost vor und brachte die Leute durch Aufführungen von wirklich künstlerischem Werte wieder zur Erkenntnis der wahren Kunst. So waren es namentlich die Konzerte der musikalischen Akademie, welche Lachner, nachdem sie fast alles künstlerische Gepräge verloren und zum bloßen Kling-Klang herabgesunken waren, auf eine vordem nie gekannte Höhe emporhob. Die Werke von Beethoven, Haydn, Mozart, Händel, Bach und wie die Meister der Tonkunst alle heißen mögen, führte er in mustergültiger, feurig-schwungvoller Wiedergabe dem Publikum vor. Zugleich mit dieser alle Perioden der Musikgeschichte umfassenden reproduktiven Thätigkeit entfaltete Lachner eine ganz überraschende Eigenproduktion. Von größeren Werken seien hier zuerst die dramatischen genannt; die Oper „Alidia" (nach Bulwers „letzte Tage von Pompeji" gearbeitet) kam 1838 zur ersten Aufführung; sie gefiel, mußte aber später ad acta gelegt werden, weil man für die Hauptpartieen keine passenden Kräfte fand. Die folgende Oper „Benvenuto Cellini" teilte das Schicksal Alidias; beide schlummern im Archive den ewigen Schlaf gestorbener Partituren. Ein günstigeres Schicksal hatte die dritte Oper Lachners „Katharina Cornaro," welche nicht nur in München, sondern auch auswärts, z. B. in Leipzig, mit Beifall zur Aufführung gelangte. Aber nicht in der Opernkomposition liegt die Bedeutung Lachners als Komponist; Lachner brauchte, um sein schöpferisches Talent einpflanzen zu können, einen ganz anderen Boden; kontrapunktische Formen waren es vielmehr, in denen er sein Bestes gab; in erster Reihe eine Anzahl Suiten für großes Orchester, die in ihrer Art Meisterwerke allerersten Ranges sind; gerade die Suiten sind für Lachner so charakteristisch, daß sie ihm vor anderen Komponisten der Gegenwart den scherzenden Ehrentitel „der alte Suitier" eintrugen. Lachner schrieb acht Suiten, die in der Musikgeschichte stets mit Auszeichnung werden genannt werden. Seine unübertroffene Meisterschaft im strengen Kontrapunkt, seine vornehme Melodik, die durchaus klassischen Ursprunges ist, der als reizvolles Gegenstück die durchaus moderne Harmonisierung entgegensteht, farbenprächtige Instrumentation und eine plastische, klare und knappe Formengliederung haben sich in diesen Suiten zu ganz eigenartigen, fesselnden und geistvollen Tongebilden vereinigt, die an Kunstwert seine acht Symphonieen wesentlich überragen. Weitere bemerkenswerte Werke aus dieser fruchtbaren Schaffensperiode des Künstlers sind das Requiem, zwei Stabat Mater, mehrere Messen, Psalmen, Motetten, Streichquartette, ungezählte Lieder ꝛc. Lachner war auch ein ausgezeichneter Dirigent, der die schwierigsten Aufgaben orchestraler Natur zu durchdringen und zu lösen wußte; seine Direktion war von höchster rhythmischer Vollendung, große Massen beherrschend, eine Eigentümlichkeit, die auf den Musikfesten in München 1854, Aachen 1861 und anderen Städten mit schlagender Genialität sich kund gab. Die vielseitige künstlerische Thätigkeit Lachners wurde für ihn eine Quelle steter Auszeichnung: 1852 wurde er Generalmusikdirektor, die Universität München verlieh ihm 1872 den philosophischen Doktorgrad honoris causa; der gefeierte Meister galt als eine Säule der Klassizität. Daß ein Mann, der wie Lachner in seiner ganzen Erziehung, in seiner Art zu denken und zu empfinden ganz im Mutterboden der klassischen Musik wurzelte, mit der spezifischen Sonderkunst des XIX. Jahrhunderts, wie sie in Wagner ihren höchsten und vollendetsten Ausdruck

Digitized by Google



Der Komponist Franz Lachner †.

gefunden, sich nicht befreunden konnte, liegt auf der Hand. Und so nahm Lachner, als München der Mittelpunkt eines rasch und üppig aufblühenden Wagnertums war, kurz entschlossen seinen Abschied, da er seine künstlerische Überzeugung nicht seinem Ehrgeiz zum Opfer bringen wollte. Lachner fühlte sich, er hatte ein gerechtfertigtes und edles männliches Selbstbewußtsein; entschieden und unverzagt, gerade heraus, wie er es schon als armer Musikus gewesen, blieb er auch als Generalmusikdirektor; Winkelzüge, Katzbuckeleien, Ränke waren ihm zuwider; er sagte immer genau das, was er dachte, unbekümmert um seinen Vorteil. Von seiner Derbheit und Schlichtheit und der kraftvollen Empfindung seines Ich, die gleichwohl immer bescheiden blieb, gibt manche hübsche Anekdote Zeugnis. So wurde der Meister einst gefragt: „Sind Sie Wagnerianer?“ — „Na,“ antwortete Lachner. „Dann sind Sie vielleicht Brahmsianer, Herr Generalmusikdirektor?“ — „Na,“ brummte Lachner und antwortete auf die erneute, dringende Frage: „Ja, was sind Sie denn dann?“ in urkräftigem Oberbayrisch: „Selber — aner!“

Unbenutzte Schätze des Meeres.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Die natürlichen Quellen des Wohlstandes fließen heutzutage nicht mit gleichem Überfluß wie in früheren gepriesenen Tagen, es bedarf der Anstrengungen, sie ergiebig zu erhalten, und scharfsinnig berechneter Mittel, ihre Erträge vollgültig auszunutzen. Überall auf dem Gebiete der Landwirtschaft, der Gewerbe, wo Produzierende sich mühen, im Gegensatze zum Handel, neue Werte zu schaffen, begegnen wir erhöhter Thätigkeit, veränderten Maßnahmen, im Vergleich zum Hergebrachten, welche die Notwendigkeit gebieterisch erzwingt. Diese ist es, welche zum Suchen antreibt und häufig genug zu glücklichem Finden führt, zur Einsicht, zu Verbesserungen und gewinnreichen Entdeckungen.

Eine bisher allzusehr vernachlässigte Quelle des Wohlstandes ist das Meer. Wohl wird seit Jahren unablässig von wahren Freunden des Vaterlandes daran gearbeitet, die Küsten- und Hochseefischerei zu heben, um nicht nur dem Gewässer reichliche Nahrung abzuringen, sondern auch den Meeresanwohnern lohnende Thätigkeit zu verschaffen und den Nationalwohlstand zu mehren, allein in Anbetracht der großen Bedeutung dieser Bestrebungen sind die allerdings erfreulichen Erfolge immer noch nicht gedeihlich genug. Im Deutschen Reiche gab es vor vier Jahren einen einzigen Fischdampfer, die „Sagitta," welche von Geestemünde lief; jetzt hat sich die Zahl ähnlicher Dampfer bis auf etwa fünfzehn gesteigert. Immerhin ist diese Ziffer, im Vergleich zu den zweihundert Fischdampfern der Engländer, eine gar kleine.

Der Ertrag der Hochseefischerei besteht in den gefangenen Speisefischen, die aus der hohen See ans Land und zum Verkauf gebracht werden. Fast ebenso wichtig wie diese als Nahrung nutzbare Beute ist jedoch der „Nebenfang," welcher nach jetzigem Gebrauche verloren geht. Diesen aber müssen wir nach den neuesten Resultaten eingehender Studien des ausgezeichneten Chemikers Herrn Dr. C. Weigelt zu den Schätzen des Meeres rechnen, deren Ausbeutung nach verschiedenen Richtungen den lohnendsten Gewinn und auf die Förderung der Hochseefischerei den denkbar günstigsten Einfluß auszuüben verspricht. Als vor drei Jahren der Vorsitzende der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei des deutschen Fischereivereins, Herr Präsident Herwig, einer Fischfahrt an Bord der „Sagitta," jenes ersten Dampfers, beiwohnte, sah er, daß große Mengen kleiner Fische, Meertiere und sonstige für die Zwecke des menschlichen Haushaltes unbrauchbare Seeungeheuer zusammen mit den Speisefischen ins Netz gelangten, also gefangen wurden, aber, weil unverwertbar, alsbald wieder über Bord gingen. Herr Präsident Herwig schätzte die Ziffer des „Nebenfanges" auf über fünfzig Centner für jede Fischereifahrt; es kam ihm der Gedanke, wenn irgend möglich, diese doch zweifellos für irgendwelche Zwecke nutzbaren Schätze des Meeres nicht ungenutzt verloren gehen zu sehen, sondern vielmehr eine Verarbeitung dieser Materialien zum Nutzen der Fischerei anzubahnen. Mit dieser Aufgabe ward Herr Dr. C. Weigelt von der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei betraut, der nach einer Reihe von Vorversuchen an käuflichen Fischen ein Verfahren fand, aus den wertlosen gefangenen Meertieren mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwande marktfähige Erzeugnisse herzustellen.

Nachdem dies geschehen, galt es, den Betrag des Nebenfanges festzustellen, um Grundlagen für die fabrikmäßige Ausführung der Laboratoriumsversuche zu erlangen, zu welchem Zwecke Herr Dr. Weigelt in Begleitung zweier Zoologen sich an Bord des „Präsident Herwig," des größten der damals überhaupt vorhandenen Fischdampfer, begab.

Das Fischen geschieht mittels eines riesigen Schleppnetzes, das dreimal am Tage ausgeworfen und nach vier- bis sechsstündigem Schleppen in der Tiefe aufgezogen wird. Dieses Aufziehen ist eine harte Arbeit für die Besatzung. Die Entleerung des Netzes bis zum Wiederauswerfen desselben nimmt, je nach der Größe des Fanges, ein bis zwei Stunden in Anspruch. Die Beute wird durch die geöffnete Netzspitze entlassen.

In grausigem Gemisch wimmelt nun alles durcheinander: Schellfische, Kabeljaue, Plattfische, Rochen, Haie, letztere nicht selten

bis anderthalb Meter lang und darüber, dazwischen Seesterne in stattlicher Zahl und große Polypen, Muscheln, Austern, auch wohl einmal eine Tonne mit allerlei über Bord gegangenem havariertem oder sonstwie verunglücktem Stückgut, alte Stiefel und gelegentlich ein Menschenschädel, gebleicht in der Tiefe des Meeres, bereits bevölkert von allerhand Seegetier, das sich daran angeheftet, Austern, Seerosen und der unvermeidlichen scharfrandigen Seepocke.

Schellfische sterben unmittelbar nach dem Verlassen ihres feuchten Elements, während Plattfische noch einige Zeit Leben verraten, Haie und namentlich der Seewolf wohl stundenlang am Leben bleiben.

Nun geht's — während der Dampfer bereits wieder fischt, an ein Sortieren des Fanges. In drei Größen werden die Schellfische gesondert bis herunter zu etwa ein Pfund schweren Fischen, in zwei Größen die Plattfische. In große, je etwa einen Centner fassende Körbe wird das Material geworfen — kleiner und immer kleiner wird der wüste Haufen, endlich ist diese Arbeit gethan; was jetzt noch übrigbleibt, geht über Bord — der Nebenfang, je nach dem Ergebnisse des Gesamtfanges, im Gewicht von einem bis sechs Centnern.

Die Körbe mit dem Speisefischmaterial werden nun vom Achterdeck, wo die Entleerung des Netzes stattfand, ungefähr mittelschiffs geschleppt, wo die Dampfpumpe der Maschine in reichem Strahl Seewasser an Bord zu fördern vermag. Dort werden die Fische ausgeweidet, danach sorgfältig gereinigt und abgewaschen, wohl auch nochmals sortiert, da dies Geschäft in dem Drange der ersten Arbeit flüchtig geschah, abermals in die Körbe gepackt und nun im Eisraum des Schiffes, welcher ziemlich nahe der Maschine im Vorderraume liegt, verpackt.

Es erwies sich die Voraussetzung, daß bei jeder Fahrt etwa fünfzig bis sechzig Centner an kleinen, beziehungsweise nicht marktwerten größeren Fischen an Bord gelangten, als irrig. Deshalb wurde das Augenmerk am zweiten Tage der Fahrt den Abfällen zugewandt, welche sich bei der Herrichtung der Speisefische für den Markt ergeben. Nebenfang und Eingeweide erreichten die stattliche Ziffer von rund achtzig Centnern, Polypen und Seesterne eingerechnet.

Dieses Material kann der Hauptsache nach auf Thran und auf Düngemittel verarbeitet werden. Vorerst aber, ehe die leicht verweslichen Fische zur fabrikmäßigen Verarbeitung gelangen, müssen sie haltbar gemacht werden. Die Konservierung derselben ist die patentierte Erfindung Dr. Weigelts, und ein Punkt von größter Wichtigkeit besteht darin, daß die Fische statt mit Kochsalz mit Kalisalzen gepökelt und dann an der Luft getrocknet werden. Aus den getrockneten Fischen wird der für viele technische Zwecke unentbehrliche Thran gewonnen, der entfettete Fischkörper ergibt, fein zermahlen, einen an Stickstoff, Phosphorsäure und Kali reichen Guano, welcher verhältnismäßig billig der Landwirtschaft zu gute kommt.

Die Thrangewinnung aus den Eingeweiden der Speisefische ist mittels Dämpfung vorzunehmen.

Diese Art der Verarbeitung, wenigstens das Kochen und Pressen, ist nicht neu. Im Pillauer Tief verfährt man z. B. seit langen Jahren zur Gewinnung der Stichlingsthrane in dieser Weise. Diese Industrie ist nicht unbeträchtlich; denn allein im Jahre 1887 ist dort für 64 000 Mark Thran gewonnen worden. Die Preßkuchen enthalten übrigens, dank der primitiven Pressen, noch recht viel Thran, auch werden sie bisher auf trockene Marktware nicht verarbeitet, sondern an benachbarte Landwirte um ein billiges und unter ihrem Werte veräußert.

Nach Dr. Weigelts theoretischen Berechnungen wirft die deutsche Dampf-Hochseefischerei alljährlich reichlich 50 000 Mark Nationalvermögen ins Meer, ohne auch nur den Versuch zu machen, den Nebenfang und den Abfall auszunutzen.

Bei aller Anerkennung der Leistungsfähigkeit dieser Fischerei, bei aller Beachtung, welche das rasche Ansteigen der Zahl ihrer Fahrzeuge verdient, muß doch ausgesprochen werden, daß wir noch lange nicht behaupten können, die Dampffischerei beherrsche den Markt, beziehungsweise der Fischhandel sei auf ihre Ergebnisse allein oder selbst vorwiegend angewiesen. Die Segel-Schleppnetzfischerei und auch die Angelfischerei decken noch immer den Hauptanteil des Bedarfes oder mit anderen Worten, die Fischerewer und Segelkutter, die kleinen der Fischerei dienenden Fahrzeuge liefern selbst in die Hauptplätze unserer Fischerei immer noch

Digitized by Google

mehr Fische für den menschlichen Konsum, als die Dampf-Hochseefischerei. Die Kleinfischerei hat natürlich auch ihren Nebenfang, der verloren geht.

Ferner kommen die abgelegenen Fischerdörfer in Betracht, die während der Wintermonate vermöge ihrer Lage von allem Verkehr abgeschnitten sind, so daß nicht die Rede davon ist, das verfügbare reiche Fangmaterial irgendwie nutzbar zu machen. Es bleibt in solchem Falle nichts übrig als den Fang hinauszufahren in die See und dort über Bord zu werfen, ein Material, das nach allerdings unsicheren Schätzungen an Wert um das Zehnfache den Betrag übersteigt, welchen der Nebenfang der Dampf-Hochseefischerei liefert. Da die mit Kalisalz gepökelten Fische sich bis zum Frühling halten und dann in der Luft getrocknet werden können, so genügen alte Heringsfässer als billigste Betriebsanlage auch hier, statt des Verlustes Gewinn zu bringen.

Die Ausbeutung der unbenutzten Schätze des Meeres, von denen im Vorstehenden die Rede war, steht vorläufig noch als ein Plan da, welcher der Ausführung harrt, die jedoch nicht ausbleiben kann, da die volkswirtschaftliche Bedeutung der Verwertung des Nebenfanges unserer Seefischerei zu klar auf der Hand liegt. Millionen guten deutschen Geldes fließen alljährlich für Stickstoffdünger in das Ausland, es gilt nur, die natürliche Quelle — die Geschöpfe unserer Meere — auszunutzen, um beträchtliche Summen dem eignen Lande zu erhalten.

Vielleicht werden Dr. Weigelts auf umsichtige Versuche und sorgfältige Arbeiten gegründete Entwürfe vom unternehmungslustigen Auslande verwirklicht, bevor eine Fabrik an deutscher Küste den Anfang zur Verwertung der unbenutzten Schätze des Meeres macht, vielleicht aber übernimmt deutsches Kapital die Führung bei diesem Werke, dessen Gelingen dem Nationalwohlstande zu gute kommen wird.

Und als ich aus der Fremde kam.

Von Xanthippus.

(Abdruck verboten.)

Und als ich aus der Fremde kam,
Da hatte der Webermeister Gram
Sich unten eingesiedelt;
Und oben blieb ein Plätzchen kaum,
Frau Sorge spinnt im hellen Raum,
D'rin sonst ich froh gefiedelt.

Das halt' ich auf die Läng' nicht aus,
Der Teufel bliebe da zu Haus,
Mach' still mich auf die Socken.
Und kreischt mir auch Frau Sorge nach,
Der Weber auch, der längst schon wach,
Ich will da nicht verstocken.

Verekelt ist das liebe Nest;
Nein! Mein Entschluß der steht nun fest:
Ich lasse sie exmittieren.
Das Nachbarkind von nebenan,
Die Jungfer Freude wohlgethan,
Die will ich einlogieren.

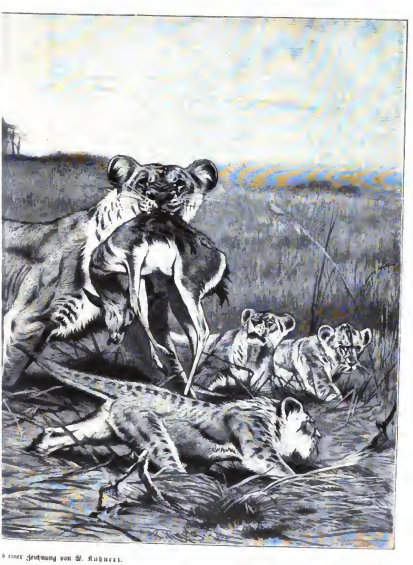
Durchräuchert wird der ganze Bau,
Und gelb und rot und himmelblau
Wird alles neu lackieret.
Dann krieg' ich meine Fiedel her,
Und streiche lustig in die Quer,
Das Fräulein intonieret.





Heimkehr vom Beutezuge. Nac

Digitized by Google



...h einer Zeichnung von W. Kuhnert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Koloman Tisza.

(Abdruck verboten.)

Der Frühling 1890, der Deutschland den Rücktritt Bismarcks gebracht hat, hat auch Ungarn seinen Ministerpräsidenten genommen. Im europäischen Konzert hat Koloman Tisza allerdings niemals eine ausschlaggebende Stimme gehabt, noch viel weniger hat er einem ganzen Jahrhundert, wie Bismarck, den Stempel seines Geistes aufgedrückt, aber fünfzehn Jahre hindurch, seit dem 21. Oktober 1875, hat er sich auf seinem Posten an der Spitze des ungarischen Kabinetts behauptet. An Opposition hat es dem ehemaligen Ministerpräsidenten niemals gefehlt, aber seinen Feinden ist es niemals geglückt, ihn ernstlich zu gefährden, und man kann mit gutem Recht sagen, daß er sich die Grube, in die er gestürzt ist, selbst gegraben hat. Ein leichtsinnig der Opposition gemachtes Zugeständnis ist Ursache geworden, daß Tisza gehen mußte. Will man noch außer ihm selbst jemand für seinen Sturz verantwortlich machen, so muß man bis auf die ungarische Revolution von 1849 zurückgehen, — eine sehr verspätete Wirkung derselben, die nur erklärlich wird, wenn man den Glorienschein in Betracht zieht, den das Magyarentum um den Diktator der Revolution, um Ludwig Kossuth, gesponnen hat. Seit vierzig Jahren lebt Kossuth in einer schon seit langer Zeit freiwilligen Verbannung in Italien, noch immer unausgesöhnt mit dem Stande der Dinge in seiner Heimat. Noch vor wenigen Monaten erklärte er einer Deputation von ungarischen Studenten, die zu ihm nach Turin gepilgert war, daß er weder den Kaiser Franz Josef als König von Ungarn, noch die gegenwärtige ungarische Verfassung als rechtsbeständig anzuerkennen vermöge. Nun stellte die äußerste Linke im ungarischen Reichstage den Antrag, es solle Kossuth durch ein Spezialgesetz das ihm verlustig gegangene ungarische Staatsbürgerrecht verliehen werden. Tisza wich dem Ansinnen zuerst dadurch aus, daß er erklärte, Kossuth, der immer wieder von neuem von zahllosen ungarischen Städten zum Ehrenbürger ernannt werde, besitze schon deshalb selbstverständlich die Eigenschaft als ungarischer Staatsbürger und die Frage entbehre jeder praktischen Basis, da der, zu dessen Gunsten ein Ausnahmegesetz verlangt werde, gar nicht die Absicht habe, jemals nach Ungarn zurückzukehren. Aber die Rücksichtnahme auf die Volksgunst bewog ihn schließlich doch, am 11. Dezember v. J. im Namen der Regierung einen Gesetzentwurf anzukündigen, durch welchen das Inkolatsgesetz im Sinne der Antragsteller revidiert werden sollte. Das war ein um so schwerwiegenderes Zugeständnis, als Kossuth wenige Tage vorher in einem offenen Briefe erklärt hatte, daß er sich niemals als Unterthan eines Kaisers Franz Josef betrachtet sehen wolle und nur

Koloman Tisza,
der bisherige ungarische Ministerpräsident.

eine freie Republik Ungarn anerkenne. Als Tisza nun sein der Opposition gegebenes Versprechen einlösen wollte, stieß er dabei auf so energischen Widerstand seitens der Gesamtheit seiner Ministerkollegen, daß er die Zügel fallen lassen mußte. Kaiser Franz Josef ist durch die eine persönliche Spitze gegen ihn selbst kehrende Veranlassung der Demission es jedenfalls wesentlich leichter gemacht worden, das Entlassungsgesuch zu genehmigen. An die Stelle Koloman Tiszas ist Graf Julius Szapary getreten, die übrigen Minister sind im Amte geblieben. Auch die Stellung der Regierung ist durch die Demission Tiszas nicht erschwert worden; es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Teil der Opposition, der durch keine prinzipiellen Bedenken, sondern durch persönliche Gründe gegen den Ministerpräsidenten geleitet wurde, sich jetzt mit der Regierungspartei verschmelzen wird und daß die Opposition an Stimmen im Parlament verlieren wird.



Porträtgruppe. Von Nikolaus Geiger.

Digitized by Google



Wovon London spricht.

Von Helen Zimmern und Bertha Thomas.

Abdruck verboten.

(Die elektrische Beleuchtung im britischen Museum. — Die französische Ausstellung in South-Kensington. — Die afrikanische Ausstellung. — Alfred East und Japan. — Die Aquarellmalerei. — Konzerte für die Jugend. — Die Biographie von Frau Beecher Stowe. — Fräulein J. und der Herzog von Wellington. — Looking-backward von Bellamy. — Die Heldin der Shakespeareschen Sonette. — Rider Haggard und der moderne Sensationsroman. — Robert Louis Stevenson. — R. D. Blackmore. — Sensationsstücke im Theater.)

Die Fastenzeit ist in London die tote Saison für jede Art von Kunstinteresse. Unsere Winterausstellungen werden jetzt geschlossen, und die Künstler arbeiten hinter den Mauern ihrer Ateliers, wie immer um diese Zeit, mit einer Hast an den für die große akademische und andere Frühjahrsausstellungen bestimmten Arbeiten, als hätten sie alle zu spät angefangen. Diese kurze Pause im Sammeln neuer künstlerischer Eindrücke gewährt uns Zeit, Notiz von einer einfachen Neuerung zu nehmen, die sich im Laufe des vorigen Monats in aller Stille vollzogen hat und eine Wohlthat darbietet, für die man kaum dankbar genug sein kann. Es ist dies die Einrichtung elektrischer Beleuchtung im britischen Museum für die Sammlungen griechischer und römischer Skulpturen und anderer Antiken; und die hieraus erfolgende Zulassung des Publikums in den Abendstunden von acht bis zehn Uhr. Hauptzweck dieser Reform ist der, es den arbeitenden Klassen zu erleichtern, die Schätze unserer großen nationalen Kunstsammlung kennen zu lernen. Das Museum ist bisher zur Zeit der Dämmerung geschlossen worden; und die sonstigen Beleuchtungsarten sind, um jede Feuersgefahr zu vermeiden, in dem Gebäude bisher verboten gewesen. An Sonntagen die staatlichen Museen dem Publikum zu öffnen, ist zur Zeit noch obwohl auch darin wahrscheinlich binnen

Digitized by Google

kurzem eine Änderung stattfinden wird — nicht Sitte in England. So war denn bis jetzt dem Londoner Handwerker nur höchst spärliche Gelegenheit gegeben, in seinen Mußestunden diese Kunstgalerieen zu besuchen. Dieser Übelstand ist nun beseitigt. Ob die genannten Klassen von dem neugewährten Recht einen ausgedehnten Gebrauch machen werden, bleibt abzuwarten. Aber von unberechenbarem Wert ist die Neuerung ohne Zweifel für die Gemeinde der Kunstverständigen. Denn bisher konnte diese kostbare Sammlung überhaupt nicht bei günstigem Lichte gesehen werden. Wie groß ist in Anbetracht dieser Thatsache der jetzt erreichte Gewinn! Jeder Besucher Londons kennt das Britische Museum — dieses kolossale, schwerfällige, rußige Gebäude, das, rings von Häusern umgeben, inmitten des riesengroßen Mauersteinreiches steht, zu dem unsere Hauptstadt geworden ist. Die großen unteren Eingangshallen sind sogar an den sonnigsten Tagen nur sehr unvollkommen erhellt, weil das hier eindringende Licht durch die vorspringenden Flügel und den Peristyl des Gebäudes selbst gehemmt wird. Bei nebligem trübem Wetter, und an Winternachmittagen herrscht in den inneren Räumen nur die graueste Dämmerung. In diesem trostlosen Halbdunkel, dieser unbeschreiblich düsteren und unfreundlichen Atmosphäre sollte man die unvergleichlichen Meisterwerke des Phidias und seiner Schüler studieren; Schöpfungen, die dazu bestimmt waren, im grellen Sonnenlicht von Athen aufgestellt zu werden. Können wir uns daher verwundern, wenn Hera, Phöbus und Aphrodite hier zu kränkeln scheinen, wenn der Marmor seinen zarten Schimmer einbüßt, und wir die volle Kraft des Ausdrucks vermissen. Muß doch der tötende Einfluß einer solchen Atmosphäre eine wahre „Götterdämmerung" hervorbringen. Wie mancher Fremde, der London im Winter besucht hat, wird schon voller Verzweiflung aus den Sälen der Elginsammlung getreten sein, im geheimen verwundert, daß man unter Umständen so wenig Freude an den kostbarsten Kunstwerken haben kann.

Wie mit einem Zauberschlage ist dies nun anders geworden. Es ist, als habe die hier geschaffene strahlende elektrische Beleuchtung jene Meisterwerke vom Schlafe erweckt, als sei den Gestalten Odem eingehaucht und ihre plastische Schönheit plötzlich zu neuem Leben erstanden. Die Figuren der Giebelfelder des Parthenon, alle Einzelheiten des wundervollen Frieses, die Marmorbildwerke aus Phigalia — sie alle kommen jetzt in ihrer ganzen Herrlichkeit zur Geltung, als sähen wir sie unter dem Himmel ihrer Heimat. Die Townley-Venus, der Diskoswerfer aus Hadrians Villa, Clytia, und die Porträtbüste Homers berühren das Auge wie ganz neue Offenbarungen der Kunst.

Jedem Besucher des Museums, der sich für diese Schätze genügend interessiert, um sie gern wirklich vorteilhaft zu sehen, können wir nur dringend raten, künftig die Abendstunden zu deren Besichtigung zu wählen. Noch eine, wenn auch in zweiter Linie stehende Annehmlichkeit ist die, daß man so der unvermeidlichen Kopisten enträt, die mit ihren Staffeleien, Zeichenbrettern und Feldstühlen am Tage ein beträchtliches Hemmnis für den Besucher bilden.

Die Maschinen und Motoren sind derartig verteilt, daß ein völliges Versagen des Lichtes nicht vorkommen kann. Es sind zwei Einrichtungen davon vorhanden, von denen eine jede im Falle der Not genügen würde, die sämtlichen Lampen der für den Abend zu beleuchtenden Galerien mit Licht zu versorgen. Freilich muß die ganze Kraft im Betrieb sein, um den oben geschilderten vollen Effekt zu erzielen. Die Beleuchtung ist von Herrn Preese eingerichtet, Elektrotechniker der Post und technischer Konsulent des Britischen Museums, und die der Nation erwachsenden jährlichen Kosten sind abzüglich der für die Einrichtung verausgabten Summe auf 2000 Pfund Sterling geschätzt. Die unteren Galerien, welche auch die ägyptischen und assyrischen Altertümer bergen, sind durch neunundsechzig Bogenlichtlampen von verschiedener Kraft erleuchtet. In den oberen Stockwerken, wo sich die ethnographischen und anderen Altertümer befinden, sind siebenundfünfzig Bogen- und sechshundertsiebenundzwanzig Glühlichtlampen angebracht; das Licht der letzteren eignet sich besser, als das andere, für die Sammlung etruskischer Vasen, Bronzen, japanischer und anderer Seltenheiten, die jetzt bequem und eingehend, unbekümmert um die Streiche des „Königs Nebel," studiert werden können.

Außer den üblichen alljährlichen Kunstausstellungen verspricht die nahende Saison diesesmal noch einige andere zu bringen, teils von neuem Charakter, teils von irgendwelchem besonderen Interesse. Die französische Ausstellung in South-Kensington ist nach dem Vorbilde der an derselben Stelle vor zwei Jahren so erfolgreich gewesenen italienischen Ausstellung geplant worden, deren wir uns hauptsächlich wegen der dort vorgeführten, ausgezeichneten kunstgewerblichen Gegenstände, Luxusmöbel rc. erinnern. Diese bazarähnlichen Ausstellungen bringen es selten zu einer ansehnlichen Sammlung von Gemälden fremder Maler ersten Ranges. Die besseren Künstler scheuen gewöhnlich für ihre wertvollen Werke den Transport über das Meer als zu gefahrvoll. Immerhin ist es jedoch möglich, daß der überraschend große geschäftliche Erfolg, der bei Gelegenheit der vorigen Ausstellung einem speziell vom Glück begünstigten Sohne Italiens zu teil ward, einige französische Meister verlocken wird, sich an dem diesjährigen Unternehmen zu beteiligen. Die für den Sommer in Edinburg angekündigte Internationale Ausstellung wird ohne Zweifel die Besucherschar des „nordischen Florenz" um ein Bedeutendes steigern. Bei der Gelegenheit werden die Fremden auch die neulich mit gewaltigen Trompetenstößen eröffnete neue Forthbrücke in Augenschein nehmen können — ein Wunderwerk des Unternehmungsgeistes und von sämtlichen schon vorhandenen Baulichkeiten in Eisen jedenfalls das riesenhafteste. Ist doch von ihren konsolenförmigen Stützen je eine doppelt so groß wie der Eiffelturm. Und der Zweck dieses ungeheuren, vier Millionen kostenden Brückenbaues? Die Reise zwischen Perth und Edinburg wird dadurch um etwa zwanzig englische Meilen ge-

Digitized by Google

kürzt. Das Unternehmen ist in jeder Hinsicht höchst charakteristisch für die Nation, welche es durchgeführt hat. Daß die kommende afrikanische Ausstellung (Stanley- and African-Exhibition), die in der Viktoriagalerie in Regents' Street eröffnet werden soll, einen allgemeinen Erfolg erringen wird, gilt als selbstverständlich. Die wirksame Unterstützung hervorragender, für den dunkeln Weltteil interessierter Persönlichkeiten, den König der Belgier und Stanley einbegriffen, ist dem Unternehmen zu teil geworden. Dasselbe bezweckt, soweit dies thunlich, die Landschaft des tropischen Afrikas und das dortige Leben in seinen Hauptsachen zu veranschaulichen und uns über den in diesen Gegenden erzielten Fortschritt der Zivilisation und des Handels zu belehren. In der Ausstellung werden sich auch Porträts namhafter Forschungsreisender, Missionare, thätiger Bekämpfer des Sklavenhandels befinden. Eingeborne verschiedener Rasse und deren Niederlassungen und Trachten sollen durch Photographieen und Modelle zur Anschauung kommen; auch Götzenbilder, Waffen und Schmuckstücke mancher Stämme werden ausgestellt sein; ferner Karten in geordneter Folge, um den Fortschritt der geographischen Wissenschaft von den Zeiten Ptolemäos' bis auf den heutigen Tag zu illustrieren. Die Zahl der von Privatpersonen angemeldeten Sammlungen ist so groß, daß ein Embarras de richesse zu entstehen droht, da sich schwer Platz finden dürfte, sie alle unterzubringen.

Im natürlichen Verlauf der Dinge wird nun wohl die nächste Manie, die wir zu erwarten haben, eine asiatische sein; die letzte galt Japan; es herrschte für alles Japanische eine Begeisterung, die durch die beliebte Operette „Der Mikado" zugleich illustriert und genährt wurde. Auch kann das besondere Interesse, welches für dieses merkwürdige Land erweckt worden ist, noch keineswegs als erloschen gelten. Auf Anregung seitens der „Fine Art Society" hat einer unserer tüchtigsten jüngeren Landschaftsmaler, Mr. Alfred East, kürzlich den größten Teil eines Jahres in Japan zugebracht, speziell um uns die landschaftlichen Reize dieses Landes in einer Anzahl von Aquarellbildern vorzuführen. Dies ist noch von keinem englischen Maler bisher unternommen worden, und sicherlich hat auch kein eingeborener Künstler bisher den Versuch gemacht. In der That steht die künstlerische Leistung des Herrn East zum Wesen, Geschmack und Streben der japanischen Kunst in direktem Gegensatz. Er erzielt seine Erfolge durch einfache Darstellung der Landschaft, wie sie unter den wechselnden Einflüssen der Atmosphäre und Beleuchtung erscheint, und diese Lichteffekte sind es, die seinen Bildern von Moor und Gebirge, Seen und Flüssen, Feld und Wald so hohen Wert verleihen. So gewinnen wir denn auch durch diese, etwa hundert ungemein zarte, stimmungsvolle Skizzen umfassende Sammlung einen klaren und vollständigen Begriff von den landschaftlichen Schönheiten Japans, wie sie sich unter den verschiedenartigen Lichtwirkungen zeigen. Der Künstler hatte zeitweilig im Hakonegebirge in einer Hütte Aufenthalt genommen, von wo sich die beste Ansicht auf den riesenhaften, pyramidenähnlichen Gipfel des Vulkans Fusiyama bietet. Mr. East scheint sich mit den atmosphärischen Einflüssen des Klimas, das in mancher Hinsicht — wenigstens während der nassen Jahreszeit — eine starke Ähnlichkeit mit dem englischen besitzen muß, leicht vertraut gemacht zu haben. Die großen Schirme der Japaner, welche wir stets nur als Schutzmittel gegen die Sonnenglut ansahen, sind ihnen offenbar ebenso nötig zur Abwehr der Nässe, wie uns unsere Regenschirme. Da sehen wir z. B. eine ergötzlich wirkende Skizze: „Das Trocknen der Schirme nach einem Gewitterregen," deren Schauplatz ein Dorf am Wege nach dem Heiligen Berge ist, der von Scharen frommer Pilger besucht wird, welche wahrlich an derlei Tücken des Wetters auf ihrer Wanderung gewöhnt sein müssen. Was der Maler uns schildern will, ist die Natur in ihrer Verschiedenartigkeit, und nicht die Menschennatur. Hie und da zeichnet er uns wohl eine charakteristische Gestalt oder Szene — Arbeiter, von den Reisfeldern heimwandernd oder in den Theehäusern, den ländlichen Schenken, ausruhend; Pilger, mit weißen Gewändern und breitkrämpigen Bambushüten angethan, zu dem Götzenschrein einer Pagode ziehend; Fischer in ihren langen, schmalen Böten; müßige Menschen, die unter rosa und weiß blühenden Pflaumen- oder Kirschbäumen sitzen; die meisten seiner Bilder aber sind anderer Art. Er führt uns in kraftvoller Weise die großen Häfen der Küste vor; er lehrt uns die Schönheiten des berühmten Binnenmeeres und des lieblichen, aber einsamen Sees Biwa und seiner Umgebung kennen; er versetzt uns in eine Wildnis von Lotospflanzen und Röhricht, wo Kraniche, Reiher und andere Wasservögel hausen; wir sehen Landschaften mit Sturmwolken bei Sonnenuntergang; Fernsichten von Berg und Thal und Fichtenwald, über denen Nebelschleier lagern oder die Flocken eines Frühlingsschneefalles hingestreut sind, oder auch der klare Sonnenschein leuchtet; am häufigsten finden wir den großen Vulkan Fusiyama, nebst dem seinen Fuß umgebenden Kranz von reichem Grün, seiner Lavapyramide und dem mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel. Diese Zeichnungen sind von einer poetischen Stimmung und zarten Farbengebung, die jeden Naturfreund mit inniger Befriedigung erfüllen werden.

Die Aquarellmalerei, dieses „Aschenbrödel unter den Künsten," wie sie neulich in launiger Weise ein Kunstgelehrter nannte, der selbst Aquarellmaler ist — dieser jüngste und bei uns zu Lande sehr beliebte Zweig der Malerei, scheint beständig an Bedeutung und Wertschätzung zu gewinnen. Auf der berühmten Londoner Messe für Gemälde, bei Christie, ist die Anordnung getroffen, daß an jedem Sonnabend nachmittags nur Aquarelle verkauft werden. Gleichzeitig hörten wir aber aus dem Munde des oben zitierten Kunstlehrers Klage darüber, daß diese Malerei, in der die englischen Künstler sich anerkanntermaßen hervorthun, eine systematische Herabwürdigung und geflissentliche Nichtbeachtung seitens der Direktoren unserer Nationalgalerie erfährt, welche Herren ihren geringen Vorrat von Aquarellbildern nicht allein zu bereichern unterlassen, sondern auch den vorhandenen einen

geeigneten Platz mißgönnen und sie sogar in die Kellerräume verweisen. Die Anklage erstreckte sich sogar noch weiter und wies darauf hin, daß in unserer staatlichen Sammlung die britische Malerei überhaupt nicht in angemessener Weise vertreten sei, wodurch die Ausländer verleitet werden müßten, die Bedeutung der englischen Kunst entweder zu unterschätzen oder gänzlich zu leugnen. Allerdings befinden sich die besten Werke von Reynolds, Gainsborough, Romney u. A. zum großen Teil im Besitz von privaten Sammlern; und da die Gemälde dieser Meister seit mehreren Jahren enorm im Preise gestiegen sind, wird es immer schwieriger, solche zu erlangen. Übrigens ist die englische Malerschule nicht die einzige, die den erwähnten Grund zur Klage haben dürfte. Die französische Kunst ist z. B. noch weit dürftiger vertreten. Wegen des Mangels an Ordnung und regelrechter Verwendung der Fonds wird hier von vielen mit lauter Stimme die Einsetzung eines Ministeriums der Künste verlangt, wie es andere Länder haben. Vielleicht wird dieser Wunsch eines Tages erfüllt werden, aber dem für das neue Amt erwählten Minister würde unseres Erachtens kein beneidenswertes Los zu teil geworden sein. Denn mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln den verschiedenen Ansprüchen aller Beteiligten zu genügen, wäre eine nicht minder schwere Aufgabe, als die, bei etwaigen Ankäufen mit den reichen englischen Privatsammlern zu konkurrieren. Ohne Frage fehlt uns auch eine Nationalgalerie ähnlich dem Luxembourgmuseum in Paris und der Berliner Nationalgalerie. Sollte der schon diskutierte Plan einer solchen Galerie einst zur Ausführung gelangen, so würde der Erfolg jedenfalls ein überraschender für den fremden Besucher Londons sein und dazu dienen, die englischen Maler, d. h. diejenigen der letzten fünfzig Jahre, in der Meinung der Ausländer beträchtlich zu heben. Daß dem Staate kürzlich großmütige Schenkungen, sowohl an Baukapitalien, wie wertvollen Gemälden englischer Meister zu diesem Zweck geboten worden sind, läßt wenigstens auf Verwirklichung der Idee hoffen.

Die Frühjahrsausstellung von Aquarellen im „Institute of Painters in Water-Colour" weist in diesem Kunstzweige eine anerkennenswerte Rührigkeit auf. Obwohl auch dieses Mal hier vieles nicht über den Dilettantismus hinausragt, ist die Ausstellung im ganzen keine uninteressante. Man sieht, daß es besonders den jüngeren Mitgliedern des Instituts keineswegs an Ehrgeiz und Strebsamkeit fehlt. Dies zeigt sich z. B. an Mr. Collins' großem, figurenreichen Gemälde „B. C. 85" (85 v. Chr.) genannt — ein Opferfest der Druiden in einem britischen Walde, eine kühne Komposition. Ebenfalls kühn — um nicht zu sagen zu kühn für Wasserfarben — ist Mr. Wollen's „Erbeutung französischer Geschütze durch die Bundesbrigade bei Waterloo;" eine kraftvolle kriegerische Szene, die indessen in Ölmalerei wohl noch wirksamer gewesen wäre. Dies sind nur zwei von den vielen Versuchen, eine ergreifende und sensationelle Wirkung in diesem Fach zu erzielen. Am erfreulichsten jedoch zeigt sich unser „Aschenbrödel unter den Künsten" in friedlicheren Motiven — in Landschaften und kleineren Seestücken. Mr. W. L. Wyllie, der zwei kleine Fluß- und Marinebilder ausgestellt hat: „Der Empfang des Schahs vor Gravesend" und eine Fernsicht auf zwei unserer riesigen Kriegsschiffe neuester Konstruktion, vereinigt vollendete Genauigkeit mit einer merkwürdigen Gabe, das Pittoreske an Erscheinungen im modernen Leben zu erfassen, wo minder scharfblickende Augen vergeblich nach künstlerischen Stoffen suchen würden. Mr. Alfred Parson's außerordentliche Meisterschaft in der Farbengebung zeigt sich von einer besonders vorteilhaften Seite in einer seiner Skizzen, genannt „Schlechte Gerste." Es ist ihm gelungen, in dieser Skizze eines frei dem Winde ausgesetzten Stück Landes die ganze tragische Geschichte einer hoffnungslos schlechten Ernte darzulegen. Die gewählte Stunde ist schön, aber die dünn und spärlich aufgegangene Saat, die anstatt des Kornes überall in üppiger Fülle wuchernden, buntfarbigen Feldblumen, der Himmel, an dem die zerrissenen, einander jagenden Wolken von vergangenen und kommenden Stürmen Kunde geben; die vom Winde gezausten Bäume: dies alles zeigt uns die Natur in einer ihrer bösen und mißgünstigen Launen.

Mr. Fahey führt uns in seinem „Rapallo, mit der Aussicht auf Portofino" einen der lieblichsten Punkte des Mittelländischen Meeres vor — ein Stück Fichtenwald an der sanftansteigenden Küste, die saphirblaue, einem ruhigen Landsee gleichende Meeresfläche und darauf die Felukken mit weißen Segeln. In auffälligem Gegensatz zu dieser Studie steht eine von demselben Künstler gemalte Landschaft: „Deserted" (Verödet). Es ist eine englische einsame Gegend — ein halbverfallenes einzelnes Haus, ein stehendes sumpfiges Gewässer; daneben auf dem Grase weidend ein Pony von trübseligem Aussehen. Beide Gemälde sind in gleich hohem Grade naturwahr und fesselnd.

Von der Saison für Musik haben wir etwas Neues, die Einrichtung sogenannter „Young People's Concerts" (Konzerte für die Jugend) zu erwarten. Die Idee ist amerikanischen Ursprungs und es soll dieser Versuch klassischer Musikaufführungen nur solcher Werke, die der Jugend verständlich sind, in New York und Boston allgemeinen Erfolg erzielt haben. Die Leitung wird Mr. Henschel übernehmen, der sich schon vor vier Jahren das Verdienst erworben hat, die „Symphoniekonzerte" in London einzurichten, wo man vorher solche, in bestimmter Reihenfolge für den ganzen Winter angesetzte Orchesteraufführungen noch nicht hatte. Für die Programme des neuen Unternehmens sind Haydn, Mozart, Gluck, Weber ꝛc. als feststehend in Aussicht genommen, und obwohl Brahms und Wagner nicht ganz fehlen sollen, so werden doch nur die leichtesten ihrer Kompositionen zur Aufführung gelangen. Im Hinblick auf das englische Publikum sind wir der Meinung, daß derlei Konzerte mehr dem Geschmack der alten Leute als speziell dem der jüngeren Generation entsprechen würden. Zumeist hört man von älteren Personen hier klagen, daß ihnen die Musik der neuen Richtung zu schwer verständlich sei, und daß man zu selten Gelegenheit

habe, Mozart, Haydn und Mendelssohn zu hören. Als „Old People's Concerts" würden wir dem Unternehmen unbedingte Popularität prophezeien. Andererseits ist der Wert solcher Aufführungen als musikalische Bildungsmittel für junge Dilettanten nicht in Abrede zu stellen. Möge der Erfolg ein solcher sein, daß wir die Wiederholung des Unternehmens für die kommenden „Saisons" als gesichert betrachten können. —

Die schon erwähnte Stockung, welche in dem Leben unserer Hauptstadt um diese Zeit des Jahres einzutreten pflegt, hat sich auch auf das litterarische Gebiet erstreckt. Es herrscht eben eine kurze Windstille vor dem betäubenden Sturm der Saison, die uns alles auf einmal bringt. Dennoch sind einige neue Bücher erschienen, gleich Vögeln, die ihren Flug beschleunigt haben und nun schon vor ihren Gefährten an Ort und Stelle sind. Einige von ihnen mögen hier erwähnt sein.

Wer in ganz Europa und auf dem amerikanischen Festlande hätte nicht „Onkel Toms Hütte" gelesen, jenes Buch, das Nationen ans Herz gegriffen hat und die letzte Triebfeder zum großen Bürgerkriege wurde, welcher die Abschaffung der Sklaverei in Amerika bewirkte? Die Verfasserin dieses in alle gebildeten Sprachen übersetzten Romans ist noch am Leben, doch leider gebrochen an Geist und Körper. Für die Welt ist sie tot, und daher durfte ihre Lebensgeschichte mit Fug und Recht schon jetzt geschrieben werden. Diese Aufgabe hat ihr Sohn in pietätvoller Kindesliebe übernommen, und das von ihm herausgegebene, äußerst reizvolle Werk macht fast den Eindruck einer Selbstbiographie, da es zum großen Teil aus Mrs. Beecher Stowe's Briefen und Tagebuchaufzeichnungen besteht. Das Buch ist eine in mehrfacher Hinsicht anziehende Lektüre. Es werden darin die häuslichen und pekuniären Schwierigkeiten geschildert, mit denen die Gattin eines amerikanischen Geistlichen zu kämpfen hatte, der gar manches liebe Jahr hindurch, laut seiner eigenen Angabe, über alle Begriffe arm war. Und dann sieht der Leser diese Frau schier wunderbare Triumphe feiern als eine Schriftstellerin, die durch ihres Geistes Kraft und die Macht eines im Innersten erregten Gemütes die Welt im Sturm eroberte. In unserm Jahrhundert ist vielleicht kein einziger schriftstellerischer Erfolg zu verzeichnen gewesen gleich dem von Harriet Beecher Stowe's „Uncle Tom's Cabin." Und doch finden wir nirgends ein Zeichen, daß sie durch ihren Ruhm irgendwie eitel oder hoffärtig geworden wäre. Auf seltsame Weise ist die Idee zu dem Roman in ihr entstanden. Eine Schwägerin von Frau Beecher Stowe hatte ihr geschrieben: „Weißt Du, Hettie, wenn ich die Feder so zu führen wüßte, wie Du, ich würde etwas schreiben, was der ganzen Nation die Fluchwürdigkeit der Sklaverei zum Bewußtsein bringen müßte." Als Frau Stowe diese Stelle las, sprach sie, den Brief in ihrer Hand zerknitternd: „Ich werde so etwas schreiben. Wenn ich lange genug lebe, will ich es thun."

Unter unzähligen häuslichen Schwierigkeiten, und zu einer Zeit, wo das Gebot der Auslieferung flüchtiger Sklaven von den Bewohnern der freien amerikanischen Staaten Beihilfe zur Ergreifung entflohener Sklaven verlangte, schrieb Mrs. Stowe, aufs tiefste über die Ungerechtigkeit dieses Gesetzes empört, ihren weltberühmten Roman. „Mein Herz," sagt sie, „war zum Zerspringen voll von Jammer über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, die unsere Nation gegen die Sklaven an den Tag legte, und ich betete, daß Gott mich ein wenig für dieselben thun lassen, und mein für sie erhobener Notschrei nicht ungehört verhallen möge."

Die Erzählung hatte einen Erfolg, wie er noch nie zuvor in der amerikanischen Litteratur erzielt worden war. Am ersten Tage der Veröffentlichung in Buchausgabe (ursprünglich war sie in einer Zeitung erschienen) wurden dreitausend Exemplare verkauft, und innerhalb eines Jahres sind in Amerika allein dreihunderttausend Exemplare abgesetzt worden. Longfellow erklärte, daß es der größte Triumph sei, den die Litteraturgeschichte jemals von einem Buche zu berichten wisse, ganz abgesehen von dem höheren Triumph seiner moralischen Wirkung. Diese Wirkung zu ermessen, dürfte jedem, der nicht Amerikaner ist, schwer fallen; sicherlich ist den Nordstaaten, wie denen des Südens damals klar geworden, daß die Zeit gekommen sei, die Sklavenfrage endgültig zu entscheiden, und die immer dringendere Mahnung zur Lösung dieser Frage führte einige Jahre später zum Bürgerkriege.

Auch fehlte es der Verfasserin nicht an klingendem Lohn. Sie hatte eine Goldmine erschlossen und war imstande, ihre Häuslichkeit behaglich und sogar mit mancherlei Luxus einzurichten. Keineswegs waren es indessen nur Freuden, welche der Erfolg ihres Werkes ihr eintrug. Sie hatte sich in das Vordertreffen des politischen Kampfes gestellt, und während die eine Partei ihr Bewunderung und Lobreden zollte, wurde sie von der anderen mit Schmähreden und Verleumdungen überhäuft. Sie bebte vor dem Sturm zurück, den sie entfesselt hatte. In dem Sezessionskriege, der ihr einen geliebten Sohn raubte, sah sie die Vergeltung für die große nationale Sünde. Der Süden hatte das verruchte System genährt, der Norden hatte es geduldet.

Im Alter blickt Mrs. Stowe, gebeugt von Gram, auf ihren Lebensweg und die Verluste zurück, wie sie deren wohl jeder im Laufe der Zeit zu beklagen hat. In einem vor zwei Jahren an ihren Bruder gerichteten Brief schreibt sie: „So laß uns denn guten Mutes bleiben, lieber Bruder. Kein Übel kann uns treffen; das einzige Übel ist die Sünde, und vor dieser wird Christus uns behüten. Unsere Reise ist ja so kurz. Ich denke jetzt über alles so, wie über die Vorkommnisse, die man in einem Gasthofe erlebt, nachdem der Koffer zur Heimfahrt gepackt ist. Es mag mich manches verdrießen und stören, was liegt aber daran? Ich werde ja bald heimgehen."

In der ganzen Biographie fühlt sich der Leser in Berührung mit Mrs. Stowe, als habe er in ihrem Hause gelebt und ihren Worten gelauscht. Ein solcher geistiger Verkehr mit einer genialen und begabten Frau ist herzerquickend. Minder angenehm, aber psychologisch merkwürdiger ist der Eindruck, den wir von einem an-

Digitized by Google

deren weiblichen Wesen aus einem kürzlich veröffentlichten Buche erhalten. Es ist eine Sammlung von Briefen von einer Engländerin, Miß J. an den Herzog von Wellington, nebst Tagebuchblättern dieser Dame. Die Schriftstücke wurden vor einigen Monaten aus einem alten Koffer ans Licht gefördert, den man im Staate New-York in einer Bodenkammer aufgefunden hatte. Die Echtheit der Korrespondenz scheint keinem Zweifel zu unterliegen, und es erhellt daraus wieder einmal, wie von jeher, seit König Salomos und noch älteren Zeiten, die weisesten und größten Männer geneigt waren, sich von anmutigen Weibern bethören zu lassen. Auch der „Eiserne Herzog", wie die Engländer ihn nannten, war nicht unempfindlich in dieser Beziehung.

Miß J. war ein sehr hübsches und temperamentvolles Mädchen von zwanzig Jahren und fanatische Puritanerin. Es war ihr gelungen, einen so verstockten Mörder, daß der Gefängnisprediger ihn schon aufgegeben hatte, zum reuigen Bekenntnis zu bewegen, und dieser Erfolg scheint die Sehnsucht nach größeren Triumphen in ihr erzeugt zu haben. Sie steckte sich sofort ein möglichst hohes Ziel. Wie viel des Guten würde sie nicht erreichen können, wenn sie Einfluß auf den Herzog von Wellington erlangte? Der Nebel ihrer mystischen Anschauungen mag ihren eigenen Augen den persönlichen Ehrgeiz verhüllt haben, der sich unverkennbar in ihren Zeilen kundgibt. Sie hoffte und strebte, Herzogin von Wellington zu werden. Der Herzog indessen, obwohl einer kleinen Tändelei mit ihr nicht abhold, dachte als Mann von Welt im Traum nicht daran, sie zu heiraten. Thatsache bleibt es aber, daß er jahrelang in Korrespondenz mit ihr stand, freilich unter mancherlei Mißhelligkeiten, infolge dessen die Korrespondenz zeitweilig ins Stocken geriet. Die Dame war lächerlich anmaßend und belästigte ihn in schier unerträglicher Weise. Ohne Zweifel würde der Briefwechsel nicht soweit gediehen sein, wenn es ihr nicht geglückt wäre, eine Unterredung und dadurch die Gelegenheit zu erlangen, sich ihm zu zeigen, worauf er nicht selten persönlich in ihrer Wohnung in London vorsprach. Sie sandte ihm Bibeln, in denen sie ihm viele Stellen angestrichen hatte, und ganze Bündel von Traktätchen, die ihr für ihn geeignet schienen. Ihre oft in einem trockenen und langweiligen Predigtstil gehaltenen umfangreichen Briefe würden auf den Leser ohne die ihnen anhaftende Beimischung von Weltlichkeit und Liebesgedanken völlig ermüdend wirken. Sie war ziemlich schlau, aber von einer seltenen Unwissenheit, denn sie wußte offenbar nichts vom spanischen Feldzuge und der Schlacht bei Waterloo. Dabei zeigt sie sich maßlos empfindlich und findet sich bei den gleichgültigsten Anlässen beleidigt. Zu Zeiten, da der Herzog ganz von wichtigen Regierungsgeschäften in Anspruch genommen und mit amtlichen Korrespondenzen überhäuft war, auf deren persönliche Erledigung er stets bestand, überschüttet sie ihn mit den unbilligsten, albernsten Vorwürfen, weil er ihr nicht pünktlich auf jeden ihrer weitschweifigen Ergüsse antwortete. Und obwohl seine Antwort oft verspätet kommt, so bleibt sie nie aus, und gewöhnlich entschuldigt er sich wegen der Verzögerung. Mitunter freilich verliert der berühmte Briefschreiber auch die Geduld, und er gibt der Dame zu verstehen, daß er Berufspflichten habe, denen er sich widmen müsse. Der letzte seiner Briefe ist ein Jahr vor seinem Tode geschrieben, und wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, so hätte die Korrespondenz vermutlich noch nicht so bald ihr Ende erreicht.

Ein unterhaltendes amerikanisches Buch wird jetzt vielfach in England erörtert, nachdem es in den Vereinigten Staaten schon einen großen pekuniären Erfolg erzielt hat. Das Werk, von dem daselbst wenige Wochen nach dem Erscheinen schon 250000 Exemplare verkauft worden sind, heißt „Looking backward;" und der Verfasser ist ein Mr. Bellamy. Es wird darin erzählt, wie ein Mann, der 1877 in einen lethargischen Schlaf versenkt ist, zweitausend Jahre später erwacht und nun die Frage „Kapital und Arbeit" gelöst und die Welt auf einer völlig neuen Basis organisiert findet. Das Buch erinnerte uns lebhaft an das weltberühmte, aus dem XIV. Jahrhundert stammende Freskogemälde von Ambrogio Lorenzetti im Rathause zu Siena „Das gute Regiment." Und wir befürchten leider, daß das neue Utopien, das in diesem Roman vorausgeahnt sein soll, ebenso unmöglich und illusorisch ist, als andere Utopien. Die uns vorgeführten Ideen sind hauptsächlich die, daß das Geld abgeschafft ist und nur noch dem Namen nach existiert, indem jeder Bürger jährlich beim Staat die gleiche Summe erheben kann, welche er nach eignem Belieben verausgaben darf; daß ferner jedes Individuum, ob Mann oder Frau, bis zum Alter von 45 Jahren dem Gemeinwesen eine gewisse Dienstzeit leisten muß, und keinerlei Art Arbeit für erniedrigend gilt. Da jedoch manche Arbeiten selbstverständlich schwerer oder unangenehmer sind, als andere, so ist die Arbeitszeit hierfür kürzer bemessen, um Leute, die gern mehr Mußestunden haben wollen, zur Wahl der minder anziehenden Berufsarten zu bewegen. So wird alle Arbeit gethan, und da es keinen Krieg mehr gibt und allgemeine Menschenliebe herrscht, ist die Wohlfahrt in allen Ländern außerordentlich gesteigert und für den Einzelnen ein weit höheres Maß von Lebensgenuß erzielt. Der Wert des Buches liegt unseres Erachtens nicht in der Grundidee (denn diese halten wir für durchaus irrig, da erst die menschliche Natur eine andere werden müßte, um die Möglichkeit solcher Zustände anzunehmen), sondern in den Randglossen, die auf manchen dunkeln Fleck unseres sozialen Systems ein scharfes Licht werfen. Die Haupttendenz des Buches dürfte natürlich denen besonders zusagen, die wissenschaftlich darzulegen suchen, daß die Gesellschaft, welche auf individueller Basis organisiert ist, durch radikale Ungerechtigkeit verderbt wird. Wir wissen recht gut, daß es der modernen Denkweise widerspricht, die Rechte des Individuums gegenüber der sozialen Verpflichtung zu betonen, und daß es heutzutage Mode ist, nur den durch die soziale Vereinigung aller erzielten Vorteil zu beleuchten. Darüber vergessen wir aber den Verlust, der in unsern Augen ein sehr großer ist, denn er bedeutet nichts anderes, als eine Schädigung des

Digitized by Google

individuellen Charakters. Wir neigen mehr zu der Ansicht Ibsens, der nie müde wird, diesen Verlust hervorzuheben und darin so weit geht, daß er in seinem „Feind des Volkes“ sagt: „Der stärkste Mensch ist der, welcher allein steht.“ Inzwischen empfehlen wir das amerikanische Büchlein der Beachtung deutscher Leser, die dasselbe im Hinblick auf die gerade jetzt in ihrer vaterländischen Geschichte stattfindende Krisis besonders interessieren dürfte.

Ein anderes neues Buch, welches viel erörtert wird, ist Mr. Thomas Tyler's Schrift über Shakespeare's Sonette, und auch dieses Werk sollte in Deutschland wohl Interesse erregen, da gerade dort über den gleichen Gegenstand eine Flut von Büchern, Aufsätzen und Broschüren geschrieben worden, und ein nicht weniger heißer Streit darob entbrannt ist, wie in England. Durch die vorliegende Arbeit müßte die bis zum Überdruß aufgeworfene Frage, wer die in diesen herrlichen Dichtungen besungene dunkeläugige Frau gewesen sei, endgültig zum Schweigen gebracht werden. Ohne Zweifel würde diese Frage, wie unser neuer Kommentator sehr richtig bemerkt, schon längst zur Ruhe gekommen sein, wenn nicht die nahe liegende autobiographische Bedeutung der Sonette von so vielen Shakespeare-Erklärern geleugnet worden wäre, die sich in dem übereifrigen Bestreben, ihren Helden zu idealisieren, gesträubt haben, irgendwelche Beweise gegen seine eheliche Treue gelten zu lassen. Was aber ist wohl, namentlich in Anbetracht der Freiheiten, die sich die Menschen in den fernliegenden Tagen der Königin Elisabeth gestattet haben, wohl erklärlicher, als daß Shakespeare, der eine alte, unwissende Frau von bäurischen Manieren in Stratford zurückgelassen hatte, während er als Schauspieler und Dichter in London weilte, sich dort zu irgend einer anmutigen, gebildeten und geistvollen Weltdame hingezogen fühlte, welche zweifellos die Neigung des genialen Schauspieldichters erwiderte? Nachdem wir dies vorausgeschickt haben und zugleich die jetzt allgemein als sicher angenommene Thatsache ins Auge fassen, daß der Mr. W. H., dem die Widmung aus dem Jahre 1609 galt, William Herbert, damals Lord Pembroke, war — was entnehmen wir dann aus den Sonetten? Sie ergeben einfach, daß Shakespeare seinen jungen Gönner und Freund zur Heirat drängte, als derselbe achtzehn Jahre zählte; daß er für den jungen Edelmann eine romantische Zuneigung hegte und bereit war, ihm die Geliebte abzutreten (vgl. Nr. 40—42); daß der junge Mann sich einem lockeren Lebenswandel ergab; daß es zwischen ihm und Shakespeare zum Bruch kam, und letzterer die Freundschaftsbande drei Jahre später mit Jubel von neuem anknüpfte.

Die Sonette der zweiten Gruppe (Nr. 127 bis 152) sind an des Dichters „dunkle Geliebte“ gerichtet. Es ist offenbar dieselbe Dame, welche ihm Herbert geraubt hatte. Sie war hochgebildet und sehr anziehend, spielte das Spinett und hatte zarte, weiche Hände; sie war nicht schön, besaß aber ausdrucksvolle, schwarze Augen und bezauberte Shakespeare, den sie indessen wegen eines anderen Will (William Herbert) aufgegeben hatte. Läßt sich also nachweisen, daß in dem Zeitraum von 1598—1601 eine gebildete, brünette Dame die Geliebte Pembroke's war, so ist dies auch wahrscheinlich die „dunkle Frau“ der Sonette Shakespeare's; und wenn sich ein Zusammenhang zwischen ihr und Shakespeare's Schauspielertruppe findet, so können wir kaum daran zweifeln, daß sie Shakespeare's Liebe ist. Und solche Brünette aus jener Zeit ist in der Person der Miß Mary Fitton gefunden, ein keckes Hoffräulein der Königin Elisabeth, und eine Tochter Sir Edward Fitton's of Gawsworth, Cheshire. In Männertracht pflegte sie sich zu dem jungen Herbert zu begeben. Das Verhältnis blieb nicht ohne Folgen, er aber weigerte sich, sie zu heiraten, und die Königin ließ ihn in das Fleetgefängnis bringen, um die ihrem Hofe zugefügte Beleidigung zu rächen. Im Jahre 1601 hat der berühmte Lustspieldichter der Truppe Shakespeare's, Wm. Kempe, einer Hofdame der Königin Elisabeth, Mary Fitton, sein Stück: „Der neuntägige Tanz von London nach Norwich“ gewidmet. Eine Frau von diesem Typus entspricht gerade der „dunkeln Herrin“ aus Shakespeare's Sonetten. Wir dürfen also hoffen, daß somit dieses dunkle Problem für alle Zeit gelöst ist. Nachdem die Persönlichkeit entdeckt war, suchte Mr. Tyler zunächst zu erforschen, wie Shakespeare's Geliebte ausgesehen hat. Glücklicherweise ist nach der Sitte jener Zeit eine knieende Statue von ihr auf dem Grabmal ihrer Eltern errichtet worden und dieses der Zerstörungswut der bilderstürmenden Puritaner entgangen. Das rundliche Antlitz deutet auf ein sorgloses, heiteres Gemüt, und man kann sich sehr wohl vorstellen, daß sie viele Liebhaber besessen hat. Ein altes Kirchenbuch ergibt nicht allein, daß sie drei Ehemänner gehabt, es sind auch drei außereheliche Kinder von ihr eingetragen. Da das Gesicht (wie auch Shakespeare's Büste in Stratford) bemalt ist, so steht es fest, daß sie eine Brünette war. Photographieen dieses Grabmals und besonders solche von Mary's Statue allein sind augenblicklich von Shakespeareforschern stark begehrt und werden sicherlich auch nach Deutschland wandern. So ist denn die dunkle Dame der Sonette endlich an das Tageslicht gefördert worden.

Auf dem Gebiet der leichten englischen Lektüre macht sich eine auffallende Veränderung bemerkbar, die als Zeichen der Zeit Beachtung verdient. Obwohl der Sittenroman schon mehr und mehr die allein auf einer abenteuerlichen Handlung beruhende Erzählung verdrängt hatte, ist neuerdings eine Schule entstanden und beliebt geworden, die sich darin gefällt, alle möglichen Unwahrscheinlichkeiten und excentrischen Charaktere zu ersinnen, und ihre Helden und Heldinnen in schier unglaubliche Lagen zu bringen, um sie dann auf die erstaunlichste und wunderbarste Art wieder daraus zu erlösen. Dieser Rückschritt (denn als solchen nur können wir diese längst für abgethan gehaltene barbarische Geschmacksrichtung bezeichnen) hat jedenfalls seinen Grund in einer äußeren Bedingung, unter welcher die Romane jetzt zur Veröffentlichung gelangen, eine Bedingung, die in England erst seit etwa zehn Jahren eingeführt

Digitized by Google

ist. Wir sprechen hier von der Einrichtung, daß Romane und Novellen fast nur noch in belletristischen Wochenbeilagen von Zeitungen zum ersten Abdruck gelangen. Der Stoff, dessen die Redakteure dieser Beilagen für ihre Leser bedürfen, muß vor allem sensationell sein. Eine packende Situation, die den Leser von einer Woche bis zur anderen in Spannung hält, ist den Verlegern und Redakteuren für ihre Zwecke mehr wert, als das beste Kapitel in Thackerays Musterroman „Vanity Fair." Daß seine Charakterstudien in einem Werke, welches ohne Rücksicht auf den Inhalt in zweiundfünfzig Abschnitte zerstückelt und so über den ganzen Jahrgang verteilt werden muß, nicht zur Geltung kommen, ist einleuchtend. Es muß eine stark gewürzte Kost sein, die den Lesern solcher Zeitungsbeilagen vorgesetzt wird, damit wenigstens die Erinnerung an den Geschmack von einer Woche bis zur nächsten ausreicht.

Zu der Schule, die ihre Entstehung diesem System verdankt, gehören der verstorbene Hugh Conway, der auch in Deutschland viel und gern gelesen wird, und Rider Haggard, der die gleiche Ehre genießt. Letzterer ist fast der einzige lebende Autor, der das Grausige wirksam zu behandeln versteht; und solche Schauerromane, obwohl von der Kritik verdammt, sind nun einmal bei der großen Masse des Lesepublikums geschätzt und begehrt. Vor seiner Zeit mußten diejenigen Leser, welche unheimliche Eindrücke lieben und sich gern von grausigen Bildern bis in ihre Träume verfolgen lassen, auf die Werke älterer Autoren zurückgreifen, deren Popularität in schneller Abnahme begriffen ist. Der Mord Nancy's durch Bill Sikes (in Dickens' Oliver Twist) wirkt heute noch so brutal, wie je; und wer Geschmack am Grausigen fand, las wohl noch Edgar Allan Poe's Schauergeschichten, die Romane Gaboriau's und Eugen Sue's. Unsere heutigen vornehmen Novellisten verschmähen es jedoch zumeist, ihre Federn in Blut und Greuel zu tauchen. Eine Ausnahme bildet hier allenfalls Xavier de Montépin, der aber ebenso wie Rider Haggard von den Kritikern scharf getadelt und vom großen Publikum begierig gelesen wird. Ob dies ein Zeichen von gesunden litterarischen Zuständen ist, mögen unsere Leser selbst beurteilen. Jedenfalls ist wohl selten für einen Schriftsteller so von der Gunst des Zufalls Reklame gemacht worden, wie für Rider Haggard. Im Beginn seiner Laufbahn wurde er des Plagiats beschuldigt, und dies gilt an und für sich in unserer Zeit für eine Bescheinigung von Größe. Aber noch Besseres ist ihm soeben zu teil geworden. Es verlautet, daß kürzlich ein Dampfschiffpassagier nach der Lektüre eines Haggardschen Romanes so von Alpdruck gequält worden ist, daß er jäh aus dem Traum aufschreckend, mit dem Kopf an den Kajütenbalken stieß und einen Schlagfluß durch den Anprall erlitt. Sobald dieses Ereignis erst genügend bekannt sein wird, steht zu erwarten, daß die Verleger Mr. Haggard mit Briefen bestürmen und ihm jeden Preis für mehr solcher elektrisierender Schilderungen bieten werden. Wer es versteht, so „erschütternde" Wirkungen zu erzielen, ist in der That eine unschätzbare Kraft.

Robert Louis Stevenson, ein jüngerer Autor, dessen Werke nicht nur gelesen, sondern auch gekauft werden, ist ein Anhänger der Schule Rider Haggards, aber insofern seinem Meister vorzuziehen, als er ein besseres Englisch schreibt und überhaupt gebildeter ist. Von ihm ist sehr treffend gesagt worden, daß er in unserer überzivilisierten Zeit noch etwas von der barbarischen Gabe der Phantasie besitze. Der Reiz, welchen Mr. Stevenson's Erzählungen für seine Bewunderer bieten, besteht indessen unstreitig in einem gewissen Humor, der sich aus einer absichtlichen Verquickung von Ideen, Charakteren und Motiven der Neuzeit mit den plan- und ziellosen Extravaganzen der alten, nur auf Erfindung eines abenteuerlichen Inhalts beruhenden Erzählerschule ergibt. Diese Neigung tritt scharf hervor in Stevenson's „New Arabian Nights" (Neue Märchen der tausend und einer Nacht), welches Buch außerordentliches Aufsehen erregt hat. In einer Hinsicht verdient Mr. Stevenson Schule zu machen — in der Handhabung des Dialekts. Weder die Dichter, noch die Novellisten unserer Zeit halten es der Mühe wert, den Mundarten ein sorgfältiges Studium zu widmen. Die Dialekte beginnen in England auszusterben, und dies ist an sich kaum zu beklagen. Da sie sich aber noch in einigen Gegenden erhalten haben, und eine gewisse pikante Wirkung durch sie zu erzielen ist, sollten alle englischen Schriftsteller von Mr. Stevenson zu lernen suchen, wie glücklich er die Mundarten zu benutzen versteht; wie oft er durch eine volkstümliche Satzbildung oder die gelegentliche Anwendung eines charakteristischen Provinzialismus die gewünschte originelle Färbung erlangt.

Von diesen, in Blut- und Schauderszenen schwelgenden Schriftstellern wenden wir uns um so lieber zu einem Autor der vornehmen älteren Richtung, der seine Bewunderer noch wie ehedem zu fesseln weiß, obwohl sich dieselben nicht nach Millionen beziffern, wie diejenigen seiner erwähnten jüngeren Rivalen. Es ist Mr. R. D. Blackmore, der auch in Deutschland von verständnisvollen Freunden der englischen Litteratur hoch geschätzt wird. Daß der Kreis seiner deutschen Leser indessen bis jetzt nur ein verhältnismäßig kleiner geblieben, mag vor allem an dem keineswegs leichten Englisch liegen, das er schreibt. Trotzdem die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland in der englischen Sprache und Litteratur gründlich unterrichtet ist, dürften die Schwierigkeiten der Blackmore'schen Diktion doch ein allgemeines Verständnis seiner Werke daselbst bisher verhindert haben. Seine Sprache ist gewählt, und seine Ausdrücke sind oft ungebräuchlich und archaistisch, so daß ihn sogar die englischen Leser nicht im Fluge zu lesen vermögen. Es wird unsere Leser interessieren, daß eine der schönsten Erzählungen Blackmore's, von berufener Feder verdeutscht, zur Zeit für die Veröffentlichung in Vorbereitung ist.

Mr. Blackmore ist, was vielleicht nicht alle seiner Leser wissen, von Beruf ein Handelsgärtner und in seiner Mußezeit Romanschriftsteller. Daher gehört er nicht zu den Autoren, welche den Büchermarkt überfluten. Man könnte ihm dies eher in Bezug auf den Markt von

Digitized by Google

Covent Garden, den Londoner Obstmarkt, nachsagen, wohin er den reichen Ertrag seiner Erdbeerpflanzungen liefert, und zwar gehören seine Erdbeeren zu den feinsten, die dort feilgehalten werden. In einem soeben in England erschienenen Roman „Kit and Kitty" hat nun Mr. Blackmore die Poesie des Gärtnerberufes verherrlicht und somit versucht, die von Virgil beklagte Lücke auszufüllen, die dieser gezwungen war, in seiner „Georgica" wegen Raummangel offen zu lassen.

Unstreitig ist die poetische Schilderung des Gartenbaues, sowohl der Obstzucht, wie der Blumenpflege, eine dankbare Aufgabe. Trotzdem hat außer Mr. Blackmore noch kein moderner Autor sich in der Behandlung dieses Stoffes versucht. Die in seinen Roman durchweg eingestreuten Beschreibungen können sehr wohl als eine Ergänzung der Georgica in Prosa bezeichnet werden, und einzelne Stellen sind der Dichtung Virgils vollkommen ebenbürtig.

Die Handlung des Romans ist von idyllischer Einfachheit, in die aber zuweilen Kämpfe mit der Sündhaftigkeit und den Ränken der Außenwelt treten. Wie schon früher zeigt sich Mr. Blackmore nicht ganz vertraut mit seinen Charakteren aus dem Mittelstande; ihm gelingen Schilderungen aus der niederen Volksklasse besser. Wie alle seine Bücher, durchweht auch dieses ein stark konservativer Geist, obwohl Mr. Blackmore hier wie in früheren Werken Standesunterschiede nicht gelten läßt, wo es sich um die Liebe handelt. Die Erzählung zeugt von einem seltenen Feingefühl für Naturschönheit in der einfachsten ländlichen Umgebung und von der Gabe, menschliche Eigenschaften und Stimmungen auf das stille Pflanzenleben zu übertragen, eine Kunst, in der Blackmore bekanntlich Meister ist. Das Buch ist eine echte Frühlingslektüre, und als solche empfehlen wir es gerade jetzt denjenigen unserer Leser, denen ihre Kenntnis des Englischen gestattet, es im Original zu lesen. Hoffen wir, daß in nicht gar langer Zeit auch dieser neueste Roman Blackmores in würdiger Bearbeitung einem größeren deutschen Publikum zugänglich werde.

Wie der Kunst und der Litteratur, so fehlt auch dem Theater zu dieser Zeit ein reges Leben. Die diesjährige Londoner Wintersaison zeichnete sich durch eine auffallende Vorliebe für das alte melodramatische Sensationsstück aus, eine Richtung, die uns für ein gebildetes Publikum nicht ganz zeitgemäß erscheint. Doch kürzlich erst haben etwa fünf oder sechs der besten Londoner Theater allabendlich Stücke vom Geschmack der „Porte St. Martin" gegeben. Das Lyceumtheater eröffnete den Reigen und gab anstatt Shakespeare „Das tote Herz," ein altmodisches Rührstück, das in der französischen Revolution spielt: und hierauf brachte das neue Garricktheater eine englische Bearbeitung des modernen, doch ebenfalls stark an Unnatur und Übertreibungen leidenden Dramas „Tosca." Bisher hielt man derlei Stücke, bei denen es darauf abgesehen ist, Gefühle des Entsetzens und Schreckens zu erregen, nur eben gut genug für das Publikum gewisser Volkstheater der niedrigsten Sorte. Plötzlich haben nun Machwerke dieser Richtung in Theater höheren Ranges siegreich ihren Einzug gehalten und auch schon einen wesentlichen Einfluß auf gar manchen beliebten Bühnendichter ausgeübt. Diese seltsame Erscheinung ist jedenfalls zum Teil durch den großartigen Erfolg der schon von uns erwähnten Unterhaltungsschriften erklärlich, die sich von der phantastisch-romantischen Romanlitteratur der alten Schule nur durch eine moderne realistische Tünche unterscheiden. Und zur Förderung dieser Richtung hat die im vorigen Winter mit geradezu erschreckendem Erfolg in Szene gegangene Dramatisierung der seltsamsten aller seltsamen Erzählungen Mr. Stevenson's „Dr. Jekyl and Mr. Hyde" nicht wenig beigetragen. Die Londoner Theaterbesucher sind solcherart an nervenerschütternde und haarsträubende Greuelszenen gewöhnt worden, bis sie gelernt haben, Geschmack daran zu finden und die ungesunde Kost sogar begierig herbeizusehnen. Vom Roman mag das Wort gelten, daß jedes Genre erlaubt sei, mit Ausnahme des langweiligen; aber die dramatische Form ist weniger dehnbar, und die Wirkung eines Schauspiels, das irgendwelchen Anspruch auf künstlerischen Wert haben soll, nur auf Sensation zu basieren, ist eine traurige Verirrung. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt hier indessen kein dauernder Zustand vor, sondern nur eine Pendelschwingung, die bald wieder die entgegengesetzte Richtung nehmen wird. Die Engländer sind in litterarischer Beziehung heutzutage gewissermaßen Eklektiker. Das Sprichwort „Viele Köpfe, viel Sinne" ist nie so zutreffend gewesen, wie in unserem Zeitalter der universell gewordenen Bildung. Mag der Wert einer Kunstleistung nur ein gewisses Durchschnittsmaß übersteigen, so wird sie gleichviel, ob sie idealistisch oder realistisch, ob klassisch oder romantisch, immer einen Kreis von Bewunderern finden. Es ist immerhin ein erfreuliches Zeichen, daß der wärmste Erfolg der verflossenen Theatersaison durch die sorgfältige und geschmackvolle, wenn auch keineswegs glänzende Darstellung von Shakespeare's „Sommernachtstraum" am Globe-Theater erzielt worden ist.

Hiermit schließen wir unsere Plauderei, in der Hoffnung, daß wir für unseren nächsten Brief, der in der Hochflut der „Saison" geschrieben sein wird, unseren Lesern ein reichhaltigeres und mannichfaltigeres Programm zu bieten haben werden.



Meißner Porzellan.

Von Paul von Szczepański.
Mit Bildern von Fritz Reiß. (Abdruck verboten.)

Meißner Porzellan, besonders wenn es zu jenen ältesten Stücken gehört, die der Kenner — wie Kenner nun einmal sind — nur um ihrer besonderen Seltenheit und ihres besonderen Alters willen besonders teuer bezahlt, darf durchaus den Anspruch erheben, mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet zu werden. Selbst der harmlose Laie, der keine andere Anforderung an Porzellan zu stellen berechtigt ist, als diejenige, daß es sauber sei, wenn man ihm zumutet, davon zu essen, soll sich dieses Schauers der Ehrfurcht nicht erwehren, denn ohne Meißen wäre er wahrscheinlich noch genötigt, von irdenen oder zinnernen Tellern zu speisen, angenommen, daß er nicht zu den wenigen gehört, die zu allen Zeiten von Silber und Gold gespeist haben und die auch heute noch, bei besonders festlichen Gelegenheiten wenigstens, davon speisen. Meißen ist die Mutter des europäischen Porzellans, und bei der gewichtigen Rolle, die das Porzellan in unserer Kultur spielt, ist das kein geringer Ehrentitel. Alle die anderen Porzellanmanufakturen, die zeitweilig in großer Blüte standen oder sich dauernd zu der Bedeutung der Meißener emporgeschwungen haben, haben lange in engster Anlehnung an diese gearbeitet, ehe sie sich zur Selbständigkeit entwickelten. Es war also zweifellos eine höchst bedeutungsvolle Stunde, als Böttger (Böttcher, Bötticher, Johann Friedr., Alchimist, geb. 5. Febr. 1685, s. Konversationslexikon) im Jahre 1707 das Porzellan „erfand," und Sachsen hat allen Grund, auf den großen Mann stolz zu sein, trotzdem er etwas abenteuerlich angehaucht war. Seinen Ruhm zu verkleinern, haben nur diejenigen Ursache, denen die Methode über das Resultat geht, und diese werden ihm gewiß den Vorwurf nicht ersparen, daß er durchaus nicht wissenschaftlich gearbeitet und daher eigentlich gar kein Recht gehabt habe, das Porzellan zu erfinden, da er es doch nur zufällig erfand, als er einen zum Brauen der Goldtinktur geeigneten Schmelztigel anfertigen wollte. Glücklicherweise hat sich Böttger bei seinen Lebzeiten um diesen Professoreneinwurf nicht gekümmert und ist mit großem Geschick und künstlerischer Hand an die praktische Nutzbarmachung seiner Erfindung gegangen, was ihm wesentlich dadurch erleichtert wurde, daß er mit einem einsichtigen Fürsten zu thun hatte, dem die Methode gleichgültig war und auch das Resultat, — wenn überhaupt nur ein Resultat zu verzeichnen war. Andere Fürsten seiner Zeit hätten vielleicht weniger schnell eingesehen, daß aus Porzellan sich leichter Gold machen läßt als aus irgend einer Goldtinktur, und es hätte Böttger unter einem von ihnen geschehen können, daß er am goldenen Galgen baumelte, noch ehe er die praktische Nutzbarkeit seiner Zufallserfindung nachgewiesen hatte. Sächsischer Blümchen-Kaffee aber wäre nicht besser geworden, wenn die Möglichkeit fehlte, ihn aus Meißener Tassen zu trinken.

Zweifellos läßt sich über Böttgers Erfindung im allgemeinen und über die Entwickelung der Meißener Porzellanmanufaktur im besonderen sehr viel Interessantes sagen; aber das ist glücklicherweise nicht meine Aufgabe. Glücklicherweise, weil ich nicht mehr davon verstehe als die Leser auch, d. h. als diejenigen unter ihnen, die nichts davon verstehen und soviel Schönheitssinn haben, um sich auch ohne ein großes Fachstudium an den entzückenden Farben und Formen des Meißener Porzellans erfreuen zu können. Wir Sachsen haben uns natürlich bereits seit einiger Zeit an die Erfindung des Porzellans und an die Existenz der Meißener Manufaktur gewöhnt und halten es für überflüssig, noch viel davon zu sprechen oder uns groß darüber zu freuen. Daß Meißener Porzellan aber nicht nur fabriziert, daß es



auch getanzt werden kann, das war uns neu, und diese Erfindung hat uns, so weit wir wenigstens in dem bei den außergewöhnlich guten sächsischen Bahnverbindungen außergewöhnlich großen Umkreis von Leipzig wohnen, in außergewöhnliche Aufregung versetzt. Es ist selbstverständlich, daß diese neueste Erfindung, die sich zwar an die Böttgersche anlehnt, aber sie bei weitem übertrifft, in Leipzig gemacht worden ist, denn Leipzig ist die Stadt der sächsischen Intelligenz. Sicher wäre auch das Porzellan selbst in Leipzig erfunden, wenn es nicht eine Erfindung des Zufalls, sondern eine Erfindung des Verstandes gewesen wäre, und die Manufaktur gehörte von Rechtswegen nicht nach Meißen, sondern in die Pleißenburg oder zum wenigsten nach Plagwitz-Lindenau. Der erste wirklich intelligente Theaterleiter, den wir in Leipzig haben — unter den gewesenen sind die Namen Laube, Förster, Haase, der jetzige heißt Stägemann — hat denn auch das Glücksspiel des Zufalls bald korrigiert; wir haben unser Meißener Porzellan eigener Erfindung, und während von dem wirklichen Meißener Porzellan doch nur die dummen Chinesen, die mit den Köpfen nicken und die Zunge ausstrecken, scheinbares Leben haben, hat das unsrige wirkliches, es bewegt sich, zum Teil sogar rhythmisch, — es tanzt. Und was wir mit jedem Jahre auf unserer Bühne mehr zu schätzen wissen, — es singt weder noch spricht 'es.



Leipzig ist in der That eine Theaterstadt ersten Ranges. Es hat entweder eine vortreffliche Oper, oder ein vortreffliches Schauspiel, oder beides gleichzeitig, — oder wie augenblicklich, keins von beiden, aber dafür ein neues Ballett. Man soll außerhalb Leipzigs nicht behaupten, daß das nichts wäre, denn wir haben die Zeit in frischester Erinnerung, wo wir auch das nicht hatten. Wir sind also kompetent, und eine Theaterstadt bleiben wir auch, selbst wenn wir keine gute Oper und kein gutes Schauspiel haben und unser neues Ballett alt dazu



geworden ist. Denn was ist eine Theaterstadt anders als eine Stadt, in der die Theater voll sind? Und unsere Theater, soweit überhaupt darin gespielt wird, sind voll und werden voll sein, gleichgültig, ob gut oder schlecht darin gespielt wird. Denn erstens verlangt der gute Ton, daß wir im Theater abonniert sind, und zweitens sind unsere Theater hors de concours, soweit die Menschen nicht im Gewandhause Platz haben. Und da gehen viel mehr nicht hinein, als nötig sind, um unsere drei Theater zu füllen.

Aber unser neues Ballett ist wirklich schön. Um es großartig zu finden, müßte unsere Leipziger Bescheidenheit nicht sein, und damit es wirklich großartig sein könnte, müßte das Ballettkorps des Leipziger Stadttheaters für gewöhnlich größere Aufgaben zu erfüllen haben, als einen kurzen Opernabend durch ein Ballabile zu verlängern oder die Tanzeinlage in einer Oper auszuführen. Man kann die hierfür nötige „alte Garde“ — sans comparaison — durch Statisten und Kinder verstärken, so viel man will, so verfügt man doch niemals über die Armee, die dazu gehört, ein großes modernes Ballett auf die Szene zu stellen. Das ist selbstverständlich, und es ist sehr verständig von unserm Theaterleiter, daß er nicht mit dem Apparat des Berliner Viktoriatheaters oder der großen italienischen Ballettbühnen arbeitet; was sollte er damit anfangen, wenn wir uns das „Meißener Porzellan“ satt gesehen haben? Kommen muß die Zeit ja einmal, auch wenn wir es nicht täglich, sondern nur wöchentlich drei- oder viermal zu sehen bekommen.

Aber unser neues Ballett ist wirklich sehr schön. Der Ballettdichter ist J. Golinelli, die Musik ist von J. Hellmesberger junior, aber wie man sich hier in eingeweihten Kreisen erzählt, ist die Idee von unserm Theaterdirektor Eugen Stägemann selbst. Es könnte scheinen, daß ich ein Kompliment beabsichtige, wenn ich sage, daß die Idee das beste an dem Ballett ist, aber es ist wirklich so, ja man kann noch viel weiter gehen und sagen, die Idee ist schon das Ballett. Von dem Vorspiel muß man allerdings absehen, denn das Vorspiel hat eine Handlung. Es geht ihr wie jeder getanzten Handlung, — sie ist nämlich sehr langweilig. Das ist nicht die Schuld der

Digitized by Google



Handlung, sondern die Schuld der falschen Auffassung, daß die Tanzkunst berufen sein könne, eine dramatische Handlung zu veranschaulichen. Die Tanzkunst hat gar keine andere Aufgabe, als anmutige und schöne Einzel- und Gruppenbilder in der Ruhe sowohl wie in der Bewegung zu stellen, und diejenigen Balletts, welche am meisten von der sogenannten Handlung aufweisen, sind immer die langweiligsten. Wer sich unser Ballett „Meißner Porzellan" ansehen will, verliert daher auch nichts, wenn er das Vorspiel versäumt, wenn er anders es nicht für einen Verlust hält, nicht mit dabei gewesen zu sein, wie das Porzellan erfunden wurde. Das geht folgendermaßen zu. Johann Friedrich Böttger sitzt in seinem Sorgenstuhl vor dem großen Schmelzofen in seinem Gemache der Venusbastei zu Dresden, deren Hintergrund wohl auch als Dekoration im „Troubadour" Verwendung findet. Wenigstens sieht man in der Hinterkulisse der nicht ganz klaren Architektonik ein vergittertes Kerkerfenster, aus dem Manrico jeden Augenblick sein „O Leono — o — o — ore" schmachten könnte. Auch Böttger ist nicht heiter, denn August der Starke will endlich Gold sehen. Um so lustiger ist sein Famulus, aber nicht weil er Grund dazu hat, sondern nur, weil die Neuberin, die übrigens auch zu den Theaterdirektoren Leipzigs vor Stägemann gehört, den Hanswurst nur unvollständig von der deutschen Bühne verjagt hat. Nachdem Böttger schwer geträumt und die Göttin des Goldes und die Göttin des Ruhmes im Traum gesehen hat und sein Famulus gegen so viel Ecken angerannt ist, als sich auf der Bühne finden, erwacht Böttger und schüttet eine Tüte Pudermehl ins Feuer, die aber eigentlich Porzellanerde ist. Und als er so das Porzellan erfunden hat, kommen die Trabanten des Königs und führen ihn nach dem Königstein, noch ehe er Zeit hat, sich ganz darüber klar zu werden, was er eigentlich erfunden hat. Verzweifelt fällt der Vorhang, denn er weiß ja ebenso wenig wie irgend ein anderer, daß Böttger einmal stolz und dankbar über die Thüre seines Laboratoriums auf dem Königstein schreiben wird:

„Gott unser Schöpfer
Hat gemacht aus dem Goldmacher
Einen Töpfer."

Das also ist das Vorspiel, während dessen man sich am besten, so gut es die Dämmerung im Zuschauerraum erlaubt, das Publikum ansieht. Ein Theaterpublikum ist immer interessant, also das Leipziger auch. Dann aber kommt das Ballett, und das ist wirklich schön. Wer kennt nicht die Meißener Figürchen, so anmutig in ihrer Haltung, von so bezaubernder Koketterie in der Bewegung, so entzückend in der Farbenzusammenstellung ihrer Malerei. Wer kennt nicht die launigen Schöpfungen eines kapriziösen Geschmacks, die aus derselben Kunstwerkstätte hervorgegangen sind, die Meißener Affenmusikanten, die Chinesen mit den untergeschlagenen Beinen und den wackelnden Köpfen, die zahllosen komischen Figuren, die zuerst die Etageren in den Boudoirs der

Digitized by Google

Favoritinnen Augusts des Starken füllten und die heute auch minder leicht veranlagte Frauen reizend finden. Wer kennt nicht die wundervollen Blumen aus Meißener Porzellan, die an Form und Farbenpracht mit den lebenden wetteifern und denen nur der Duft fehlt, — wer nicht die entzückenden Tafelgeschirre mit ihrem roten und blauen Zwiebelmuster, die so häßlich nachgeahmt werden und so weit verbreitet sind. Allen diesen toten Kunsterzeugnissen hat unser Zauberer Stägemann Leben eingehaucht und sie auf die Bühne seines Theaters zitiert, angeblich um August den Starken, vor dessen Thron sie defilieren und Gruppen bilden und Wiener Walzer und Quadrillen tanzen, davon zu überzeugen, daß der unglückliche Böttger lange genug auf dem Königstein gesessen hat und daß es höchste Zeit ist, ihn zum Direktor der Meißener Porzellanfabrik zu machen. Und während die Figürchen vorne ihr Wesen treiben, zeigen sich im Hintergrunde lebende Bilder, die ebenfalls nach Kunstwerken der Meißener Fabrik gestellt sind; die halte ich für das schönste an dem Ballett, denn an den tanzenden Gruppen wird man hier und da doch inne, daß unser eigentliches Ballettpersonal über eine erste, zweite und dritte Quadrille nicht weit hinausgeht und daß Statisten nach sechswöchentlichem Drill noch keine Tänzer sein können.

Kann man sich wundern, wenn August der Starke am Schlusse überzeugt ist, daß Böttger seine Verdienste hat und daß er ihn aus dem Gefängnis holen und ihm die Ketten abnehmen und ihm dafür einen Lorbeerkranz reichen läßt? Und wenn man das glänzende Schlußbild gesehen hat, — im Vordergrunde den süßen Amor als Bettler, der auf der Leipziger Bühne noch viel süßer ist als der aus der Meißener Porzellanmanufaktur, — das Ganze von einem Farbenschmelz und einer Farbenharmonie, wie man ein Seitenstück nur in der dem Theater gegenüberliegenden Niederlage der Meißener Manufaktur findet, kann man sich darüber wundern, wenn das Leipziger Publikum nicht stärker ist als August der Starke? Porzellan ist kein Gold, und ein hübsches Ballett ist weder eine gute Oper noch ein gutes Schauspiel; aber wenn man das eine nicht haben kann, nimmt man das andere, und reicht dem Verdienst die Krone.

Meine Tauben.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Wie oft mich Bitterkeit umstellt
Und Leid und Wehmut mich umkettet,
Noch hab ich aus der engen Welt
Mich immerdar hinausgerettet!

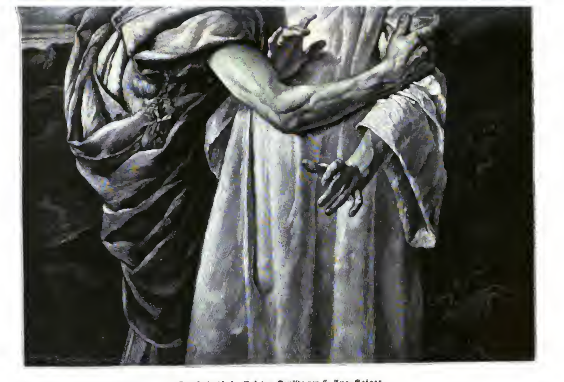
Und fiel der Stunden schwerer Harm
Wie dunkle Nebel auf mich nieder,
So rief ich meinen Taubenschwarm,
Mein Hoffen, her und meine Lieder.

Nur jetzt durchbricht den trüben Tag
Kein holder Klang von Glück und Glauben,
Kein Hauch, kein froher Flügelschlag —
Wo seid ihr, meine scheuen Tauben?



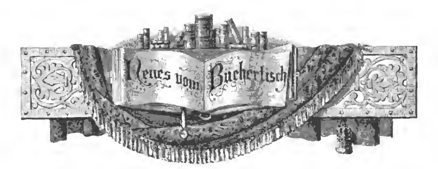


Digitized by Google



Der Judaskuß. Nach dem Gemälde von C. Aug. Geiger.

Digitized by Google



Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Irgendwo — ich glaube in Genf — hat sich eine Gesellschaft wohlmeinender Männer und Frauen zusammengethan, die in der angenehmen Lage sind, daß sie es nicht nötig haben, praktisch erreichbare Ziele zu verfolgen, und die doch den Wunsch hegen, sich selbst mit einer Idee zu beschäftigen, von der sie annehmen, daß ihre Ausführung der Menschheit einmal nützlich werden könnte. Sie gründeten eine Friedensliga, die nicht nur, wie der Dreibund Deutschland-Österreich-Italien, sich um die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens bemüht, sondern die nichts geringeres erstrebt, als den allgemeinen Weltfrieden zu einer dauernden Institution zu erheben. Leute mit einer Rente und ohne Beruf leben natürlich auch noch anderswo als in Genf, und da manche von ihnen nicht gezögert haben, sich der Friedensliga anzuschließen, kann diese mit Stolz von sich behaupten, daß sie über alle fünf Erdteile Verbreitung gefunden hat. Von positiven Resultaten der unermüdlichen Arbeit dieser Friedensliga — Leute, die nichts zu thun und sich in eine Idee verrannt haben, arbeiten immer unermüdlich — hat man bis heute natürlich noch nichts gehört und wird man wohl auch niemals etwas hören. Aber das kann den Eifer dieser Utopisten nicht erkalten; die meisten von ihnen werden wohl zu der Art von Leuten gehören, die ihre eigene Bedeutung nach der Höhe des Zieles messen, das sie sich gesteckt haben, und nicht nach ihrer Fähigkeit, es zu erreichen, und die sich auch dann für außerordentlich nützliche Individuen halten, wenn sie etwas Unerreichbares wollen. Sie überschwemmen die Welt mit papierenen Protesten, die ihnen das Bewußtsein geben, etwas gethan zu haben, und freuen sich schon ihres Erfolges, wenn irgend ein Mächtiger ihnen zugibt, daß der Krieg ein Unglück ist. Eines haben sie allerdings bisher erreicht, — ein sehr hübsches Wort des Grafen Moltke nämlich, welches das Ziel dieser Friedensliga auf das Kürzeste und Treffendste charakterisiert. „Der ewige Friede ist ein Traum, — und nicht einmal ein schöner," hat Graf Moltke auf eines der schön stilisierten, hochtrabenden und nichtssagenden Manifeste der Friedensliga erwidert. Schön wäre es allerdings nicht, wenn jede Art von Kampf aus der Welt geschafft würde, und nur auf dieser Grundlage ließe sich ein ewiger Friede denken. Die Menschen würden sehr bald nichts weiter als Verdauungsmaschinen sein, und selbst als solche würden sie voraussichtlich weniger gut funktionieren als heute, wo der Kampf in jederlei Gestalt die Maschine heizt.

Ich weiß nicht, ob die sehr geistvolle Romanschriftstellerin Bertha von Suttner dieser Genfer Friedensliga angehört oder ob sie nur mit den Wünschen derselben sympathisiert. Da sie aber einen zweibändigen Roman im Dienst dieser Utopie geschrieben hat, so sollte sie zum wenigsten korrespondierendes Mitglied der Genfer Gesellschaft sein. „Die Waffen nieder!" heißt das in vielen Einzelnheiten fesselnde Werk (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag), das ich aber schon um seiner Tendenz willen für verfehlt halte und um so verfehlter, weil die Verfasserin um der Tendenz willen von der künstlerischen Gestaltung ihres Stoffes vielfach ganz abgesehen hat. In Deutschland zumal wird der Roman nicht auf viel Zustimmung zu rechnen haben; die Handlung beginnt mit dem italienischen Feldzug von 1859 und spielt durch die Kriege von 1864, 1866 und 1870. Wir Deutsche wissen, weshalb die drei letzten Kriege geführt wurden, daß sie geführt werden mußten und daß der Siegespreis des Kampfes wert war. Auch diejenigen wissen es, denen diese Kriege Wunden geschlagen haben, und diejenigen haben es gewußt, die ihre Opfer geworden sind — unsere Helden, die auf den Schlachtfeldern Schleswigs, Böhmens und Frankreichs eingebettet liegen. Wenn Frau von Suttner meint, die Einigung Deutschlands hätte ebenso gut auf friedlichem Wege vollzogen werden können, so ist das eine Behauptung, die durch die Vergangenheit leider nicht ganz motiviert erscheint. Frau von Suttner ist Österreicherin, und es ist daher erklärlich, daß dieser deutschnationale Standpunkt sie nicht von vornherein

okkupiert hat. Aber auch in Österreich möchte ich das Verständnis für den Roman nicht überschätzen; „das Leben ist der Güter höchstes,“ steht mit gar zu großen, wenn auch ungeschriebenen Lettern als Motto darüber. Allerdings denkt sich Frau von Suttner darunter ein Leben, das allem Hohen und Edlen geweiht ist, aber doch das Leben bis zum letzten Tropfen des Bechers mit Himbeerlimonade, bis zum schmerzlosen Erlöschen an Altersschwäche, das Leben um jeden Preis. Man versteht, daß die Heldin des Buches so empfinden kann, denn sie ist konsequent als eine weiche Natur geschildert, und die Empfindung ist zudem eine Folge ihrer Lebensschicksale. Ihr erster Gatte fällt nach kurzer Ehe im italienischen Feldzuge, ihr zweiter wird von den Kommunards in Paris als Spion verdächtigt und erschossen, und die im Gefolge des 1866er Krieges auftretende Cholera rafft fast ihre ganze Familie dahin. Die arme Frau hat viel Unglück in ihrem Leben und sie kann dem Leser aufrichtig leid thun. Aber erstens bleiben ihr zwei Kinder, die sich durchaus zu ihrer Freude entwickeln, und zweitens kann sie nicht den Krieg für ihre Verluste verantwortlich machen. Höchstens für den Verlust ihres ersten Mannes; aber auch dafür nur bedingt. Eine junge, hübsche Komtesse mit Vermögen ist ja nicht darauf angewiesen, einen Leutnant zu heiraten, und wenn sie es thut, muß sie sich darüber klar sein, daß ihr gegebenen Falles nichts übrig bleibt, als ihn zu opfern. Seuchen aber treten erst recht nicht nur im Gefolge des Krieges auf, und man kann nicht nur an der Cholera, sondern sogar an der Influenza sterben. Und daß der Tod nicht einmal vor der Schwester der Heldin Halt macht, trotzdem sie mit einem Prinzen Reuß verlobt ist, kann auch niemand verwundern, denn so respektlos wird der Tod auch in der Zeit des ewigen Zukunftsfriedens bleiben. Daß die Kommunards den Baron Tilling, den zweiten Gatten der Erzählerin, erschießen, scheint mir vollends mehr ein Beweis gegen die Tendenz des Buches als für dieselbe. Denn das Ereignis hätte Frau von Suttner davon überzeugen können, daß der Kampf auch noch in anderer Form die Menschen tötet als in der des legitimen Krieges. Der Roman leidet, auch als Tendenzroman betrachtet und selbst die Tendenz als berechtigt zugegeben, vor allen Dingen an dem Kardinalfehler, daß die Verfasserin annimmt, ein Einzelschicksal dürfe Einfluß auf den Lauf der Welt haben. Alle die Menschen, welche Frau von Suttner schildert, sind nicht Träger von Ideen. Auch Herr von Tilling nicht, der Held mit der Schwärmerei für den ewigen Frieden, und nicht Frau von Tilling, die Erzählerin, trotzdem sie an der fixen Idee leidet, daß der Krieg nur Unheil und *nur* der Krieg Unheil in die Welt bringt. Sie sind Durchschnittsmenschen, und die Welt verliert nichts daran, daß sie dreißig oder vierzig Jahre früher den Weg gehen, den wir alle gehen müssen, als wenn sie alt geworden und zu Jahren gekommen wären. Es ist bezeichnend für die Passivität der Heldin, daß sie während des Glückes ihrer zweiten Ehe sich auf nichts mehr gefreut hat, als auf das Alter, in dem sie ihren Gatten weißhaarig die Rosen im Parke schneiden sehen wird. Und dieses Bild, das sie sich in der Phantasie ausgemalt hat, kommt ihr immer wieder in Erinnerung und weckt stets von neuem ihren Jammer. Gewiß ist es ein hübsches Bild, aber von Hunderttausenden, die geboren werden, hat nicht einer die Anwartschaft darauf, einmal ein solch hübsches lebendes Bild zu stellen, und der Zweck des Lebens ist es keineswegs, alt zu werden und Rosen zu schneiden. Daß Herr von Tilling durch die Kommunarden brutal daran verhindert wird, ist für seine Frau ein Unglück, das auch dieser oder jener weichherzige Leser als solches mitempfinden wird, aber es ist keine Tragödie, die den Kampfruf: „Die Waffen nieder!“ rechtfertigt. Übrigens enthält der Roman, trotzdem die Verfasserin um der Tendenz willen außerordentlich weitschweifig geworden ist, und das, was Handlung ist, häufig ganz fallen läßt, eine große Menge interessanter Einzelheiten und Schilderungen, besonders aus dem 1866er Kriege, um derentwillen es sich wohl verlohnt, ihn zu lesen. Die paar Proselyten, die Frau von Suttner dadurch der Sache des ewigen Weltfriedens gewinnen wird, werden jedenfalls die Tripelallianz nicht unnötig machen.

Wie Hennebergs Fortuna schwebt das Gespenst des Berliner Romans vor den deutschen Romanschriftstellern einher und lockt die jungen und die älteren und die guten und die schlechten und die Berliner und die Nichtberliner. Die meisten glauben, daß es genügt, den Schauplatz nach Berlin zu verlegen, um einen Berliner Roman zu schreiben, und den wenigsten gelingt es, etwas Berliner Luft ihren Berliner Romanen einzuhauchen. Der einzige, dem es gelungen, sein Werk ganz und voll damit zu durchtränken, ist bisher Theodor Fontane gewesen. Und wenn ich nicht irre, hat er trotzdem darauf verzichtet, seinen Roman „Irrungen und Wirrungen“ einen Berliner Roman zu nennen. Der Name macht es nicht. Auch *Hermann Heiberg* hat sein neuestes Werk „Berliner Roman“ signiert, trotzdem ein früherer, „Esthers Ehe,“ diese Bezeichnung mit viel mehr Recht verdient. „Esthers Ehe“ mit seinem verschämten Philosemitismus gehört meiner Ansicht nach zu den schwächeren Schöpfungen Heibergs, und der neueste Roman: „*Dunst aus der Tiefe*“ (2 Bände, Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) mit seinem verschämten Antisemitismus zu den schwächsten. Ich nenne das einen verschämten Antisemitismus, wenn man — nicht etwa nur als Episodenfiguren — einen ehemaligen Pferdehändler Mendel und einen Bankier Simon und einen Berliner Damenkonfektionär Schütz schildert und dabei, wie die Wiener sagen, auf ihre Konfession ganz vergißt. Verschämt nennt man ja wohl, etwas zu wollen und sich gleichzeitig den Anschein zu geben, es nicht zu wollen. Wer niemals Bankier oder Pferdehändler oder Damenkonfektionär gewesen ist, braucht an dieser Lücke ja aber keinen Anstoß zu nehmen. Auch ich rechne nicht aus diesem Grunde den „Dunst aus der Tiefe“ zu Heibergs schwächsten Romanen, sondern aus anderen. Vor allem scheint mir die Komposition absolut unkünstlerisch zu sein. Das ist kein Roman, sondern

Digitized by Google

das sind zwei Romane in einem, die gar keine andere Verbindung miteinander haben, als daß die Heldin des einen am Schluß durch einen Zufall zu den Personen des anderen verschlagen wird. Die Trennung ist so konsequent durchgeführt, daß man in der That zwei ganz verschiedene Bücher zu lesen glaubt. Ein Kapitel aus einem Verbrecherroman, gerade lang genug, um an der Gaunergesellschaft ein Interesse zu nehmen, — und dann beginnt das nächste Kapitel: „An demselben Tage“ oder: „Zu derselben Zeit“ und rrrrr, — Hermann Heiberg hat uns in eine andere Welt versetzt, in der nicht gestohlen und nicht gemordet wird und die nicht einmal durch den dünnsten Faden der Erzählung mit der ersten zusammenhängt. Das muß, glaube ich, selbst auf die Leser unkünstlerisch wirken, die im Lesezirkel abonniert und daran gewöhnt sind, sechs Journalromane durcheinander zu lesen. Es genügt nicht, daß der „Dunst aus der Tiefe“ auch der Handlung entströmt, die sich in gesellschaftlich höher stehenden Kreisen abspielt, um diese Durcheinanderschachtelung zweier Erzählungen zu rechtfertigen. Im übrigen ist die Gesellschaft beider Erzählungen gleich unsympathisch. Wenn man nach dem Ruhme von Eugen Sue lüstern ist, wie es Heiberg, nach diesem Romane zu schließen, leider einmal gewesen zu sein scheint, dann muß man auch dessen Rezept ganz brauchen. Viel Laster, viel Verbrechen, je mehr, je besser — aber dazwischen auch so viel Edelmut und so viel Selbstlosigkeit und so viel aufopfernde Liebe, wie es auf der Welt gar nicht gibt. Das wirkt dann auf die Leser dieser Bücher wie das Durcheinander von Austern und Chesterkäse auf Gutesser. Mit den Austern ist Heiberg zu sparsam gewesen; ein Mädchen, das einen vermögenden Uhrmacher heiratet, der noch dazu wunderschön vorliest und wunderschöne Augen hat, trotzdem er nur über ein Bein verfügt, zwei Schwestern, die sich schrecklich lieb haben, und ein junger Herr von Arnim, der ein fürchterlich großes Herz hat, sind kein genügendes Gegengewicht gegen Diebe, Mörder, Lüstlinge und Gauner. Vielleicht hätte Maria van der Worth die Balance hergestellt, denn sie heißt eigentlich Maria Manuela, hat unglaublich dunkles Haar und ist eine geborene Mexikanerin, aber sie tritt erst in der Mitte des zweiten Bandes auf die Szene. Da hat sie gerade noch Zeit, sich zu verlieben, und es stellt sich ihrer Liebe nicht das kleinste Hindernis mehr entgegen. Von den beiden Erzählungen in einer hat der Verbrecherroman den Vorzug der geschlosseneren Handlung, die in der sogenannten Gesellschaft spielende unerquickliche Geschichte den Vorzug feiner charakterisierter Individualitäten. Es würde mich wundern, wenn die Berliner Gesellschaft der ersten Aufführungen — Premieren sagt man ja nicht mehr — den vortrefflich gezeichneten Rechtsanwalt Ignis, den Bankier Simon, die beiden Damen von der Operette und den Herrn von Priminil nicht anders nennen sollte, als Heiberg sie nennt. Was den Bankier Simon betrifft, dürfte man sich kaum auf einen Namen einigen. Es gibt auf dem Modellmarkt der Berliner Schriftsteller eine zu große Auswahl in diesem Genre.

Bisher habe ich mir immer eingebildet, die Frage, ob Polygamie oder Monogamie, sei für Länder christlicher Kultur längst zu Gunsten der letzteren entschieden und zwar so endgültig, daß selbst die vorübergehende Blüte der Heiligen vom Salzsee sie nicht wieder ernsthaft zur Diskussion habe stellen können. Aber augenscheinlich lebe ich zu sehr in meinen vier Wänden und habe keine Ahnung von dem, was in der Welt vorgeht. Schon Wolzogens „Tolle Comteß“ hätte mich darüber belehren können, daß man mit zwei angetrauten Frauen und der Liebe zu einer dritten im Herzen ein ganz anständiger Kerl christlich-deutscher Nationalität sein kann. Naiver Weise aber habe ich bei der Lektüre dieses Romans geglaubt, Wolzogen habe damit gar nichts weiter beabsichtigt, als nach der Art guten aber noch nicht ausgegohrenen Weines ein wenig überzuschäumen. Nun aber kommt **Wilhelm Jensen**, der über die Jahre des Überschäumens doch hinaus ist und deduziert mit scheinbarem Ernst, daß die Doppelehe für gewisse Naturen ein unabweisbares Bedürfnis ist. Ein merkwürdiges Buch, sein Roman: „**Doppelleben**“ (2 Bände, Leipzig, Karl Reißner). Wenn man nicht wüßte, daß bei den letzten Reichstagswahlen die Abgeordneten auf ein politisches Parteiprogramm gewählt sind, soweit die Parteien ein Programm hatten selbstverständlich nur, könnte man annehmen, die Frage, ob eine Frau oder mehrere, habe zur Entscheidung gestanden. Indessen haben mich selbst diejenigen meiner Bekannten, die jeden Abend am Biertisch zubringen und also unbedingt wissen müssen, was in der Welt vorgeht, versichert, daß keine Partei die Vielweiberei bisher in ihr Programm aufgenommen habe. Ich kann also nur annehmen, daß Jensen einem pikanten Stoff zu Liebe seine Phantasie übermäßig erhitzt hat, und daß sie ihn in dieser unnormalen Verfassung über die Grenzen des wirklichen Lebens weit hinaus in ein nichtbestehendes Traumland getragen hat, das er zufällig auch Deutschland nannte. Den Titel „Doppelleben“ darf man nicht tiefer nehmen als er gemeint ist; er bedeutet nichts mehr, als den Winter in Brasilien mit einer glutäugigen Südländerin und den Sommer in Deutschland mit einer blauäugigen Deutschen zu verleben, mit denen beiden man gleich offiziell verheiratet ist, die man beide gleich liebt und die einem beide zum Leben gleich notwendig sind. Solch ein Doppelleben führt der Kapitän Lundmark seit fast zwanzig Jahren. Er hat eine Frau und einen Sohn in den Tropen, eine Frau und eine Tochter in der gemäßigten Zone, ein gutes Schiff, das ihn sicher von der einen Frau zur anderen trägt, wenn es ihm bei der einen zu kühl, bei der andern zu heiß wird, und ein gutes Gewissen, das sich gar nicht regt, wenn er bei der einen ist und an die andere denkt. Beide Frauen sind glücklich an seiner Seite, und unglücklich nur darüber, daß er ihnen nur eine Hälfte des Jahres gehört; da sie aber annehmen, daß er diese andere Hälfte nur seinem Beruf widmet, so finden sie sich in die Trennung. Ich bin überzeugt, daß es einen solchen Kapitän Lundmark geben kann, wenn auch nicht durch fast zwanzig Jahre. Er wird sich schon etwas früher

24*

für die eine oder die andere seiner Frauen entscheiden, oder, am wahrscheinlichsten, sie beide sitzen lassen. Denn daß die eine Frau von der anderen nichts weiß, das ist nicht nur ein Verschweigen seinerseits, sondern es ist eine Lüge in der elendesten Gestalt, an der seine Liebe, wenn es eine Doppelliebe gäbe und er wirklich aus Doppelliebe gefehlt hätte, sterben müßte. Für diese Lüge hat der Kapitän Lundmark gar kein Verständnis, und das ist das, was dem Leser Jensens ganzen Roman unverständlich macht. Nicht an dieser Lüge geht der Kapitän Lundmark zu Grunde, sondern an Zufälligkeiten. Erstens hat er einen Freund, der in seine deutsche Frau verliebt ist und der deshalb argwöhnisch wird, als ihm der Zufall einen Zettel der brasilianischen Frau in die Hände spielt; er besteigt also sein Schiff und sieht mal jenseits des großen Wassers nach, was sein Freund Lundmark da eigentlich für Geschichten macht. Zweitens trifft sein brasilianischer Sohn zufällig am deutschen Strande seine deutsche Tochter, und beide verlieben sich natürlich ineinander, — übrigens gehört diese Episode zu dem süßlichsten, was die deutsche Litteratur in der Schilderung des Erwachens junger Herzen geleistet hat. Es ist keine göttliche Fügung im christlichen Sinne, die den Sünder entlarvt, kein Schicksal im antiken Sinne, das über den Schuldigen hereinbricht, — es ist die riesengroße Hand des Verhängnisses, die in Offenbachs „Schöner Helena" ihre Rolle spielt. „Willst du nicht begreifen, daß es der Wille des Schicksals war, gegen das der Mensch ohnmächtig ist?" faselt Kapitän Lundmark noch über seine Doppelehe, als ihm dieser selbe Wille des Schicksals schon keinen anderen Ausweg mehr aus dem selbstgeschaffenen Labyrinth möglich erscheinen läßt als den Selbstmord. Aus zwei anderen, wenn auch nur fingierten, Doppelehen setzt sich der Rest der Fabel des Jensenschen Romans zusammen; aber es ist wirklich nicht möglich, dies Gewebe von Unmöglichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Zwecklosigkeiten zu zerfasern. Es ist auch nichts als sehr ausführlich behandelte Nebenhandlung, die das Ganze nur noch unwahrscheinlicher erscheinen läßt. Vielfach zeigt sich Jensen auch in diesem Werk wieder als Meister poetischer Schilderungen, aber die sind hier wie rankendes Schlinggewächs, das einen brüchigen Bau überspannt.

Mit ganz anderem sittlichen und auch künstlerischen Ernst, die ich für schwer voneinander trennbar halte, hat **Marie von Ebner-Eschenbach** ein heikles Thema behandelt. Ihr Roman: „**Unsühnbar**" (zwei Teile in einem Bande, Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) behandelt den Ehebruch. Wenn es dieser Erzählung beschieden wäre, so viel gelesen zu werden, wie sie gelesen zu werden verdient, sie würde, davon bin ich überzeugt, eine sehr bemerkbare Reaktion gegen die sogenannten Sittenromane und Sittenstücke hervorrufen, die zu uns von Frankreich herüberkommen und gegen diejenigen, die von Deutschen nach französischem Muster geschrieben werden. Ist es möglich, daß eine Frau von Ehre das Opfer eines Ehrlosen wird? Frau von Ebner-Eschenbach sagt „Ja." Gräfin Maria Wolfsberg hat den Grafen Dornach geheiratet, weil es ihres Vaters Wunsch war, weil sie ihn achten muß, weil sie seiner Liebe sicher ist und weil Graf Tessin, dem ihre erste Liebe gehörte, ihrer sich unwürdig gezeigt hat. Ihr Gatte weiß, daß sein Gefühl nicht in gleicher Weise erwidert wird, aber er hält es nicht für seiner unwürdig, um die Liebe seiner Frau noch zu werben, nachdem sie bereits seine Frau geworden ist. Und Gräfin Maria verdient eine solche selbstlose Liebe, die gibt, ohne um das zu feilschen, was ihr wiedergegeben wird; sie verdient auch das rückhaltslose Vertrauen, das ihr Gatte ihr entgegenbringt, denn sie ist eine Frau von Ehre und sich der Pflichten voll bewußt, die sie übernommen hat. Das Ehepaar lebt der großen Welt fern auf dem Schlosse des Grafen Dornach, wo die Gräfin ihrem Gatten den heißersehnten Majoratserben schenkt. Es hat durchaus den Anschein, als ob beide Gatten sich ganz ineinander einleben würden, als ob der Gräfin Herz sich voll und ganz ihrem Manne zuwenden würde. Des Grafen Tessin gedenkt sie wie einer Jugendirrung, allerdings auch ohne den Abscheu, mit dem sie sich von ihm gewandt und einem anderen ihre Hand gegeben hat, als sie erfuhr, daß er ihrer nicht würdig war; denn sie hat inzwischen eingesehen, daß das, was sie ihm zum Vorwurf machte, über die Frivolität junger Lebemänner nicht hinausgeht, — ihr eigener Vater, der bis dahin für sie das Muster eines Mannes gewesen ist, hat sie das gelehrt. Das ist zunächst nur geeignet, ihren Gatten in ihrer Wertschätzung steigen zu machen, da er der einzige ist, von dem sie überzeugt ist, daß sie ihn keines Tadels zeihen kann. Dann aber kehrt das Ehepaar in die große Welt zurück und Gräfin Maria begegnet dem Grafen Tessin. Er weiß ihr das Gefühl beizubringen, daß sie ihm ein Unrecht that, als sie an die Wahrheit und Würdigkeit seiner Liebe deshalb nicht glaubte, weil er ihren mädchenhaft überspannten Begriffen von Mannestugend nicht ganz entsprach, und als Folge ihres Unrechts legt er eine Schuld auf ihr Gewissen, die Schuld an seinem Verderben, wenn er nun, jedes Haltes beraubt, in der Flut untergehen wird, in der er bisher mit kavalierem Leichtsinn geschwommen ist. Das Gefühl ihres eingebildeten Unrechts und ihrer Schuld drückt sie um so härter, da sie sich nicht entschließen konnte, ihm zum Abschied das erbetene Zeichen der Versöhnung zu geben, — sie fürchtet, daß ihre zitternde Hand ihm ihre wiedererwachte Liebe verraten müßte. Sie glaubt ihn fern, sie glaubt ihn niemals wiederzusehen; die Unmöglichkeit, ihr Unrecht gut zu machen, und die Sehnsucht nach dem, den sie unerreichbar wähnt, lassen ihr unterdrücktes Gefühl zu heller Leidenschaft emporflammen, — in diesem Augenblicke tritt er ihr mit teuflischer Berechnung unerwartet gegenüber und gewinnt sein Spiel. Vielleicht hätten die Liebe des Mädchens zu dem Grafen Tessin und ihr Seelenkampf, als sie sich überzeugt, ihn aufgeben zu müssen, ein wenig energischer gezeichnet werden können, um diesen Sieg besser vorbereitet erscheinen zu lassen. Er scheint ein wenig leicht errungen, trotzdem er in den begleitenden Umständen, auf die ich des Raumes wegen nicht näher eingehen kann, auf

Digitized by Google

das Sorgfältigste motiviert ist. Graf Tessin tritt seinen Posten im Auslande wirklich an, nachdem er sein Ziel erreicht hat. Ist die Schuld der Gräfin Wolfsberg — eine Schuld, die sie nur halb belastet, denn sie ist das Opfer eines Elenden — sühnbar? Frau von Ebner-Eschenbach sagt „Nein," ein logisches, unerbittliches, überzeugendes „Nein." Eine Schuld, für die kein Ankläger zeugt, als die Stimme in der Brust der Frau selbst, die ihrem Manne die Treue brach. Ihr Gatte ahnt nichts, die Welt ahnt nichts, nicht der Schatten eines Verdachts wagt sich an die Frau, die allen als ein Muster von Tugend erscheint und die ein solches Muster in Wirklichkeit ist, — bis auf den Augenblick des Selbstvergessens. Nichts von außen gefährdet ernstlich ihre Stellung; ihr zweiter Sohn, die Frucht jener ehebrecherischen Stunde, der ihrem bösen Gewissen wie das sprechende Abbild seines Vaters erscheint, wird von ihrer Schwiegermutter zum Typus des Dornachschen Familiengesichts erklärt. Die sündige Liebe in ihrem Herzen ist entwurzelt in dem Augenblick, in dem sie erkennt, zu welchem Zweck allein der Elende die Maske vor sein Gesicht nahm. Sie sucht ihr Gewissen zu übertäuben, indem sie sich in den Rausch des Vergnügens stürzt, — die Stimme in ihrer Brust schweigt nicht. Sie widmet sich den Interessen ihres Gatten und lernt ihn lieben, — ihre Qual wird dadurch nur vermehrt. Sie sucht Trost bei ihrer Kirche. „Die Wege des Herrn sind unerforschlich," sagt ihr der alte wohlwollende Priester im Beichtstuhl. „Es ist schon vorgekommen, daß ein reiner Mensch mit Zulassung Gottes in der Versuchung unterlegen ist. Das geschieht, damit dieser Mensch sich nicht überhebe in seiner Tugend. Er fiel, ja, aber — dem Allgütigen zu Füßen, dessen er im Frevelmute vergessen, und zu dem die Reue ihn zurückgeführt. Dort liegt er fortan in Demut und Zerknirschung, einer von denen, die dem Herzen des Ewigen näher stehen als hundert Gerechte." Gräfin Dornach fühlt, daß Reue noch keine Buße und Sühne ist, und nie wieder klagt sie dem Priester ihr Leid. Soll sie freiwillig aus dem Leben scheiden? Das wäre vielleicht eine Buße, eine Sühne wäre es nicht. Ihrem Manne ihre Schuld bekennen, dem Manne, dem sie mit echter Liebe angehört, nicht mit trügerischer Leidenschaft, — Buße und Sühne käme dann aus seiner Hand. Gräfin Dornach hat das Geständnis ihrer Schuld auf den Lippen. Sie hat die Vollkraft seiner Liebe unterschätzt. „Wenn geschehen wäre, was du nicht einmal zu nennen vermagst," sagt Graf Dornach, ohne daß ein Mißtrauen ob der sonderbaren Frage sich in ihm regt, „dann wäre mir genommen, was meinem Dasein den Wert gibt; aber lieben würde ich dich doch, und zu dieser unüberwindlichen Liebe käme noch ein grenzenloses Bedauern. Ich kenne dich und weiß, daß du zu Grunde gehen müßtest am Bewußtsein deiner Schuld." Da fühlt die Frau, daß sie sich auch durch ein Geständnis an ihren Gatten nicht befreien darf und daß es sie nicht befreien wird. Wenige Stunden später ist Graf Dornach tot; er verunglückt, als er seinen Sohn zu retten versucht. Der zweite Sohn der Gräfin, das Kind der Sünde, ist der Erbe des Majorats in den Augen der Welt. Und für Gräfin Dornach ist die Stunde der öffentlichen Buße, nicht der Sühne, gekommen. Sie bekennt, daß dieser Sohn nicht des Grafen Dornach Sohn, daß er nicht erbberechtigt ist, und für sich und für ihn nimmt sie vor aller Welt die Schmach der Ehebrecherin auf sich. Die trägt sie unentwegt, trotzdem man ihr nahe legt, daß ihre Buße auch ihre Sühne sei, und mancher nicht abgeneigt ist, in derselben einen Heroismus zu sehen, der ihr einen Heiligenschein um das Haupt flicht. Sie lebt zurückgezogen von der Welt, bis ihre Sehnsucht gestillt ist und sie neben ihrem Gatten ruhen darf, — was im Leben unsühnbar war, im Tode darf es sie nicht von ihm trennen, denn sie hat im Leben gebüßt. Und in diesem Schluß findet sich Frau von Ebner-Eschenbach zurück zu der christlichen Lehre von der Vergebung der Sünden. Ich habe absichtlich von dem Beiwerk des Romans nichts erwähnt und die Handlung selbst nur in den kürzesten Zügen festgestellt, — es kam mir nicht darauf an, durch die Wiedergabe der Fabel zu unterhalten, sondern die Moral, die Tendenz aus der Erzählung herauszuschälen. Wie Frau von Ebner-Eschenbach das erzählt, das möge jeder selbst lesen und seine Freude daran haben. Diese geniale Frau, die so klar in ihrem Gedankengange, so tief in ihrer Empfindung, eine so energische Bekennerin der Wahrheit ist, beherrscht die Hilfsmittel der Technik in souveräner Weise. Wie im Eingange der Erzählung der kommende Konflikt nur leise anklingt, als könne er kaum zu einer ernsten Disharmonie führen, und wie dann die Fäden sich zusammenziehen und das Opfer umstricken, — der Seelenkampf einer von Selbstvorwürfen gepeinigten Frauenseele und die Befreiung durch den Allbefreier Tod, — das ist von einer grandiosen Steigerung. Unter der großen Anzahl von Nebenpersonen, die um die Haupthandlung gruppiert sind, ist keine einzige, die nicht vor dem Leser mit voller Lebenswahrheit steht, und die nicht notwendig ist für die Erzählung, die nicht ein Fädchen der Handlung regiert oder die Welt verstehen lehrt, in der sich die Tragödie abspielt. Es sind ganz einzige Figuren darunter, oft nur mit wenigen Strichen, aber mit vollendeter Meisterschaft dargestellt. Ich weiß wohl, daß man hie und da Frau von Ebner-Eschenbach den Vorwurf macht, sie halte der österreichischen Aristokratie einen Spiegel vor, der kein schmeichelhaftes Bild zurückstrahle, und daß man andererseits aus ihren Werken den Rückschluß machen zu können glaubt, die österreichische Aristokratie sei im innersten Grunde zerfressen von Frivolität, Leichtsinn, Mangel an Bildung und geistigen Interessen. Ich kann Beiden nicht zustimmen. Zweifellos sind die Figuren, mit denen sie agiert, so echt, wie sie überhaupt nur ein Dichter malen kann; jeder Zug daran ist lebenswahr. Und in der Erzählung „Unsühnbar" ist die Mehrzahl der Personen durchaus nicht schmeichelhaft für die österreichische Aristokratie, — das ist richtig. Aber die Mehrzahl der Menschen taugt überall nicht viel, sie ist noch nicht schlecht, wenn sie Mittelgut ist. Und wenn man mit so ungetrübtem

Auge in die Welt sieht, wie Frau von Ebner-Eschenbach, dann kann man diese Mehrzahl nicht ignorieren, man muß sie ihre Rolle spielen lassen, und diese Rolle ist für das Schicksal des Einzelnen, nicht für den Fortschritt der Menschheit, viel verhängnisvoller als der Eingriff der Wenigen, die über dem allgemeinen Niveau stehen. Auch ist es Überhebung, wenn Leute, die stundenlang Skat dreschen oder ihre Abende am Biertisch kannegießern, der Ansicht sind, daß sie sich mit etwas Nützlicherem oder Höherem beschäftigen als solche, die ein seichtes Gesellschaftsleben führen oder sich mit Pferdedressur abgeben. Graf Dornach und seine Frau — wer die Erzählung gelesen hat, wird mich in bezug auf die letztere nicht mißverstehen und meine Ansicht teilen — und der arme Vetter Dornach mit seiner Familie, das sind auch Typen der österreichischen Aristokratie und zwar solche, auf die sie stolz sein kann, und sie sind der Dichterin nicht etwa wider Willen in die Feder geraten, sondern sie sind die führenden Personen des Romans. Das sollten diejenigen nicht vergessen, die sich aus den Werken der Frau von Ebner-Eschenbach ein falsches Bild der österreichischen Aristokratie zusammensetzen; die Schuld liegt an ihnen und nicht an der Dichterin.

Je mehr ich mich mit unserer neueren schönen Litteratur beschäftige, um so unerklärlicher wird es mir, daß unser Lesepublikum den Roman so augenscheinlich vor der Novelle bevorzugt. Es erscheinen wirklich herzlich wenig Romane, die unbedingt hätten gedruckt werden müssen, während an guten Novellen kein Mangel ist. Ein selbst unter den vielen echten noch hervorragendes Talent zeigt Isolde Kurz in ihren „Florentiner Novellen.“ (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.) Im allgemeinen entspricht es nicht meinem Geschmack, einer vorzugsweise auf das Schauerliche gerichteten Dichterphantasie mit Vorliebe zu folgen, und Isolde Kurz läßt der ihren nach dieser Richtung hin weidlich den Zügel schießen. Ein Jüngling, dessen krankes Hirn sich in den Leichnam einer vor tausend Jahren verstorbenen Jungfrau verliebt, eine Scheintote, die in das Leben zurückkehrt, eine Verschmähte, die sich an dem Ungetreuen rächt, indem sie ihm die Pest an den Hals küßt, das sind so einige der schönen Aussichtspunkte, auf die Isolde Kurz uns ihr zu folgen zwingt. Aber Gabriel Max ist zweifellos einer der genialsten Meister der Palette, trotzdem er alle Schönheit malt, als wenn sie unter die Erde möchte, und Isolde Kurz ist ein Gabriel Max der Novelle, nur ein wenig kräftiger und energischer. Der Vergleich kann übrigens sehr hinken, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn mir die Zukunft Unrecht geben würde, wenn Kraft und Energie bleiben und der Maxsche Zug sich verflüchtigen sollte; der Maler zeigt der Welt ein durchaus fertiges Gesicht, die Novellistin erscheint mit ihrem ersten Bande vor der Öffentlichkeit. Es ist sehr möglich, daß der leichte Verwesungsgeruch, der diesem ersten Buche entströmt, mit der Phantasie der Verfasserin weniger zu thun hat als mit ihrer historischen Wahrhaftigkeit und ihrer künstlerischen Berechnung. Die „Florentiner Novellen“ sind keine modernen Erzählungen, sondern spielen zu einer Zeit, in der manches ebenso schön und vieles sehr viel fauler in der schönen Stadt Florenz war wie heute, und in der sich unter Sammet und Seide und unter Lebensfreude und Kunstsinn viel Fäulnis, Elend und Barbarei verbarg. Und so viel künstlerische Berechnung, in der Charakteristik einer solchen Zeit stofflich das äußerste zu wagen, ist Isolde Kurz wohl zuzutrauen, denn sie kennt, trotzdem sie ihren ersten Novellenband veröffentlicht hat, offenbar ihr Vermögen sehr genau. Da ist von irgendwelchem unsicheren Tasten gar keine Rede; wo jeder andere an der Gewagtheit der Situation gescheitert wäre, da beherrscht sie dieselbe mit unfehlbarer Meisterschaft.

Eine Sammlung litterarischer Essays von Ferdinand Groß: „Was die Bücherei erzählt“ (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) sei allen denen empfohlen, die litterarische Essays lesen. Ein sehr nützliches Buch; wer es mit Verstand gelesen hat und die Konversation einigermaßen beherrscht, nimmt mit Leichtigkeit so viel heraus, um sich als Litteraturkenner aufspielen zu können. Aber ich empfehle das Buch nicht, um solchen Leuten eine Eselsbrücke bauen zu helfen, sondern nur, um den Leserkreis des Buches zu erweitern; denn ich fürchte, der Kreis ist klein, der heute noch nicht nur von einem, sondern auch über einen Schriftsteller liest. Diesem kleinen Kreise aber empfehle ich das Buch ganz besonders, denn er wird imstande sein, hinter diesen süperben litterarischen Porträts auch das des Feuilletonisten selbst zu sehen und die feinen und liebenswürdigen Züge desselben zu würdigen. Er braucht dann nur zu wissen, daß von Ferdinand Groß ein zweites Buch: „Zum Nachtisch,“ Geschichten und Skizzen (Verlag von B. Elischer Nachfolger, Bruno Winckler, Leipzig) erschienen ist, um auch nach diesem zu greifen. Groß ist keiner der Feuilletonisten neuester Schule, bei denen sich alles in Geistreicheleien, facettierten Stilwendungen (der Ausdruck entstammt dieser neuesten Schule selbst) und Äußerlichkeiten verliert. Bei aller Sorgfalt und Anmut der Form ist ihm doch der Gehalt die Hauptsache; man liest nicht über ihn weg, man nimmt etwas mit aus allen Einzelstücken der Sammlung.

Von Julius Hart ist ein neues Gedichtbuch erschienen: „Homo sum.“ (Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.) Es enthält leider auch eine Einleitung in Prosa: „Die Lyrik der Zukunft.“ Nicht, daß Julius Hart keine Prosa schreiben könnte. Aber ich kann mir nicht denken, daß irgend jemand neben einem lyrischen Bekenntnis noch eins in Prosa lesen will, eins von beiden scheint mir überflüssig. Und worauf läuft das in Prosa heraus? Auf die alte Geschichte, — im wesentlichen wenigstens — daß Goethes und noch einiger anderer Dichter Lyrik ja ganz nett war, daß die wahre Lyrik aber erst die Zukunft bringen könne. Ein paar Krallen von der Klaue des Zukunftslyrikers will doch auch Julius Hart wohl schon zeigen, wozu ließe er sonst noch Gedichte drucken; wenn er es nicht wollte, thäte er besser, stumm auf den Messias zu warten. Man sucht nun natürlich nach dieser Löwenklaue der Zukunftsmusik,

Digitized by Google

und ist verstimmt, wenn man sie nicht findet, verstimmter, als Julius Harts Verse es verdienen. Es ist manches sehr hübsche darunter, wie gleich im Anfang die Siegeshymne. Manches, was mehr gedacht, als gedichtet ist, und vieles, was die übertebten Vergangenheitslyriker besser gemacht haben als Julius Hart. Daß die Zukunftslyrik die Aufgabe haben sollte, soziale und Sittlichkeitsfragen zu lösen, ist mir auch nach dem Versuch, den Julius Hart nach dieser Richtung macht, nicht sehr wahrscheinlich geworden. So ist Harts Mitleid mit der Gefallenen ja sehr rührend; aber sehr viel Männer werden sich trotz seiner Verse nicht finden, welche die durch einen anderen Verführte zum Weibe nehmen. Selbst wo alle anderen Bedenken aufgehört haben, ist das immer noch eine Sache des Geschmacks, und den wird auch die Zukunftslyrik nicht aus der Welt schaffen. Auf Harts Prosabekenntnis will ich nicht näher eingehen. Nur gegen eine Bemerkung möchte ich mich wenden, die geeignet ist, eine Anzahl junger Leute, die es gar nicht nötig haben, ins Unglück zu stürzen. Hart warnt seine Dichterkollegen davor, nichts Totes zu erzeugen, und antwortet auf ihren Einwurf: „dann müßten wir hungern," mit Emphase: „Nun, dann hungert! Wenn unsere öffentlichen Zustände so beschaffen sind — und ich weiß, sie sind es zum Teil, — wenn dieses deutsche Volk so stumpf und roh sein Geistiges verkommen läßt, — dann ist hungern eure Pflicht ebenso sehr, wie ihr von euren Soldaten den Tod fürs Vaterland fordert." Es ist wahr, der Deutsche könnte mehr Bücher kaufen, es würde ihm nicht schaden; aber roh und verkommen ist er deshalb wirklich noch nicht, weil er unter der Überproduktion von Mittelmäßigkeit und Schund sich ganz von allen litterarischen Interessen abzuwenden droht. Und wenn sich nun doch einmal jemand als Dichter fühlen will, — es ist jedem unbenommen — warum soll er hungern? Der Lorbeer steht auch wohlgenährten Gesichtern nicht übel, und die bleichen Dichterstirnen kommen von selbst durch die Stubenluft, es ist nicht nötig, ihnen durch Hunger nachzuhelfen. Er kann ja arbeiten, — natürlich nur in der Zeit, in der er nicht dichtet. Alle Dichter haben zu nichtdichterischen Arbeiten Muße gehabt und keiner hat sich ihrer geschämt. Auch die Erfindung der Zukunftslyrik wird ja keine zehn Stunden täglich in Anspruch nehmen.



Van Dyck und die Kinder Karls.

Von M. Allihn.

(Abdruck verboten.)

Unser Bild zeigt einen malenden Maler: Van Dyck, die Kinder Karls I von England malend. Aber Kinder zu malen ist keine einfache Sache, nun gar des eigenwilligen Karl eigensinnige Kinder. Die Bemühungen der Großen, die Ungeduld der Kleinen zu beschwichtigen, ihr Verhalten in der fremden Umgebung, gibt Handlung und ein hübsches Bild. Und es sind die Kinder Karls I, jenes unglücklichen Königs, der wohl schuld daran war, daß er Leben und Krone verlor, ohne daß doch jemand das Recht gehabt hätte, sie ihm zu nehmen. Damit werden wir in eine ernste und interessante Zeit versetzt. Ein Sonnenstrahl vorm Gewitter, das ist der tiefere Sinn unseres Bildes.

Es gibt zwei von der Hand Van Dycks herrührende Bilder der Kinder Karls, sowie einzelne mit Kreide gezeichnete Studienblätter von Kinderköpfen, welche für die Kinder Karls I gelten. Das eine, im königlichen Schlosse zu Kensington befindliche Bild stellt drei Kinder Karls dar, Karl, Prinzen von Wales als kleinen Kavalier mit breitem Spitzenkragen, und die Prinzessinnen Marie und Elisabeth, die erstere als kleines Fräulein mit Perlenhalsband, die andere im Kindermützchen. Der Prinz gibt der jüngeren Schwester die Hand. Den Hintergrund bilden Vorhang und Säulenfuß, rechts und links sitzt ein Wachtelhündchen (vgl. unsere Abb.). Das andere befindet sich im Berliner Museum. Sodann ist eine Kreidezeichnung Van Dycks erhalten, welche das reizende, mit höchster Meisterschaft gezeichnete Bild eines Kindes mit einem Apfel darstellt (vgl. unsere Abb.).



Kinderköpfchen nach Van Dyck.
Kreidestudie zu seinem Bilde der Kinder Karls I von England.

schaft, darum so gut, weil er selbst gänzlich im Geiste jener Kreise lebte. — Von Shakespeare-Freunden und -Forschern ist vielfach die Frage behandelt worden, wie jene Redewendungen und Witze zu erklären seien, welche mit dem Ausdrucke Derbheiten viel zu milde bezeichnet werden. Man hat gemeint, sie seien eingestreut für die „Gründlinge des Parterre" und Zugeständnisse an den rohen Geschmack niederen Volkes. Anderseits ist behauptet worden, dies sei wirklich die Tonart jener Zeit gewesen, wogegen eingewendet wurde, jene Witze seien gegen das Anstandsgefühl aller Zeiten. Das ist richtig; das natürliche, unverdorbene Gefühl ist in allen Zeiten das nämliche, das schließt aber nicht aus, daß zu gewissen Zeiten in gewissen Kreisen die Unsitte Sitte wird. Ich will nicht behaupten, daß man genau so in der Gesellschaft gesprochen habe wie dort auf der Bühne, aber ich halte es für wahrscheinlich, daß jene Bilder der Bühne dem Leben ebenso ähnlich gewesen sind, wie dies heute auch der Fall ist. Zur Zeit der Königin Elisabeth war der Hof kein Muster der Moral gewesen, aber das Epigonengeschlecht, das ihren Nachfolger umdrängte, taumelte einem wahren Abgrunde sittlicher Verkommenheit entgegen. Fremde Gesandte wagten die Dinge, die vor ihren Ohren vorgingen, nicht in wahrheitsgetreuen Ausdrücken zu berichten. Skandalprozesse brachten Geheimnisse der hohen Gesellschaft an den Tag, welche an die schlechteste Zeit der schlechtesten italienischen Fürstenhäuser erinnerten. Es ist kein Wunder, wenn die besseren Teile des Volkes mit Entrüstung jenem Treiben zusahen, wenn sie besonders das Theater, das Spiegelbild und die Schule solcher Sitten, anfeindeten und sich um so eifriger einer

Diese Kinderfigur bildet auf unserm Blatte den Mittelpunkt. Die Dame, welche das Kind im Arme hat, ist die Königin Elisabeth, von welcher gleichfalls ein Porträt von der Hand Van Dycks vorhanden ist. Die eine der beiden Hofdamen, vielleicht die etwas modern geratene mit der Schleife im Haar, dürfte Fräulein Marie Ruthven sein, ein sehr vornehmes, armes Edelfräulein, welches Van Dyck später geheiratet hat.

Van Dyck war der Maler der vornehmen Welt seiner Zeit. Niemand verstand es besser als er, diese vornehme Welt, die Feinheit des Ausdruckes, die Noblesse der Haltung, die Ansehnlichkeit der Tracht so zu schildern, wie sie sich selbst gern sehen wollte. Daher seine große Beliebtheit und die Menge der Bestellungen. Er verstand es aber, abgesehen von seiner Künstler-

Digitized by Google



Van Dyck malt die Kinder Karls I. von E
(Mit Genehmigung der Photog

Digitized by Google



…gland. Nach dem Gemälde von H. Schneider.
…graphischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

puritanischen, allen Schmuck und alle Kunst verachtenden Strenge zuwandten. England hat seinen Bildersturm hundert Jahre später gehabt als das Festland.

In diese höfischen Kreise trat Van Dyck und ward, nachdem er schon in Italien il pittore cavaleresco geheißen hatte, gerade so wie die Leute, mit denen er verkehrte. Er liebte Prunk, Tafelfreuden, Musik, schöne ist nicht wahr, sein Testament ist noch vorhanden und es ist dasjenige eines wohlhabenden Mannes.

Es lag ein despotischer Zug in jener Zeit. Ich kann nicht glauben, daß die stolzen Reden eines Cäsar, die Verachtung der Volksmasse eines Coriolan bei Shakespeare nur alte Historien vorstellen. Es ist das politische Bekenntnis der königlichen



Die Kinder König Karls I von England.
Nach dem Gemälde von Van Dyck, gestochen von Robert Strange.

Kleider &c., verdiente enorme Summen und gab sie mit vollen Händen wieder aus. „Und Sie, Ritter," sagte Karl I einmal zu ihm, „kennen Sie auch die Verlegenheit, ein paar tausend Pfund aufzutreiben?"

„Ja, Sir," erwiderte er, „wer offene Tafel für seine Freunde und offenen Beutel für seine Geliebten hat, der findet schnell das Vakuum in seinen Kästen." Aber die Erzählung, daß er in Armut gestorben sei,

Partei jener Zeit. Elisabeth hat es verstanden, auch ohne Parlament zu regieren. Ihr Nachfolger Jakob I betrachtete die Unumschränktheit seiner Königsgewalt als Glaubensartikel, hütete sich aber, bis zum äußersten zu gehen. Karl that es, aber der unselige Mann fing alles verkehrt an. Sein Ende ist bekannt. Seine Kinder zogen in die Verbannung. Als sie zurückkehrten, zeigten sie, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hatten.

Digitized by Google



Aus den Theatern Berlins.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Januar — April 1890.

Selbst die begeistertsten Angehörigen der Berliner Ibsengemeinde werden wenig Freude daran gehabt haben, daß das deutsche Theater in der „Nordischen Heerfahrt" eine Jugendarbeit des geistreichen Norwegers auf die Bretter brachte, die es kaum zu einem Achtungserfolge brachte. Es ließ sich das eigentlich ohne Mühe voraussehen, denn von allen Ibsenschen Dichtungen ist die Heerfahrt nicht allein sicher die am wenigsten bühnengerechte, sondern überhaupt die unreifste: in allen jenen Schauspielen, mit denen sich Henrik Ibsen im Lauf der letzten Jahre ein bleibendes Bürgerrecht auf unseren Bühnen erwarb, ist der unleugbare Mangel an einer festen, sittlichen Weltanschauung wenigstens durch seine scharfsinnige Beobachtungsgabe, durch die meisterhafte Ausarbeitung aller Einzel-

Digitized by Google

heiten, durch bewundernswerte Gestaltungskraft verdeckt — die Nordische Heerfahrt aber ist nicht viel mehr als ein dramatisierter Schauerroman, in welchem jedes einzelne Kapitel eine bestimmte Anzahl Männer „ans Messer" liefern muß.

Ich kann mir die Wiedergabe des gänzlich verworrenen Inhalts des sonderbaren Stückes füglich ersparen — wer sich für den Entwickelungsgang des nordischen Dramatikers interessiert, mag es selbst in der Borchschen Übersetzung (Leipzig, Reclam) nachlesen. Ibsen hat es wohl versucht, die Geschichte von Siegfried und Brunhilde — Sigurd und Hjördis — in ihrer mythischen Urgestalt auf die Bretter zu bringen, aber es scheint oft, als habe er während der Bearbeitung den Faden völlig verloren und suche nun mit unnatürlichem Pathos, mit wüstem Rachegeschrei und wildem Waffenklirren sich selbst — und seine Leser (denn auf Zuschauer rechnete er wohl kaum) zu betäuben. Es ist in dem ganzen Schauspiel auch nicht eine Gestalt, die uns menschlich näher tritt, kaum ein Zug in der ganzen Handlung, der sich folgerichtig entwickelt. Wohl zeigt sich hier und dort bereits die Klaue des Löwen: die Szene bei dem Gastmahl im Hause Gunnars, des Gemahls der Hjördis, in welcher die letztere ihren Gatten zur Mordthat an ihres Pflegevaters Sohn aufstachelt, ist zum Beispiel dramatisch unleugbar wirksam — auf der anderen Seite spricht aber aus dem Schauspiel eine Naivität, welche bei dem Dichter der Nora fast nicht zu verstehen ist. Es wirkt geradezu komisch, wenn im letzten Akt die Tochter vor den Vater, der vor der Leiche seines ermordeten Sohnes trauert, hintritt und ihn auffordert, die Totenklage anzustimmen, — ich wenigstens mußte unwillkürlich an jene bekannte Anekdote denken, der zufolge die Gattin eines bekannten, lebenden Versschmiedes bei passender und unpassender Gelegenheit in die tiefsinnigen Worte ausbricht: „Rudolf, dichte!" Geradezu unverständlich wirkt es auch, wenn schließlich Sigurd, als er von Hjördis Hand gefallen ist und als sie dem Sterbenden jubelnd zuruft: „Sigurd, mein Bruder — nun gehören wir einander für ewig!" — wenn Sigurd dann dankend mit dem Hinweis darauf ablehnt, daß ihre Wege sich trennen, daß er Christ, sie Heidin sei.

Die Schauspieler befanden sich dem hohlen Pathos des Stückes gegenüber in einer schlimmen Lage, aber ich meine, sie hätten doch mehr gethan, wenn sie weniger gethan haben würden. Fräulein Pospischill sah, wie immer, blendend schön aus, gab ihrer Hjördis-Brunhilde aber mehr den Charakter einer antiken Hexe, als einer Nibelungenheldin, und Herr Pohl, der sich freilich wie stets als ein denkender Schauspieler erwies, deklamierte als Arnulf zu viel und schlug zu schwere Töne an.

Alles in allem genommen: unser der Nordischen Heerfahrt gewidmeter Abend war kein sogenannter Genuß.

Auch eine zweite Novität des deutschen Theaters verdanken wir der nordischen Dichterschule. „König Midas" von Gunnar Heiberg, nennt sich selbstverständlich ein Schauspiel — Heiberg hätte sein Stück aber ebenso gut, oder besser als possenhaftes Trauerspiel oder als tragische Komödie bezeichnen können: überall grenzt in der ganzen Dichtung das burleske Element so dicht und so gänzlich unvermittelt an das tief Tragische, daß der Zuschauer eigentlich nie recht weiß, soll er weinen oder lachen.

Trotzdem ist es sehr erklärlich, wenn König Midas seinen Weg macht, denn das Schauspiel ist mit ungemeinem Geschick „gemacht" und es liegt ihm im Grunde doch eine glückliche, sehr gesunde Idee unter. Wenn es das bis zum Schluß geblieben wäre, als was es anshebt: eine Parodie auf die unbarmhige Wahrheits- und Aufrichtigkeitsschwärmerei der norwegischen Dichter, würde ich keinen Anstand nehmen, es als ganz vortrefflich zu bezeichnen — daß Heiberg aber aus der lustigen Parodie zur tieferschütternden Tragödie überspringt und es unterläßt, die schon zum Schlage erhobene satirische Geißel nun auch wirklich energisch niederfallen zu lassen, raubt seinem Werke den Anspruch darauf, ernst genommen zu werden.

Hören wir selbst.

In Christiania hat der redegewaltige Redakteur Ramseth einen weiten Kreis begeisterter Anhänger um sich versammelt, die mit ihm auf das Panier der Sittlichkeit und Wahrheit — und noch mehr auf ihn selbst schwören. Ob Ramseth nur andere oder auch sich selbst mit seinen donnernden Phrasen betrügt, darüber werden wir freilich nicht recht klar — jedenfalls wird er durch die erbarmungslose Durchführung seines Grundsatzes „über alles die Wahrheit" zu dem Mörder einer schönen und edlen Frauenseele. Anna Hielm ist die Witwe seines Freundes. Sie hat mit ihrem Manne in glücklicher Eintracht gelebt, sie hat ihn innig und wahrhaft geliebt und daß er ihr auf seinem Sterbebette sagte: „ich war dir allezeit treu," ist zum Sonnenschein ihrer Witwenzeit geworden. Jetzt ist ihr erster, großer Schmerz überwunden, sie ist jung und lebensfröhlich, man kann wohl annehmen, daß sich ihr Herz in nicht allzulanger Zeit einer neuen Liebe erschließen wird: Menschlicher Voraussicht nach wird Kai Dahl, der intime Freund ihres Vetters Gerhard Hielm, der beneidenswerte sein. Aber Ramseth selbst fühlt sich trotz seiner fünfzig Jahre mächtig zu der jungen Frau hingezogen; er hat das moralische Richteramt, das er sich über alle Welt anmaßt, auch auf sie ausgedehnt und sie duldet, vielleicht als Gegengewicht ihrer eigenen lebhaften Natur seinen Einfluß nicht ungern, sie beugt sich vor seiner überlegenen Ruhe, seinen Prinzipien, seinen schönen Worten. Als der Redakteur die Annäherung Kai Dahls jedoch für gefährlich zu halten beginnt, als er fühlt, wie sie sich seiner eigenen Einwirkung zu entziehen anfängt, bedient er sich einer fürchterlichen Waffe, um sie von dem jungen Manne, von allen jungen Männern abzuschrecken: er weist ihr nach, daß ihr verstorbener Gatte gelogen hatte, daß sein Wort auf dem Sterbebett unwahr, daß er ihr untreu gewesen ist — er stellt schließlich, da sie ihm nicht glauben will, die Ehebrecherin selbst der Witwe gegenüber. Anna Hielm fällt tief erschüttert in eine schwere Nervenkrankheit; sie ist

Digitized by Google

endlich der Genesung nahe, da naht ihr Ramseth noch einmal, er will sie überreden, vor der ganzen Sippe seines „Sittlichkeitsvereins“ öffentlich zu erklären, daß sie die Wahrheit „von der Notwendigkeit der Wahrheit“ und deren heilender Kraft an sich selbst erkannt habe, und angesichts seines Einstürmens, seiner wortreichen Zergliederungen ihres Empfindens, bricht der helle Wahnsinn in der unglücklichen Frau mit einem jähen, herzzerreißenden Aufschrei, einem wilden Lachen aus. Held Ramseth aber sagt: „Und es war doch die Wahrheit!“ Damit schließt das Stück.

Ich wiederhole: mir ist das Schauspiel nur als Parodie verständlich. Kein denkender Mensch kann — er mag, welche Schlußfolgerungen er will anstellen — zu der Überzeugung gelangen, daß Ramseths Wahrheitstrieb in diesem konkreten Fall irgend welche moralische Berechtigung gehabt hätte: wie soll man sich da aber erklären, daß der Dichter den Wahrheitsflegel nicht völlig als Schurken zeichnet, daß er immer wieder, ganz besonders auch in den Schlußworten, durchblicken läßt, Ramseth handele aus tiefem, innerem Trieb? Und wie soll man sich erklären, daß Kai Dahl oder Gerhard Hielm, die den Mann völlig durchschauen, ihn — gleichviel ob als Schuft oder als Fanatiker — nicht rechtzeitig vor die Thüre setzen? Wie soll man endlich die Begeisterung der zahlreichen Nebenfiguren für ihren Helden Ramseth verstehen, wenn man sie einigermaßen ernst zu nehmen versucht? Das letztere macht uns nun freilich Heiberg auch im übrigen selbst unmöglich: diese Schwestern der Sittlichkeitsliga, dieser zweiradfahrende Großhändler, der schnapstrinkende Redakteur und der trottelhafte Abgeordnete, sind zwar sehr drollig und närrisch, aber sie sind Karikaturen und nicht wirkliche Typen.

Bei alledem zeugt das Stück von einem bedeutenden Talent, dessen Schwergewicht freilich vorläufig wohl mehr nach der Seite der geschickten Mache, als der dichterischen Vertiefung neigt. Fehlt es den Charakteren an scharfen Umrissen, so fesselt die Entwickelung der Handlung doch im hohen Grade und bis zum Schluß.

Die Aufführung war eine der besten, welche ich in diesem Jahre im deutschen Theater sah. Herr Pohl wußte aus der im Grunde genommen recht unklar gezeichneten Figur des Ramseth das möglichste zu machen. Herr Kadelburg als der frische, lebenslustige Maler Hielm war von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Der Lorbeer des Abends aber gebührt unzweifelhaft Fräulein Agnes Sorma — ihre Anna Hielm war eine bewundernswerte Leistung: wie sie die allmähliche Entwickelung des Wahnsinns aus dem Zustand der Nervosität heraus zur Darstellung brachte, wie sie das hastige, unruhige Wesen, dann die Mattigkeit der Leidenden, dann wieder das Aufflackern der letzten Kräfte und den gewaltigen, inneren Kampf, schließlich das Hervorbrechen des Wahnsinns uns als eine innere Notwendigkeit erscheinen ließ, wie sie den Dichter ergänzte, war wahrhaft genial. Unter allen unseren jungen Berliner Schauspielerinnen zeigt sich Fräulein Sorma immer mehr als die weitaus bedeutendste; es wäre tief zu bedauern, wenn dies selten reiche und vielseitige Talent, wie jüngst verlautete, der Bühne verloren gehen sollte.

Ein liebenswürdiges Geschenk hat uns Adolf Wilbrandt mit seinem „*Unterstaatssekretär*“ gemacht, der dritten Novität des deutschen Theaters. Das Lustspiel ist vielleicht nicht gerade den besten Schöpfungen des Dichters zuzuzählen, es fehlt ihm an Handlung, und die Männlein und Fräulein, welche vor uns hintreten, erscheinen etwas marionettenhaft, aber das Ganze ist doch so anmutig ausgedacht und durchgeführt, daß wir uns gern von ihm über einen Abend hinwegtäuschen lassen. Ein junges, kluges Mädchen, Marianne von Felsing (die wiederum in Fräulein Sorma eine ganz vortreffliche Darstellerin fand), schreibt als Marius politische Artikel, in denen sie die Regierung und ganz besonders den Herrn Unterstaatssekretär lebhaft angreift; der letztere wird durch den lieben Gott Zufall unter fremdem Namen in das Haus ihres Vaters geführt, die beiden Leutchen spielen eine Weile mit einander Blindekuh, bis Fräulein Marianne schließlich den Gänsekiel mit dem Kochlöffel zu vertauschen sich entschließt und anstatt des Ruhms einer oppositionellen Schriftstellerin die Zufriedenheit ihres Herrn Unterstaatssekretärs als erstrebenswertestes Ziel ansieht. Es gehört freilich etwas guter Wille dazu, an die Möglichkeit dieses Herrn Diplomaten, und an die Aufsehen erregenden Artikel von Fräulein Marianne zu glauben — aber warum soll man denn einem so liebenswürdigen Autor gegenüber, wie Wilbrandt ist, nicht auch etwas guten Willen haben.

Dem glänzenden Erfolge, den das Lessingtheater mit Sudermanns „Ehre“ zu verzeichnen hatte, sind zwei *litterarische* Niederlagen gefolgt. „Litterarische“ Niederlagen sage ich, mit ausdrücklicher Betonung des ersten Wortes, denn sowohl „*das Bild des Signorelli*“ wie „*die Hochzeit von Valeni*“ fanden bei dem dankbaren Premierenpublikum des Lessingtheaters — wohlbekannt als eine applausfreudige Schar von Männlein und Fräulein — immerhin noch einen Erfolg, der den Fernerstehenden leicht irreführen kann.

Das „Bild des Signorelli,“ als dessen Verfasser aus der Schale der Pseudonymität im Lauf der Vorstellung ein junger Berliner Jurist, der vielverzweigten Kaufmannsfamilie der Jaffés angehörig, schlüpfte, ähnelt in seiner stofflichen Urwüchsigkeit und seinen etwas rohen Kulisseneffekten der „Hochzeit von Valeni“ in mancher Beziehung, nur steckt in dem erstgenannten Schauspiel immer noch ein gut Teil mehr wahres Talent, als in dem Schauerdrama der Herren Ganghofer und Brociner.

Das „Bild des Signorelli“ führt uns in eine kleine Residenz. Der regierende Fürst ist ein großer Mäeen vor dem Herren und sein Berater in allen Kunstsachen der Professor Walbe, zwar eine Leuchte der Wissenschaft, aber nichtsdestoweniger ein Mann, der ziemlich tief in allerhand kleinen Schwächen steckt und der ehrgeiziger ist, als ihm nnd den Seinigen gut thut. Professor Walde hat einen leichtsinnigen und einen tugendhaften Sohn; der leichtsinnige ist selbst-

Digitized by Google

verständlich Leutnant — dem Theaterbourgeois im Parkett ist der leichtsinnige Bühnenleutnant stets eine sympathische Figur —, während der Tugendbold ein Maler ist, dem aber niemand seine Bilder abkaufen will. Und nun begibt es sich, was wäre natürlicher? daß der liebe Leutnant Schulden macht; der Papa kann sie nicht bezahlen, der Leutnant wendet sich an den bedeutendsten Kunsthändler der Stadt, der ihm schon einmal aus der Patsche geholfen hat. Besagter Kunsthändler, Herr Pfeiffer, hat für schweres Geld auf einer Londoner Auktion ein altes Bild erstanden, das für die bisher als verschollen gegoltene Kreuzabnahme des Luca Signorelli gehalten wird. Pfeiffer ist ein Pfiffikus; er weiß, daß der Landesvater ihm für die alte Leinewand einen sehr hohen Preis bezahlen, daß er ein glänzendes Geschäft machen wird. Aber selbst ein Pfiffikus kann sich täuschen. Die Sache hat nämlich einen Haken: Professor Walde hält das Bild nicht für echt. Pfeiffer tobt, rast, bittet — es hilft ihm nichts. Da kommt ihm ein unglücklicher Zufall zu Hilfe. Der böse Leutnant muß eine Spielschuld von zehntausend Thalern — oder sind es Mark, ich weiß es nicht mehr — bezahlen. In einer erregten Unterredung mit seinem Papa droht er, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen und stürzt in dieser guten Absicht in das Nebenzimmer. Jetzt ist es natürlich die höchste Zeit, daß der Gott aus der Maschine in der Gestalt des Herrn Pfeiffer einschreitet; der ehrenwerte Mann verlangt nach einmal mit seinem falschen Signorelli eine Audienz bei dem alten Walde, der Professor bewilligt sie gerade in der Stunde, in welcher sein Filius nebenan den Revolver ladet, und erklärt abermals unter sorgfältigster Begründung, daß das Bild gefälscht sei. Pfeiffer tobt, wütet, rast und bittet wiederum, zieht aber schließlich seine wohlgefüllte Brieftasche und drückt sie dem Professor etwa mit den Worten in die Hand: „Ich weiß, wie sehr Ihr Herr Sohn dieses Geldes bedarf — nehmen Sie es hin — ich verlange dafür nur, daß Sie keinem Menschen sagen, mein Signorelli sei nicht echt.“ Großer Seelenkampf des alten Herrn, aber der Versucher siegt, Walde will schweigen. In diesem Augenblick hört man hinter der Szene Jubelrufe; das Töchterchen des Professors stürzt in das Zimmer: „Papa, Papa — wir sind geadelt, wir sind jetzt von Walde!“ Herr von Walde fällt in Ohnmacht und der Vorhang fällt auch.

Das ist der an theatralischen Effekten überaus reiche und auch wirklich gut komponierte zweite Akt, der beste des Schauspiels. Die beiden letzten Akte sind wenig dramatisch, ja sie wären ganz uninteressant, wenn sie nicht dem Darsteller des Professors Gelegenheit zur vollen Entfaltung seiner großen künstlerischen Gestaltungskraft gegeben hätten. Der alte Herr nimmt sich die Fälschung der öffentlichen Meinung, zu der er stillschweigend beigetragen hat, nämlich derart zu Herzen, daß er zwischen dem dritten und vierten Akt — ein Zwischenraum von acht Tagen(!) trennt diese beiden Aufzüge — verrückt wird und in einem Wahnsinnsanfall das „Bild des Signorelli“ mit dem Messer zerschlitzt. Der Beifall, der diesem letzten Akt folgte, galt wohl lediglich der wunderbaren, in allen Nüancierungen mit größter Feinheit abgetönten Darstellung des Walde durch einen der hervorragendsten Charakterspieler der deutschen Bühne: Adolf Klein.

Es läßt sich gar nicht leugnen, daß das Jaffé'sche Schauspiel Szenen von größter Bühnenwirksamkeit enthält, die nicht allein ein naives Publikum ergreifen und erschüttern können. Auch die Fabel ist interessant, der Konflikt zwischen Ehrenpflicht und Elternliebe menschlich wahr und zu Herzen gehend. Aber der Verfasser spintisiert noch zu viel auf Kosten des dichterischen Empfindens — er ist zu ängstlich auf den Geschmack der lieben großen Menge bedacht und grübelt zu künstlich und gewaltsam seine Effekte heraus. Ich bin indessen überzeugt, daß Herr Jaffé die Fähigkeit in sich hat, diesem seinen Erstlingswerk bald höher stehende Dichtungen folgen zu lassen, wenn er weniger den scharf wägenden Verstand und mehr das warm fühlende Herz mitsprechen läßt.

Das „Bild des Signorelli“ ist jedenfalls noch immer eine ernst zu nehmende Arbeit, der „Hochzeit von Valeni“ dagegen konnte man, trotz all der aufregenden Ereignisse, die sich bei derselben abspielen, nur mit dem vergnügten Schmunzeln eines animierten Brautführers beiwohnen. Ludwig Ganghofer ist zwar seit Jahren als ein feinfühliger und geistreicher Schriftsteller bekannt, und Marco Brociner hat wenigstens in seinem kürzlich erschienenen Roman „Jonel Fortunat“ (dem der Stoff der Hochzeit von Valeni entnommen) bewiesen, daß auch er ein über die Mittelmäßigkeit hervorragendes Talent besitzt. Die Bühne aber werden sich die geschätzten Herren durch Stücke, in denen man das Gruseln lernen soll, nicht erobern. Auf den Inhalt näher einzugehen, lohnt sich nicht. Gift, Dolch und Zigeunerromantik beherrschen die Fabel, in deren Mitte ein kleines, buckliches Männchen steht, halb Faun und halb Mephisto, ein sogenannter „Niederträchtiger Kerl,“ wie er keinem Kolportageroman fehlen darf, wenn derselbe in Dachkammer und Küche gefallen soll. An Schlagern krassester Art ist kein Mangel: wenn das Stück im Ostendtheater, nahe bei Küstrin, aufgeführt worden wäre, würde die rührige Direktion die einzelnen Aufzüge wahrscheinlich in „Bilder“ verwandelt und diese etwa also benamset haben: erstes Bild: die Zigeunertochter oder Staatsanwalt und Liebe; zweites Bild: das Gift im Glase oder Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; drittes Bild: die Stimme des Volkes oder der ausgegrabene Tote; viertes Bild: vor des Gerichtes Schranken oder alles schlecht, Ende schlecht. Im Ostendtheater würde die Hochzeit von Valeni sicher auch ein dankbares Publikum gefunden haben — im Lessingtheater setzte man sie schleunigst wieder vom Repertoir ab. Die Technik des Stückes beschränkt sich auf vereinzelte, ganz roh herausgearbeitete Situationswirkungen; von den Errungenschaften, die wir im Kampfe wider die Schablonisierung des Dramas der Ausbreitung eines gesunden und naturgemäßen Realismus zu verdanken haben, ist bei diesem Mordsschauspiel nichts — absolut nichts zu merken.

Da das Drama in Rumänien spielt, so hatte

Digitized by Google

die Regie für eine besonders bunte, orientalische Inszenierung Sorge getragen — besonders entzückt der herrliche Gartensalon eines Bojarenschlosses mit der Aussicht auf einen durch Tausende von bunten Lampions erleuchteten Park. In der Darstellung überragte auch an diesem Abend Adolf Klein die übrigen Mitwirkenden bei weitem. Er spielte den oben bereits erwähnten Buckligen, einen bukarester Staatsanwalt — nur in Halbasien kann es solche Käuze geben — und stattete diese Rolle mit einer Fülle bezeichnender Züge aus. Schon seine Maske war von außerordentlicher Eigenart; ein Physiognomiker hätte in diesem wachsgelben, hageren Gesicht mit der intelligenten Stirn und den funkelnden Augen, dem starken, sinnlichen Kinn und dem dünnen, messerscharfen Mund lehrreiches lesen können.

Das Berliner Theater erwarb sich mit den trefflichen Aufführungen des „Gefesselten Prometheus" des Äschylos (in einer sehr geschickten Bearbeitung von Eugen Zabel), des „Königs Ödipus" des Sophokles, endlich der „Szenen aus den Phönizierinnen" den Dank der gebildeten Kreise Berlins. Wie umfangreich diese gebildeten Kreise der Millionenstadt sind, erhellt aus der Thatsache, daß die antiken Dramen es nur auf sehr wenige Wiederholungen bringen konnten. Wir hoffen indessen gerade, Herr Barnay wird sich dadurch nicht abschrecken lassen, nach wie vor auch einmal ohne unmittelbare Wirkung sein Repertoir nach dieser Seite hin zu bereichern — wenn irgend eine der Bühnen der Reichshauptstadt, so ist gerade das Berliner Theater befähigt und berufen, sich sein Publikum zu erziehen. Außerdem brachte das Berliner Theater eine Anzahl Einakter, von denen fünf von dem Verfasser, Emil Granichstädten, unter dem Gesamttitel „Galante Könige" aneinander gereiht gewissermaßen einen historischen Lustspielabend füllten. Alle fünf Stücklein führen kleine, humoristisch angehauchte Liebesepisoden aus dem französischen Hofleben vor und ich gestehe gern zu, in anmutiger, die ritterliche Seite des Liebeswerbens betonender Weise. Fünf solcher Stückchen an einem Abend sind indessen umsomehr zu viel, als die kleinen Lustspiele sich doch einigermaßen ähneln; es konnten sich daher auch nur ihrer zwei auf dem Repertoir behaupten: die zierlichsten und zugleich gehaltreichsten von allen. Das eine von diesen: „Ein Liebeszeichen" behandelt das Verhältnis zwischen Ludwig XIII und seiner Gemahlin, der Königin Anna. Der König lebt anscheinend urteilslos und kalt neben seiner Gattin her, er glaubt ihr mißfallen zu haben, während sie ihn doch heiß und innig liebt. Da läßt ihn eines Abends ein Unwetter Schutz in ihrem Palast suchen; während der formvollen, dann sich allmählich erwärmenden Unterredung zwischen beiden schmilzt die Eisrinde um beider Herzen und als dann eine Spieluhr die bekannte, von dem König einst zu seinem Verlobungsfest komponierte Gavotte erklingen läßt, flutet plötzlich ein Strom innigen Empfindens durch ihre Seelen. Bedeutsamer noch erschien uns das zweite Stück: „Witwe Scarron." Herr Granichstädten führt uns in das Vorzimmer der Marquise Montespan, der Mätresse en titre König Ludwig XIV. Der alternde Monarch verplaudert hier alltäglich ein kurzes Stündchen mit der Erzieherin seiner Kinder, der geistreichen Witwe des Dichters Scarron, und die kluge Frau gewinnt allmählich einen entscheidenden Einfluß auf ihn: man beginnt bei Hofe auf sie zu achten, ja der allmächtige Louvois, dessen Pläne sie durchkreuzt, sucht sie auf, um ihr zu drohen. Da erscheint der König und mit hinreißendem Feuer weiß sie ihn ganz für sich zu entflammen. Granichstädten springt dabei freilich mit der historischen Wahrheit arg um: seine Witwe Scarron wirkt auf den Monarchen kaum als Weib, sie erscheint nur als seine Egeria, als der reine und selbstlose gute Engel Frankreichs, der den König aus den Banden der Mätressenwirtschaft errettet. Aber man versucht gern, ihm zu glauben, zumal wenn die Maintenon mit so vielem Geist und Geschmack dargestellt wird, wie dies durch Fräulein Ruscha Butze geschah — diese treffliche Künstlerin die Lafontainesche Fabel l'éducation deklamieren zu hören, mit welcher sie in dem König den Herrscher wachruft, war ein wirklicher, ein großer Genuß.

Einen durchschlagenderen Erfolg, als mit diesen niedlichen Kleinigkeiten, erzielte das Berliner Theater mit dem originellen „Hexenfang." Das phantastische Lustspiel, wie Hans von Hopfen seine Dichtung nennt, ist ein wunderliches Ding voll Humor und toller Schalkheit und doch auch wieder voll sittlicher Wärme — es führt uns den Gegensatz eines schlichten, ich möchte sagen, bürgerlichen Liebesglücks und eines kurzen Wonnerausches, eines berückenden Liebestaumels greifbar vor Augen.

Herr Albertus ist ein mittelalterlicher Magier, eine Art Faust, der alle Kräfte der Natur sich dienstbar gemacht hat. Sein Sinnen und Trachten geht nur nach dem Übernatürlichen, nach dem Übersinnlichen, auch in der Liebe. Die Neigung des schlichten Bürgermädchens, das zu ihm in das Arbeitsgemach tritt, um ein heilkräftiges Tränklein für die Mutter zu erbitten, weist er schroff zurück, in der Esse seines Kamins hat er ein kunstvolles Drahtnetz hergerichtet, um sich damit eine Hexe, die heute wohl am Walpurgistag zum Blocksberg fährt, einzufangen. Und wirklich, es raschelt schon in den Maschen — kurz nacheinander fängt sich nicht nur eine, sondern zwei Hexen: die eine blond und schlank, naiv, ein Nönnlein aus dem Kloster, die andere dunkeläugig und schwarzhaarig, eine üppige, übersättigte Person, beide jung, schön und verführerisch. Der Meister jubiliert, er kost und scherzt mit den beiden Hexlein, bald aber wird der tollen Gesellschaft die Arbeitsstube zu eng, sie fahren alle drei zum Rauchfang hinaus, um sich die schöne Welt von oben anzuschauen. Die Szene verdüstert sich — hoch über den Dächern sehen wir Albertus mit seinen Genossinnen kreischend und jauchzend hinweghuschen, unten öffnet sich der Hintergrund der Bühne: Maria, die tugendhafte Bürgermaid, liegt auf ihrem einfachen Bett, sie betet für ihre kranke Mutter, betet für das Seelenheil des geliebten Meisters. Dann sind wir wieder in des Zauberers Gemach: er kehrt auf dem gleichen Wege, den er gekommen, heim, mit ihm seine Hexen; er selbst schon miß-

mutig und enttäuscht, die beiden Unholdinnen zänkisch und eifersüchtig. Und nun graut der Morgen und beim ersten Sonnenstrahl, der in das Zimmer fällt, verwandeln sich die gefährlichen Schönen in alte, scheußliche Megären, die aufeinander und auf den armen Albertus losfahren, sich um die Herrschaft im Hause streiten, kurz sich so unleidlich als nur möglich machen. Ob ihres wüsten Tobens versammelt sich bereits das Volk auf der Straße — da kommt Maria, bannt mit Gebet und Weihwasser die Hexen und erringt sich des Meisters Herz. Er hat erkannt, daß in wahrer, menschlich schöner Liebe ein volles, ein dauerndes Glück liegt.

Der „Hexenfang" ist ein toller Spuk, in dem bisweilen die kecke Sinnlichkeit bis hart an die Grenze des Erlaubten geht — aber der phantastische Spuk ist so amüsant, so frisch und lebendig, die Hopfenschen Verse klingen so voll und kraftreich, die einzelnen Wendungen sind so originell, daß man sich vom ersten Augenblick an gefesselt fühlt und, so seltsam es klingt, selbst das Unmöglichste für möglich, das Keckste für harmlos hält. Viel zu dem bedeutenden Erfolg des Stückes trug freilich auch die vortreffliche Darstellung bei. Fräulein Gisela Schneider als blondes Hexlein war geradezu verführerisch und Fräulein Nuscha Butze als dunkle Unholdin von einer Frische und einer Lebendigkeit, einem ungesuchten Humor, der unwiderstehlich wirkte. —

Vielleicht erwarten Sie von mir noch ein Wort über das Königliche Schauspielhaus. Ich bin leider nur in der Lage, zu berichten, daß man in Berlin nicht mehr von ihm spricht — abgesehen von dem hübsch inszenierten Sturm — mehr zu sagen, verbietet mir mein tiefer Respekt vor dem altberühmten Institut.



Zu unsern Bildern.

Der neue Reichskanzler, Generalleutnant Georg Leo v. Caprivi, wurde am 24. Februar 1831 als Sohn des Obertribunalrates von Caprivi in Berlin geboren. Er besuchte das Werdersche Gymnasium und begann seine militärische Laufbahn am 1. April 1849 als Avantageur im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment. 1850 Leutnant geworden, wurde er 1861 zum Hauptmann befördert und in den Generalstab versetzt. Als Major im Großen Generalstabe machte er im Stabe der ersten Armee den Feldzug in Böhmen mit, wurde nach dem Frieden zum Generalstabe des Gardekorps versetzt und fungierte, 1870 Oberstleutnant geworden, als Chef des Generalstabes des X. Armeekorps. Als solcher ermöglichte er durch seine Rekognoszierung im Moselthal am 16. August 1870 die Teilnahme des X. Armeekorps an der Schlacht von Bionville. Im Jahre 1872 trat er als Oberst in das Kriegsministerium ein, avancierte 1877 zum Generalmajor und übernahm als solcher das Kommando einer Brigade in Stettin, die er 1881 mit einer Garde-Infanteriebrigade in Berlin vertauschte. Ein Jahr später wurde er unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 30. Division in Metz ernannt. An Stelle des Generals von Stosch wurde General von Caprivi im März 1883 Chef der Admira-

lität, als welcher er das Torpedowesen reorganisierte und das Hauptgewicht auf eine möglichst große Beweglichkeit der Flotte legte. Bald nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II, auf seinen Wunsch von dieser Stellung entbunden, wurde ihm nach kurzer Dispositionsstellung das Kommando des X. Armeekorps übertragen, welches General von Caprivi bis zum Tage seiner Ernennung zum Reichskanzler, bis zum 20. März d. J., verwaltet hat. Der neue Reichskanzler ist unvermählt.

Unsere weiteren Kunstbeilagen von Philipp Franck, James Marshall, P. Tübbecke, W. Kuhnert und C. Aug. Geiger bedürfen keiner erläuternden Worte. Nur auf die Federzeichnung von Adolf Menzel, die dem nur in dreißig Exemplaren gedruckten Jugendwerke des Künstlers, „Die Armee Friedrichs des Großen," entstammt, auf die Porträtgruppe von Nikolaus Geiger und das „Schwarzkunst"-Blatt von Paul Konewka möchten wir noch hinweisen. Wir beginnen damit eine Serie von Veröffentlichungen aus den Ateliers lebender und toter Meister, die unsern Lesern hoffentlich ein besonderes Interesse abgewinnen wird.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Ebner-Eschenbach, Marie von. — Unsühnbar. Erzählung. Gebr. Paetel, Berlin.
Frankreichs, Die Befestigungen. Friedrich Luckhardt, Berlin.
Fulda, Ludwig. — Gedichte. F. Fontane, Berlin.
Güßfeldt, Paul. — Die Erziehung der deutschen Jugend. Gebr. Paetel, Berlin.
Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustriert. Lfgn. 4–7. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.
Hart, Julius. — Homo sum! Ein neues Gedichtbuch. Baumert & Ronge, Großenhain und Leipzig.
Hildebrandt, Fr. Wilh. — Joab. Trauerspiel. Creutzsche Verlagshdlg., Magdeburg.
Kennan, George. — Sibirien. Deutsch von E. Kirchner. Siegfried Cronbach, Berlin.
Kunz, Hermann. — Der polnisch-russische Krieg von 1831. Friedrich Luckhardt, Berlin.
Lancken, B. von der. — Erlöst. Roman. Herm. Weißbach, Weimar.
Schmid, Dr. Anton. — Die deutsche Litteratur in der Klemme. Herm. Weißbach, Weimar.
Signor Saltarino. — Hoplah! Zwei Geschichten aus dem Cirkusleben. Herm. Weißbach, Weimar.
Sommee, Febar. — Auf der Wanderschaft. Theodor Thiele, Berlin.
Sturm, H. — Das Versprechen. Novelle. Herm. Weißbach, Weimar.
Szczepanski, Paul von. — Eigene Geschichten. Novellen. Carl Reißner, Leipzig.
Bulz, Berthold. — Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Abteil. 1. Otto Spamer, Leipzig.
Weitbrecht, Carl. — Sonnenwende. Neue Dichtungen. Adolf Bonz & Ko., Stuttgart.

*) Besprechung vorbehalten.



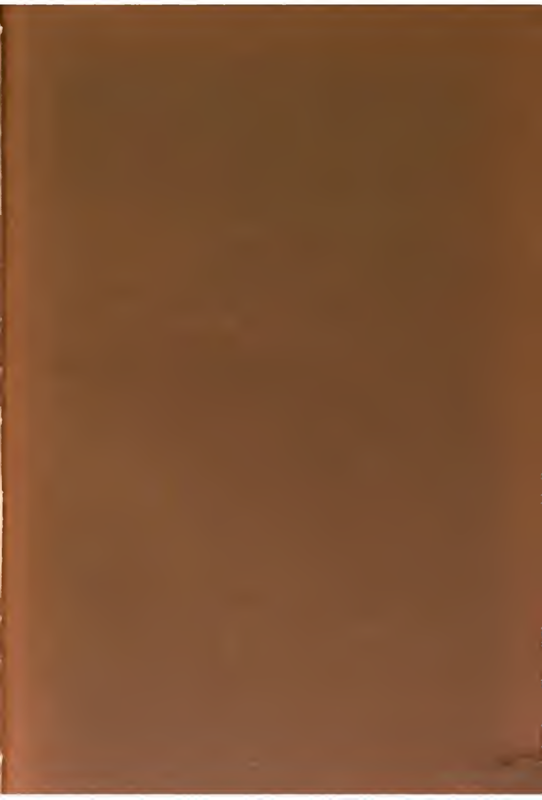
Aus der Reisemappe. Von Paul Konewka.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.






YD 26450

